This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

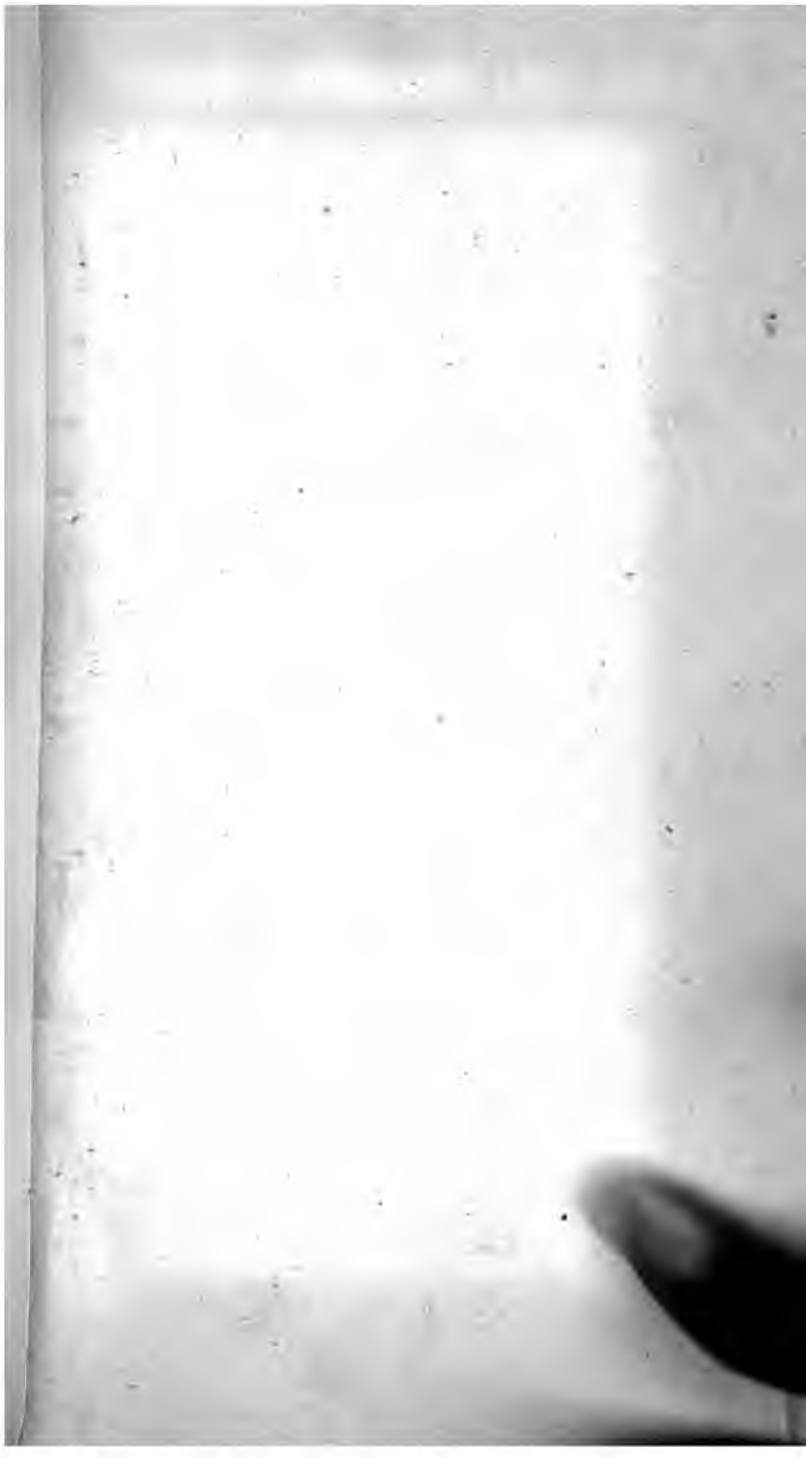
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Dritter Theil.

Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin,
verlegts August Mylius.
1774.

Vorrede.

Meine Leser können es schon zum voraus sehen, daß ich hier von mir selbst reden werde. Hier, in der Freystätte einer Vorrede, kann der Schriftsteller mit einem guten Anstande sagen, wie viel er bereits gethan habe, und noch künftig zu thun im Stande sey: er behält hier gegen seine Tadler allemal und in allen Stücken Recht; und überhaupt macht er an diesem Orte seine Leser auf eine geschickte Art mit sich selbst bekannt: alles nur in der unschuldigen Absicht, damit sie ihm und seinen Schriften desto mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich glaube unterdessen eine besondere Verbindlichkeit zu dieser Vorrede eingegangen zu haben; so ungerne ich auch sonst mich selbst, zumal vor einem Werke, in welchem große Männer aufgestellt werden, zeige.

Ungerne — das ist wohl nicht aufrichtig gesprochen, sagt man, da Sie sich sogar mitten in das Leben berühmter Männer eingeführet haben, und ihnen zur Seite getreten sind. Ich gestehe es, dieser Vorwurf war mir unerwartet, und vielleicht wird es meine Antwort noch mehr seyn, daß ich diesen Schritt aus Bescheidenheit gethan habe. Doch es ist nützlicher, daß diese Frage in eine allgemeine verwandelt werde. Ist es einem Biographen niemals erlaubt, in

Daniel Berger sculpsit Berolini

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Dritter Theil.

Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin,
verlegts August Mylius.
1774.

CT152
S42
v.3-4
Lockheed
Stacks

Vorrede.

Meine Leſer können es ſchon zum voraus ſehen, daß ich hier von mir ſelbſt reden werde. Hier, in der Freyſtätte einer Vorrede, kann der Schriftſteller mit einem guten Anſtande ſagen, wie viel er bereits gethan habe, und noch künftig zu thun im Stande ſey: er behält hier gegen ſeine Tadler allemal und in allen Stücken Recht; und überhaupt macht er an dieſem Orte ſeine Leſer auf eine geſchickte Art mit ſich ſelbſt bekannt: alles nur in der unſchuldigen Abſicht, damit ſie ihm und ſeinen Schriften deſto mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ich glaube unterdeſſen eine beſondere Verbindlichkeit zu dieſer Vorrede eingegangen zu haben; ſo ungerne ich auch ſonſt mich ſelbſt, zumal vor einem Werke, in welchem große Männer aufgeſtellt werden, zeige.

Ungerne — das iſt wohl nicht aufrichtig geſprochen, ſagt man, da Sie ſich ſogar mitten in das Leben berühmter Männer eingeführet haben, und ihnen zur Seite getreten ſind. Ich geſtehe es, dieſer Vorwurf war mir unerwartet, und vielleicht wird es meine Antwort noch mehr ſeyn, daß ich dieſen Schritt aus Beſcheidenheit gethan habe. Doch es iſt nützlicher, daß dieſe Frage in eine allgemeine verwandelt werde. Iſt es einem Biographen niemals erlaubt, in

ſeinen Lebensbeſchreibungen von ſich ſelbſt zu ſprechen? Oder darf er es nur nicht auf eine unſchickliche Art thun? nicht zugleich es merken laſſen, daß er für ſeine eigene Perſon eingenommen ſey? Iſt ihm dieſer Einfall überhaupt eben ſo wenig zu verzeihen, als man es dem Schauſpieler vergiebt, wenn er, an Statt die Rolle eines Königs zu ſpielen, ſich ſelbſt ſehen läßt, und dadurch den Zuſchauer entweder zum Lachen oder zur Verachtung gegen ſich nöthiget?

Wenn man hier auf nichts weiter ſehen will, als auf den Uebelſtand, den die Zuſammenſetzung eines großen Mannes mit einem Schriftſteller, der auf keine Weiſe mit ihm verglichen werden kann, verurſacht; und wenn man es als ausgemacht annimmt, daß ſich dieſer zu einer ſolchen Geſellſchaft in keiner andern Abſicht dränge, als um bey Gelegenheit ſeiner Lebensbeſchreibung auch etwas Ruhm zu erhaſchen, oder wohl gar Umſtände ſeines Lebens mit einzuflechten; ſo iſt das Urtheil leicht ausgeſprochen: er begeht einen großen Fehler, einen deſto größern, je weniger man es an Schriftſtellern vertragen kann, daß ihnen ihre Perſon wichtiger ſey, als die Materie, von welcher ſie uns unterhalten wollen. Derjenige, welcher lehrt, widerlegt, die Geſchichte ſeiner Zeit erzählt, an derſelben einigen Antheil gehabt hat, der ſich endlich wider gewiſſe Beſchuldigungen ausführlich zu vertheidigen ſucht; ein ſolcher Schriftſteller hat nicht nur die Erlaubniß, uns nach Gutbefinden ſeine

Den-

Vorschrift für alle Arten ausführlicher Geschichtbücher seyn?

Sie war allerdings zu einer Zeit, da man erst anfing, die Quellen der Geschichte, welche so viele Jahrhunderte hindurch gleichsam vertrocknet waren, aufs neue von allen Seiten fließen zu lassen; da die Ausgaben von Urkunden, historische Sammlungen und Untersuchungen noch unter die Seltenheiten gehörten; da man sich sogar über den Werth und Gebrauch der bereits vorhandenen Nachrichten noch nicht ganz vereinigt hatte. Das ist aber offenbar diejenige Zeit nicht, in der wir leben. Der Stoff zur Geschichte liegt jetzt meistentheils schon zubereitet vor uns; fast alle Umstände der Begebenheiten sind gesammlet; die Zeugen derselben hat man neben einander gestellt und abgehöret, auch alle andere Beweise und Erläuterung unermüdet ans Licht gezogen. Es fehlt mehr daran, daß alles dieses gebraucht und nach der Würde der Geschichte bearbeitet werde, als daß man immer wiederhole, es sey bereits in unsern Händen. Viele tausend Erzählungen sind nunmehro über alle Zweifel hinausgesetzt. Wer kann also verlangen, daß die Geschichtschreiber noch ferner sie so oft beweisen sollen, als sie dieselben vortragen? Ganz ohne Berufung auf Zeugen sollen sie freylich niemals schreiben; sie müßten denn die Geschichte ihrer Zeit, in der sie auch vor andern handelnden Personen hervorgeragt hätten, erzählen. Aber eine solche allgemeine

Anzeige der Quellen, aus welchen ſie geſchöpft haben, ſcheint jetzt in den meiſten Fällen hinlänglich zu ſeyn. Soll ihre Geſchichte von den Gelehrten beurtheilet werden? Dieſe müſſen nahe an den Quellen wohnen, und ſind daher auch alsdenn im Stande, die Richtigkeit der Nachrichten zu prüfen, wenn ihnen nicht bey jeder Zeile geſagt wird, in wie vielen andern Stellen ſie bereits vorkommen. Für andere Leſer hingegen iſt auch die ſorgfältigſte Anführung von Schriftſtellern nicht allein unangenehm, ſondern auch unbrauchbar — ich nehme diejenigen aus, welche aus einem ſolchen Walde von Citatis dermaleinſt wiederum citiren wollen. Daß ich die Mühe ſolcher umſtändlicher Anführungen nicht überhaupt vor verächtlich und unnütz erkläre, hat man bereits geſehen. In unſern Zeiten iſt es mehr als jemals nöthig, dieſe ſtrengere Methode noch einigermaßen aufrecht zu erhalten, damit ſie der überhandnehmenden Gewohnheit, mit Vorbeygehung der eigentlichen hiſtoriſchen Quellen, die Geſchichte aus großen und kleinen Syſtemen der Neuern zu ziehen, und ihre Verſchönerungen, Einfälle und Urtheile vor die Begebenheiten ſelbſt auszugeben, damit ſie dieſem ſchädlichen Mißbrauche Einhalt thun, ihn nachdrücklich beſchämen könne. Sie iſt auch bey gewiſſen Gelegenheiten faſt unentbehrlich: in ausführlichen Werken von der möglichſten Vollſtändigkeit, welche einen critiſchen Sammelplatz für die Geſchichte ausmachen können; bey der Ausgabe

hiſto-

hiſtoriſcher Arbeiten ſolcher Schriftſteller, die man öfters weit von ihren Quellen in der Irre angetroffen hat; außerdem bey Materien aus der Geſchichte, die noch wenig aufgeklärt worden ſind, und vornehmlich bey demjenigen, über deren Vorſtellung die Kenner ſelbſt noch ſtreiten.

Es iſt vom Anfange dieſes Werks her mein Vorſatz geweſen, in dem letztern der angeführten Fälle, eine gleiche Genauigkeit in Anſehung der gebrauchten Schriftſteller zu beobachten: und vielleicht ſieht man künftig mehrere Beyſpiele davon, als die bisherigen Lebensbeſchreibungen veranlaßt haben. Ueberall meine Zeugen herbey zu führen, forderte die Abſicht dieſes Werks nicht; ſie wären ſogar demſelben beſchwerlich geworden. Sobald ich mich ihrer bedienen wollte, mußten ſie entweder auf allen Seiten, oder gar nicht erſcheinen; ſie mußten gegen einander gehalten, ihre Widerſprüche, aber auch die Urſachen angemerkt werden, woraus dieſelben entſtanden ſeyn mögen, und warum einer unter ihnen mehr Glauben verdiene als der andere. Dieſe und andere ähnliche Erörterungen gehörten ſo wenig in den Entwurf meiner Biographie, daß ich mich vielmehr an der allgemeinen Anzeige und Beurtheilung der Quellen dieſer Geſchichte begnügen mußte. Und wenn nur die hiſtoriſche Richtigkeit dieſes Buchs keine zu merklichen Flecken hat: ſo reuet es mich nicht, ihm dieſe Einrichtung gegeben zu haben. Ueber meine Urtheile von großen Männern mag man immerhin mit

mir

mir uneinig seyn: hierinne ist nicht leicht eine völlige Uebereinstimmung zu hoffen. Aber wenn man mich beschuldigt, daß ich die Zeugen der Geschichte nicht genugsam gehöret, die darüber bereits angestellten Untersuchungen nicht genützt, der Wahrheit nicht getreu geblieben bin, oder sie nicht zum vortheilhaftesten abgebildet habe: alsdenn erst bin ich durchaus genöthiget, alles zu beantworten, und ich darf mich der Arbeit nicht entziehen, alle Schriftsteller, die man mir entgegen setzt, oder entgegen setzen könnte, gelassen zu befragen und zu prüfen.

Es ist aus eben dieser ehrerbietigen Achtung gegen die Wahrheit und gegen alle Mittel sie zu finden oder zu zeigen geschehen, daß ich seit einiger Zeit auf diejenigen Schilderungen, mit welchen man gemeiniglich Lebensbeschreibungen berühmter Männer beschließt, einen Verdacht geworfen habe, ob sie auch diese Stelle verdienen, oder nicht vielmehr gewaltsamer Weise von derselben Besitz genommen haben? Ich weiß wohl, daß die meisten Schriftsteller, welche sie anbringen, hier hauptsächlich ihre Kunst zeigen und glänzen wollen; daß manche Leser sie hier gleichsam erwarten, um zu sehen, wie geschickt sie sind, ein recht treffendes Gemählde im Kleinen zu verfertigen. Allein es scheinet damit fast eben so zu gehen, als mit dem Geschmacke derer, die, weil sie keine Kenner der Mahlerey sind, an den Bildnissen nur die Aehnlichkeit und die lebhaften Farben bewundern, wenn ihnen gleich

der

der Künſtler die ſchlechteſte Stellung gegeben hat.

Eine beſondere Lebensbeſchreibung eines Helden oder eines andern Ruhmvollen Mannes wird eben in der Abſicht aufgeſetzt, um das Unterſcheidende und Eigenthümliche deſſelben ſo kenntlich zu machen, als es nur die Nachrichten erlauben, die man von ihm finden kann. Je weiter er im Denken, Handeln, Reden oder Schreiben fortrückt, deſto deutlicher bildet ſich ſein Charakter aus: man läßt ihn ſterben, und nunmehro liegt er ganz vor uns, ſo ſtark gezeichnet, daß wir ihn unter allen andern berühmten Männern nicht verlieren werden. Wäre es aber durchaus nothwendig, noch am Ende ſeiner Lebensbeſchreibung eine vollſtändige Abbildung von ihm zu entwerfen, was würde man von jener urtheilen müſſen? Vielleicht eben dasjenige, was einem Gemählde gebühret, über welches man ſchreiben muß, was es vorſtelle. Daher wiſſen auch die Biographen des Alterthums nichts von den abgeſondert ſtehenden Charakteren, welche die neuern Franzöſiſchen Schriftſteller, nach einem feyerlichen *Ainſi mourut*, oder etwas dergleichen, zur Ehre ihres Witzes zu zeigen pflegen. Jene unſere alten Führer, lehren uns darum die großen Männer nicht weniger vollſtändig und richtig nach ihrem Geiſte und Herzen kennen, indem ſie ihnen entweder durch ihr ganzes Leben bey allen merkwürdigen Auftritten nachgehen, oder auch wohl die Züge ihres ſittlichen

Bil-

Bildes einzel faſſen, um ſie durch Beyſpiele zu erleuchten. Man ſehe unter andern das herrliche Leben des Agricola vom Tacitus an. Agricola iſt todt; aber der Geſchichtſchreiber hat auch nicht bis dahin gewartet, um uns mit ihm genau bekannt zu machen. Vielleicht, ſagt er, iſt die Nachwelt noch begierig, die äußerliche Geſtalt des großen Mannes zu ſehen: er braucht nur wenige Worte, dieſes Verlangen zu befriedigen. Noch preiſet er ihn glücklich, durch ſeinen Tod traurigern Zeiten entgangen zu ſeyn. Dieſes giebt zu einer rührenden Vergleichung Gelegenheit: der perſönliche Antheil, den Tacitus an ſeinem Verluſte nahm, kommt hinzu, und ein kurzes Lob, voll großen Ausdrucks, verſpricht dem Agricola die Bewunderung aller Zeiten.

Wir, die wir da zu charakteriſiren anfangen, wo die Alten aufzuhören gewohnt waren, ſetzen uns dadurch nicht allein dem Vorwurfe aus, etwas Uebelflüßiges zu unternehmen; wir vermeiden dabey auch ſelten die Gefahr, auf falſche Abwege zu gerathen. Alles, was man in dem Leben eines Verdienſtvollen Mannes zu ſuchen hat, iſt geſagt: und gleichwohl ſoll ſein Bild noch beſonders abgezeichnet werden. Daraus entſteht die Bemühung, ſeinen Helden auf die feinſte Art zu loben, dem Leſer noch viel Unerwartetes zu melden, ihn in Erſtaunen zu ſetzen, ein Original, dem in der Geſchichte nichts gleicht, zu verfertigen. Es gelingt uns: nach und nach ſteigt ein ſogenannter

nannter Charakter empor; aber er gehört dem Schriftſteller zu, nicht demjenigen, deſſen Leben er beſchrieben hat. An ſtatt bloß den hiſtoriſchen Beweiſen oder Spuren zu folgen, hat ſein Witz und ſeine Beredtſamkeit noch vieles dazu erfunden; dieſes neue Bild fällt gleichſam vom Himmel, und die Leſer der Lebensbeſchreibung kennen es nicht.

Unterdeſſen darf doch nicht geleugnet werden, daß es Fälle gebe, da auch noch am Ende einer Lebensbeſchreibung ſolche beſondere Schilderungen nützlich angebracht werden können; da man ſie ſogar vermiſſen würde. Man hat in dem Leben ſelbſt für manche Züge keine ſchickliche Stelle gefunden. Andere ſind nicht deutlich oder richtig genug, wenn ſie nicht mit mehrern an Einem Orte geſammlet werden. Die Länge und die Verwickelung einer Lebensbeſchreibung können es ebenfalls anrathen, daß das allgemeine Bild aus derſelben herausgezogen, und beſonders aufgeſtellt werde. Aber wenn es nun einmal mitgetheilt wird, ohne daß es der Leſer eben erwartet hat: ſo wollen wir es wenigſtens mit aller Schärfe und mißtrauiſch gegen das Leben ſelbſt halten, um nicht den wahren Begriff, den wir uns bereits aus der Geſchichte gemacht hatten, durch Kunſt wieder zu verlieren.

Doch ſo lange ſchon bleibe ich in der Vorrede ſtehen, an Statt daß ich meine Leſer zur Geſchichte ſelbſt führen ſollte. Ich thue dieſes ſogleich, indem ich verſchiedene Anmerkungen, die

die ich noch als Erläuterungen über die erstern Theile, und über meine Arbeit überhaupt, beyzufügen im Begriff war, der Vorrede des folgenden Theils, der noch in diesem Jahre erscheinen soll, überlasse. Nur dieses einzige bitte ich noch meine Leser zu glauben, daß ich die Schwierigkeiten immer mehr empfinde, welche mit Lebensbeschreibungen aus der neuern und insonderheit aus der Deutschen Geschichte verbunden sind: und daß die Bequemlichkeit, vortreffliche Lebensbeschreibungen in dem Alterthum zu finden, die mit weniger Veränderung gebraucht werden können, meine Wahl keineswegs auf die alte Geschichte geleitet hat. Sie ist bisher fast blos durch eine gewisse Neigung gegen diejenigen, welche ich beschrieben habe, regiert worden, und wird künftig noch mehr den Geschmack und das Verlangen meine Leser zu Rathe ziehen, die ich deutlicher zu erfahren wünsche. Wittenberg, am ersten May des Jahrs 1770.

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Auch die neue Ausgabe dieſes Theils heißt verbeſſert und vermehrt: worinne ſie es ſey, will ich hier kurz anzeigen. Hin und wieder hat die Sprachrichtigkeit etwas gewonnen; Gallicismen ſind über den Rhein zurück gejagt, und einige zu lange Perioden ſind getheilt worden. Die Erzählung überhaupt, und manche Unterſuchungen, die in dieſelbe eingeſtreuet ſind, merklich abzukürzen, bloß damit das Leſen derſelben weniger aufhalte; dazu habe ich noch immer nicht mehrern Grund gefunden, als da ich die Vorrede zum vierten Theile ſchrieb. Ein éloge, ein caractère ein eſprit, eine anecdote, und wie die flüchtigen Geſchöpfe weiter heißen, mögen allerdings ſchimmernd vorbey flattern und rauſchen. Sie ſind einmal dazu beſtimmt, meiſtentheils entweder zu viel, oder zu wenig, bisweilen auch nichts zu ſagen. Soll man aber einen großen und berühmten Mann ganz kennen lernen, ſo muß man ihn gewiß ſtudieren: und es iſt keine Schande für den Biographen, wenn man es ſeiner Lebensbeſchreibung anmerkt, daß er es gethan habe; kein Unglück für den Leſer, wenn er Zeit und Nachdenken braucht, um ſie durchzugehen. Was den Inhalt dieſes Theils betrifft: ſo iſt verſchiedenes beſtimmter und genauer vorgetragen worden. Eigentliche

seinen Lebensbeschreibungen von sich selbst zu sprechen? Oder darf er es nur nicht auf eine unschickliche Art thun? nicht zugleich es merken lassen, daß er für seine eigene Person eingenommen sey? Ist ihm dieser Einfall überhaupt eben so wenig zu verzeihen, als man es dem Schauspieler vergiebt, wenn er, an Statt die Rolle eines Königs zu spielen, sich selbst sehen läßt, und dadurch den Zuschauer entweder zum Lachen oder zur Verachtung gegen sich nöthiget?

Wenn man hier auf nichts weiter sehen will, als auf den Uebelstand, den die Zusammensetzung eines großen Mannes mit einem Schriftsteller, der auf keine Weise mit ihm verglichen werden kann, verursacht; und wenn man es als ausgemacht annimmt, daß sich dieser zu einer solchen Gesellschaft in keiner andern Absicht dränge, als um bey Gelegenheit seiner Lebensbeschreibung auch etwas Ruhm zu erhaschen, oder wohl gar Umstände seines Lebens mit einzuflechten; so ist das Urtheil leicht ausgesprochen: er begeht einen großen Fehler, einen desto größern, je weniger man es an Schriftstellern vertragen kann, daß ihnen ihre Person wichtiger sey, als die Materie, von welcher sie uns unterhalten wollen. Derjenige, welcher lehrt, widerlegt, die Geschichte seiner Zeit erzählt, an derselben einigen Antheil gehabt hat, der sich endlich wider gewisse Beschuldigungen ausführlich zu vertheidigen sucht; ein solcher Schriftsteller hat nicht nur die Erlaubniß, uns nach Gutbefinden seine

Den-

Denkungsart und sein Leben vorzustellen: er muß es sogar thun, wenn er uns in den Stand setzen will, seine Fähigkeiten und Absichten richtig zu beurtheilen. Schildert er hingegen einen Helden einen großen Geist ab, und zeichnet sich selbst in Pygmäen-Gestalt neben demselben hin: so scheinet es, er suche die Welt durch diesen seltsamen Contrast auf seine eigene Kosten zu belustigen.

Aber heißt denn dieses allemal sich mit demjenigen, dessen Leben man beschreibt, in Vergleichung setzen, und zugleich mit ihm glänzen wollen, wenn man zuweilen hinter ihm hervorblickt um in dieser Stellung etwas zu sagen, was entweder zu seiner Geschichte gehört, oder durch dieselbe ungezwungen veranlaßt wird? Es heißt oft weiter nichts als dieses: So denke ich über diese Handlung, Rede oder Schrift; nach solchen Grundsätzen, glaube ich, müssen sie gerichtet werden. In der That sagt dieses ein jeder critischer Biograph; wenn er seine Urtheile nicht durchaus zu allgemeinen vorschreiben will, so haben sie nur die minder stolze Bedeutung, daß dieses, nach seiner Einsicht, der wahre Werth der Sache sey. Drückt er nun dieses auch völlig durch das theure Ich aus, das schon unter seinen Urtheilen verborgen liegt: so geht weiter keine andere Veränderung vor, als daß der Leser erinnert wird, er höre nur Einen Mann urtheilen, und dürfe sich durch die Zuversicht, mit welcher er solches thut, nicht hinreißen lassen.

Sie hatte dieſen Entſchluß acht Jahre hindurch überlegt, und ſeitdem ſie denſelben im Jahr 1651 bekannt gemacht hatte, war ſie niemals wieder davon abgewichen. Wenigſtens iſt er alſo nicht die Frucht einer leichtſinnigen Unbeſtändigkeit geweſen, die ihrem Geſchlechte ſo oft vorgeworfen wird. Höret man ſie ſelbſt die Urſachen deſſelben angeben, ſo waren es noch immer, wie in dem gedachten Jahre, die Bemühungen für die Ruhe und das Wohl ihres Reichs, welches, wie ſie ſagte, leicht geſtört werden könnte, wenn erſt nach ihrem Tode ihr beſtimmter Nachfolger den Thron beſteigen ſollte. Dieſe Furcht ſcheint eben nicht ſehr wahrſcheinlich geweſen zu ſeyn, da der Prinz von Schweden ſo feyerlich zum Erben des Reichs war erkläret worden. Und wenn dieſer Bewegungsgrund für die Königinn allein entſcheidend war, ſo hätte die Liebe zu ihren Unterthanen auch ſtark genug ſeyn müſſen, um durch ihre Vermählung mit dem Prinzen allen ſolchen Beſorgniſſen vorzubeugen. In ihren ſpätern Jahren gab ſie noch außerdem vor, daß die Neigung zur Römiſchcatholiſchen Religion ſie vorzüglich dazu angetrieben habe, der Regierung zu entſagen. Allein dieſes hat noch weniger Wahrſcheinlichkeit für ſich, wie man in der Folge deutlich ſehen wird; wenn gleich ihr Uebertritt zu jener Religion mit zu dem Entwurfe gehörte, den ſie ſich ausgedacht hatte. Die Menſchen glauben ſich keineswegs der Falſchheit ſchuldig zu machen, wenn ſie gewiſſe ihrer Nebenbetrachtungen, die ihrem Verſtande oder Herzen zur Ehre gereichen können, öffentlich an die Stelle ihrer Hauptabſicht ſetzen.

Ruhmbegierde und Ehrgeiz gehörten ſo ſehr unter die herrſchenden Leidenſchaften der Königinn Chriſtina, daß ein Mann von vielem Verſtande ſie auch vor die vornehmſten Quellen des Vorſatzes, von welchem

hier

hier die Rede iſt, gehalten hat. Beyde, ſagt er, wurden durch die Staatsverfaſſung von Schweden und durch die Erſchöpfung der Schätze dieſes Reichs eingeſchränkt; da ſie hingegen außerhalb demſelben ſich freyer ausbreiten konnten: und würklich hat man aus einigen großen Ausſichten und Unternehmungen der Königinn geſehen, warum ſie ſich ihrer Hoheit begeben hat, nemlich um durch die Stärke ihres Geiſtes eine noch anſehnlichere zu erlangen. Sie hoffte, ſich dem Römiſchen Könige Ferdinand dem Vierten zu vermählen, ihm den Beſitz der Herzogthümer Bremen und Verden zu verſchaffen, und dereinſt ſowohl ihn als das deutſche Reich zu regieren. Allein der Tod dieſes Herrn im Jahre 1654 zernichtete ihr ganzes Vorhaben. - Mann kann hierauf antworten, es ſey noch nicht anders, als durch Muthmaßungen bewieſen worden, daß ſie dieſes Vorhaben würklich gefaßt hat: und noch dazu durch ſchwache Muthmaßungen, die aus dem Anſehen des Spaniſchen Geſandten bey der Königinn, und aus dem Aufenthalte eines kayſerlichen Kriegsbedienten an ihrem Hofe entſtanden, von jeder andern Seite aber unwahrſcheinlich werden. Ein Thron, wie ehemals der Schwediſche war, konnte gewiß einen mehr als gemeinen Ehrgeiz befriedigen; zumal da Chriſtina keine Kriege und Eroberungen zum Unterhalte für den ihrigen verlangte. Unterdeſſen iſt es immer glaublich, daß die Hofnung, von der Welt wegen eines ſo unerwarteten Entſchluſſes bewundert zu werden, ſie in demſelben ungemein geſtärkt habe.

Allein die Neigung zu einem ganz ungebundenen Leben, in welchem ſie ſich den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten, jeder Art von Geſchäfften oder Ergötzlichkeiten bloß nach ihrer Wahl ergeben könnte; und der daraus entſprungene Ueberdruß an den Sorgen und Arbeiten der Regierung, davon die meiſten für

einen so lebhaften Geist zu trocken waren, alle aber ihr die Freyheit benahmen, von ihrer Zeit nach eigenem Gefallen einen Gebrauch zu machen; beydes hat allem Ansehen nach zuerst der Königinn den Vorsatz eingegeben, sich in eine Freyheit zu setzen, die sie auf dem Throne selbst vermißte, und die er in der That nicht in sich faßt. Sie gestand selbst, daß sie müde sey, immer von einerley Angelegenheiten zu hören, und sie setzte hinzu, sie müsse, um ihren Ekel zu vertreiben, den Umgang mit Gelehrten wieder hervor suchen. Als eines Tages zween ihrer Geheimschreiber in ihr Gemach traten, um ihr gewisse Schriften zur Unterzeichnung zu überreichen, sagte sie in Gegenwart des Prinzen Carl Gustav, sie glaubte den Teufel selbst zu sehen, wenn sie diese Leute erblickte; sie werde daher die Regierung in kurzem an denjenigen abtreten, der Stärke und Fähigkeit genug besitze, sie zu verwalten, da ohnedieß Schweden einen König brauche, der sein Kriegsheer selbst anführen könne. Man merkte sogar eine gewisse Schwermuth an ihr, welche schlimme Folgen befürchten ließ.

Dazu kam vermuthlich auch die Betrachtung, daß der große Aufwand, den sie bisher gemacht hatte, nicht länger mit ihren Einkünften bestehen könne: und sie scheinet es für härter gehalten zu haben, denselben einzuschränken, als den Stand selbst zu verlassen, in welchem sie sich so glänzend und freygebig gezeigt hatte. Vielleicht machte auch die Unzufriedenheit eines großen Theils ihrer Unterthanen mit manchen Theilen ihres Betragens, einen stärkern Eindruck bey ihr, als es öffentlich bekannt geworden ist. Ob sie wirklich geglaubt habe, wie einige behaupten, ihr Ruhm sey zu einer solchen Größe aufgewachsen, daß er weiter keiner Zunahme fähig sey, und daß sie einen Theil desselben verlieren könne, wenn sie noch länger regierte, dieses ist

zwar

zwar ſchwer zu beantworten: im Grunde aber würde es eine irrige Vorſtellung geweſen ſeyn. Hieher kann man noch die Muthmaßung der franzöſiſchen Schriftſteller rechnen, daß Chriſtina ihre Unterthanen nur kriegeriſch, aber zu den ſchönen Wiſſenſchaften und edlern Künſten ungeſchickt gefunden habe, und eben deswegen nicht mehr über ſie habe herrſchen wollen: ein Urtheil, welches demjenigen ziemlich nahe kommt, nach welchem ehemals der Rhein die Scheidewand des Witzes und guten Geſchmacks ſeyn ſollte.

Man mag von allen dieſen Bewegungsgründen annehmen, welchen man will, ſo kann keiner für hinlänglich gehalten werden, um die Niederlegung der Krone zu rechtfertigen. Daß eine junge Königinn, voll Feuer, Scharfſinn und feinem Gefühl, die ſeit ihrem ſiebzehnten Jahre die Staatsgeſchäfte mit allem Eifer verwaltet hat, derſelben nach einer Regierung von zehn Jahren überdrüßig geworden iſt, war ſehr natürlich. Alle Fürſten, welche ſich der Angelegenheiten ihres Landes ernſtlich annehmen, werden bald von denſelben ermüdet, und haben eine häufige Erholung nöthig; ſie fallen denen am erſten zur Laſt, welche keine von Chriſtinens Gaben beſitzen. Aber ſollte darum auch der Gedanke bey ihnen aufſteigen, ſich völlig von dem Throne zu entfernen, um dieſe Bürde abzuſchütteln? Nein, die Verbindlichkeit und Pflicht, welche ſie auf ſich genommen haben, die Liebe, die ſie ihren Unterthanen ſchuldig ſind, und die Betrachtung der hohen Verdienſte, welche ſie ſich um dieſelben erwerben können; dieſes zuſammengenommen muß jenen Ekel weit überwiegen. Chriſtina hatte noch weniger, als andere Regenten Urſache, ſich von ihrem Ueberdruſſe beſiegen zu laſſen. Ihr Geiſt konnte alles geſchwind überſehen, und deſto leichter richtige Entſchlieſſungen faſſen, ohne daß ſie den größten Theil ihrer Zeit dar-

Anzeige der Quellen, aus welchen sie geschöpft haben, scheint jetzt in den meisten Fällen hinlänglich zu seyn. Soll ihre Geschichte von den Gelehrten beurtheilet werden? Diese müssen nahe an den Quellen wohnen, und sind daher auch alsdenn im Stande, die Richtigkeit der Nachrichten zu prüfen, wenn ihnen nicht bey jeder Zeile gesagt wird, in wie vielen andern Stellen sie bereits vorkommen. Für andere Leser hingegen ist auch die sorgfältigste Anführung von Schriftstellern nicht allein unangenehm, sondern auch unbrauchbar — ich nehme diejenigen aus, welche aus einem solchen Walde von Citatis dermaleinst wiederum citiren wollen. Daß ich die Mühe solcher umständlicher Anführungen nicht überhaupt vor verächtlich und unnütz erkläre, hat man bereits gesehen. In unsern Zeiten ist es mehr als jemals nöthig, diese strengere Methode noch einigermaßen aufrecht zu erhalten, damit sie der überhandnehmenden Gewohnheit, mit Vorbeygehung der eigentlichen historischen Quellen, die Geschichte aus großen und kleinen Systemen der Neuern zu ziehen, und ihre Verschönerungen, Einfälle und Urtheile vor die Begebenheiten selbst auszugeben, damit sie diesem schädlichen Mißbrauche Einhalt thun, ihn nachdrücklich beschämen könne. Sie ist auch bey gewissen Gelegenheiten fast unentbehrlich: in ausführlichen Werken von der möglichsten Vollständigkeit, welche einen critischen Sammelplatz für die Geschichte ausmachen können; bey der Ausgabe

die ruhige Verfaſſung von Schweden ſtörte, eine ſchon damals wahrſcheinliche Veranlaſſung zu Kriegen für dieſes Reich gab, und ſich des Vermögens beraubte, in einem großen Lande Gutes zu thun.

Eines iſt nur übrig, was ſie entſchuldiget, und ihren Entſchluß ſogar lobenswürdig macht. Sie empfand einen ſo unüberwindlichen Trieb zu einem von allen Verbindungen freyen Leben, daß ſie vermuthlich nicht allein mit Verdruß, ſondern auch ohne Nutzen des Staats die Verwaltung deſſelben würde beybehalten haben. Da ſie alſo der Erwartung der Welt hierinne ferner keine Genüge leiſten konnte: ſo war es rühmlicher, daß ſie aufhörte zu regieren, als wenn ſie ſorglos gegen die Angelegenheiten ihres Reichs, unter Beſchäfftigungen, die nicht königlich ſind, auf dem Throne geblieben wäre, die Macht und andere Vorzüge deſſelben, aber nicht die wirkſame Wohlthätigkeit, die unmittelbar aus demſelben hervorgehen ſoll, ausgeübt hätte. Daß ſie nach dieſer Vergleichung gehandelt habe, ſcheint deſto gewiſſer zu ſeyn, da ihr ohnedieß ihr erhabener Sinn nicht verſtattet haben würde, den Namen der Königinn zu führen, ohne ihre Aufmerkſamkeit auf alle Seiten des Reichs zu wenden. Was alſo viele Fürſten hätten thun ſollen, denen es entweder an Fähigkeit oder an Luſt fehlte, die Regierung ſelbſt zu führen, das that Chriſtina in ihrem acht und zwanzigſten Jahre. In dieſer Stellung betrachtet iſt ſie würdig, bewundert zu werden. Und da ſie zugleich die Nachfolge im Reiche einem Fürſten von großer Hoffnung verſichert hatte: ſo ſchien Schweden etwas weniger durch dieſe Abtretung zu verlieren. Gleichwohl muß man es bedauren, daß ſie nicht Gewalt genug über ihre Neigungen hat erlangen können, um die in ihrer Regierung erworbene Ehre ihr ganzes Leben hindurch zu behaupten und zu

mir uneinig seyn: hierinne ist nicht leicht eine völlige Uebereinstimmung zu hoffen. Aber wenn man mich beschuldigt, daß ich die Zeugen der Geschichte nicht genugsam gehöret, die darüber bereits angestellten Untersuchungen nicht genützt, der Wahrheit nicht getreu geblieben bin, oder sie nicht zum vortheilhaftesten abgebildet habe: alsdenn erst bin ich durchaus genöthiget, alles zu beantworten, und ich darf mich der Arbeit nicht entziehen, alle Schriftsteller, die man mir entgegen setzt, oder entgegen setzen könnte, gelassen zu befragen und zu prüfen.

Es ist aus eben dieser ehrerbietigen Achtung gegen die Wahrheit und gegen alle Mittel sie zu finden oder zu zeigen geschehen, daß ich seit einiger Zeit auf diejenigen Schilderungen, mit welchen man gemeiniglich Lebensbeschreibungen berühmter Männer beschließt, einen Verdacht geworfen habe, ob sie auch diese Stelle verdienen, oder nicht vielmehr gewaltsamer Weise von derselben Besitz genommen haben? Ich weiß wohl, daß die meisten Schriftsteller, welche sie anbringen, hier hauptsächlich ihre Kunst zeigen und glänzen wollen; daß manche Leser sie hier gleichsam erwarten, um zu sehen, wie geschickt sie sind, ein recht treffendes Gemählde im Kleinen zu verfertigen. Allein es scheinet damit fast eben so zu gehen, als mit dem Geschmacke derer, die, weil sie keine Kenner der Mahlerey sind, an den Bildnissen nur die Aehnlichkeit und die lebhaften Farben bewundern, wenn ihnen gleich

der

der Künstler die schlechteste Stellung gegeben hat.

Eine besondere Lebensbeschreibung eines Helden oder eines andern Ruhmvollen Mannes wird eben in der Absicht aufgesetzt, um das Unterscheidende und Eigenthümliche desselben so kenntlich zu machen, als es nur die Nachrichten erlauben, die man von ihm finden kann. Je weiter er im Denken, Handeln, Reden oder Schreiben fortrückt, desto deutlicher bildet sich sein Charakter aus: man läßt ihn sterben, und nunmehro liegt er ganz vor uns, so stark gezeichnet, daß wir ihn unter allen andern berühmten Männern nicht verlieren werden. Wäre es aber durchaus nothwendig, noch am Ende seiner Lebensbeschreibung eine vollständige Abbildung von ihm zu entwerfen, was würde man von jener urtheilen müssen? Vielleicht eben dasjenige, was einem Gemählde gebühret, über welches man schreiben muß, was es vorstelle. Daher wissen auch die Biographen des Alterthums nichts von den abgesondert stehenden Charakteren, welche die neuern Französischen Schriftsteller, nach einem feyerlichen *Ainsi mourut*, oder etwas dergleichen, zur Ehre ihres Witzes zu zeigen pflegen. Jene unsere alten Führer, lehren uns darum die großen Männer nicht weniger vollständig und richtig nach ihrem Geiste und Herzen kennen, indem sie ihnen entweder durch ihr ganzes Leben bey allen merkwürdigen Auftritten nachgehen, oder auch wohl die Züge ihres sittlichen

Bil-

„thun, und diejenigen ohne Mitleiden geſtraft habe, „welche es verdienten. Ich werde einen Troſt darinne „finden, daß ich niemanden zum Verbrecher gemacht „habe, der es nicht war, und daß ich ſogar derer ge„ſchonet habe, die es wirklich waren. Ich habe die „Erhaltung des Staats jeder andern Betrachtung „vorgezogen; den Vortheilen deſſelben habe ich alles „mit Freuden aufgeopfert, und ich kann mir in An„ſehung der Verwaltung deſſelben nichts vorwerfen. „Ohne Stolz habe ich das Reich beſeſſen, und mit „einer gewiſſen Leichtigkeit verlaſſe ich es. Nach dieſem „allem befürchten Sie nichts für mich. Ich bin in „Sicherheit, und mein Gut ſteht nicht in der Gewalt „des Glücks: ich bin glücklich, es mag ſich zutragen, „was immer will;

Sum tamen, o Superi, felix, nullique poteſtas
Hoc auferre Deo.

(Gleichwohl, o ihr Götter! bin ich glücklich, und es ſteht in keines Gottes Gewalt, mir dieſes Glück zu rauben.)

„Ja ich bin glücklicher, als ſonſt jemand, und ich „werde es immer ſeyn: ich fürchte mich vor der Vor„ſehung nicht, von welcher Sie mir ſchreiben. Omnia „ſunt propitia. (Es iſt mir alles günſtig.) Sie mag „ſich entweder die Mühe geben, meine Angelegenhei„ten anzuordnen, ſo unterwerfe ich mich ihr mit der„jenigen Ehrerbietung und Verleugnung, welche ich „ihrem Willen ſchuldig bin; oder ſie mag die Füh„rung meiner ſelbſt mir überlaſſen, ſo werde ich alle „Kräfte der Seele und des Verſtandes, die ſie mir ge„ſchenkt hat, dazu anwenden, mich glücklich zu ma„chen. Und dieſes werde ſo lange bleiben, als ich „überzeugt ſeyn werde, daß ich weder von den Men„ſchen, noch von Gott etwas zu befürchten habe. Ich „will mein übriges Leben dazu gebrauchen, mich mit

„die-

„dieſen Gedanken recht bekannt zu machen, meine „Seele zu ſtärken, und aus dem Hafen die Martern „derjenigen zu betrachten, welche im gemeinen Leben „durch die Stürme, die man darinne auszuſtehen hat, „erſchüttert werden, weil ſie ſich dieſen Gedanken nicht „ernſtlich ergeben haben. Bin ich nicht in der Verfaſ„ſung, in welcher ich mich befinde, beneidenswürdig? „Ohne Zweifel würde ich auch zu viele Neider haben, „wenn meine Glückſeligkeit bekannt wäre. Sie lie„ben mich unterdeſſen genug, um mir dieſelbe nicht zu „beneiden: und ich verdiene ſolches, weil ich aufrichtig „bekenne, daß ich einen Theil dieſer Geſinnungen von „Ihnen angenommen habe; ich habe ſie in den Unter„redungen mit Ihnen gelernet, und ich hoffe ſie der„einſt mit Ihnen in meiner Muße noch höher zu brin„gen. Ich bin gewiß, daß Sie Ihr Verſprechen hal„ten, und bey dieſer Veränderung nicht aufhören „werden mein Freund zu ſeyn, weil ich nichts von dem, „was Ihrer Achtung würdig iſt, verlaſſe.„

Dieſer Brief kam gar bald vor mehrere Augen, und wurde ſehr bewundert; allein er ſcheint ausdrücklich dazu geſchrieben worden zu ſeyn, um als ein Abriß von der großmüthigen Denkungsart der Königinn öffentlich bekannt gemacht und bewundert zu werden. Betrachtet man ihn ſchärfer, ſo fällt der erſte Schein, der uns einnimmt, leicht hinweg. Die zu große und gezwungene Verachtung der Menſchen, welche daraus hervorleuchtet, iſt nicht die Eigenſchaft eines weiſen Mannes. Nur Chanut und noch ein anderer (vermuthlich Pimentel) ſollen im Stande ſeyn, Chriſtinens Entſchluß zu beurtheilen; allein ſie giebt deutlich zu erkennen, daß ſie denjenigen für keinen großen und edeln Geiſt halte, der nicht vortheilhaft davon urtheile. Zu ihrer eigenen Ehre hätte ſie nicht ſchreiben ſollen, daß ſie alle übrige verachte: es waren gewiß

wiß in und außer Schweden Männer von ungemeinen Einſichten, die ſie mit Nutzen hätte anhören können. Der Großkanzler Oxenſtierna und andere Große von Schweden ſahen daher dieſe Stelle mit Recht als eine Beleidigung an. Die Geſinnungen der Königinn ſind an ſich in dieſem Briefe ſchön ausgedrückt, aber vielleicht zu ſehr zur Schau ausgeſtellt worden: eine gewiſſe Eigenliebe, die ſie nicht verbergen kann; die Verſicherung, ihren Vorſatz bloß aus Liebe gegen ihr Reich gefaßt zu haben, und die Schmeicheleyen, welche ſie dem Geſandten ſagt, alles dieſes erweckt ein Mißtrauen gegen die Wahrheit der Abbildung, die ſie von ſich macht. Chanût unterdeſſen wurde dadurch ſo vollkommen gewonnen, als ſie es vermuthlich erwartet hatte: er antwortete ihr nur mit Lobſprüchen, welche die höchſte Bewunderung ihres Entſchluſſes anzeigten. Man muß in der That dem Ehrgeize einige Befriedigung laſſen, wenn er von rühmlichen Eigenſchaften begleitet wird.

Noch vor dieſen Briefen, welche im Anfange des Jahres 1654 geſchrieben wurden, ließ die Königinn ihre vornehmſten Koſtbarkeiten, unter welchen ihre Sammlung von Büchern, alten Münzen, Bildſäulen und Gemälden ſchon allein unſchätzbar war, zu Gothenburg einſchiffen: der größte Verluſt in dieſer Art, den Schweden jemals erlitten hat. Sie hatte auch gegen dieſe Zeit die Anzahl der Reichsräthe immer vermehret, und endlich bis auf vierzig erhöhet: in der Abſicht, wie man glaubte, damit diejenigen, welche ihr dieſe Würde zu danken hatten, ſich deſto weniger ihren Abſichten widerſetzen möchten. Aber überhaupt beſaß damals der Reichsrath, (ſoll man ſagen, zu Schwedens Glück oder Unglück?) nur den Anfang von derjenigen Gewalt in der Regierung, die er in unſerm Jahrhunderte erlangt hat. Chriſtina

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Auch die neue Ausgabe dieses Theils heißt verbessert und vermehrt: worinne sie es sey, will ich hier kurz anzeigen. Hin und wieder hat die Sprachrichtigkeit etwas gewonnen; Gallicismen sind über den Rhein zurück gejagt, und einige zu lange Perioden sind getheilt worden. Die Erzählung überhaupt, und manche Untersuchungen, die in dieselbe eingestreuet sind, merklich abzukürzen, bloß damit das Lesen derselben weniger aufhalte; dazu habe ich noch immer nicht mehrern Grund gefunden, als da ich die Vorrede zum vierten Theile schrieb. Ein éloge, ein caractère ein esprit, eine anecdote, und wie die flüchtigen Geschöpfe weiter heißen, mögen allerdings schimmernd vorbey flattern und rauschen. Sie sind einmal dazu bestimmt, meistentheils entweder zu viel, oder zu wenig, bisweilen auch nichts zu sagen. Soll man aber einen großen und berühmten Mann ganz kennen lernen, so muß man ihn gewiß studieren: und es ist keine Schande für den Biographen, wenn man es seiner Lebensbeschreibung anmerkt, daß er es gethan habe; kein Unglück für den Leser, wenn er Zeit und Nachdenken braucht, um sie durchzugehen. Was den Inhalt dieses Theils betrifft: so ist verschiedenes bestimmter und genauer vorgetragen worden. Eigentliche

laſſen werden könnten, wenn es denſelben gefiele; ſondern um gewiß zu ſeyn, daß die Könige ihr Land ſo lange regieren würden, als ſie Gott am Leben ließe: und da er ſich ehemals gegen Guſtav Adolphen eidlich verbunden hätte, ſeiner Tochter Chriſtina das Königreich mit allen ſeinen Kräften zu erhalten, ſo halte er es für ein Verbrechen, irgend etwas dazu beyzutragen, da ſie von demſelben ausgeſchloſſen werde. Er behauptete gegen die Königinn ſelbſt, ihr Entſchluß werde ſie gereuen, ehe noch drey Monate verfloſſen wären; aber alsdenn werde es zu ſpät ſeyn, und er könne ſich wenigſtens damit tröſten, daß er frey gegen ſie geſprochen, und daß ihm die Nachwelt hierüber keinen Vorwurf zu machen habe. — Der Rath dieſes einzigen Mannes, der mit einer wahren Liebe gegen die Königinn und gegen ſein Vaterland, eben ſo viele Rechtſchaffenheit und Klugheit vereinigte, hätte über Chriſtinen alles vermögen ſollen; allein wenn ſie gleich ſein Eifer gerührt hat, ſo war ſie doch ſchon zu weit gegangen, als daß ſie, nach den gewöhnlichen Begriffen von der Ehre, ihre Meynung hätte ändern können.

Carl Guſtav, zu deſſen Vortheil ſie die Regierung niederlegen wollte, bemühte ſich ſelbſt, ſie davon abwendig zu machen. Man erzählt, daß ſie ihm folgende Bedingungen habe vorlegen laſſen, unter welchen ſie ihren Vorſatz auszuführen gedachte. Sie wollte ſich den größten Theil des Reichs mit den dazu gehörigen Einkünften vorbehalten; gänzlich unabhängig und frey ſeyn; die Freyheit haben, in fremden Ländern, oder in Schweden ſelbſt herum zu reiſen; und endlich ſollte ihr Nachfolger die vornehmſten Stellen im Staate ihren Günſtlingen laſſen, denen ſie ſolche ertheilet hatte, auch keine ihrer Schenkungen aufheben. Allein der Prinz ſoll hierauf geantwortet

haben,

Fortsetzung und Beschluß des Lebens der Königinn von Schweden Christina.

Unter allen Beyspielen, welche die Geschichte von Fürsten aufbehalten hat, die ihre Regierung freywillig niedergelegt haben, ist keines, das man mit der ähnlichen Handlung der Königinn Christina vergleichen könnte. Verschiedene Herren großer Länder haben ihren Thron verlassen: entweder weil die Schwachheiten ihres hohen Alters die Last so vieler Sorgen und Geschäffte nicht mehr ertragen konnten; oder, weil sie nach einer langen und unruhigen Regierung, sich nach den stillen Vergnügungen eines einsamen Lebens sehnten; andere von dem Unglücke, das sie verfolgte, niedergeschlagen, nachdem sie das Vertrauen ihres Volks verloren hatten; noch andere, um sich ganz der Andacht ergeben zu können, auch wohl um Absichten von anderer Art auszuführen. Aber daß ein Fürst vor dem dreyßigsten Jahre seines Lebens, mit allen Kräften zu regieren reichlich ausgerüstet, die Herrschaft eines ruhigen und blühenden Reichs, um welches er sich schon die größten Verdienste erworben hat, einem Nachfolger übergeben hätte, zu welchem ihn weder die heftigste Liebe, noch eine väterliche Sorgfalt, ihm den Besitz der Krone zu versichern, zogen — soll man etwan sagen, daß ein so außerordentlicher Gedanke nur bey einem Frauenzimmer habe entstehen können? Die Auflösung würde unzulänglich, vielleicht auch zu gewaltsam seyn: und Christinens Geschichte enthält weit ungezwungenere.

läufig auf den gedachten Fall einen Nachfolger im Reiche ernennen ſollte.

Die Reichsräthe dankten ihr für dieſe Sorgfalt um die Ruhe des Reichs; ſie baten aber um Vergebung, daß ſie nicht darein willigen könnten. Sie ſtellten ihr vor, daß ſie zwar zu ihrem Entſchluſſe die Regierung niederzulegen ihre Einwilligung gäben, weil ſie denſelben nicht verhindern könnten, ohne ihn jedoch zu billigen; daß ſie es aber nicht vor anſtändig hielten, den Prinzen von Schweden zu nöthigen, einen Reichsgenoſſen anzunehmen, weil davon große Unordnungen im Staate zu befürchten wären. Und da ſie nicht länger ihre Königinn ſeyn wollte, ſo möchte ſie gütigſt bedenken, daß das Wohl des Reichs, für welches ſie allemal ſo viele Neigung gezeigt hätte, es erfordere, daß ſie für ſich und ihre Nachkommen, wenn ſie ſich vielleicht noch vermählen ſollte, allen Rechten auf die Krone auf immer entſagte. Dieſes Verlangen war ebenfalls auf den Fall gerichtet, wenn Carl Guſtav dereinſt keine Erben hinterlaſſen ſollte.

Chriſtina ſuchte, wenn ſich dieſes zutrüge, dem Grafen Tott, welcher von dem Könige Erich dem Vierzehnten herſtammte, die Nachfolge im Reiche zu verſchaffen. Sie wollte daher ihn, und zugleich die beyden vornehmſten Männer in Schweden, den Grafen Peter Brahe, erſten Reichsrath, und den Großkanzler Oxenſtirna, in den herzoglichen Stand erheben: vermuthlich, damit ſie ſich ihrer Abſicht deſto weniger widerſetzen möchten. Allein beyde dankten ihr für die ihnen zugedachte Ehre, und gaben ihr zu erkennen, ſie hielten alle dergleichen Titel vor ſo beſchwerlich für den Staat, daß ſie vielmehr aufgehoben als vermehret werden müßten, und daß man den Adel in denjenigen Zuſtand ſetzen ſollte, in welchem er ſich befand, da Schweden noch ein Wahlreich war.

Tugend

Tugend und Verdienſte, ſetzten ſie hinzu, machten allein einen Unterſcheid zwiſchen den Menſchen, nicht unbekannte Ehrennamen: ſie glaubten Ehre genug durch die Dienſte zu erlangen, welche ſie dem Vaterlande zu leiſten trachteten, und hofften, ihre Kinder würden ihnen hierinne nachfolgen, ohne eine andere Ermunterung, als den Ruhm, ihre Pflichten zu erfüllen. — Dieſe großmüthige Antwort konnte zugleich eine Lehre für die Königinn ſelbſt abgeben, welche zwar die Regierung abtratt; aber deſto eifriger den königlichen Titel und alle andere damit verbundene Vorrechte behaupten wollte.

Die Reichsſtände kamen endlich im May des Jahres 1654 zu Upſal zuſammen, und die Königinn machte ihnen ſelbſt ihren Vorſatz ohngefähr auf eben die Art bekannt, deren ſie ſich bisher mehrmals bedient hatte: ſie verſicherte inſonderheit, daß ſie für ihre Arbeiten zum Beſten des Reichs nichts mehr von ihnen verlange, als ihre Einwilligung zu dieſem Vorhaben; ſie erwarte dieſelbe deſto gewiſſer, weil ſie keine Betrachtung, Vorſtellung oder Macht davon abziehen könne. Roſenhane las darauf einen Aufſatz vor, in welchem der Inhalt ihrer Anrede weiter ausgeführt war, und wovon die Stände Abſchriften bekamen: denn der Großkanzler hatte ſich geweigert, denſelben abzuleſen, um nicht das Anſehen zu haben, als wenn er mit dieſer Handlung zufrieden wäre. Die Reichsſtände baten zwar Chriſtinen nochmals ihren Entſchluß zu ändern; allein da ſie ihnen zur Antwort gab, ſie würde ſolches nicht thun, wenn man ihr gleich noch eine Krone anbieten könnte, hörten ſie auf, ähnliche Verſuche gegen ſie zu thun.

Sie verwarfen hingegen ihren Vorſchlag, daß man ihr die Inſeln Oeland, Gothland und Oeſel, ingleichen Wollin und Uſedom, die Stadt und das

Schloß Wolgast, und einige andere Ländereyen in Pommern, welches zusammen zu ihrem Unterhalte bestimmt war, und gegen zweymal hundert und vierzig tausend Reichsthaler jährlicher Einkünfte betrug, zum freyen und unabhängigen Besitze überlassen möchte. Man besorgte, Schweden möchte dieses Gebiete, wenn die Königinn damit nach ihrem Gefallen umgehen könnte, endlich gar verlieren: es wurde ihr also nur als ein Leibgedinge, welches jüngere Prinzen erhalten, angewiesen; und der König versprach diejenigen schadlos zu halten, welche auf den Anbau dieser Ländereyen große Kosten verwandt hatten. Einige unter den Reichsständen verlangten, daß die Königinn versprechen sollte, im Reiche zu bleiben, und mit den Feinden des Reichs keinen Briefwechsel zu unterhalten; widrigen Falls sollten ihr ihre Einkünfte entzogen werden. Allein sie hielt es ihrer Ehre vor nachtheilig, diese Bedingungen anzunehmen, und der Prinz von Schweden stand ihr selbst hierinne bey. Er fand es vortheilhafter, wenn sie in einem auswärtigen Lande lebte, weil er, so lange sie in Schweden blieb, befürchten mußte, sie möchte wieder Lust zu regieren bekommen, und durch die ihr ergebenen Personen ihn nöthigen, alles nach ihrem Willen einzurichten.

Wenige Tage vorher, ehe sie die Regierung niederlegte, zeigte sie noch die Gewalt, welche sie in den Händen hatte, gegen den Residenten des Königs von Portugall. Sie ließ demselben melden, er halte sich vergebens an ihrem Hofe auf, nachdem sie beschlossen habe, den Herzog von Braganza nicht mehr vor König von Portugall zu erkennen, indem diese Würde niemanden als Philipp dem Vierten, Könige von Spanien, und seinen Nachkommen gehöre; sie werde daher den Herzog von Braganza stets als einen unrechtmäßigen Besitzer des Königreichs Portugall betrachten;

zwar schwer zu beantworten: im Grunde aber würde es eine irrige Vorstellung gewesen seyn. Hieher kann man noch die Muthmaßung der französischen Schriftsteller rechnen, daß Christina ihre Unterthanen nur kriegerisch, aber zu den schönen Wissenschaften und edlern Künsten ungeschickt gefunden habe, und eben deswegen nicht mehr über sie habe herrschen wollen: ein Urtheil, welches demjenigen ziemlich nahe kommt, nach welchem ehemals der Rhein die Scheidewand des Witzes und guten Geschmacks seyn sollte.

Man mag von allen diesen Bewegungsgründen annehmen, welchen man will, so kann keiner für hinlänglich gehalten werden, um die Niederlegung der Krone zu rechtfertigen. Daß eine junge Königinn, voll Feuer, Scharfsinn und feinem Gefühl, die seit ihrem siebzehnten Jahre die Staatsgeschäfte mit allem Eifer verwaltet hat, derselben nach einer Regierung von zehn Jahren überdrüßig geworden ist, war sehr natürlich. Alle Fürsten, welche sich der Angelegenheiten ihres Landes ernstlich annehmen, werden bald von denselben ermüdet, und haben eine häufige Erholung nöthig: sie fallen denen am ersten zur Last, welche keine von Christinens Gaben besitzen. Aber sollte darum auch der Gedanke bey ihnen aufsteigen, sich völlig von dem Throne zu entfernen, um diese Bürde abzuschütteln? Nein, die Verbindlichkeit und Pflicht, welche sie auf sich genommen haben, die Liebe, die sie ihren Unterthanen schuldig sind, und die Betrachtung der hohen Verdienste, welche sie sich um dieselben erwerben können; dieses zusammengenommen muß jenen Ekel weit überwiegen. Christina hatte noch weniger, als andere Regenten Ursache, sich von ihrem Ueberdrusse besiegen zu lassen. Ihr Geist konnte alles geschwind übersehen, und desto leichter richtige Entschliessungen fassen, ohne daß sie den größten Theil ihrer Zeit dar-

ſagte durch dieſelbe für ſich und ihre Nachkommen auf immer allen Rechten an die Krone, und überließ dieſelbe dem Prinzen Carl Guſtav mit allen ihren Anſprüchen; doch ſollte er ſie, ſo lange ſie lebte, im Beſitze ihres Leibgedinges erhalten. Zu dieſem wurden, außer den oben genannten Ländereyen, noch die Stadt und das Schloß Norköping in Schweden, ingleichen Pöle und Neucloſter in Mecklenburgiſchen gerechnet. Es wurde ihr ferner durch dieſe Urkunde freygeſtellt, wenn ſie es vor dienlich erachtete, drey Aemter von den in Pommern gelegenen Ländereyen, und eines auf der Inſel Oeſel, doch nur an ſchwediſche Unterthanen, zu verkaufen, zu verſetzen oder zu verſchenken, aber nichts von allen übrigen. In Anſehung ihrer Perſon ſollte ſie die vollkommenſte Freyheit haben, nach ihrem Gefallen zu leben, ohne jemanden unterworfen, oder zu einiger Rechenſchaft wegen des Vergangenen und Künftigen verbunden zu ſeyn. Es wurde ihr endlich eine völlige Gewalt und Gerichtsbarkeit über ihr Gefolge und alle ihre Bedienten zugeſtanden. Chriſtina unterzeichnete dieſe Urkunde, und der Prinz eine andere, durch welche er ihr alles verſprach, was ſie von ihm erwartete.

Hierauf gieng ſie im königlichen Gepränge in die Verſammlung der Reichsſtände. Nachdem die beyden Urkunden daſelbſt waren abgeleſen worden, ließ ſie ſich von dem königlichen Anzuge entkleiden, und hielt eine Anrede an die Stände. In dieſer ſtellte ſie mit vieler Beredſamkeit alles vor, was ſich unter ihrer Regierung in Schweden zugetragen hatte, wie viel das Reich ihrem Vater, und was es ihrer Sorgfalt ſchuldig ſey. Indem ſie ihnen darauf den Prinzen zeigte, ſagte ſie, ſie gebe ihnen einen Fürſten von ſo vortrefflichen Eigenſchaften, daß ſie nicht zweifle, er werde den Ruhm von Schweden vergrößern; ſie bitte ſie,

ihm

ihm eben die Treue und den Gehorſam zu erweiſen, die ſie ihr geleiſtet hätten, für welche ſie ihnen danke, und ſie davon losſpreche. Dieſe Rede rührte die Verſammlung ungemein, und die meiſten in derſelben konnten ſich der Thränen nicht enthalten. Roſenhane antwortete ihr ſodann im Namen der Stände, worauf ihr der Landmarſchall und die Sprecher der drey andern Stände die Hand küßten. Man bemerkte dabey inſonderheit die ungekünſtelten und treuherzigen Merkmale der Liebe des Sprechers vom Bauernſtande. Er nahm ohne andere Umſtände die Hand der Königinn, ſchüttelte ſie, küßte ſie kniend drey bis viermal, wiſchte ſich die Thränen mit dem Schnupftuche ab, ſtand wieder auf, und kehrte ihr ohne einige Höflichkeitsbezeigung den Rücken zu. Sie wandte ſich hierauf gegen Carl Guſtaven, und erklärte ſich gegen ihn eben ſo beredt und ſtandhaft. Ihm empfohl ſie die Beyſpiele der großen Schwediſchen Könige, ſeiner Vorgänger, und verſicherte, daß ſie ihn bloß wegen ſeiner Gaben, nicht aber wegen ſeiner Verwandtſchaft mit ihr, (welche man, wenn es auf die Vortheile des Staats ankomme, niemals in Betrachtung ziehen müſſe,) zu ihrem Nachfolger gewählet habe. Sie ſetzte hinzu, daß ſie ihm einen Reichsrath von beſonderer Klugheit hinterlaſſe, und keine andere Erkenntlichkeit von ihm verlange, als für ihre Mutter Sorge zu tragen — (Chriſtina, welche ſich ſelbſt nicht ſonderlich um dieſelbe bekümmerte, hatte ſchon vor einigen Wochen von ihr Abſchied genommen, und ſie dadurch überaus betrübt) — ihre Einkünfte eher zu vermehren als zu verringern, und ihren Freunden und Dienern gewogen zu bleiben. Der Prinz bat ſie noch einmal vergebens, den Thron wieder zu betreten, ſtattete ihr ſeine Dankſagung ab, und führte ſie, nachdem er ebenfalls die Stände angeredet hatte, in ihr Zimmer zu-

rück. Er wurde an eben dieſem Tage, doch weit weniger prächtig als ſie ehemals, gekrönet: denn der Zuſtand des öffentlichen Schatzes erlaubte es nicht anders, und Chriſtina hatte außerdem die koſtbarſten Geräthſchaften der Krone bereits fortgeſchickt. Der Werth von allem was ſie mitnahm, wurde auf mehr als anderthalb Millionen Reichsthaler geſchätzt: man mußte ſogar Tapeten borgen, um das Schloß und die Kirche zu den Krönungsfeyerlichkeiten bekleiden zu können: und es äußerte ſich ein allgemeines Murren über dieſes eigennützige Betragen der Königinn gegen das Reich. Zum Andenken der beyden großen Begebenheiten dieſes Tages befohl ſie bereits einige Zeit vorher, daß alle Gefangene und Verbrecher in ganz Schweden loßgelaſſen werden ſollten. Der König aber ließ eine Münze ſchlagen, durch deren Inſchrift, A Deo et Chriſtina, er bekannte, ihr die Krone ſchuldig zu ſeyn. Die Reichsſtände waren mit derſelben nicht zufrieden, indem ſie ſagten, ihre Wahl habe ihn eigentlich auf den Thron erhoben.

Kaum hatte ſich die Königinn von der Regierung frey gemacht, als ſie ſchon darauf bedacht war, Schweden zu verlaſſen. Der Graf Brahe bat ſie, weniger zu eilen; allein ſie antwortete ihm: Wie können Sie verlangen, daß ich hier bleiben ſoll, wo ich vorher uneingeſchränkt regiert habe, und wo ich jetzt alle Gewalt in den Händen eines andern ſehen müßte? Sie ſtellte ſich unterdeſſen, als wenn ſie nur auf einige Zeit nach Spa reiſen wollte, um die dortigen Waſſer zu trinken. Ein ſolches Vorgeben war wegen des großen Haufens nöthig: denn der Bauernſtand ſagte ausdrücklich, man müſſe ſie nöthigen, ihre Einkünfte im Reiche zu verzehren, und die Geiſtlichkeit ſtreuete unter dem Volke aus, daß ſie bald in einem fremden Lande zur römiſchen Kirche treten werde. Daher fürchtete ſie in der That,

man

„welche ich vorgestellt habe, nicht nach den gewöhnli-
„chen Gesetzen des Schauplatzes ausgebildet war.
„Nicht leicht gefällt auch das Starke, Männliche und
„Kraftvolle. Ich überlasse es einem jedem, davon
„nach seinen Gaben zu urtheilen: ich kann ihnen diese
„Freyheit nicht nehmen; und ich wollte es nicht ein-
„mal thun, wenn es in meiner Gewalt stünde. Ich
„weiß, daß wenige hierüber ein günstiges Urtheil fäl-
„len werden; aber ich bin versichert, daß Sie unter
„dieser kleinen Anzahl sind. Die übrigen Menschen
„kennen meine Gründe und meine Gemüthsart nicht,
„weil ich mich niemals gegen jemanden, als gegen Sie
„und noch einen andern Freund darüber erkläret habe,
„dessen Seele erhaben und edel genug ist, um eben so
„wie Sie davon zu urtheilen. Sufficit vnus, sufficit
„nullus. (Einer ist mir genug, auch gar keiner.)
„Alle übrige verachte ich: und ich würde demjenigen
„unter dem großen Haufen eine Ehre erweisen, den ich
„für lächerlich genug halten würde, um mich mit ihm
„zu belustigen. [Diejenigen, welche diese Handlung
„nach den Grundregeln untersuchen werden, die ge-
„meiniglich unter den Menschen festgesetzt sind, wer-
„den sie ohne Zweifel tadeln]*) Allein ich werde mir
„niemals die Mühe nehmen, mich zu vertheidigen:
„und ich werde bey der großen Muße, welche ich mir
„zu verschaffen suche, nie so müßig seyn, daß ich mich
„ihrer erinnern könnte. Ich werde dieselbe dazu an-
„wenden, daß ich mein vergangenes Leben prüfe, und
„meine Irrthümer verbessere, ohne mich über dieses-
„ben zu verwundern, und ohne sie zu bereuen. Mit
„wie vielem Vergnügen werde ich daran denken, daß
„ich den Menschen mit freudigem Herzen gutes ge-
„than

*) Diese in Klammern eingeschlossene Stelle fehlt in der Ausgabe der Nachrichten des Chanût vom Jahr 1677.

er ſich vorgenommen hatte, aufzumuntern. Kurz darauf zog ſie Mannskleider an, um mit deſto mehr Freyheit reiſen zu können, und gab dem größten Theile ihres Gefolges den Abſchied. Man ſagt, die Königinn von Dänemark habe ſich ebenfalls verkleidet, um ſie in einem Wirthshauſe zu ſehen; ihre Neubegierde aber ſey nicht zu ihrem Vergnügen ausgeſchlagen, weil Chriſtina ziemlich nachtheilig von dem Könige von Dänemark geſprochen habe. Als ſie endlich an einen kleinen Bach gekommen war, welcher damals Schweden von Dänemark ſchied, ſprang ſie mit einer außerordentlichen Freude über denſelben, indem ſie zugleich ſagte: „Nun bin ich einmal in Freyheit und außer Schwe„den, wohin ich nie zurück zu kehren gedenke.„ Carl Guſtav hatte ſie bis an die Gränze durch einen ſeiner Hofbedienten begleiten laſſen: daſelbſt trug ihr derſelbe noch einmal die Hand des Königs an; allein ſie gab zur Antwort, wenn ſie ſich hätte vermählen wollen, würde es für ſie anſtändiger geweſen ſeyn, ſolches zu thun, da ſie noch regierte, und außerdem ſey auch der König ihrer Rathſchläge nicht benöthigt.

Die Welt urtheilte von dieſer großen Veränderung, welche Chriſtina in ihrem Stande getroffen hatte, auf eine ſehr verſchiedene Art Ueberhaupt erſtaunte man mehr darüber, als daß man hierinne eine ausnehmende Weisheit bewundert hätte. Zwar viele Gelehrten fanden nichts ſo vortreffliches, das mit dieſer Handlung verglichen werden könnte; aber ſie betrachteten zugleich Chriſtinen als die allgemeine Freundinn und Beſchützerinn der Wiſſenſchaften. Mit ihnen vereinigten ſich gar bald die meiſten Mitglieder der Römiſchen Kirche, nachdem ſie ſelbſt zu derſelben getreten war. Unpartheyiſche und einſichtsvolle Männer erkannten zwar ebenfals, daß dieſe That aus einer gewiſſen Erhabenheit des Geiſtes entſprungen

gen

gen ſey; allein da ſie die nähern Urſachen derſelben unterſuchten, fiengen ſie an, ihre Lobſprüche auf dieſelbe zu mäßigen. Selbſt große Verehrer der Königinn billigten ſie nicht gänzlich. „Es ſchmerzt mich unge„mein, ſchrieb Bochart, daß ſie ſich freywillig ſo vie„ler Mittel Gutes zu thun beraubt, welche niemals „wieder in ihre Gewalt kommen, wenn ſie ſolche ein„mal verloren hat. Es wird ſie tauſendmal gereuen, „wenn es nicht mehr Zeit ſeyn, wenn das Uebel nicht „mehr wird gehoben werden können: ſollte es auch „nur wegen des Mißvergnügens ſeyn, das ſie über die „nachtheiligen Urtheile empfinden wird, welche die „meiſten davon fällen werden. Denn man hat eine „natürliche Neigung, die größten Perſonen anzugrei„fen, beſonders wenn man dazu einen ſcheinbaren „Vorwand zu haben glaubt.„ Nicolaus Heinſius rühmte zwar in einem Schreiben an ſie ſelbſt, ihren Entſchluß auf die ſinnreichſte Art; aber bey ſeiner Betrübniß, die er nicht verbergen konnte, war er ehrlich genug hinzuzuſetzen, die Fehler einer Regierung könnten nicht geheim gehalten werden, wenn man ſie gleich aus Ehrerbietung gegen die königliche Würde verſchweige und nicht kennen wolle; allein jetzt, da ſie ſich das Vorrecht, nicht getadelt zu werden, ſelbſt entzogen habe, werde jedermann ihre Handlungen auf das ſtrengſte richten. Er erinnerte ſie zugleich, daß die meiſten, von welchen ſie bisher gelobt worden, auf ihren Stand, nicht auf ſie ſelbſt geſehen hätten. Solche nützliche Nachrichten werden den Fürſten ſelten ertheilet.

Aber andere hielten ſich nicht bey den Bewegungsgründen auf, welche Chriſtina ſelbſt angegeben hatte: ſie glaubten zu ſehen, daß Eitelkeit und Ruhmbegierde, die Luſt fremde Länder ohne allen Zwang zu durchreiſen, und eine Art von Ekel an dem ihrigen,

vielleicht

wiß in und außer Schweden Männer von ungem
Einsichten, die sie mit Nutzen hätte anhören kö
Der Großkanzler Oxenstierna und andere G
von Schweden sahen daher diese Stelle mit D
als eine Beleidigung an. Die Gesinnungen der
niginn sind an sich in diesem Briefe schön ausgedr
aber vielleicht zu sehr zur Schau ausgestellt wor
eine gewisse Eigenliebe, die sie nicht verbergen kan
die Versicherung, ihren Vorsatz bloß aus Liebe geg
ihr Reich gefaßt zu haben, und die Schmeicheley
welche sie dem Gesandten sagt, alles dieses erweckt
Mißtrauen gegen die Wahrheit der Abbildung, die
von sich macht. Chanût unterdessen wurde dadu
so vollkommen gewonnen, als sie es vermuthlich
wartet hatte: er antwortete ihr nur mit Lobsprüch
welche die höchste Bewunderung ihres Entschlu
anzeigten. Man muß in der That dem Ehrgeize ei
Befriedigung lassen, wenn er von rühmlichen Eig
schaften begleitet wird.

Noch vor diesen Briefen, welche im Anfange
Jahres 1654 geschrieben wurden, ließ die Köni
ihre vornehmsten Kostbarkeiten, unter welchen
Sammlung von Büchern, alten Münzen, Bildsä
len und Gemälden schon allein unschätzbar war,
Gothenburg einschiffen: der größte Verlust in dies
Art, den Schweden jemals erlitten hat. Sie hat
auch gegen diese Zeit die Anzahl der Reichsräthe im
mer vermehret, und endlich bis auf vierzig erhöhet
in der Absicht, wie man glaubte, damit diejenige
welche ihr diese Würde zu danken hatten, sich des
weniger ihren Absichten widersetzen möchten. Ab
überhaupt besaß damals der Reichsrath, (soll ma
sagen, zu Schwedens Glück oder Unglück?) nur de
Anfang von derjenigen Gewalt in der Regierun
die er in unserm Jahrhunderte erlangt hat. Chr
stin

stina berief die Mitglieder desselben im Februar des gedachten Jahres nach Upsal zusammen. Hier meldete sie ihnen, daß sie, nach einer wiederholten Ueberlegung, entschlossen sey, die Krone an den Prinzen von Schweden abzutreten. Sie bekümmere sich, sagte sie, um die Urtheile nicht, welche man davon bereits fällte, und sie habe sie auch nicht deswegen versammlet, um ihre Meynung darüber zu hören; sie verlangte nur als eine Erkenntlichkeit für ihre bisherige Regierung, daß sie die Ausführung ihres Vorhabens befördern, und dem Prinzen alle Sicherheit des Besitzes verschaffen möchten.

Die Reichsräthe baten sie, voll Bestürzung über diesen Antrag, sie möchte wenigstens dabey ohne Uebereilung handeln. Allein Christina bezeigte ihnen, ihr Entschluß sey unveränderlich, und es bleibe nichts mehr übrig, als die Reichsstände zusammen kommen zu lassen, um ihnen denselben vorzutragen. Dieses mußte endlich auch der Reichsrath bewilligen, nachdem er vorher zweymal der Königinn durch Abgeordnete, Vorstellungen hatte thun lassen. Er hatte ihr insonderheit eine Schrift übergeben lassen, welche der Großkanzler verfertigt und nebst allen Reichsräthen unterzeichnet hatte: darinne waren nicht nur alle Gründe gesammlet, welche sie bewegen sollten, noch ferner zu regieren; sondern man gab ihr auch zu verstehen, (was Männer von ihrer Erfahrung gar wohl vermuthen konnten,) daß dieser Schritt sie dereinst selbst gereuen dürfte. Oxenstierna widersetzte sich demselben am nachdrücklichsten. Er sagte sogar, die Reichsstände hätten auf ihrer Versammlung unter Carls des Neunten Regierung im Jahre 1604 (bey welcher er ebenfalls zugegen gewesen sey,) die Krone nicht darum dem Hause dieses Fürsten und seinen Nachkommen versichert, damit sie von ihren Königen verlassen

gen, welche ihre groſſen Gaben und Einſichten verehrten, fanden doch öfters Urſache über ſie zu erſtaunen. Man hat wohl auch gemuthmaßt, ſie haben die Römiſchcatholiſche Religion deswegen angenommen, damit ſie in den Ländern des Pabſtes oder anderer Fürſten von dieſer Kirche eine gute Aufnahme für ihr übriges Leben finden möchte, weil ſie vorausgeſehen hätte, daß man ihr die in Schweden ausgemachten Einkünfte nicht immer zu bezahlen geneigt, oder im Stande ſeyn werde. Wenn dieſe letztere Beſorgniß der Königinn würklich ſo wahrſcheinlich vorkam, — und ſie konnte auch darinne einigen Grund haben, weil die Schweden es ungerne ſahen, daß ſie ihre Einkünfte außerhalb dem Reiche verzehrte; dieſes aber vor einem nahen Kriege nicht geſichert war: — ſo hat ſie wenigſtens damals, einer ſolchen Abſicht zu Gefallen, keinen verſtellten Religionseifer blicken laſſen.

Dagegen vermehrten ſich die ſchimpflichen Nachrichten täglich, die man von einer gewiſſen Ausgelaſſenheit in ihren Sitten und Reden, ſeitdem ſie in den Niederlanden angekommen war, verbreitete. Die Jeſuiten ſelbſt, die ſie erſt vor kurzem als ihre Schülerinn mit Lobſprüchen überhäuft hätten, änderten jetzt die Sprache. Staatsmänner und Gelehrte, die nur Zuſchauer abgaben, ohne Parthey zu nehmen, waren weder in allem leichtgläubig, noch zu fertig ſie zu vertheidigen. Chriſtina, der vieles davon nicht unbekannt blieb, hielt es endlich vor nöthig, ihre Ehre zu retten. In einem Schreiben an den König von Schweden bat ſie ihn, ſich ihrer gegen diejenigen anzunehmen, welche ihre Entfernung von dem Reiche und ihre jetzige Lebensart von einer ſchlimmen Seite vorſtellten: ſie verſicherte zugleich, daß ſie niemals etwas wider die Ehre und die Vortheile von Schwe-

den

Er wurde von ihr ſehr wohl aufgenommen; aber nach ſeiner Rückkehr breitete ſich das Gerüchte aus, er ſey nur deswegen zur Königinn gereiſet, um ſie zu bitten, daß ſie in dem noch fortdaurenden Kriege zwiſchen Frankreich und Spanien, ihre Vermittelung zum Frieden anwenden möchte. Dieſe Reden ſtellten den Franzöſiſchen Hof in einer gewiſſen Erniedrigung und Bedürfniß des Friedens vor: ſie zogen außerdem dem Geſandten den Verdacht zu, als wenn er ohne Befehl ſeines Königs ein ſolches Anſuchen gethan hätte. Daher bat er die Königinn, dieſes Gerüchte, welches er vor einen Kunſtgriff der Spanier hielt, durch eine öffentliche Erklärung über den Inhalt ihres Geſprächs mit ihm, zu widerlegen. Sie geſtand in ihrer Antwort ſehr trocken, daß dieſes Vorgeben keinen Grund habe; allein ſie erklärte ſich zugleich mit einer hitzigen Partheylichkeit für Spanien: „Ich kann Ihnen verſichern, ſchrieb ſie, daß die Spanier die Vortheile „derer, welche den Frieden verhindern, wohl kennen, und daß ſie, an Statt ſich zu rühmen, daß „ſie um denſelben erſucht werden, vielmehr urtheilen, man begehre den Frieden in Frankreich weniger als jemals. Dem ſey wie ihm wolle, ſo „glaube ich, daß weder die Prahlereyen ihnen Furcht „einjagen, noch ein verſchmitztes Weſen ſie betrügen „könne. Sie verlangen den Frieden, aber ohne „Ungeduld, und vielleicht warten ſie, um denſelben zu ertheilen, ſo lange, bis man in Frankreich „beſcheidener iſt. — Ich denke, wenn es dem Kö„nige, Ihrem Herrn, jemals begegnen ſollte, daß er „ſeine Vortheile aus eigener Einſicht beurtheilen „könne, ſo wird er erkennen, daß der Friede das „größte Gut ſey, welches er ſeinen Unterthanen „ſchenken könne.„ — Man ſieht mit Verwunderung,

Chriſtina reiſte unterdeſſen über Münſter und durch die vereinigten Niederlande nach Antwerpen. Zu Münſter gieng ſie mit den Jeſuiten ſehr vertraulich um; in der letzteren Stadt aber legte ſie die Kleidung ihres Geſchlechtes wieder an. Der Erzherzog Leopold beſuchte ſie daſelbſt mit großem Gepränge; allein den Prinzen von Conde, der eben ſo begierig war, ſie zu ſehen, als ſie ihn, wollte ſie nicht mit gleichen Cärimonien aufnehmen: ſie ſprach ihn endlich zwar, aber ziemlich froſtig. Obgleich ihre ausnehmende Gewogenheit gegen den Spaniſchen Hof viel zu dieſer Begegnung beytrug; ſo möchte man doch für ihre Ehre wünſchen, daß ſie von dieſer Zeit an auf die äußerlichen Zeichen ihres Rangs weniger eifrig gedrungen hätte. Damals kam auch der Graf Tott zu Antwerpen an, um ihr im Namen des Schwediſchen Reichs die erſtgedachten Vorſtellungen und Bitten vorzutragen: er erſuchte ſie zugleich, wenn ihre Reiſen geendigt ſeyn würden, in ihr Vaterland zurück zu kehren, und er ſollte ihr Empfehlungsſchreiben des Königs an verſchiedene Fürſten übergeben. Chriſtina bedankte ſich für alle dieſe Merkmale der Liebe; allein, ſagte ſie, da in Schweden alles ruhig ſey, ſo wiſſe ſie nicht, worinne ſie dieſem Reiche durch ihre Gegenwart nützlich werden könne, und ſie hoffe, daß ihr daſelbſt niemand die Freyheit mißgönnen werde, welche ſie ſich durch den Verluſt der Krone erworben habe. Von den Schreiben wollte ſie keinen Gebrauch machen; denn ſie hoffte, daß ihre rühmlichen Eigenſchaften ſie überall genugſam empfehlen würden.

Sie wünſchte hierauf, aus alter Freundſchaft, vielleicht auch aus Begierde nach dem Beyfalle eines Mannes, den ſie ſehr hochſchätzte, den Franzöſiſchen Geſandten im Haag, Chanut, zu ſprechen.

Er

Er wurde von ihr ſehr wohl aufgenommen; aber nach ſeiner Rückkehr breitete ſich das Gerüchte aus, er ſey nur deswegen zur Königinn gereiſet, um ſie zu bitten, daß ſie in dem noch fortdaurenden Kriege zwiſchen Frankreich und Spanien, ihre Vermittelung zum Frieden anwenden möchte. Dieſe Reden ſtellten den Franzöſiſchen Hof in einer gewiſſen Erniedrigung und Bedürfniß des Friedens vor: ſie zogen außerdem dem Geſandten den Verdacht zu, als wenn er ohne Befehl ſeines Königs ein ſolches Anſuchen gethan hätte. Daher bat er die Königinn, dieſes Gerüchte, welches er vor einen Kunſtgriff der Spanier hielt, durch eine öffentliche Erklärung über den Inhalt ihres Geſprächs mit ihm, zu widerlegen. Sie geſtand in ihrer Antwort ſehr trocken, daß dieſes Vorgeben keinen Grund habe; allein ſie erklärte ſich zugleich mit einer hitzigen Partheylichkeit für Spanien: „Ich kann Ihnen verſi„chern, ſchrieb ſie, daß die Spanier die Vortheile „derer, welche den Frieden verhindern, wohl ken„nen, und daß ſie, an Statt ſich zu rühmen, daß „ſie um denſelben erſucht werden, vielmehr urthei„len, man begehre den Frieden in Frankreich we„niger als jemals. Dem ſey wie ihm wolle, ſo „glaube ich, daß weder die Prahlereyen ihnen Furcht „einjagen, noch ein verſchmitztes Weſen ſie betrügen „könne. Sie verlangen den Frieden, aber ohne „Ungeduld, und vielleicht warten ſie, um denſel„ben zu ertheilen, ſo lange, bis man in Frankreich „beſcheidener iſt. — Ich denke, wenn es dem Kö„nige, Ihrem Herrn, jemals begegnen ſollte, daß er „ſeine Vortheile aus eigener Einſicht beurtheilen „könne, ſo wird er erkennen, daß der Friede das „größte Gut ſey, welches er ſeinen Unterthanen „ſchenken könne.„ — Man ſieht mit Verwunderung,

rung, wie verächtlich Chriſtina von Frankreich redet, wie ſehr ſie ſich ein Anſehen zu geben ſucht, das doch von keiner Macht mehr unterſtützt wird. Aber Chanût vertheidigte ſeinen Hof ſehr geſchickt gegen ihre Vorwürfe: er ſagte ihr auch mit aller Ehrerbietung, daß, wenn ihr Frankreich anders vorkäme, als es wirklich beſchaffen wäre, und als es ihr ehemals ſelbſt vorgekommen ſey, ſolches davon herrühre, weil ſie jetzt Frankreich von Brüſſel aus und durch eine ſehr dicke Wolke ſehe. Und was die Unbeſcheidenheit betraf, deren ſie die Franzoſen beſchuldigte, ſo geſtand er, daß ſie die Beſcheidenheit nur vor eine Tugend des Cabinets hielten; im Kriege aber wären ſie deſto ungeſtümer und kühner, welches freylich denenjenigen mißfallen müſſe, die von Natur phlegmatiſcher wären, und ihre bedachtſame Ernſthaftigkeit ſogar in den Gefechten beybehielten.

Dieſer Briefwechſel war noch nicht geendigt, als die Königinn am 23ſten December des Jahrs 1654 einen prächtigen Einzug zu Brüſſel hielt. Den Tag darauf bekannte ſie ſich in einem Zimmer des erzherzoglichen Palaſtes, vor dem Erzherzoge, dem Grafen Fuenſaldagna, dem Geſandten Pimentel, dem Grafen Montecuculi, und dem Staatsſecretair Navarra, insgeheim zur römiſchcatholiſchen Religion. Der P. Guemes, ein Dominicaner, der ehemals bey Pimentel in Schweden einen Geſandtſchaftsſecretair abgegeben hatte, nahm dieſes Bekenntniß von ihr an: und alle dieſe Perſonen unterzeichneten nach ihr die Schrift, welche zum Denkmal des von ihr abgelegten Glaubensbekenntniſſes aufgeſetzt wurde.

Vielleicht iſt Chriſtinens Religionsveränderung die mißlichſte Unterſuchung, auf die man in ihrem Leben gerathen kann. Nicht als wenn die

Bewe-

Bewegungsgründe derſelben ſo dunkel, ihre Stärke oder Schwäche, und die Folgen dieſes Schritts ſo ſtreitig wären; ſondern, weil man, das Urtheil darüber mag ausfallen wie es will, den Verdacht der Partheylichkeit nicht wohl vermeiden kann. Der Römiſchcatholiſche verdient ihn, wenn er hier an eine vollkommene Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Religion denkt: und noch mehr, wenn er glaubt, Chriſtina ſey durch eine außerordentliche Erleuchtung Gottes zur Annehmung derſelben gebracht worden. Sagt hingegen der Proteſtant, es ſey bloß Leichtſinnigkeit und Geringſchätzung der Religion überhaupt geweſen, welche mit andern herrſchenden Abſichten dieſen Entſchluß befördert hätten: ſo ſcheint er ihr als einer Ueberläuferinn von ſeiner Kirche verächtlich und feindſelig zu begegnen. Nur Ein Weg iſt offen, um dieſen und ähnlichen Vorwürfen zu entgehen: Man darf bey dieſer Handlung nichts als gewiß annehmen, was ſich nicht auf bekannte Geſinnungen der Königinn gründet, und mit ihrem übrigen Leben übereinſtimmt; Zeugen und rühmliche Nachrichten, die bloß von der Einen Seite aufgeſtellt werden, kann man anhören, ohne ſie eben in allem vor glaubwürdig zu halten; und nur alsdenn ſind wahrſcheinliche Muthmaaßungen erlaubt, wenn man das Widerſprechende der Umſtände auf keine andere Art heben kann.

Zween Briefe der Königinn, welche ſie bis in den März des Jahres 1652 geſchrieben hat, und deren Inhalt in dieſer Geſchichte bereits angeführt worden iſt, beweiſen, daß ſie bis auf dieſe Zeit der Evangeliſchen Religion eifrig zugethan geweſen ſey; und dieſes, wie ſie verſichert, nachdem ſie die Wahrheit viele Jahre lang unterſucht hatte. Man findet auch bis dahin nicht die geringſte Spur von Zwei-

feln und Bedenklichkeiten, die gegen ihren Glauben bey ihr entſtanden wären: ſie müßte in der ſchändlichſten Verſtellung ſehr geübt geweſen ſeyn, wenn ſie bey einer ganz widrigen Neigung jene Briefe hätte aufſetzen können. Gleichwohl haben ſich um eben dieſe Zeit, und noch etwas früher, die Bemühungen der Römiſchcatholiſchen angefangen, der Königinn ihre Religion beliebt zu machen. Und ſie waren darinne vollkommen glücklich, als ſie ſich unveränderlich entſchloß, die Regierung niederzulegen. Nichts iſt daher wahrſcheinlicher, als daß die Veränderung ihrer Religion eine Folge von dieſem Entſchluſſe geweſen ſey. Sie war plötzlich, ließ ſich aus der übrigen Denkungsart und Aufführung der Königinn nicht wohl herleiten, brachte keine von den gewöhnlichen Würkungen einer ſolchen Veränderung, wenn ſie ernſthaft und tief gegründet iſt, hervor, und iſt immer von allen, die ohne Religionseifer geurtheilt haben, als eine der allerflüchtigſten unter den ſogenannten Bekehrungen angeſehen worden. Chriſtina wollte durchaus zu herrſchen aufhören, um frey von allen Einſchränkungen ihres Standes, in Ländern, wo der Witz und die ſchönen Künſte vor andern blühten, beſonders in Italien, ihr Leben in der angenehmſten Erfüllung ihrer auf dieſe Seite gerichteten Neigungen, zuzubringen. Wollte ſie ihren beſtändigen Aufenthalt in dieſen Ländern nehmen: ſo zeigten ſich die größten Schwierigkeiten bey der Ausübung der Evangeliſchen Religion. Der erſte Schritt, dieſelbe zu heben, war die Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, die ihr Bourdelot einzuflößen wußte. Von dieſer unglücklichen Geſinnung war der Uebergang zu einer andern Gemeine der Chriſten, unter Bequemlichkeiten und vergnügenden Ausſichten, die er erweckte, überaus leicht. Pimentel, ein ande-

rer

rer Vertrauter der Königinn, und der ſeiner Religion mehr ergeben geweſen ſeyn mag, nahm ſie, allem Anſehen nach, noch mehr für dieſelbe ein. Aber Chanut, der weiſeſte unter ihren Freunden, hat, ſo viel man ſehen kann, gar nichts dazu beygetragen. Er widerrieth ihr ſo nachdrücklich, dem Throne nicht zu entſagen; weit weniger konnte er wünſchen, daß ſie ihre Religion verlaſſen möchte, die mit der Regierung von Schweden unzertrennlich verbunden war. Vermuthlich würde er, ſo wie jeder andere Römiſchcatholiſche, der über ſeine Religion philoſophiren gelernet hätte, ſeinen Beyfall zu dieſem Vorſatze der Königinn nicht gegeben haben.

Es giebt freylich noch andere Veranlaſſungen und Ueberredungsmittel, welche ſie dazu gebracht haben könnten. Die Schweden ſelbſt warfen einen ſtarken Verdacht auf ihren Lehrer, Johann Matthiä, daß er ſie durch ſeine Grundſätze zur Veränderung der Religion verleitet haben möchte. Dieſer Biſchof trug ſchon im Jahre 1647. einige Meinungen von der Vereinigung der Proteſtanten vor, welche der Schwediſchen Geiſtlichkeit mißfielen, weil ſie eine zu merkliche Neigung gegen die Reformirte Kirche verriethen. Aber er gieng immer weiter, und in verſchiedenen Schriften, die er nach der Entfernung der Königinn aus dem Reiche herausgab, ſuchte er überhaupt zwiſchen allen chriſtlichen Gemeinen Frieden zu ſtiften. Da dieſe Aufſätze den Werth der Evangeliſchen Religion zu erniedrigen ſchienen, wurden ſie verboten; ihr Verfaſſer ſah ſich im Jahr 1664 genöthiget, ſein Biſthum niederzulegen; allein Chriſtina, die immer gleiche Hochachtung und Dankbarkeit gegen ihn behielt, erwies ihm und ſeiner Familie viele Wohlthaten. Wenn man hier ſogleich nach dem erſten Anſcheine urtheilen wollte, ſo müßte Matthiä

zuerſt die Königinn auf den Weg zu der Römiſchen Kirche geführt haben. Doch nicht zu gedenken, daß man davon in ihrer Geſchichte kein Merkmal antrifft, ſo bezeugte er ſelbſt kurz vor ſeinem Tode feyerlich, er habe dieſe Beſchuldigung nie verdienet. Man weiß auch, daß dergleichen friedfertige Theologen nicht leicht den Uebertritt zu derjenigen Kirche gerathen haben, mit welcher ſie die ihrige zu vereinigen ſuchten: einer der größten Männer unter ihnen, Georg Calixtus, der während Chriſtinens Regierung die Ausſöhnung der Proteſtanten mit den Römiſchcatholiſchen ſo eifrig empfohl, beſtritt doch mit einer ihm anſtändigen Schärfe die Lehren der letztern, welche er vor tadelhaft hielt. Alles, was die Königinn von ihrem Lehrer in Anſehung anderer Gemeinen angenommen haben mag, ſcheint eine ſanftere, verträglichere Denkungsart geweſen zu ſeyn. Man kann noch mehr ſagen: Marchiä hatte kaum das Gerüchte vernommen, daß ſie ſich öffentlich zur Römiſchen Kirche gewandt hätte, als er ihr einen ſehr rührenden Brief ſchrieb, der ſeinem Herzen Ehre macht. „Alle Rechtſchaffene, ſagt er darinne, entſetzen ſich vor dem bloßen Argwohn, daß Ew. Majeſtät etwas ſolches könnten begangen haben; andere beklagen es auf das wehmüthigſte; und die meiſten beſchweren ſich heftig über diejenigen, welche eine ſo große Königinn durch ihre argliſtigen Eingebungen verführt haben, ſich des ungeheuern Verbrechens der beleidigten göttlichen Majeſtät ſchuldig zu machen. Ich hingegen kann dieſem Gerüchte noch gar nicht glauben: ich erinnere mich noch gar zu wohl an die weiſen Unterredungen, mit welchen mich Ew. Majeſtät oft über die Beſchaffenheit und den Zuſtand der verſchiedenen Religionen beehrt haben. Noch denke ich an Dero ſcharfſinniges Urtheil über die Mittel, die Wunden der chriſtlichen

Kirche

Kirche zu heilen. Eben ſo wenig habe ich Dero würklich königlichen Vorſatz vergeſſen, einige abergläubiſche Gebräuche abzuſchaffen, welche die Religion mehr verunſtalten als zieren. So lange mir dieſes noch im Sinne ſchwebt, ſo habe ich alle Mühe von der Welt, mich überreden zu laſſen, daß ein ſo glänzender Stern den geringſten Flecken der Unbeſtändigkeit hätte annehmen können. — — Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich, ſo oft ſich das Gerücht ausgebreitet hat, Ew. Majeſtät wären im Begriffe, eine Reiſe nach Italien vorzunehmen, auf den Gedanken gefallen bin, die große Chriſtina möchte wohl mit einem Entwurfe umgehen, ihren Nahmen unſterblich zu machen, und nachdem ſie ein irdiſches Reich verlaſſen hat, alle ihre Sorgen auf die Erweiterung des Reichs Jeſu Chriſti wenden; — — daß Sie, um dieſe Abſicht zu erreichen, den Pabſt beſuchen wolle, (deſſen Nahme ſelbſt in den nordiſchen Ländern, ſowohl durch ſeine große Gelehrſamkeit, als durch die Mäßigung ſeines Geiſtes berühmt geworden iſt,) um ſich mit ihm und andern catholiſchen Fürſten über die Mittel zu beſprechen, wie die Freude, an welcher bey ſeiner Wahl das Römiſche und die benachbarten Reiche, wegen der Wiederherſtellung des bürgerlichen Friedens Antheil genommen haben, nicht durch die Fortſetzung eines unglücklichen Religionskrieges unterbrochen, oder unvollkommen werden möchte. Wenn ſich Ew. Majeſtät dieſen Endzweck vorgeſetzt haben, nämlich die verſchiedenen Geſinnungen über die Religion übereinſtimmend zu machen, und die Einigkeit des Glaubens und der chriſtlichen Kirche auf die Nachwelt zu bringen, indem Sie auf das ſorgfältigſte die gehörigen Mittel anwenden würden, um die Wunden der chriſtlichen Kirche durch das Anſehen der Fürſten zu

heilen, — — ſo verehren wir Sie insgeſammt, und geben dieſer Abſicht unſern einmüthigen Beyfall.„ — Eine der Königinn würdige Beſchäftigung würde dieſes allerdings geweſen ſeyn; allein Matthiä dachte zu wenig daran, wie unmöglich eine ſolche Wiedervereinigung durch die Bedingungen werde, welche die Römiſchen Biſchöfe dazu vorſchlagen. Er ſchrieb noch zehn Jahre ſpäter abermals an die Königinn, indem er ihr einige ſeiner Schriften überſchickte; aber wiederum mit dem ſehnlichen Verlangen, daß ſie auf die wahre Religion, welche ſie ehemals bekannt hätte, eine ernſtliche Ueberlegung wenden möchte.

Chriſtinens Lehrer hat alſo ihren Uebergang zur Römiſchen Kirche nicht befördert. Aber ſollte ſie etwan ihr Geſchlecht dazu verführet haben? So urtheilen einige Proteſtantiſche Schriftſteller: keine Religion, ſagen ſie, iſt dem Geſchmack des Frauenzimmers gemäßer, als die römiſchcatholiſche: ſie befriedigt die Liebe zum Putze und Gepränge, den Wohlgefallen an Cärimonien und an Tändeleyen ſo ſehr, daß ſie ausdrücklich für daſſelbe eingerichtet zu ſeyn ſcheinet. Wenn man von dieſer Vorſtellung das Beleidigende wegnimmt, das ſie vielleicht in mancher Augen für das weibliche Geſchlecht und für die Römiſche Kirche hat, ſo bleibt immer noch ein wahrer Grund übrig, auf den man hier bauen könnte. Man hat längſt die Anmerkung gemacht, daß die ſinnlichen Andachtsübungen und das äußerliche glänzende Geräuſche, zu welchem die Religion der Römiſchen Kirche herabgeſunken iſt, nicht allein den großen Haufen, ſondern auch vornehmlich die lebhafte Einbildungskraft und die Geſchäftigkeit des Frauenzimmers bey jeder Art von ſchimmernder Schönheit, außerordentlich reizen müſſe. Aber es giebt doch Frauenzimmer, welche die edle Einfalt

des

des Chriſtenthums zu ſchätzen, und ſich über die Ausſchmückungen deſſelben, die nur für die Augen und Ohren gemacht ſind, zu erheben wiſſen: wer zweifelt daran, daß Chriſtina einer ſolchen Denkungsart vor tauſend andern fähig geweſen ſey? Eben dieſe Königinn unterdeſſen hatte eine ausnehmende Neigung zur Pracht; ſie ſetzte den ſchönen Künſten, die an dem Gottesdienſt der Römiſchen Kirche eine ſo reiche Nahrung finden, faſt alles andere nach; und leichtſinnig genug dachte ſie um dieſe Zeit von der Religion. Es könnte alſo doch jene Schwachheit ihres Geſchlechts einige Würkung bey ihr gethan haben.

Sie ſelbſt und die meiſten Mitglieder der Gemeine, in welche ſie trat, gaben vor, daß bloß die Vorzüge, welche dieſelbe im Glauben und in der Regierung vor andern chriſtlichen Geſellſchaften hätte, ihre Empfehlung bey der Königinn geweſen wären. Dieſes iſt, man kennt ſie ſchon, die ordentliche Sprache derer, welche ſich eine andere Kirchengemeinſchaft wählen. Auch darinne folgte Chriſtina ihrem Beyſpiele, daß ſie, oder doch ihre Verehrer, die Bewegungsgründe bekannt machten, welche ſie zu ihrer Religionsänderung angetrieben hätten. Solche öffentliche Erklärungen hat man ſelten für etwas anders angeſehen, als vor eine gezwungene und gekünſtelte Rechtfertigung, durch welche man einer ſonſt unvermeidlichen Schande auszuweichen gedenkt. Chriſtinens ihre hat in der Hauptſache, ihre ganze Geſchichte wider ſich. Es wird darinne vorgegeben, ſie habe bey zunehmenden Jahren in der Evangeliſchen Religion nicht alle erwünſchte Beruhigung gefunden, und daher ſich mit Perſonen aus der Römiſchen Kirche über ihre Religion unterredet; daraus wären Zweifel bey ihr erwachſen, welche ſie den gelehrteſten Lutheriſchen Predigern vorgelegt, auch alle ihre

Schriften geleſen hätte; ohne daß ihr die Antworten von jenen, oder dieſe ein Genüge gethan hätten. — Dieſes wird mit vieler Dreiſtigkeit erzählt; und doch trifft man in allen ſchwediſchen Nachrichten und Urkunden von ihrem vorhergehenden Leben nicht die geringſte Spur ſolcher Bedenklichkeiten oder einer Beantwortung derſelben an. — Man ſetzt hinzu, ſie habe darauf alle Religionen, die jemals in der Welt entſtanden wären, unterſucht, und die Meinungen der gelehrteſten Männer darüber angehört; dieſes habe fünf Jahre fortgewähret, bis ſie am Ende derſelben zwar nicht zu einer Feſtigkeit im Urtheil, aber doch zu dem Entſchluſſe gekommen wäre, noch ferner in der Religion zu leben, in welcher ſie war erzogen worden, weil ſie geglaubt hätte, in derſelben ſelig werden zu können, wenn ſie nach der Vorſchrift ihrer geſunden Vernunft lebte; allein zwey Jahre ſpäter habe ſie, von neuem über die Religion beunruhigt, den Jeſuiten ihren Entſchluß vertrauet, zu ihrer Kirche überzugehen, wenn ſie ihr die Wahrheit augenſcheinlich zeigen würden. — Will man dieſer Nachricht glauben, die ſonſt durch nichts beſtätiget wird, ſo iſt es völlig unbegreiflich, wie Chriſtina eben zu der Zeit, da ſie den entſcheidenden Schritt vorzunehmen bereit war, ein ſo gleichgültiges unehrerbietiges Bezeigen gegen die Religion überhaupt habe annehmen können, als jedermann an ihr erblickte.

Die Welt konnte ſich an ſo unvollſtändigen Nachrichten, wenn ſie auch wahrſcheinlicher geweſen wären, nicht begnügen. Chriſtina, eine der gelehrteſten und ſcharfſichtigſten Perſonen ihrer Zeit, verließ eine Religion, zu welcher ſie ſich neun und zwanzig Jahre lang eifrig bekannt hatte, um ſich einer andern zu ergeben, zu welcher ſie niemals einige Neigung merken ließ. Es müſſen große, dringende, unüber-

gewesen zu seyn, was vor ein außerordentliches Schauspiel sie vor der Welt aufführen wolle. Sie kam im Julius des Jahres 1654 zu Hamburg an, besuchte daselbst den öffentlichen Gottesdienst, und beschenkte den Prediger, den sie gehört hatte; man fand aber an dem Orte, wo sie gesessen hatte, Virgils Gedichte liegen. Aus andern Beyspielen ihrer Aufführung um diese Zeit blickte ebenfalls eine große Freyheit in Ansehung der Religion und der Sittenlehre hervor. Aber ein Brief, den sie an den König von Schweden schrieb, erregte ihm besonders viele Unruhe. Er schloß aus demselben, daß sie niemals wieder in das Reich zurückkommen werde: die Nachrichten, die er erhalten hatte, daß sie zur Römischen Kirche treten und nach Italien gehen wollte, wurden nun wahrscheinlicher. Schon sagte die Schwedische Geistlichkeit, man müsse in diesem Falle ihre Einkünfte einziehen, und der Reichsrath bat den König um Erlaubniß, ihr darüber mündliche Vorstellungen thun zu lassen, damit das Reich wenigstens den Trost haben möchte, seine Pflicht beobachtet zu haben, und keinen Vorwurf leiden dürfte, wenn es der Königinn die bewilligten Gelder versagte. Es ist wahr, man hatte ihr eine völlige Freyheit des Verhaltens zugestanden; aber es war doch stillschweigend dabey vorausgesetzt worden, daß sie die Religion nicht verändern werde: und nach den Schwedischen Grundsätzen konnte man einen solchen Schritt nicht anders als vor eine Beschimpfung des Reichs halten. Der König wollte jedoch nicht zugeben, daß diese Vorstellungen in seinem Namen geschähen, weil er versprochen hatte, sich um ihr Betragen nicht zu bekümmern, wenn sie nichts gegen das Beste des Reichs vornähme: er brachte es auch dahin, daß sie gemildert wurden.

ſehr unwahrſcheinlich war. Auch das Gedicht des Rectors der hohen Schule, le Camus, gefiel, und beſonders folgende Stelle deſſelben:

Te ſatis antiquae tenuerunt moenia Romae,
Rudera quae ultores orbis teſtantia Gothos.

„Lange genug haben Dich die Mauern des alten Roms in ihrem Bezirke aufgehalten, und jene Trümmern, welche von den Rächern der Welt, den Gothen, zeugen.„

Man erinnerte ſich dabey des Titels einer Königinn der Gothen, den Chriſtina führte, ſo wie der Zerſtörung des Römiſchen Reichs in den Abendländern durch dieſes und andere deutſche und nordiſche Völker, deren Nachkommen den neuern geiſtlichen Rom ſchon lange den Untergang gebracht haben würden, wenn Alpen und Aberglaube es nicht kräftig geſchützt hätten.

Chriſtina beſuchte hierauf den öffentlichen Gottesdienſt zu Paris; allein für eine ſo neue Catholikinn, die noch ganz Eifer hätte ſeyn ſollen, fand man ihre Andacht zu froſtig. Sie plauderte die ganze Meſſe hindurch mit Biſchöfen, und kniete niemals nieder: zwar that ſie dieſes nachmals, als ſie beichtete; allein dem Biſchof kam es ſehr ſeltſam vor, daß ſie ihm dabey beſtändig ſtarr ins Geſichte ſah. Alle Versmacher in dieſer Stadt, alle Gelehrte und Männer von vorzüglichem Anſehen, ſuchten ihr damals ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Menage führte faſt alle bey ihr ein, nannte und empfol ſie ihr, indem er immer hinzuſetzte: ein Mann von Verdienſten. „Ich weiß nicht, „ſchreibt er, ob ſie glaubte, daß ich ihr nicht die „Wahrheit ſagte; oder ob ſie es merkte, es ſey nicht „anders möglich, als daß ich öfters lügen müßte, „indem ich ihr ſo viel Gutes von allen dieſen Herren vor-

„vorſagte: genug, ich hörte ſie mit einer verdrießlichen „Miene ſagen: Dieſer Herr **Menage** kennt doch „viele Männer von Verdienſten.„ Sie fand ſich auch in einer gelehrten Verſammlung bey dem Herzoge von **Guiſe** ein, wo **Gilbert**, ihr Reſident in Frankreich, ein Luſtſpiel vorlas, das ihr ungemein gefiel. Sie fragte den **Chapelain**, der damals noch vor einen Dichter gehalten wurde, jetzt aber nur auf eine lächerliche Art als der Verfaſſer eines gereimten Werks von dem **Mädchen von Orleans** (Pucelle d'Orleans) bekannt iſt, um ſeine Meinung darüber; er geſtand, daß ihm die Verſe darinne etwas zu frey vorkämen. **Menage**, dem ſie eben dieſe Frage vorlegte, lobte das Luſtſpiel völlig nach ihrem Geſchmacke, und ſie fuhr darauf fort: „Es iſt mir lieb, daß es ihren Beyfall hat; „man kann ſich hierinne auf Sie verlaſſen; aber Ihr „**Chapelain**, das iſt ein armſeliger Mann: er wollte „gern alles zu **Jungfern** (Pucelle) machen.„

Da der Hof ſich zu Compiegne aufhielt, begab ſich **Chriſtina** bald dahin. Es iſt wiederum am angenehmſten, die Beſchreibungen zu leſen, welche die Prinzeßinn von **Montpenſier**, und die Frau von **Motteville**, ein Frauenzimmer im Gefolge des Hofs, von ihrer Ankunft hinterlaſſen haben: hier iſt wenigſtens ein Auszug aus denſelben. „Sie „kannte den ganzen Hof vollkommen, und wußte „alle große und kleine Dinge. Sie ſagte zuweilen, „ſie wiſſe es wohl, daß man von ihr viel Gutes und „viel Böſes ausgeſtreuet habe; allein man werde „finden, daß ſie weder das eine, noch das andere, an „ſich habe. Sie fand, daß Frankreich ſchön, reich „und wohl bevölkert ſey: allein ſie wollte doch das „Anſehen haben, als wenn ihr Italien beſſer gefiele. „Unterdeſſen ſahe man nachher, daß ihr die Ergötz-

„lich-

chen Gesellschaften ihrer Kirche eine vorzügliche Geschicklichkeit bewiesen haben, die Protestanten entweder mit scheinbaren Gründen, oder mit einschleichenden Kunstgriffen, auf ihre Seite zu bringen. Daran ist zwar der Welt nichts gelegen zu wissen, welcher Jesuit die vermeinte Bekehrung der Königinn angefangen, oder am meisten befördert habe; aber um die Geheimnißvollen und listigen Umwege kennen zu lernen, auf welche man sie geleitet hat, und bey denen man, nach der Gewohnheit dieser Führer, das Licht einer öffentlichen schärfern Untersuchung der Wahrheit scheuet; zu diesem Gebrauche können die etwas widersprechenden Erzählungen hier neben einander stehen.

Die wahrscheinlichste unter denselben macht den P. Anton Macedo zum ersten Lehrer der Königinn in seiner Religion, den sie mit Beyfall gehört habe. Er war schon im Jahr 1650, so wird diese Geschichte erzählt, als Beichtvater des Portugiesischen Gesandten zu Stockholm, und wurde von demselben, als sein Geheimschreiber krank geworden war, an dessen Stelle gebraucht. Die Königinn entdeckte seinen Stand, unterredete sich oft mit ihm heimlich über die Religion, und vertraute ihm endlich, gerührt durch seinen Unterricht, ihren Entschluß, zugleich das Reich und ihren Glauben zu verlassen, wenn ihre noch übrige Zweifel gehoben würden. Sie bat ihn daher, es bey dem General seiner Gesellschaft dahin zu bringen, daß er zween andere seines Ordens an sie schicken möchte. Macedo eilte ohne Vorwissen des Gesandten aus Schweden weg. Da er im October des Jahrs 1651 zu Rom angekommen war, wurden die beyden Jesuiten, Paul Casati und Franz Malines, nach Stockholm gesandt, wo sie im März des Jahres 1652 verkleidet anlangten. Ihre stets

geheis-

geheimen Geſpräche mit der Königinn hatten bald einen für ſie gewünſchten Ausgang: ſie faßte im April des gedachten Jahres den feſten Vorſatz zu ihrer zweyfachen großen Veränderung. Caſati gieng gleich darauf in ihrem Namen nach Rom zurück, um von dem Pabſte Innocenz dem zehnten Verhaltungsbefehle zu bekommen, wie dieſe Angelegenheit zu Stande gebracht werden könnte: ſie ſelbſt meldete ihre Abſichten dem Pabſte, dem Cardinal Chigi, und dem General der Jeſuiten; auch dem Bourdelot trug ſie auf, da er nach Frankreich zurück gieng, Erkundigung einzuziehen, ob ſie, wenn ihre Entſchlieſſung ausgeführt wäre, ihren Aufenthalt in dieſem Reiche nehmen könne.

Allein die andere Erzählung, die ſelbſt von einigen Jeſuiten angenommen worden iſt, läßt den Jeſuiten Gottfried Franken, Caplan des Spaniſchen Geſandten am Däniſchen Hofe, des Grafen von Rebolledo, den erſten Grund zu Chriſtinens Religionsveränderung legen. Man verſichert, daß derſelbe, da man in dem Hauſe des Geſandten davon ſprach, wie leicht eine Fürſtinn von ſo vielem Verſtande durch einen geſchickten Gottesgelehrten zur Erkenntniß der wahren Religion gebracht werden könne, ſogleich im Jahr 1649 nach Stockholm gereiſet, und von ihr ſehr günſtig aufgenommen worden ſey. Ihre Neigung zur Römiſchen Kirche, ſetzt man hinzu, wurde in eben dieſem Jahre dem Könige von Spanien berichtet; der Geſandte und ſein Geiſtlicher bauerten glücklich auf dieſen Anfang fort; es erſchienen zween italiäniſche Jeſuiten bey der Königinn, die aber, weil ſie bald entdeckt wurden, ſich wegbegeben mußten; andere kamen an ihre Stelle, auch Pimentel mit ihnen, bis der Dominicaner Guemes, vom Spaniſchen Hofe abgeſchickt, die letzte Hand an

die-

dieſes Werk legte. — Dieſe Nachricht verſchweigt die Bemühungen, welche Macedo hierbey unſtreitig angewandt hat, auf eine ſehr gezwungene Art. Sie ſcheinet überhaupt zur Ehre des Spaniſchen Hofes und ſeiner Geſandten aufgeſetzt worden zu ſeyn: und wenn man ſich erinnert, daß damals kein gutes Vernehmen zwiſchen Spanien und Portugall geherrſcht habe, ſo geräth man deſto leichter auf die Vermuthung, daß man von Seiten des erſtern durch dieſe Erzählung dem letztern vielleicht die Ehre habe entziehen wollen, eine ſo wichtige Veränderung angefangen zu haben. So unnöthig es iſt, beyde Berichte genauer zu prüfen; ſo kann man ſich doch nicht enthalten, eine ſehr erhebliche Anmerkung über dieſelben zu machen. Wenn die Zeitbeſtimmung darinne richtig iſt: ſo müſſen die oben angeführten Briefe der Königinn vom Jahr 1652, in welchen ſie ihre ſtandhafte Liebe zur Evangeliſchen Religion bekennet, als ein Muſter von Verſtellung angeſehen werden: und alsdenn kann man ihrer ganzen Denkungsart über die Religion wenig Aufrichtigkeit zutrauen. Sind aber in jenen Nachrichten die Jahre falſch angegeben, ſo fällt auch alles andere, was ſie enthalten, über den Haufen. Dieſe Ausſichten eröfnen abermals ein weites Feld zu Betrachtungen über dieſe ſo freygebig gerühmte Bekehrung.

Es hatte völlig das Anſehen, daß Chriſtina nach einem ſo bedenklichen Schritte nur eine noch weit freyere Aufführung angenommen habe: ſo viel fehlte daran, daß die neuen Grundſätze ihres Glaubens und Lebens, ihrer Erwartung nach dem Tode, auch bloß einen äußerlichen ernſthaften Anſtand bey ihr hervorgebracht hätten. Tänze, Schauſpiele, Jagden, und andere Luſtbarkeiten, die unaufhörlich mit einander abwechſelten, füllten damals ihre ganze

Zeit

rer Vertrauter der Königinn, und der seiner Religion mehr ergeben gewesen seyn mag, nahm sie, allem Ansehen nach, noch mehr für dieselbe ein. Aber Chanut, der weiseste unter ihren Freunden, hat, so viel man sehen kann, gar nichts dazu beygetragen. Er widerrieth ihr so nachdrücklich, dem Throne nicht zu entsagen; weit weniger konnte er wünschen, daß sie ihre Religion verlassen möchte, die mit der Regierung von Schweden unzertrennlich verbunden war. Vermuthlich würde er, so wie jeder andere Römischcatholische, der über seine Religion philosophiren gelernet hätte, seinen Beyfall zu diesem Vorsatze der Königinn nicht gegeben haben.

Es giebt freylich noch andere Veranlassungen und Ueberredungsmittel, welche sie dazu gebracht haben könnten. Die Schweden selbst warfen einen starken Verdacht auf ihren Lehrer, Johann Matthiä, daß er sie durch seine Grundsätze zur Veränderung der Religion verleitet haben möchte. Dieser Bischof trug schon im Jahre 1647. einige Meinungen von der Vereinigung der Protestanten vor, welche der Schwedischen Geistlichkeit mißfielen, weil sie eine zu merkliche Neigung gegen die Reformirte Kirche verriethen. Aber er gieng immer weiter, und in verschiedenen Schriften, die er nach der Entfernung der Königinn aus dem Reiche herausgab, suchte er überhaupt zwischen allen christlichen Gemeinen Frieden zu stiften. Da diese Aufsätze den Werth der Evangelischen Religion zu erniedrigen schienen, wurden sie verboten; ihr Verfasser sah sich im Jahr 1664 genöthiget, sein Bißthum niederzulegen; allein Christina, die immer gleiche Hochachtung und Dankbarkeit gegen ihn behielt, erwies ihm und seiner Familie viele Wohlthaten. Wenn man hier sogleich nach dem ersten Anscheine urtheilen wollte, so müßte Matthiä

Außer allen dieſen Nachrichten von Chriſtinen, welche die beyden obengedachten Frauenzimmer aufgeſetzt haben, findet man in ihren Schriften und bey andern, welche damals einen Zugang am Hofe hatten, noch mehrere, die gleich den angeführten, und den Anekdoten der Höfe überhaupt, vielleicht manche Zuſätze und Veränderungen in Abſicht auf die Wahrheit der Begebenheiten erlitten haben, aber doch immer verdienen, geſammelt zu werden. Chriſtina, ſagen ſie, war in ihrem Aeußerlichen würklich lächerlich, und faſt alle ihre Handlungen hatten etwas Ausſchweifendes an ſich: ſo wie man ſie daher mit Recht tadelte, ſo hatte man gleichwohl eben ſo viele Urſachen, ſie ungemein zu loben. Sie ſah in keinem Stücke einem Frauenzimmer ähnlich; ſie beſaß nicht einmal die ihrem Geſchlechte nöthige Beſcheidenheit, ließ ſich nicht in den ſchicklichſten Stunden von Mannsperſonen bedienen, und wollte überhaupt in ihrem Betragen eine Mannsperſon vorſtellen. Ihre Neigung gegen unſer Geſchlecht kam, wie ſie ſelbſt ſagte, nicht davon her, weil es das männliche Geſchlecht iſt; ſondern aus einer Verachtung gegen ihr eigenes, deſſen größtem Theile ſie zu ſehr an Verſtande und Wiſſenſchaft überlegen war. Sie gab auch während ihrer Anweſenheit in Frankreich nur ſehr wenigen Frauensperſonen einige Merkmale der Achtung, unter andern der berühmten Ninon de l'Enclos, deren Umgang wegen ihres Witzes und Scharfſinnes ſo ſehr geſucht wurde; aber durch ihre freye und wollüſtig Lebensart gefährlich war. Chriſtina, ſo fahren dieſe Nachrichten fort, lachte ganz ausgelaſſen, wenn ihr etwas ſehr gefiel, beſonders über manche Poſſen in der italiäniſchen Comödie. Sie ſang oft in Geſellſchaft; wurde aber auch bis zum

Ein-

Kirche zu heilen. Eben so wenig habe ich Dero würklich königlichen Vorsatz vergessen, einige abergläubische Gebräuche abzuschaffen, welche die Religion mehr verunstalten als zieren. So lange mir dieses noch im Sinne schwebt, so habe ich alle Mühe von der Welt, mich überreden zu lassen, daß ein so glänzender Stern den geringsten Flecken der Unbeständigkeit hätte annehmen können. — — Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich, so oft sich das Gerücht ausgebreitet hat, Ew. Majestät wären im Begriffe, eine Reise nach Italien vorzunehmen, auf den Gedanken gefallen bin, die große Christina möchte wohl mit einem Entwurfe umgehen, ihren Nahmen unsterblich zu machen, und nachdem sie ein irdisches Reich verlassen hat, alle ihre Sorgen auf die Erweiterung des Reichs Jesu Christi wenden; — — daß Sie, um diese Absicht zu erreichen, den Pabst besuchen wolle, (dessen Nahme selbst in den nordischen Ländern, sowohl durch seine große Gelehrsamkeit, als durch die Mäßigung seines Geistes berühmt geworden ist,) um sich mit ihm und andern catholischen Fürsten über die Mittel zu besprechen, wie die Freude, an welcher bey seiner Wahl das Römische und die benachbarten Reiche, wegen der Wiederherstellung des bürgerlichen Friedens Antheil genommen haben, nicht durch die Fortsetzung eines unglücklichen Religionskrieges unterbrochen, oder unvollkommen werden möchte. Wenn sich Ew. Majestät diesen Endzweck vorgesetzt haben, nämlich die verschiedenen Gesinnungen über die Religion übereinstimmend zu machen, und die Einigkeit des Glaubens und der christlichen Kirche auf die Nachwelt zu bringen, indem Sie auf das sorgfältigste die gehörigen Mittel anwenden würden, um die Wunden der christlichen Kirche durch das Ansehen der Fürsten zu

habe, daß man mit der Gräfinn vergleichen könne. Ohne Zweifel fühlte die Königinn den Mangel an einer nahen Person, gegen welche sie ihr Herz ausschütten könnte; allein ihre Freundinn faßte keinen so geschwinden und leichtsinnigen Entschluß, ungewissen Aussichten die Glückseligkeit, welche sie in ihrem Vaterlande genoß, vorzuziehen.

Unterdessen hatten die Annehmlichkeiten von Frankreich so vielen Eindruck bey Christinen gemacht, daß sie schon im September des Jahrs 1657 abermals Lust bezeigte, eine Reise dahin vorzunehmen. Zum Vorwande derselben gab sie ihre Begierde an, den König auf einem bevorstehenden Ballet tanzen zu sehen. Mazarin hatte sie im Verdachte, daß sie in der Absicht käme, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu befördern: und er verlangte ihre ungebetene Vermittelung nicht. Man sagt, daß sie schon im vorigen Jahre solche Bemühungen geäußert, und daß diese sowohl, als die Aufmunterung, welche sie dem Könige gab, sich mit einer Nichte des Cardinals, mit welcher er ein Liebesverständniß hatte, zu vermählen; daß beydes den Hof bewogen habe, ihre Abreise auf eine gute Art zu beschleunigen. Genug, sie erfuhr bald, daß man sie auch zum zweytenmale in Frankreich gerne sehen würde.

Bald nach ihrer Ankunft zu Fontainebleau, im October dieses Jahres, ließ sie ihrem Oberstallmeister, dem Marquis Monaldeschi, das Leben nehmen. Sie hatte den Argwohn der Untreue, den sie seit einiger Zeit gegen ihn faßte, durch seinen aufgefangenen Briefwechsel zu einer völligen Gewißheit gebracht. Sie fand sogar, daß er, um desto unverdächtiger zu bleiben, einen andern ihrer

Hof-

des Christenthums zu schätzen, und sich über die Ausschmückungen desselben, die nur für die Augen und Ohren gemacht sind, zu erheben wissen: wer zweifelt daran, daß Christina einer solchen Denkungsart vor tausend andern fähig gewesen sey? Eben diese Königinn unterdessen hatte eine ausnehmende Neigung zur Pracht; sie setzte den schönen Künsten, die an dem Gottesdienst der Römischen Kirche eine so reiche Nahrung finden, fast alles andere nach; und leichtsinnig genug dachte sie um diese Zeit von der Religion. Es könnte also doch jene Schwachheit ihres Geschlechts einige Würkung bey ihr gethan haben.

Sie selbst und die meisten Mitglieder der Gemeine, in welche sie trat, gaben vor, daß bloß die Vorzüge, welche dieselbe im Glauben und in der Regierung vor andern christlichen Gesellschaften hätte, ihre Empfehlung bey der Königinn gewesen wären. Dieses ist, man kennt sie schon, die ordentliche Sprache derer, welche sich eine andere Kirchengemeinschaft wählen. Auch darinne folgte Christina ihrem Beyspiele, daß sie, oder doch ihre Verehrer, die Bewegungsgründe bekannt machten, welche sie zu ihrer Religionsänderung angetrieben hätten. Solche öffentliche Erklärungen hat man selten für etwas anders angesehen, als vor eine gezwungene und gekünstelte Rechtfertigung, durch welche man einer sonst unvermeidlichen Schande auszuweichen gedenkt. Christinens ihre hat in der Hauptsache ihre ganze Geschichte wider sich. Es wird darinne vorgegeben, sie habe bey zunehmenden Jahren in der Evangelischen Religion nicht alle erwünschte Beruhigung gefunden, und daher sich mit Personen aus der Römischen Kirche über ihre Religion unterredet; daraus wären Zweifel bey ihr erwachsen, welche sie den gelehrtesten lutherischen Predigern vorgelegt, auch alle ihre

tigen Perſon; ſie ſey Herr von ihrem Willen, könne ihre Bedienten überall und zu aller Zeit zur Strafe ziehen, und brauche niemanden, als Gott, von ihrer Aufführung Rechenſchaft zu geben: dazu ſetzte ſie noch, dieſe ihre Handlung ſey nicht ohne Beyſpiele. Der Geiſtliche verſetzte, Königinnen hätten wohl dergleichen in ihrem Reiche, aber nicht anderwärts, gethan; doch, fuhr er fort, wenn gleich dieſe Handlung noch ſo gerecht wäre, ſo könnte ſie doch von andern für gewaltſam und übereilt angeſehen werden: die Königinn möchte daher lieber großmüthig und mitleidig mit dem Verbrecher handeln, oder ihn zum wenigſten in die Hände der Obrigkeit übergeben, damit er nach den Geſetzen gerichtet werden könne. Was? ſagte die Königinn hierauf, ich, die ich eine unumſchränkte Gewalt über meine Unterthanen beſitzen muß, ſollte mich genöthiget ſehen, wider einen Verräther unter meinen Bedienten, von deſſen Untreue ich ſein eigenhändiges Bekenntniß habe, erſt die Richter um Gerechtigkeit zu erſuchen? Noch erinnerte der Geiſtliche, die Königinn ſey in dieſer Angelegenheit Parthey; allein ſie wollte nichts weiter hören, und es kam ihm vor, daß ſie vielleicht noch eher würde zu erweichen geweſen ſeyn, wenn ſie die Sache nicht bereits ſo weit getrieben hätte. Die Todesſtrafe mußte alſo endlich am Monaldeſchi vollzogen werden; er hatte ſich aber, aus einer gewiſſen Ahndung, mit einem Panzerhemde bewaffnet, und bekam daher viele Wunden und Stiche vor dem tödtlichen. Der Luſtgang des Schloſſes, wo dieſes am 10. November des Jahrs 1657 vorgieng, wurde an vielen Orten mit ſeinem Blute befleckt. Unterdeſſen ſprach die Königinn nicht weit davon in ihrem Zimmer auf eine gleichgültige Art von andern Dingen, und gab

nach-

unüberwindliche Ursachen gewesen seyn, welche ihre Gesinnungen so plötzlich umkehren. Man will diese Ursachen genau und umständlich wissen: und man erfährt nichts. Forscht man weiter, so wird man immer zweifelhafter. Es ist gewiß, daß bey einem solchen Uebergange sehr viel verlangt wird, wenn er einen weisen und rechtschaffenen Mann nicht beschimpfen soll: eine durchdringende Kenntniß und lange Prüfung beyder Religionen; die gänzliche Unmöglichkeit, seine Zweifel gehoben, oder geschwächt zu sehen; eine ernste Würde des Geistes im Entschließen, bey welcher sich kein Verdacht von Uebereilung oder Nebenabsichten anbringen läßt; eine so merkliche Sorgfalt für sein Gewissen, daß sich seine Zeitgenossen nicht wundern dürfen, wenn ihr jede andere Betrachtung nachstehen mußte; endlich in der ganzen Art zu denken und zu leben entweder die rühmlichste Veränderung, oder so geschwinde Schritte zur Vollkommenheit, daß es unleugbar wird, der neue Glaube habe seinen Bekenner ganz eingenommen und veredelt. Wenn man die Beweise von diesem allem, oder nur von dem größten Theil desselben in der Geschichte der Königinn Christina aufweisen könnte: so wäre es die Ueberzeugung allein, welche sie in die Römische Kirche gebracht hätte; aber ich wenigstens habe sie niemals finden können. Ich will nicht einmal von demjenigen Gebrauch machen, was Christina viele Jahre nach ihrer Religionsveränderung zu dem Graf Flemming und dem Baron Coyet gesagt haben soll, daß sie ihrer väterlichen Religion nicht deswegen entsagt habe, als wenn sie dieselbe für falsch gehalten hätte; sondern daß sie durch dringende Ursachen bewogen worden sey, sich äußerlich zur Römischen Kirche zu bekennen: dieses kann angeführt werden; aber die Zeugen sind vielleicht nicht hinlänglich. Darinne

„lichkeiten von Paris nicht übel anſtanden, und ich „glaube, ſie würde unſer Land gerne jedem andern „vorgezogen haben, wenn ſie darinne hätte bleiben „können. Sie kam bey dieſem erſten Anblicke allen „rechtſchaffenen Männern liebenswürdig vor; man „gewöhnte ſich bald an ihre ſonderbare Kleidung; „ihr Geſicht war ſchön genug, und jedermann be„wunderte die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, und die „ungemeine Kenntniß, die ſie von Frankreich hatte. „Die Franzoſen erfuhren von ihr manches, wovon „ſie ſelbſt kaum wußten, daß ſie es beſaßen. Unter „andern ſtritt ſie mit einigen Perſonen darüber, „daß es einen Achat von großem Werthe in der „heiligen Kapelle gebe, den ſie ſehen wollte. Man „ſuchte ihn lange, und fand in endlich in dem kö„niglichen Schatze zu St. Denys.„ (Es iſt in denſelben die Vergötterung des Auguſt geſchnitten; man hielt aber dieſes lange für eine bibliſche Geſchichte, und küßte jährlich einigemal den Stein mit großer Andacht.) „Sie war dabey höflich, beſonders gegen die Mannsperſonen: aber ungeſtüm „und auffahrend, ohne daß man doch einigen Grund „geſehen hätte, um die ſchlimmen Erzählungen zu „glauben, welche von ihr waren gemacht worden. „Zu Paris gewann ſie alle Herzen, welche ſie viel„leicht bald darauf wieder verloren haben würde, „wenn ſie ſich länger daſelbſt aufgehalten hätte.„

Der Cardinal Mazarin, der ohngeachtet der Volljährigkeit des Königs, noch alles königliche Anſehen beſaß, empfieng Chriſtinen auf dem Wege nach Compiegne, zu Chantilly. Er ſtellte ihr den König und ſeinen Bruder, als zween Herren vom vornehmſten Adel vor: allein ſie erkannte dieſelben gleich, weil ſie ihre Bildniſſe in dem königlichen Palaſte zu Paris geſehen hatte. Der König, der

damals

hat, für dieselbe eingenommen worden sey. Man hat wohl ein Mittel gefunden, ihre Großmuth zu loben, indem man sie mit Heinrichen dem Großen, Könige von Frankreich, verglich. Dieser Fürst, hat man gesagt, nahm die Römischcatholische Religion an, damit er zum ruhigen Besitze seines Reichs gelangen möchte; Christina hingegen verlor lieber das ihrige, das ihr niemand entreißen konnte, als daß sie sich von dem Bekenntnisse dieser Religion hätte zurückhalten lassen sollen. Wenn dieses wirklich Großmuth seyn sollte, so müßte sie die Regierung in keiner andern Absicht niedergelegt haben, als um ihren Glauben desto freyer verändern zu können: und dieses ist doch eine der unwahrscheinlichsten Ursachen. Sie suchte sich sogar dafür, daß sie ihrer Krone entsagte, durch beybehaltene Einkünfte, durch den Titel und das Ansehen einer Königinn, endlich selbst durch Entwürfe zu einer neuen Größe, schadloß zu halten: und sie unterschied sich hierinne gänzlich von andern Fürsten, die in der That großmüthig den Thron nur deswegen verlassen haben, um der Stille und der Annehmlichkeiten des Privatlebens zu genießen.

Die besondern Umstände von dem Ursprunge der Neigung Christinens gegen die Römische Kirche, und von der Art, wie sie nach und nach in dieselbe gezogen worden ist, kommen nur von der einen Seite, nämlich von Mitgliedern dieser Kirche her, und sind also mit Rechte der Partheylichkeit und einer schmeichelhaften Ausschmückung verdächtig. Sie stimmen aber nicht einmal mit einander überein: vermuthlich, weil mehrere an dieser großen Unternehmung gearbeitet haben, und einem jeden derselben seine Freunde den vornehmsten Antheil daran beyzulegen suchten. Ueberhaupt sind die Jesuiten gleich Anfangs dabey geschäftig gewesen: sie, die vor allen

geistli-

wurde sie durch ein französisches Trauerspiel gerührt, das man vor ihr aufführte. Sie bewunderte die schönsten Stellen desselben durch laute Ausrufungen der Freude oder des Schmerzens, und warf sich, als wenn sie allein wäre, auf die Lehne ihres Stuhls hin: so verfiel sie in ein tiefes Nachdenken, aus welchem sie die Königinn selbst nicht ziehen konnte, die öfters mit ihr zu sprechen versuchte. Einige Hofleute sprachen noch an demselben Tage mit ihr von der Treue, die man den Königen schuldig ist, und einer unter ihnen sagte, daß man dieselbe bey allen rechtschaffenen Männern finde. Christina versetzte darauf, dieses sey in allen andern Ländern wahr; allein sie habe bemerkt, daß der Mangel an dieser Treue in Frankreich vor keinen Fehler gehalten werde, und daß er unter Personen von Verdiensten und Stande daselbst gemein sey. Verschiedene kühne Spötter bey Hofe hatten sich vorgenommen, sie lächerlich zu machen, und dadurch diejenigen zum Stillschweigen zu nöthigen, welche sie zu freygebig mit Lobsprüchen überhäuft hatten; allein ihre vortrefflichen Eigenschafften, die desto mehr unter ihren Fehlern hervorschimmerten, je kürzere Zeit sie am Hofe blieb, und je mehr sie den Reiz der Neuigkeit für sich hatte; überdieses die mehr als gemeine Hochachtung, welche ihr der Hof erwies, und vielleicht auch das hohe Betragen, mit welchem sie auf diese Leute herabsah; alles dieses benahm ihnen die Gelegenheit und den Muth zu einer Beschäftigung, die, so unedel sie auch ist, in der großen Welt nur gar zu oft gesucht und bewundert wird.

Sie sah hierauf ein Trauerspiel im Jesuiter-Collegio vorstellen; hielt sich aber ungescheut über dasselbe auf. Eben damals erhielt der Hof die

geheimen Gespräche mit der Königinn hatten bald einen für sie gewünschten Ausgang: sie faßte im April des gedachten Jahres den festen Vorsatz zu ihrer zweyfachen großen Veränderung. Casati gieng gleich darauf in ihrem Namen nach Rom zurück, um von dem Pabste Innocenz dem zehnten Verhaltungsbefehle zu bekommen, wie diese Angelegenheit zu Stande gebracht werden könnte: sie selbst meldete ihre Absichten dem Pabste, dem Cardinal Chigi, und dem General der Jesuiten; auch dem Bourdelot trug sie auf, da er nach Frankreich zurück gieng, Erkundigung einzuziehen, ob sie, wenn ihre Entschliessung ausgeführt wäre, ihren Aufenthalt in diesem Reiche nehmen könne.

Allein die andere Erzählung, die selbst von einigen Jesuiten angenommen worden ist, läßt den Jesuiten Gottfried Franken, Caplan des Spanischen Gesandten am Dänischen Hofe, des Grafen von Rebolledo, den ersten Grund zu Christinens Religionsveränderung legen. Man versichert, daß derselbe, da man in dem Hause des Gesandten davon sprach, wie leicht eine Fürstinn von so vielem Verstande durch einen geschickten Gottesgelehrten zur Erkenntniß der wahren Religion gebracht werden könne, sogleich im Jahr 1649 nach Stockholm gereiset, und von ihr sehr günstig aufgenommen worden sey. Ihre Neigung zur Römischen Kirche, setzt man hinzu, wurde in eben diesem Jahre dem Könige von Spanien berichtet; der Gesandte und sein Geistlicher baueten glücklich auf diesen Anfang fort; es erschienen zween italiänische Jesuiten bey der Königinn, die aber, weil sie bald entdeckt wurden, sich wegbegeben mußten; andere kamen an ihre Stelle, auch Pimentel mit ihnen, bis der Dominicaner Guemes, vom Spanischen Hofe abgeschickt, die letzte Hand an die-

Außer allen diesen Nachrichten von Christinen, welche die beyden obengedachten Frauenzimmer aufgesetzt haben, findet man in ihren Schriften und bey andern, welche damals einen Zugang am Hofe hatten, noch mehrere, die gleich den angeführten, und den Anekdoten der Höfe überhaupt, vielleicht manche Zusätze und Veränderungen in Absicht auf die Wahrheit der Begebenheiten erlitten haben, aber doch immer verdienen, gesammelt zu werden. Christina, sagen sie, war in ihrem Aeußerlichen würklich lächerlich, und fast alle ihre Handlungen hatten etwas Ausschweifendes an sich: so wie man sie daher mit Recht tadelte, so hatte man gleichwohl eben so viele Ursachen, sie ungemein zu loben. Sie sah in keinem Stücke einem Frauenzimmer ähnlich; sie besaß nicht einmal die ihrem Geschlechte nöthige Bescheidenheit, ließ sich nicht in den schicklichsten Stunden von Mannspersonen bedienen, und wollte überhaupt in ihrem Betragen eine Mannsperson vorstellen. Ihre Neigung gegen unser Geschlecht kam, wie sie selbst sagte, nicht davon her, weil es das männliche Geschlecht ist; sondern aus einer Verachtung gegen ihr eigenes, dessen größtem Theile sie zu sehr an Verstande und Wissenschaft überlegen war. Sie gab auch während ihrer Anwesenheit in Frankreich nur sehr wenigen Frauenspersonen einige Merkmale der Achtung, unter andern der berühmten Ninon de l'Enclos, deren Umgang wegen ihres Witzes und Scharfsinnes so sehr gesucht wurde; aber durch ihre freye und wollüstig Lebensart gefährlich war. Christina, so fahren diese Nachrichten fort, lachte ganz ausgelassen, wenn ihr etwas sehr gefiel, besonders über manche Possen in der italiänischen Comödie. Sie sang oft in Gesellschaft; wurde aber auch bis zum

Ein-

Zeit aus. Ihr Herz entdeckte sich besonders in einem Briefe, den sie im Anfange des Jahrs 1655 an ihre Vertraute, die Gräfinn Sparre in Schweden, schrieb. „Meine Beschäftigungen, sagt sie darinne, „sind gut essen und gut schlafen, ein wenig studieren, „schwatzen, lachen, die französischen, italiänischen „und spanischen Comödien sehen, und die Zeit angenehm zubringen. Kurz, ich höre weiter keine Predigten, und verachte alle Redner: so wie Salomo „sagt, ist alles übrige Thorheit; denn ein jeder muß „unter Essen, Trinken und Singen, vergnügt leben.„ Sie gab sich nicht einmal Mühe, vor den Augen ihrer neuen Glaubensgenossen einen Schein von besonderer Andacht blicken zu lassen, die doch in einem solchen Falle mehr als jemals der Welt pflegt vorgezeigt zu werden. Man sagt unter andern, daß ihr die Jesuiten zu Löwen bey ihrer Durchreise die Schmeicheley gemacht hätten, sie würde dereinst, wenn sie zur Römischcatholischen Kirche getreten wäre, der heiligen Brigitta von Schweden an die Seite gesetzt werden; und daß sie darauf geantwortet habe: „Es wäre „mir lieber, wenn man mich unter die Klugen setzte.„

Weit anstößigere Reden über die Religion selbst sind ihr noch zugeschrieben, und von vielen vor wahr gehalten worden. Nichts von dieser Art schien ihrer um diese Zeit bekannten Gesinnung zu widersprechen; man muß aber auch hinzufügen, daß zu keiner andern Zeit so viele nachtheilige Urtheile und üble Gerüchte von ihr ausgestreuet worden sind. Ihre Macht stand denselben nicht mehr im Wege: sie mißfiel den Protestanten, welche sie verlassen hatte; den eifrigen Römischcatholischen, weil sie es nicht war; den Franzosen, weil sie sich zu sehr auf die Seite der Spanier wandte; ernsthaften aber und gelehrten Personen überhaupt durch ihr leichtsinniges Betragen: und diejenigen,

habe, daß man mit der Gräfinn vergleichen könne. Ohne Zweifel fühlte die Königinn den Mangel an einer nahen Person, gegen welche sie ihr Herz ausschütten könnte; allein ihre Freundinn faßte keinen so geschwinden und leichtsinnigen Entschluß, ungewissen Aussichten die Glückseligkeit, welche sie in ihrem Vaterlande genoß, vorzuziehen.

Unterdessen hatten die Annehmlichkeiten von Frankreich so vielen Eindruck bey Christinen gemacht, daß sie schon im September des Jahrs 1657 abermals Lust bezeigte, eine Reise dahin vorzunehmen. Zum Vorwande derselben gab sie ihre Begierde an, den König auf einem bevorstehenden Ballet tanzen zu sehen. Mazarin hatte sie im Verdachte, daß sie in der Absicht käme, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu befördern: und er verlangte ihre ungebetene Vermittelung nicht. Man sagt, daß sie schon im vorigen Jahre solche Bemühungen geäußert, und daß diese sowohl, als die Aufmunterung, welche sie dem Könige gab, sich mit einer Nichte des Cardinals, mit welcher er ein Liebesverständniß hatte, zu vermählen; daß beydes den Hof bewogen habe, ihre Abreise auf eine gute Art zu beschleunigen. Genug, sie erfuhr bald, daß man sie auch zum zweytenmale in Frankreich gerne sehen würde.

Bald nach ihrer Ankunft zu Fontainebleau, im October dieses Jahres, ließ sie ihrem Oberstallmeister, dem Marquis Monaldeschi, das Leben nehmen. Sie hatte den Argwohn der Untreue, den sie seit einiger Zeit gegen ihn faßte, durch seinen aufgefangenen Briefwechsel zu einer völligen Gewißheit gebracht. Sie fand sogar, daß er, um desto unverdächtiger zu bleiben, einen andern ihrer

Hof-

den vornehmen werde. Mit noch stärkern Ausdrücken schrieb sie eben dieses an den ersten Reichsrath, den Grafen Brahe; sie wünschte, Schweden möchte immer so blühend seyn, daß sie für dasselbe unnütz verbliebe; wenn man aber, setzte sie hinzu, einmal glauben sollte, daß sie dem Reiche Dienste leisten könne, so wollte sie sogleich dahin eilen, und ihm selbst ihr Leben aufopfern. — Vielleicht findet man diese Versicherungen zur unrechten Zeit angebracht, nachdem sich Christina selbst außer Stand gesetzt hatte, ihrem Vaterlande zu dienen; aber dieses könnte man ihr wohl glauben, daß ihre Aufführung damals nicht so sehr tadelhaft gewesen sey, als es die öffentliche Stimme vorgab. Sonderbar war sie in der That, schon wegen des Anstandes, den sie behaupten wollte, oder zum wenigsten hätte behaupten sollen. Sie vergaß ihn jedoch nicht, da sie den Tod ihrer Mutter erfuhr, der im März des Jahrs 1655. erfolgte: eine Entfernung von drey Wochen auf das Land sollte die Achtung anzeigen, welche sie dem Andenken derselben schuldig war. Im August des vorhergehenden Jahres war auch der Großkanzler Oxenstierna gestorben. Er fragte noch in seinen letzten Augenblicken um Nachrichten von Christinen, und sagte auf diejenigen, welche man ihm ertheilte: „Ich habe es „ihr vorher gesagt, daß sie ihr Unternehmen gereuen „werde; doch, setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „sie ist gleichwohl die Tochter des großen Gustav. „

Alexander d. s., der damals Pabst war, konnte sich daran begnügen, seine Freude darüber zu bezeigen, daß sich ihm eine so große Königinn unterworfen hatte; aber nach der Art kleiner Seelen, die bey ihrer Unfähigkeit, selbst einen erhabnen Ruhm zu verdienen, sich eines fremden bemächtigen, eignete er sich die ganze Ehre von dieser Bekehrung zu. Da

tigen Perſon; ſie ſey Herr von ihrem Willen, könne ihre Bedienten überall und zu aller Zeit zur Strafe ziehen, und brauche niemanden, als Gott, von ihrer Aufführung Rechenſchaft zu geben: dazu-ſetzte ſie noch, dieſe ihre Handlung ſey nicht ohne Beyſpiele. Der Geiſtliche verſetzte, Königinnen hätten wohl dergleichen in ihrem Reiche, aber nicht anderwärts, gethan; doch, fuhr er fort, wenn gleich dieſe Handlung noch ſo gerecht wäre, ſo könnte ſie doch von andern für gewaltſam und übereilt angeſehen werden: die Königinn möchte daher lieber großmüthig und mitleidig mit dem Verbrecher handeln, oder ihn zum wenigſten in die Hände der Obrigkeit übergeben, damit er nach den Geſetzen gerichtet werden könne. Was? ſagte die Königinn hierauf, ich, die ich eine unumſchränkte Gewalt über meine Unterthanen beſitzen muß, ſollte mich genöthiget ſehen, wider einen Verräther unter meinen Bedienten, von deſſen Untreue ich ſein eigenhändiges Bekenntniß habe, erſt die Richter um Gerechtigkeit zu erſuchen? Noch erinnerte der Geiſtliche, die Königinn ſey in dieſer Angelegenheit Parthey; allein ſie wollte nichts weiter hören, und es kam ihm vor, daß ſie vielleicht noch eher würde zu erweichen geweſen ſeyn, wenn ſie die Sache nicht bereits ſo weit getrieben hätte. Die Todesſtrafe mußte alſo endlich am Monaldeſchi vollzogen werden; er hatte ſich aber, aus einer gewiſſen Ahndung, mit einem Panzerhemde bewaffnet, und bekam daher viele Wunden und Stiche vor dem tödtlichen. Der Luſtgang des Schloſſes, wo dieſes am 10. November des Jahrs 1657 vorgieng, wurde an vielen Orten mit ſeinem Blute befleckt. Unterdeſſen ſprach die Königinn nicht weit davon in ihrem Zimmer auf eine gleichgültige Art von andern Dingen, und gab

nach-

andern Standespersonen, wie Chevreau versichert, gesagt haben sollte: „Meine Herren, es ist billig, daß „Sie eine Comödie vor mir aufführen lassen, nach„dem ich Ihnen ein Possenspiel vorgestellt habe; „dieses getraue ich mir so lange nicht für wahr zu halten, als es eine Beleidigung des gemeinsten Wohlstandes bleiben, und nur auf diesem einzigen Zeugen beruhen wird. Wenigstens schrieb sie gleich darauf mit allen Merkmalen einer abergläubischen Ergebenheit an den Pabst.

Sie ward in seinen Staaten mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. *In dem vermeinten heiligen Hause zu Loretto bewies sie ihre Ehrerbietung gegen die ehemalige Bewohnerinn desselben durch eine Krone und einen Scepter von überaus großem Werthe, welche mit folgender Aufschrift daselbst beygelegt wurden:*

Hanc Tibi sacravit spretam Regina coronam,
In coelo tribuas ut meliore frui;

„Diese verachtete Krone hat dir Christina ge„weiht, damit du ihr dereinst im Himmel „eine bessere verleihen mögest.„

Man sagt jedoch, sie sey mit dem Holstenius, der diese Verse verfertigt haben soll, übel zufrieden gewesen: denn sie merkte dabey an, sie habe die Schwedische Krone, welche sie so viele Jahre rühmlich getragen, unmöglich verachten können; sondern sie nur freywillig einem andern überlassen. Der Unterscheid war ihrer würdig; aber nichts hingegen — und dieses war das wichtigste in der Aufschrift — nichts konnte ihr die Gewißheit geben, daß die Jungfrau Maria im Stande sey, ihr die Krone des Himmels zu verschaffen. Endlich kam Christina am 19 December zu Rom an, und hielt einige Tage darauf, als Amazoninn gekleidet und zu Pferde, einen

kommt darinne ziemlich von beyden Theilen überein; daß ein regierender Fürſt, auch in einem fremden Gebiete die höchſte Gewalt über ſeine Hofbedienten und ſein Gefolge, ſelbſt die Macht über ihr Leben zu ſprechen, nicht verliere; doch ſetzt man hinzu, daß die Ausübung dieſer Gewalt die äußerſte Behutſamkeit, und wenn ſie das Leben ſelbſt betreffen ſollte, einen Zuſammenfluß der wichtigſten und dringendeſten Urſachen, nebſt der Vermeidung alles öffentlichen Aufſehens, erfordere. Es giebt auch Beyſpiele von dieſer letztern Art, obgleich ſehr ſelten. Carl der Zweyte ließ im Jahr 1655, da er in England nicht einmal als König erkannt wurde, einen Verräther unter ſeinen Bedienten in einem Schloſſe des Herzogs von Neuburg, vielleicht aber mit deſſen Bewilligung, hinrichten. Man weiß ſogar, daß ein Spaniſcher Geſandter zu Venedig einen ſeiner Bedienten an einem Fenſter ſeines Palaſtes habe aufhängen laſſen: und die Republik bezeigte wenigſtens keinen öffentlichen Unwillen darüber. Hingegen erinnert man mit Recht, daß ein Fürſt, der die Regierung niedergelegt, und ſich alſo dem Privatſtande genähert hat, wenn er gleich fürſtliche Titel und Ehrenbezeigungen beybehält, doch auf eine ſolche Gewalt keinen Anſpruch machen könne; ſie müßte ihm denn beſonders eingeräumet worden ſeyn.

Dieſe Gründe vorausgeſetzt, ſcheinet die Anwendung auf Chriſtinens Betragen nicht ſchwer zu ſeyn; und ſie bleibt es dennoch in gewiſſer Maaße. Die Königinn hatte zwar der Krone entſagt; aber ſich doch zugleich die Rechte der oberſten Gewalt über diejenigen, die in ihren Dienſten waren, vorbehalten. In den zu ihren Einkünften angewieſenen Ländereyen mußten ihr die Unterthanen eben ſowohl als dem Könige und dem Reiche Schweden, einen Eyd der

Treue

zur Absicht, als seine Freude über dieselbe und seine Reichthümer an den Tag zu legen. Er hoffte, daß ihr Beyspiel, wo nicht die Schweden, doch andere Fürsten und ansehnliche Familien reizen werde, sich in den Schooß der römischen Kirche zu begeben: wie gütig man in denselben aufgenommen werde, sollte die Pracht und das ungemein gefällige Betragen von ihm und seinem ganzen Hofe zeigen. Diese Erwartung kam damals vielen Mitgliedern seiner Kirche sehr wahrscheinlich vor. Daß sie gar nicht eingetroffen ist, und sich endlich an einigen Personen in den Diensten der Königinn hat begnügen müssen, daran war wohl unter andern Ursachen größtentheils die wahre Beschaffenheit ihrer Religionsveränderung selbst Schuld, die man immer weniger nachahmungswürdig finden konnte.

Die Römer hingegen bewunderten **Christinens** Witz und seltne Denkungsart desto mehr. Indem sie in Begleitung einiger Cardinäle alles, was die Mahlerey, Baukunst und Bildhauerkunst zu Rom vortreffliches aufzuweisen hatten, untersuchte, und darunter eine Bildsäule des **Bernini**, welche die Wahrheit vorstellte, mit Entzücken lobte, rief ein umstehender Cardinal aus: „O Madame! Gott sey „gedankt dafür, daß Ew. Majestät die Wahrheit „lieben, welche sonst Personen von Dero Stande „nicht leiden können.„ Gleich antwortete die Königinn: „Ich glaube es wohl, denn nicht alle Wahr„heiten sind von Marmor.„ Ihr Bezeigen beym öffentlichen Gottesdienste soll, wie man sagt, nicht so anständig gewesen seyn. Sie sprach während desselben beständig mit den Cardinälen, und lachte auf eine ausgelassene Art. Der Pabst gab ihr daher einen Rosenkranz, um sich desselben bey ihrem Gebete zu bedienen; allein sie sagte beym Herausgehen:

ſie weiter nichts durch dieſe That verletzt hat, ſo war es doch der Wohlſtand, die Achtung und Erkenntlichkeit, welche ſie dem Könige von Frankreich für die freundſchaftliche Aufnahme in ſeinem Schloſſe nicht verſagen konnte. Sie lebte aber würklich damals unter ſeinem Schutze; ſie regierte nicht mehr: zween Umſtände, die ihrem Betragen zuwider waren.

Der franzöſiſche Hof hielt ſich in der That für beleidigt, und ließ die Königinn einige Monate zu Fontainebleau, ohne ſie zu beſuchen, und nach Paris einzuladen. Sie kam endlich am Ende des Februar im Jahr 1658 in dieſe Hauptſtadt, wohnte einer Luſtbarkeit des Hofs bey, bekam aber ihre Wohnung in den Zimmern des Cardinals Mazarin, damit ſie es merken möchte, daß man ihrer bald wieder entledigt zu ſeyn wünſchte. Sie ſchien es jedoch nicht merken zu wollen, überließ ſich den Ergötzlichkeiten mit der heftigſten Begierde, und war auch in ihrer übrigen Aufführung eben ſo ausſchweifend, als ehemals. Ihre Bewunderer hatten ſich, allem Anſehen nach, durch die Ermordung des Monaldeſchi, auch wohl deswegen verringert, weil die erſten Reizungen der Neuigkeit bey ihr verloren waren. Dagegen fand ſie unter ihrem eigenen Geſchlechte die eifrigſten und witzigſten Lobrednerinnen daſelbſt; unter andern die Gräfinn von Süze, welche ihren Gemahl und zugleich ſeine Religion, die Reformirte, verlaſſen hatte, um ihn, wie Chriſtina ſagte, weder in dieſer, noch in jener Welt zu ſehen. Eines Tages begab ſie ſich auch in die Verſammlung der Académie Françoiſe. Dieſe hatte ſich nicht beſonders darauf gefaßt gemacht: es wurden alſo nur mittelmäßige Aufſätze vorgeleſen; und da die Geſellſchaft eben damals an ihrem Wörterbuche arbeitete, legte ſie der

Köni-

der Gesellschaft einiger Cardinäle, die ihr gefielen, aber nicht von der spanischen Parthey waren, abzuziehen suchten. Als sie hierauf mit dem französischen Gesandten zu Rom öfters umgieng, beklagten sie sich mit den Worten gegen sie, es scheine, daß sie zum Schaden der Freundschaft, welche sie ihrem Könige versprochen habe, eine noch genauere mit Frankreich schliessen wolle. **Christina** antwortete darauf, sie werde Freundschaft halten, mit wem es ihr gefiele; die Bekanntschaft, die sie mit Frankreich unterhielte, dürfe sie nicht befremden, weil sie stets mit dieser Krone verbunden gewesen sey; im übrigen wäre sie kein Unterthan des Königs von Spanien, um sich nach ihren Absichten blindlings zu bequemen. Eben diese Spanier wandten sich an den Pabst, um durch ihn den häufigen Besuchen ein Ende zu machen, welche die ihnen verdächtige Cardinäle bey der Königinn ablegten: und da sie nichts ausrichteten, vereinigten sie sich mit andern von ihrer Parthey zu Rom zu einem Verständnisse wider die Königinn, von der sie allerley Verleumdungen ausstreueten. Sie duldete dieses einige Monate; alsdenn aber begegnete sie dem **Don Antonio della Cueva**, der, ob er gleich zu ihrer Hofstadt gehörte, besonders vielen Antheil daran hatte, sehr frostig, gab ihm zu verstehen, daß er abreisen möchte, und drohte ihm beym Abschiede, ihn, er möchte seyn, wo er wollte, zu züchtigen, wenn er sich unterstünde, übel von ihr zu reden. Zugleich ließ sie den Cardinal von **Medices**, Protector von Spanien am päbstlichen Hofe, bitten, dem König von Spanien zu melden, daß, wenn **della Cueva** nicht die Ehre hätte, einer seiner Feldherren zu seyn, sie ihm Stockschläge würde haben geben lassen. Den spanischen Gesandten ließ sie ebenfals warnen, die ihr schuldige Ehrerbietung nicht zu vergessen, weil sie

ihm verlangt haben würde, unangenehm seyn. Auſſerdem wollte er auch ſeine Geſchäfte und Anſchläge nicht ihren ſcharfſichtigen Augen bloß ſtellen: denn er wußte, wie gerne und wie bald ſie die Geheimniſſe der Höfe entdeckte. Man ſetzt noch hinzu, daß dieſe Reiſe vom Mazarin vorgeſchlagen worden ſey, der ſich der Unterhandlung der Königinn habe bedienen wollen, um eine Vermählung zwiſchen dem Cromwel und einer ſeiner Nichten zu ſtiften. Aber alle dieſe Nachrichten ſchreiben ſich bloß vom Gregorio Leti her, der kein bewährter Zeuge in der Geſchichte iſt: und wenn alſo auch der Vorſatz zu dieſer Reiſe gewiß ſeyn ſollte, ſo iſt man noch nicht verbunden, das übrige zu glauben; ob es gleich meiſtentheils wahrſcheinlich iſt.

Im May des Jahrs 1658 kam Chriſtina nach Rom zurück. Sie hatte von dem Cardinal Mazarin eine anſehnliche Geldſumme, als einen Rückſtand der franzöſiſchen Hülfsgelder an Schweden, bekommen, und bezog jetzt ſeinen Palaſt. Die Spaniſche Parthey gerieth dadurch auf den Argwohn, ſie möchte nur deswegen ſich wieder nach Rom begeben haben, um daſelbſt die Vortheile von Frankreich auf alle Art zu befördern. Ihre Feinde ſtreueten ſogar das Gerücht aus, ſie ſey mit den Franzoſen und Engländern auf eine Unternehmung zur See wider das Königreich Neapel oder den Kirchenſtaat, bedacht. Unbekümmert um dieſe Reden, richtete die Königinn einen glänzenden Hofſtaat auf. Allein ihr Aufwand konnte von den Einkünften, deren ſie genoß, deſto weniger beſtritten werden, da dieſe wegen des weitläuftigen Krieges, in welchen Schweden damals verwickelt war, immer unordentlicher eingiengen. In dieſer Verlegenheit ſchickte ſie den Grafen Sentinelli nach Wien, und ließ dem Kayſer den Antrag thun,

er

dem Vorwande einer anſteckenden Seuche, welche ſich daſelbſt hervorthat, die Stadt zu verlaſſen. Sie wollte nach Frankreich, und darauf nach Deutſchland reiſen, um ſich Schweden zu nähern, wo ſie Vorſtellungen wegen ihrer Einkünfte zu machen gedachte, die ihr wegen des zwiſchen dieſem Reiche und Pohlen entſtandenen Krieges, ſchon nicht mehr ordentlich ausgezahlet wurden. Zu dieſer Reiſe mußte ſie auf ihr Geſchmeide zehntauſend Dukaten aufnehmen. Sie ſeegelte auf einigen päbſtlichen Galeeren fort, und trat zu Marſeille ans Land. Auf Befehl des Königs von Frankreich, dem ſie ihren Vorſatz gemeldet hatte, wurde ſie überall mit gleichen Ehrenbezeugungen als er ſelbſt empfangen. Man überreichte ihr die Schlüſſel der Städte, durch welche ſie ihr Weg führte, und hielt eine Menge feyerlicher Anreden an ſie. Diejenige, welche ſie von dem Dichter Boiſſat im Nahmen der Stadt Vienne anhörte, mißfiel ihr durch ihren ernſthaften Inhalt, der ſich über die göttlichen Gerichte und über die Verachtung der Welt, keineswegs aber über ihr Lob ausbreitete. „Das iſt nicht „der Boiſſat, den ich kenne, ſagte ſie, nachdem er ſich „entfernt hatte: es iſt ein Prediger, der ſeinen Nah„men entlehnt hat.„ Sie wollte ihn auch, ſo lange ſie zu Vienne blieb, nicht weiter ſehen.

Endlich kam ſie im September zu Fontainebleau an. Die Prinzeßinn von Montpenſier, eine Bruderstochter Ludwigs des Dreyzehnten, bat den König um Erlaubniß, ſie zu bewillkommen, und erhielt ſie, ob ſie gleich damals vom Hofe verwieſen war. Hier folgt ihre Beſchreibung ſelbſt, wie ſie die Königinn zu Eßone gefunden habe. „Ich hatte, ſchreibt ſie, „ſo viel von ihrer ſeltſamen Art ſich zu „kleiden erzählen gehört, daß ich ſehr befürchtete, „ich würde lachen müſſen, ſobald ich ſie ſähe — —

vielmehr nach ſeiner beugſamen Gemüthsart in jede ihrer Abſichten gefällig zu ſchicken, und er gewann dadurch ihre völlige Hochachtung und Freundſchaft.

Da Chriſtina auf dieſe Art einer beſchwerlichen Sorge überhoben war, wandte ſie ſich abermals zu der Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten; ſie beluſtigte ſich auch an chymiſchen Verſuchen, die aber ihren Einkünften großen Abbruch thaten. Mittlerweile nahm das gute Vernehmen, in welchem ſie bisher mit dem Pabſte geſtanden hatte, ein Ende. Sie wollte den Grafen Sentinelli, eben den, durch welchen ſie den Monaldeſchi hatte umbringen laſſen, mit der Herzoginn von Ceri, einem ungemein reichen Frauenzimmer, vermählen. Der Pabſt widerrieth es ihr; als ſie aber darauf beſtand, ließ er die Herzoginn in ein Kloſter bringen, und nöthigte den Sentinelli, Rom zu verlaſſen, dem jedoch die Königinn ein Regiment in Dienſten der Venetianer verſchaffte. Daß der Pabſt gegen ſie kaltſinniger geworden war, kam hauptſächlich von ihrer Partheylichkeit für Frankreich her. Man gab vor, daß ſie geſonnen ſey, für dieſe Krone Kriegsvölker zu werben, die wider Neapel gebraucht werden ſollten: daher ließ der Pabſt nicht nur alle eigenmächtige Werbungen bey Lebensſtrafe verbieten, ſondern auch in der Nähe von Chriſtinens Palaſte Wachten ausſtellen. Um allem Argwohne zu entgehen, entfernte ſie ſich immer mehr von der franzöſiſchen Parthey, und zog aus dem Palaſte des Cardinals Mazarin in ein Kloſter. Allein auch daſelbſt ließ der Pabſt alle ihre Schritte von den Mönchen ſehr genau beobachten. Sie hingegen ſuchte ſein Vertrauen wieder zu erhalten, und erſchien öfters bey feyerlichen Umgängen, damit ſie ſeinen Seegen bekäme. Ueberhaupt waren Chriſtina und Alexander von einem

ſehr

„so schöne Thaten verrichtet hat, fürchtet sich? Ich „antwortete ihr, ich wäre nur bey solchen Gelegen„heiten tapfer, und dieses sey genug für mich. — „Sie sagte, die größte Begierde, welche sie in der „Welt empfunden hätte, wäre diese, einem Treffen „beyzuwohnen; sie werde nicht eher zufrieden seyn, „bis dieses geschehen wäre, und sie beneidete den „Prinzen von Conde sehr, wegen alles dessen, was „er gethan hätte.„

Zu Fontainebleau kamen viele Damen des Hofs, um die Königinn nach dem gewöhnlichen Cärimoniell zu küssen. Dieses mißfiel ihr, und sie rief bey dieser Gelegenheit aus: „Was für einen rasenden Trieb haben „diese Damen, mich zu küssen! Kommt es etwa daher, „weil ich einer Mannsperson ähnlich sehe?„ Wenige Tage darauf hielt sie ebenfalls in Mannskleidern und zu Pferde einen öffentlichen Einzug zu Paris, der an Pracht ihren Römischen weit übertraf. Sie wurde nach einem den Fürsten oft sehr unangenehmen Vorrechte, von allen Ständen und ansehnlichen Gesellschaften dieser Hauptstadt feyerlich bewillkommt. In diesen Anreden ward, wie es gewöhnlich ist, viele unzeitige Beredsamkeit verschwendet; aber ein Doctor der Theologie, welcher im Namen seiner Facultät sprach, verstand besser, was sich zu dieser Gelegenheit schickte. „Ich will, sagte er, Ew. Majestät durch keine lange Rede verdrießlich machen: ich begnüge mich bloß damit, zu sagen: Suecia Te Christinam fecit; Roma Christianam; faciat Te Gallia Christianissimam. (Schweden machte Dich zu Christinen; Rom hat eine Christinn aus Dir gemacht; möchte Dich doch Frankreich zur Allerchristlichsten Königinn machen!) „Die Umstände, unter welchen dieser Wunsch vorgebracht wurde, konnten ihm Beyfall verschaffen, wenn er gleich von jeder andern Seite

sehr

„Sie, (ſo fängt ſie denſelben an,) für ſo untüchtig,
„ein Märtyrer zu werden, daß ich Ihnen nicht rathen
„will, ſich der Gefahr auszuſetzen, eine Niederträch-
„tigkeit zu begehen, um Ihr Leben zu retten. Die
„Ehre und das Leben ſind zwey Dinge, die nach mei-
„ner Meinung verdienen, daß man für ſie ſorge.
„Sollten Sie aber Ihre Religion leugnen od. verber-
„gen, ſo würden Sie keines von beyden retten, im Fall
„Sie ſich alsdenn vor mir zeigen ſollten. Sie müſſen
„Catholiſch leben und ſterben: thun Sie dieſes nicht,
„ſo machen Sie ſich meiner unwürdig. Werden Sie
„durch die Drohungen des Königs von Schweden,
„nicht beſtürzt. Enthalten Sie ſich, ihn zu ſehen,
„und kommen Sie wieder zu mir. Nach ſeiner Dro-
„hung gegen Sie, werde ich Ihnen geneigter, als je
„mals ſeyn, und ich werde Ihnen ſeine harte Bege-
„nung als ein Verdienſt anrechnen. Seyn Sie darüber
„ruhig. Kommen Sie zurück; aber ohne etwas Nie-
„derträchtiges oder Furchtſames begangen zu haben,
„und bringen Sie mir ſichere Zeugniſſe mit, daß Sie
„als ein wahrer Catholik gelebt, und alle Pflichten
„zu welchen uns unſere Römiſchcatholiſche Religion
„verbindet, erfüllt haben. Kommen Sie auf dieſe
„Art zurück, ſo werde ich Sie freudig und gütig
„aufnehmen: wenn mir nur ein Biſſen Brod zu eſſen
„übrig ſeyn ſollte, ſo werde ich ihn mit Ihnen theilen;
„und eher will ich ſterben, als Ihnen nicht beyſtehen.
„Sollten Sie aber Furcht oder Hoffnung ſo ſehr er-
„ſchüttern, daß Sie jene Pflicht, die Ihnen theurer,
„als das Leben ſeyn muß, überträten, ſo kommen
„Sie ja nicht wieder zu mir; ſeyn Sie aber verſi-
„chert, daß ich Sie wegen dieſer Niederträchtigkeit
„ſtrafen werde, und daß mich die ganze Macht des
„Königs von Schweden nicht hindern ſoll. Ihnen
„ſelbſt in ſeinen Armen, wenn Sie ſich dahin ſollten

„geflüch-

„vorsagte: genug, ich hörte sie mit einer verdrießlichen „Miene sagen: Dieser Herr Menage kennt doch „viele Männer von Verdiensten.„ Sie fand sich auch in einer gelehrten Versammlung bey dem Herzoge von Guise ein, wo Gilbert, ihr Resident in Frankreich, ein Lustspiel vorlas, das ihr ungemein gefiel. Sie fragte den Chapelain, der damals noch vor einen Dichter gehalten wurde, jetzt aber nur auf eine lächerliche Art als der Verfasser eines gereimten Werks von dem Mädchen von Orleans (Pucelle d'Orleans) bekannt ist, um seine Meinung darüber; er gestand, daß ihm die Verse darinne etwas zu frey vorkämen. Menage, dem sie eben diese Frage vorlegte, lobte das Lustspiel völlig nach ihrem Geschmacke, und sie fuhr darauf fort: „Es ist mir lieb, daß es ihren Beyfall hat; „man kann sich hierinne auf Sie verlassen; aber Ihr „Chapelain, das ist ein armseliger Mann: er wollte „gern alles zu Jungfern (Pucelle) machen.„

Da der Hof sich zu Compiegne aufhielt, begab sich Christina bald dahin. Es ist wiederum am angenehmsten, die Beschreibungen zu lesen, welche die Prinzeßinn von Montpensier, und die Frau von Motteville, ein Frauenzimmer im Gefolge des Hofs, von ihrer Ankunft hinterlassen haben: hier ist wenigstens ein Auszug aus denselben. „Sie „kannte den ganzen Hof vollkommen, und wußte „alle große und kleine Dinge. Sie sagte zuweilen, „sie wisse es wohl, daß man von ihr viel Gutes und „viel Böses ausgestreuet habe; allein man werde „finden, daß sie weder das eine, noch das andere, an „sich habe. Sie fand, daß Frankreich schön, reich „und wohl bevölkert sey: allein sie wollte doch das „Ansehen haben, als wenn ihr Italien besser gefiele. „Unterdessen sahe man nachher, daß ihr die Ergötz-

„lich-

zum Vormunde beſtellte. An dieſen ſchrieb Chriſtina nicht bloß, um ihm ihren Vorſatz zu melden; ſondern hauptſächlich, um ihn an ſeine Pflicht zu erinnern. Indem ſie ihn erſucht, auf die Erziehung des jungen Königs allen Fleiß zu wenden, ſetzt ſie hinzu; „Jede andere, als ich, würde Sie ermahnen, ihn an „dasjenige zu erinnern, was ich für ihn gethan habe; „allein ich verſichere Ihnen, daß ich ihm alles, was „er mir ſchuldig iſt, mit der Bedingung erlaſſe, daß „ihm dereinſt dasjenige wohl bekannt ſey, was „er Schweden ſchuldig iſt. Bemühen Sie ſich, daß „er ſeine Pflicht kennen lerne, und ſie dergeſtalt lieb „gewinne, daß er ſeinen Ruhm und ſeinen Ehrgeiz „in dem Wohl ſeines Staats und in der Glückſelig„keit ſeines Volks ſuche. Machen Sie ihn meines „und meiner Vorfahren Thrones würdig, und ſehen „Sie darauf, daß er unſere Stelle auf eine anſtän„dige Art einnehme, indem Sie ihm, wenn es mög„lich iſt, durch eine ſchöne und edle Erziehung die „großen und heldenmüthigen Tugenden des Königs, „meines Vaters, einflößen.„ Sie fährt fort, ihm dieſes auf das eifrigſte zu empfehlen; allein ſie iſt eben ſo beredt in den Lehren, die ſie dem Prinzen ſelbſt giebt. „Vergönnen Sie es mir, ſchreibt ſie, „daß ich Sie ermahne, ſich der Verbindlichkeit zu „erinnern, welche Sie Schweden dafür ſchuldig „ſind, daß es in die Ehre gewilligt hat, eine Krone „in Ihr Haus zu bringen. Was ſind Sie ihm nicht „nach einer ſo großen Wohlthat ſchuldig! Sie ſollten „den geringſten Schweden mit Hochachtung und „Dankbarkeit betrachten: und wenn Sie alles Ihr „Blut zu ihrem Nutzen vergößen, ſo würden Sie „doch kaum demjenigen ein Genüge thun, was Sie „ihnen ſchuldig ſind. Die Kriege des verſtorbenen „Königs haben Ihnen gezeigt, daß es nicht ſo leicht „ſey,

damals noch furchtsam war, und niemals an Geist und Wissenschaft mit ihr verglichen werden konnte, unterhielt sie doch mit vieler Geschicklichkeit. Er begleitete sie den Tag darauf zu der Zusammenkunft mit der Königinn, seiner Mutter, auf einem nahen Lustschlosse; bey dieser Gelegenheit war ihr Anzug weit nachläßiger, als vorher, und so seltsam, daß man über ihre Gestalt erschrack; aber bald empfand man eine gewisse Neigung gegen sie, weil Kleidung, Anstand, Geberden, ihre ganze Aufführung, alles zusammen, ein außerordentliches Ganzes ausmachten, das ihr allein angemessen war. Man führte sie zu Compiegne in die italiänische Comödie; sie fand dieselbe schlecht, und sagte es frey heraus. Als man ihr versicherte, diese Schauspieler pflegten sonst besser zu spielen, so antwortete sie kaltsinnig: sie zweifele nicht daran, weil man sie noch beybehielte. Der Hof mußte ihr sogar Kammerdiener geben: denn sie war fast ganz allein, ausgenommen ein kleines unansehnliches Gefolge, und es fehlte ihr sowohl an kostbarem Geräthe, als am Gelde.

Am ersten Tage ihres Aufenthalts bey Hofe sprach sie wenig. Der Graf von Nogent, der sich daselbst durch seine Spöttereyen und Einfälle beliebt zu machen suchte, erzählte von ihr allerhand alte Mährchen; sie sagte aber ganz ernsthaft zu ihm, er sey glücklich, ein so gutes Gedächtniß zu haben. Weit aufgeräumter und liebenswürdiger, als sie selbst seyn wollte, erschien sie am folgenden Tage. Sie nahm die Einladung des Königs an, ihn auf die wilde Schweinsjagd zu begleiten; wiewohl sie hinzusetzte, daß ihr dieselbe nicht gefiele, weil sie gefährlich wäre, und weil sie nicht leiden könne, daß man sich in einer andern Absicht der Gefahr aussetze, als um Ruhm zu erwerben. Desto mehr

wurde

Hinderniß zu seyn. Zu Rom selbst glaubte man nicht, daß sie zurückkommen werde, weil sie daselbst manche üble Begegnung gelitten hatte. Noch andere sagten, daß sie Schweden in Verwirrung setzen, und die Jesuiten hinein zu bringen suchen werde; daß man daher für die Sicherheit des Königs und des Reichs nicht kräftiger sorgen könne, als wenn man ihr den Eintritt in dasselbe versagte. Würklich bekam auch der Hofmarschall Linde, der sie im Namen des Königs empfieng, als sie in Schweden ans Land getreten war, von der Regierung den Auftrag, es auf eine gute Art zu vermitteln, daß sie ihre Reise nicht weiter fortsetzte. Da sie aber nichts davon hören wollte, und Linde ihr frey heraus sagte, man könnte sie wohl vielleicht hindern, weiter zu gehen, sahe sie dieses für eine harte Beleidigung an, und beschleinigte ihre Reise nur desto mehr. Sie sagte zugleich, die Schwedische Regierung verriethe eine große Schwäche, indem sie sich vor ihr fürchtete; sie wäre in der Gewalt des Königs, wenn sie ja etwas wider den ehemals geschlossenen Vergleich vornähme; Frankreich wollte außerdem Gewähr dafür leisten, daß sie nichts wider das Beste des Reichs unternehmen werde; sie sey so patriotisch gesinnt, als irgend jemand, und wünschte daher, daß man sie nicht nöthigen möchte, an Dinge zu denken, welche ihr bisher nicht in den Sinn gekommen wären.

Man empfieng sie zu Stockholm mit allen königlichen Ehrenbezeugungen, und gab ihr auf dem Schlosse ihre ehemaligen Zimmer ein, wo sie sogleich eine Kapelle aufrichten und täglich Messe lesen ließ. Dieser Schritt machte es, daß man bald kaltsinniger gegen sie wurde. Sie schickte hierauf dem Reichsrathe einen Aufsatz zu, in welchem sie verlangte, daß der mit ihr im Jahr 1654 eingegangene

gen Vertrag von der jetzigen Regierung beſtätiget werde, und daß man ihr die bewilligten Einkünfte verſichern möchte, ohne daß ihre Religionsveränderung ihr dabey einigen Eintrag thun könne. Der Reichsrath und der Adel auf dem eben verſammleten Reichstage billigten dieſes Begehren; allein die Geiſtlichkeit zog es erſt in genauere Ueberlegung. Sie erinnerte dabey, daß nach dem Teſtamente Guſtav Adolphs und verſchiedenen Reichsgeſetzen, ein jeder, der zum Pabſtthum überträte, ſein Erbtheil, ſeine Rechte nnd Vortheile in ganz Schweden verliere. Sie willigte unterdeſſen darein, daß die Königinn die ihr zugeſtandenen Einkünfte, doch nicht vermöge des gedachten Vergleichs, ſondern lediglich wegen ihres Ruhms, und wegen der Verdienſte ihrer Vorfahren um die Schwediſche Krone, noch ferner genießen ſollte. Die Geiſtlichen machten noch weiter die Anmerkung, daß der Pabſt ein Feind der Evangeliſchen Religion, und alſo der unverſöhnlichſte Feind der Schwediſchen Krone ſey; und gleichwohl habe ſich ihm die Königinn unterworfen, und eidlich verſprochen, die Vortheile der Römiſchcatholiſchen Religion zu befördern. Man kenne wohl, fuhren ſie fort, die Lehre dieſer Kirche, daß Ketzern kein Verſprechen gehalten werden dürfte. Chriſtina habe für die Religion ihres Vaters, der ſie mit ſeinem Blute verſiegelt habe, ſo wenig Achtung bezeigt, daß ſie auch den Namen Auguſta, der mit verſetzten Sylben der Name ihres Vaters wäre, nicht mehr führte, ſondern ſich nach ihrem neuen Vater, dem Pabſte, Chriſtina Aleßandra nennete. Der Himmel habe die Schwediſche Nation über die Feinde der Evangeliſchen Religion ſo lange ſiegen laſſen, als ſie in derſelben ſtandhaft geblieben wäre; deſto weniger könne ſie jetzt zugeben, daß die Päbſtliche Abgötterey

im königlichen Schloſſe ſelbſt, den Zimmern des jungen Königs gegen über, getrieben werde. — Vielleicht findet man, daß die Geiſtlichkeit ſich durch ihren Eifer für die Religion zu einiger Heftigkeit habe verleiten laſſen; ſie hatte aber wenigſtens die Grundverfaſſung des Reichs für ſich, nach der ſich die Königinn ſo wohl als alle andere zu richten ſchuldig war: und es iſt ein ſehr froſtiger Scherz, den ein witziger Schriftſteller hier anbringt, die Geiſtlichkeit ſey überzeugt geweſen, wer nicht an Luthern glaube, verdiene auch nicht zu leben.

Die übrigen Stände und die Reichsräthe traten in der Hauptſache der Meinung der Geiſtlichkeit bey; wo ſie nicht gar, wie man glaubte, dieſelbe angereizt hatten, dieſe öffentliche Erklärung zu thun. Man beſtätigte ihr den Genuß ihrer Einkünfte auf die vorgeſchlagene Art; aber man ließ zugleich ihre Kapelle niederreiſſen, und ſchickte ihre Geiſtlichen und die Italiäner in ihrem Gefolge aus dem Reiche. Dieſe Anſtalten, welche im Grunde darauf zielten, die Königinn ſelbſt aus Schweden zu entfernen, waren für deſto nothwendiger gehalten worden, weil man an ihren Abſichten auf den Schwediſchen Thron nicht länger zweifeln konnte, und die Menge von Anhängern, die ſie ſich ehemals durch ihre Freygebigkeit erworben hatte, beſorgen ließ, ſie möchte mit Hülfe derſelben Unruhen im Reiche ſtiften. Sie hatte würklich den Ständen einen Aufſatz übergeben laſſen, in welchem ſie behauptete, daß die Krone von Schweden, im Fall der König ohne männliche Erben ſtürbe, ihr ſchlechterdings zugehöre. Allein die Stände ſchickten ihr dieſen Aufſatz ſogleich wieder zurück, und verlangten bald darauf von ihr, eine neue Entſagungsurkunde auszuſtellen, in welcher ſie ſich erklären ſollte, daß ſie, da ſie jetzt und auf alle künftige

Einschlummern tiefsinnig. Ihre Aufführung war sehr ungleich, und sowohl bey Materien der Religion, als des Wohlstandes, überschritten ihre Reden oft die anständige Freyheit. In Gegenwart des Königs und des ganzen Hofs legte sie ihre Füße auf eben so hohe Stühle, als derjenige war, auf welchem sie selbst saß. Sie hielt auch nicht auf die Ehrfurcht, welche man königlichen Personen schuldig ist, und gieng sehr vertraut mit den beyden häßlichen Frauenspersonen um, die um sie waren. Sie war freymüthig über alles, sparsamer im Loben, als im Tadeln; aber doch weit entfernt, jemanden leicht etwas unangenehmes zu sagen; eine Feindinn der Schmeichler, überaus nüchtern und mäßig; vermied es, ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, ließ aber desto mehr Witz und Geschmack sehen, und liebte einen bündigen, zusammengepreßten und scharf zugespitzten Ausdruck.

Je weniger Christina die Denkungsart und die Sitten eines einzigen Landes nachahmte, und je mehr sie ein Urbild war, das man für jede Gegend von Europa neu nennen konnte, desto lebhaftere Bewunderung hinterließ sie in Frankreich, wo man schon damals beynahe nichts vor schön und liebenswürdig hielt, was nicht auf französischem Boden gewachsen war. Sie reiste noch im September des Jahrs 1656 in einem ziemlich geringen Aufzuge nach Italien zurück. Die Pest verheerte damals noch Rom: sie hielt sich daher meistentheils zu Pesaro im Kirchenstaate auf. Hier schrieb sie an ihre Vertraute, die Gräfinn Sparre in Schweden, und wünschte ihrer Gesellschaft genießen zu können: sie gestand ihr zugleich, daß sie, nachdem sie in dem schönsten und gesittetesten Lande der Welt die reizendesten Frauenzimmer gesehen, doch keines gefunden

bekräftigte. Sie bat alſo den König, daß der Biſchof dafür geſtraft werden möchte, der ſich auch des ärgſten Undanks ſchuldig gemacht hätte, indem ſie ihm aus Gnade das Leben erhalten habe, das er unter ihrer Regierung zu verlieren verdient hätte. Würde ſie aber keine hinlängliche Genugthuung erhalten, ſo möchte es den König nicht befremden, wenn ſie ſich ſelbſt an den Biſchof, wegen einer ſo unerträglichen Beſchimpfung, rächte. Die Regierung antwortete auf dieſes Schreiben Chriſtinens, ſie könne alle Gerechtigkeit erwarten, welche die Geſetze in einem ſolchen Falle vorſchrieben. Allein der Biſchof rechtfertigte ſich dergeſtalt, daß er ungeſtraft blieb: denn er hatte eigentlich auf Verlangen der Geiſtlichkeit eine Nachricht von allem aufgeſetzt, was in Anſehung der Königinn auf dem Reichstage vorgegangen war; es waren Begebenheiten, welche mehr Zeugen, als ihn hatten, und Chriſtina ſchien eben deswegen ſo viele Erbitterung zu zeigen, weil es dem Berichte nicht an Wahrheit fehlte.

Ihr Unwillen ſtieg aufs höchſte, da man ihr auch zu Norköping nicht geſtatten wollte, die Meſſe leſen zu laſſen. Sie hielt dieſes für eine deſto gröſſere Beleidigung, je weniger man den fremden Geſandten eine ſolche Uebung ihrer Religion ſtreitig machte, obgleich die Regierung ſagen konnte, daß beyde Fälle etwas verſchieden wären, und im erſtern die Erlaubniß vielleicht gefährliche Folgen haben dürfte. „Ich überlaſſe ihnen (ſo ſchrieb ſie von denen, welche ſie für ihre Feinde hielt, an den Statthalter ihrer Ländereyen,) „meine Güter und mein Le„ben, und begehre keine andere Gnade, als daß ich „Schweden möge verlaſſen können, ohne meine Ehre „und das Völkerrecht verletzt zu ſehen, welches bey „Perſonen von meinem Stande ſo geheiligt ſeyn „muß.

„muß. — — Was thue ich anders, als daß „ich täglich dasjenige beſtätige, was ich den Stän„den verſprochen habe, niemals einigen Anſpruch „oder eine Hoffnung auf das Künftige zu behalten, „weil es doch genug iſt, um nichts in Schweden zu „hoffen, wenn man ſich zur Catholiſchen Religion „bekennt? Verhindern Sie es um Gottes willen, „daß ſich die Schweden nicht durch eine ſo unanſtän„dige Handlung, einer Fürſtinn, die es nicht ver„dient hat, unehrerbietig zu begegnen, verabſcheuungs„würdig zu machen.„ — Man bezeigte ſich darauf etwas gefälliger gegen ſie; doch ſie verließ auch im May des Jahrs 1661 ihr Vaterland, über welches ſie ihr Mißvergnügen deutlich genug ſehen ließ.

Hierauf blieb ſie faſt ein Jahr lang zu Hamburg. Ein reicher Jude Texeira war damals ihr Reſident: mit dieſem traf ſie einen ſchriftlichen Vergleich, um durch ihn die nöthigen Gelder geſchwinder zu bekommen, als wenn ſie ihre ordentlichen Einkünfte abwartete. Damit ſie den Schweden zeigen möchte, daß ſie immer einen gleich ſtarken Eifer für ihre Religion beybehielte, fieng ſie eine lange Unterhandlung an dem Kayſerlichen, Franzöſiſchen, Spaniſchen und Pohlniſchen Hofe an, durch deren Vermittelung ſie den Römiſchcatholiſchen in Dänemark und zu Hamburg eine freye Ausübung ihrer Religion zu verſchaffen ſuchte. Allein ſo nachdrücklich auch ihre Vorſtellungen, und ſo ſchlau zum Theil die Mittel waren, welche ſie vorſchlug; ſo trugen doch die Höfe Bedenken, eine ſolche Bemühung zu übernehmen, die ihnen vielleicht das Begehren zugezogen hätte, daß ſie auch den Proteſtanten in ihren Ländern eine völlige Gewiſſensfreyheit zugeſtehen möchten. Chriſtina hatte ſich ſogar vorgenommen, den Römiſchcatholiſchen in Schweden ähnliche Rechte zu

erwerben, und vielleicht wollte ſie ſich bey ihren Glaubensgenoſſen immer beliebter machen, um ihres Beyſtandes verſichert zu ſeyn, wenn etwan Schweden ihre Einkünfte ganz einziehen ſollte; ſie erkannte aber damals ſelbſt die Schwäche aller ihrer Unterhandlungen. Zu Hamburg ſuchte ſie ihr Vergnügen unter andern auch in chymiſchen Verſuchen. Ein berühmter italiäniſcher Alchymiſt, **Joſeph Franz Borri**, der ſich wegen ſeiner ſchwärmeriſchen Meinungen aus Italien geflüchtet hatte, und endlich doch zu Rom als ein Gefangener ſtarb, überredete die Königinn, vieles Geld auf das vermeinte Goldmachen zu verwenden. Wenn ſie vielleicht bey ihrer Neigung zum Wohlthun edlere Abſichten dazu geführt haben, als bloß die Begierde ſich zu bereichern; ſo war doch dieſe Schwachheit für ihre damalige Verfaſſung immer ſchädlich. In dieſe Zeit ſcheinet auch ihr Schreiben an den Däniſchen Grafen **Ulfeld** zu gehören, den ſie ehemals in Schweden geſchützt hatte; der aber in dieſem Reiche in eben den Verdacht der Treuloſigkeit wie in ſeinem Vaterlande gefallen war, und jetzt in dem letztern eine ſehr harte Gefangenſchaft ausſtand. **Chriſtina** hielt ihn noch für unſchuldig, und tröſtete ihn nicht nur mit dem lebhafteſten Antheile an ſeinem Unglücke; ſie verſprach ihm auch ihre Hülfe: und da er bald darauf als ein herumirrender Flüchtling geſtorben war, ſtand ſie ſeinen Söhnen mit allem ihrem vorräthigen Gelde bey. Während ihres Aufenthalts zu Hamburg, entriß ſie auch dieſer Stadt und der Evangeliſchen Kirche einen ſehr gelehrten Mann, **Peter Lambecius** oder **Langebeck**, der an der Schule daſelbſt lehrte. Er lebte in einem unglücklichen Eheſtande, und wurde von ſeinen Feinden vieler Irrlehren, ſogar der Gottesverleugnung beſchuldigt. Da er alſo das Beyſpiel ſeines Oheims

Lucas

Lucas Holstenius vor sich hatte, der vor mehrern Jahren zur Römischen Kirche getreten war: so konnte es der Königinn nicht schwer werden, ihn zu einem gleichen Uebergange zu bewegen, der auch mit der Stelle des obersten Aufsehers der kayserlichen Bibliothek zu Wien belohnt wurde.

Christina bemühte sich außerdem durch andere, solche Bekehrungen zu stiften, besonders an den Schweden. Sie bediente sich lange Zeit dazu des Andreas Galdenblad, der selbst ein Schwede, und einer ihrer Geheimschreiber war. Ihn und einige andere junge Leute hatte der Französische Gesandte heimlich aus Schweden nach Rom geschickt, wo sie im Collegio der Jesuiten erzogen wurden. Nachmals kam kein Schwede nach Rom, den Galdenblad nicht sogleich gesucht hätte, zum Abfall von seiner Religion zu verleiten: er trieb dieses zuweilen mit solcher Uebereilung, daß Christina selbst mit ihm unzufrieden war. Seine Neubekehrten brauchten auch immer Geld — denn bey den vorgegebenen Bekehrungen der Römischen Kirche unter den Protestanten, ist das Geld immer eines der stärksten Ueberredungsmittel gewesen, das hingegen diese besser zu nützen wissen, als sich feile und leichtsinnige Ueberläufer zu erkaufen. Die Königinn, welche nicht allemal die Standhaftigkeit dieser Bekehrten auf eine solche Art unterstützen konnte, gab dem Galdenblad einst zur Antwort: „Es fehlt mir nicht an gutem Willen; wohl aber an Geld; wenn mir Gott welches giebt, so werde ich auch andern davon geben.„ Noch zu Hamburg fieng sie eine neue Unterhandlung zum Besten der Venetianer an, welche damals seit vielen Jahren in einen fürchterlichen Krieg mit den Türken verwickelt waren. Sie suchte die Deutschen und Italiänischen Fürsten

dahin

dahin zu bringen, daß ſie dieſer Republik wenigſtens mit Gelde beyſtehen möchten. Allein der Graf Galeazzo Gualdo, ihr Geſandter in Frankreich, den ſie in dieſer Abſicht an die Höfe reiſen ließ, hatte allein einigen Nutzen von dieſer Bemühung, indem er anſehnliche Geſchenke erhielt, um die Beſchreibung der Merkwürdigkeiten, die er in verſchiedenen Ländern zu ſehen bekam, drucken zu laſſen; die auch erſchienen iſt. Dieſer Entwurf Chriſtinens war ſchön und edel, auch wichtig für die Sicherheit Italiens; aber er ſchlug fehl, wie bey allen ähnlichen Gelegenheiten, wo die Gefahr nicht ſehr dringend iſt: vermuthlich auch deswegen, weil er nur von ihr herrührte.

Nachdem die Königinn in der Mitte des Jahrs 1662 wieder zu Rom angekommen war, fand ſie außer ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen und Ergötzlichkeiten gar bald eine andere große Angelegenheit, bey welcher ſie ihre Vermittelung anbieten konnte. Der Franzöſiſche Geſandte zu Rom, der Düc de Crequi, wurde im Auguſt dieſes Jahres, von der Corſiſchen Leibwache des Pabſtes, auf Anſtiften des päbſtlichen Anverwandten, des Cardinals Chigi, beſchimpft und gemißhandelt: er verließ darauf Rom, und ſein König verlangte dafür die ſtärkſte Genugthuung. Gleich den Tag nach dieſer Begebenheit ſchrieb Chriſtina an den König von Frankreich, und erbot ſich dabey zu allen gefälligen Dienſtleiſtungen, die ſich nur mit ihrer Ehrerbietung gegen den Pabſt vertragen könnten. Sie ſchickte ſogar ihren Sekretär d'Alibert an den König, um ihn deſto gewiſſer zu beſänftigen: unter andern ſchrieb ſie an ihn, er brauchte zu ſeiner Genugthuung kein ſo ſchlechtes und unreines Blut als der Corſen ihres, und ihre Beſtrafung könne keine des Königs würdige

Erſe-

Erſetzung der ihm zugefügten Beleidigung abgeben. Da ſie dieſes allem Anſehen nach auf Verlangen des Pabſtes that, ſo hielt **Ludwig der Vierzehnte** ihre Vermittelung für partheyiſch, und gab ihr ſehr trockene Antworten. Gleichwohl fuhr ſie auch im Jahr 1663 fort, ihm einige Nachſicht zu empfehlen; bekam aber neue Vorwürfe von ihm, unter andern, daß ſie ihm ein Verhalten anriethe, das ſie ſelbſt bey einer ſolchen Gelegenheit nicht beobachten würde. Sie ſuchte ſich dagegen vergebens zu rechtfertigen, und antwortete auch dem Könige auf ſeine heftige Beſchwerden über den Nepotismus am päbſtlichen Hofe. „Ich kann Ew. Majeſtät wohl verſichern, daß die Neffen dieſes Pabſtes des Glücks „nicht unwürdig ſind, welches ſie beſitzen, und daß „ich ſie entſchuldige, wenn ſie dieſe blinde und unbeſtändige Göttin nicht aus ihren Händen entwiſchen laſſen, ohne ihr einiges Löſegeld für die Freyheit abzunöthigen, welche ſie ſich nehmen wird, ſich „dereinſt anderswohin zu wenden. Ich wünſchte, „wie Sie, daß Gott dem Pabſte Stärke genug verliehen hätte, um ihrer entrathen zu können. Unterdeſſen, da er ſie einmal um ſich haben will, ſo „glaube ich, daß wir dieſe menſchliche Schwachheit „an ihm dulden müſſen, ſo wie wir ſie an vielen andern geduldet haben, und daß es uns nicht erlaubt „ſey, wider dieſes Uebel Mittel zu gebrauchen, welche ſchlimmer, als das Uebel ſelbſt ſind. Ich glaube „auch, daß es zu Ihrem Ruhme und Vortheile gehöre, den Feinden des Catholiſchen Glaubens die „Freude nicht zu machen, daß ſie Sie unter dieſem „Vorwande auf eine der Kirche ſchädliche Art ſollten „rächen ſehen.„ Alles dieſes zeigte nur noch mehr Ergebenheit gegen den Pabſt an, und war ein ſehr unzulänglicher Verſuch, ſeine Neffen zu vertheidigen:

es that daher auch gar keine Würkung. Der Pabſt wurde endlich genöthigt, mit dem Könige, der ihm bereits Avignon genommen, und Kriegsvölker wider ihn in Italien hatte einrücken laſſen, einen ſehr ſchimpflichen Vergleich im Jahr 1664 einzugehen. Chriſtina ſelbſt wurde in eine nicht geringe Unruhe geſetzt, als ſich das Gerüchte zu Rom ausbreitete, Ludwig habe ſich über ihre Partheylichkeit für den Pabſt an dem Schwediſchen Hofe beklagt, und als eine Genugthuung von demſelben verlangt, daß er ihre Einkünfte in Beſchlag nehmen möchte. Hierüber ſchrieb ſie an ihren Statthalter in Schweden, ſie hoffte nicht, daß der König oder die Regierung des Reichs dem Könige von Frankreich irgend eine Gewalt über ſie zugeſtehen würden, da ſie von niemanden als von Gott abhänge; ſie trug ihm auf, die Schwediſche Regierung von ihren übeln Geſinnungen gegen ſie abzuwenden, und meldete ihm, daß ſie, im Fall die Händel zwiſchen Frankreich und Rom in Feindſeligkeiten ausbrechen ſollten, nach Schweden zurückkehren würde. Es zeigte ſich jedoch bald, daß jenes Gerüchte und ihre Furcht gleich ungegründet geweſen waren.

Dem ohngeachtet bezeigte ſie um dieſe Zeit eine immer ſtärkere Neigung, abermals nach Schweden zu reiſen. Man glaubte mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß der Pabſt hauptſächlich dieſen Vorſatz beförderte, um durch ihren Beyſtand die Römiſchcatholiſche Religion in Schweden einzuführen. Obgleich ihr erſter Verſuch, zum Beſten derſelben, fruchtlos geweſen war; ſo ſchien doch eine große Hoffnung übrig zu ſeyn, weil ihr ein ſo anſehnlicher Theil der Schweden ergeben blieb. Die günſtigen Geſinnungen derſelben, mußten ſo bald als möglich genützt werden; zumal da der junge ſchwächliche König

unver-

unvermuthet ſterben konnte, und es für Chriſtinen überaus wichtig war, ſich bey dieſem Falle in Schweden zu befinden. Sie hatte noch andere Bewegungsgründe, ſich in dieſes Reich zu begeben. Es iſt glaublich, daß ihr Geſchmack am Ausländiſchen damals ziemlich geſättigt war, und daß ſie zu Rom inſonderheit, ſeit dem ſchlechten Ausgange ihrer letzten Unterhandlung, vieles von ihrem Anſehen verloren habe. Ueberhaupt konnte ſie die Reue über ihre Verlaſſung des Throns nicht länger verbergen, wenn ihr gleich ihr Ehrgeiz anrieth, dieſelbe weder zu geſtehen, noch allzu empfindlich ausbrechen zu laſſen. Verſchiedene Fürſten, welche die Regierung niedergelegt hatten, ſind noch weit früher mit ihrem Entſchluſſe und neuem Stande mißvergnügt geworden. Chriſtina befürchtete dieſes vermuthlich nicht, weil ſie an die Stelle ihrer vorigen Größe, in ſich ſelbſt Unterhalt genug zu einem Ehrenvollen und angenehmen Leben zu finden hoffte. Allein eben durch den Mittelſtand zwiſchen einer Privatperſon und regierenden Fürſtinn, in den ſie ſich begab, der ſogar nach ihrer Abſicht ſehr viel von Majeſtät und Macht beybehalten ſollte, bereitete ſie ſich ſelbſt eine unvermeidliche Reue vor. Für dieſen hohen Geiſt wurde ihr Zuſtand immer demüthigender, und jedes Zeichen von Geringſchätzung mußte ſie tiefer ſchmerzen, als ein Frauenzimmer, das niemals regiert hat, oder wenigſtens keinen Schatten einer ehemaligen Regierung nach ſich ziehen will. Chriſtina ſagte ſelbſt: „Eine Königinn ohne Land gleicht einer Gottheit ohne Tempel, der man bald aufhört, Gebete und Opfer darzubringen.„ Gleichwohl ſuchte ſie ſich in dieſer gezwungenen Verfaſſung zu behaupten, und erkannte zu ſpät, daß ſie allem hätte entſagen ſollen.

Sie ſchickte alſo im Jahr 1665 den Hauptmann ihrer Leibwache Adami nach Schweden: zwar unter dem Vorwande, die genaueſte Nachricht von dem Zuſtande ihrer Angelegenheiten einzuziehen, und der Verzögerung abzuhelfen, die in der Auszahlung ihrer Einkünfte wieder entſtanden war; zugleich aber mit dem Auftrage, ihr von der Regierung die freye Ausübung ihrer Religion im Königreiche auszuwürken. Dazu war jedoch der Reichsrath nicht geneigt, weil er ihr die erſtgedachten Abſichten, zur Ausbreitung der päbſtlichen Herrſchaft, völlig zutrauete. Man ſchien es endlich in Schweden zufrieden zu ſeyn, daß ſie ihren Gottesdienſt beobachtete; nur daß ſolches heimlich geſchähe; daß ihr Geiſtlicher kein Italiäner wäre, und öffentlich unbekannt bliebe. Die Italiäner waren dort ſehr verhaßt; man fürchtete ſich vor geheimen Ränken derſelben, und man glaubte auch nicht, daß Chriſtina ernſtlich geſonnen ſey, in ihrem Vaterlande zu bleiben, weil ſie ſich ihrer bediente.

Indem dieſes vorgieng, beluſtigte ſie ſich unter andern damit, daß ſie die Gelehrten zu einer vergeblichen und lächerlichen Unterſuchung reizte. Sie ließ eine Münze ſchlagen, auf deren Vorderſeite ihr Kopf mit dem Helme der Minerva bedeckt, und mit Lorbeer bekränzt, nebſt ihrem Namen erſchien; auf der Rückſeite aber ſahe man einen Phönix, der in die Sonne blickte, über einem angezündeten Scheiterhaufen, und darüber das Wort Makelos mit chriechiſchen Buchſtaben. Die Gelehrten quälten ſich mit der Erklärung dieſes vermeinten chriechiſchen Wortes, bis ihnen die Königinn entdeckte, daß es Schwediſch ſey, und ſowohl unvergleichlich, als unverheyrathet bedeute. In beyderley Verſtande ſchickte es ſich für die Königinn und für den Phönix.

Man

Man könnte ihr vorwerfen, daß ſie die Gelehrten gemißbraucht habe, die bloß zu wichtigen und ernſthaften Unterſuchungen beſtimmt ſind. Aber eben dieſe Fürſtinn, die zuweilen mit ihnen ſpielte, verſtattete damals dem Ezechiel Spanheim, der ſich eben zu Rom befand, den Gebrauch ihrer Bibliothek und Münzſammlung, und munterte ihn auf, ſein unſterbliches Werk vom Nutzen und von der Vortreflichkeit der alten Münzen zu ſchreiben. Bey ſolchen und andern Verdienſten war es auf die rühmlichſte Art erlaubt, auch zu ſcherzen, und über die Beſchäftigung mancher Gelehrten mit leeren Spitzfindigkeiten, oder über ihre Einbildung einer ausgebreiteten Sprachwiſſenſchaft, zu ſpotten.

Seit einigen Jahren war ſie in eine Streitigkeit mit der Reichsſtadt Hamburg gerathen, welche ihren Reſidenten Texeira derjenigen Rechte nicht genießen laſſen wollte, die den Abgeordneten anderer Fürſten gebühren. Sie ließ dieſe Beſchwerde dem Könige von Schweden empfehlen, auf deſſen Befehl auch nachdrückliche Vorſtellungen darüber an die Stadt geſchahen. Aber eben dieſe wollte bald darauf nicht zugeben, daß Texeira ohne ihre Einwilligung Hamburg verließe. Chriſtina bezeigte deswegen dem Senate dieſer Stadt in einem Schreiben ihre Verwunderung und ihren Unwillen. Sie drang nicht nur auf ihre Rechte, ſondern erinnerte ihn auch, daß er durch ſolche Einſchränkungen der Handlung dieſer Stadt ſchaden würde; und darauf ſetzte ſie hinzu: „Ich bin nicht im Stande, Ihnen bey dieſer Gelegenheit zu drohen, und ich bin auch nicht dazu aufgelegt. Ich ſehe es als einen Ruhm an, daß ich mich ſeit langer Zeit alles desjenigen entledigt habe, was Ihnen fürchterlich ſeyn könnte; aber wenn ich auch mächtiger wäre, als ich jemals geweſen bin, ſo

nahm sie nach einer langwierigen Gemüthsart in jede ihrer Anordnungen gewaltig zu wirken, und sie gewann dadurch sehr mächtige Landsleute und Freundschaft.

Da Christina nur durch Art einer beschwerlichen Sache überhoben war, wandte sie sich abermals zu der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und Künsten; sie beschäftigte sich auch zu chymischen Versuchen, die aber ihren Einkünften großen Abbruch thaten. Mittlerweile nahm das gute Vernehmen, in welchem sie bisher mit dem Pabste gestanden hatte, ein Ende. Sie wollte den Grafen Sentinelli, eben den, durch welchen sie den Monaldeschi hatte umbringen lassen, mit der Herzoginn von Ceri, einem ungemein reichen Frauenzimmer, vermählen. Der Pabst widerrieth es ihr; als sie aber darauf bestand, ließ er die Herzoginn in ein Kloster bringen, und nöthigte den Sentinelli, Rom zu verlassen, dem jedoch die Königinn ein Regiment in Diensten der Venetianer verschaffte. Daß der Pabst gegen sie kaltsinniger geworden war, kam hauptsächlich von ihrer Partheylichkeit für Frankreich her. Man gab vor, daß sie gesonnen sey, für diese Krone Kriegsvölker zu werben, die wider Neapel gebraucht werden sollten: daher ließ der Pabst nicht nur alle eigenmächtige Werbungen bey Lebensstrafe verbieten, sondern auch in der Nähe von Christinens Palaste Wachten ausstellen. Um allem Argwohne zu entgehen, entfernte sie sich immer mehr von der französischen Parthey, und zog aus dem Palaste des Cardinals Mazarin in ein Kloster. Allein auch daselbst ließ der Pabst alle ihre Schritte von den Mönchen sehr genau beobachten. Sie hingegen suchte sein Vertrauen wieder zu erhalten, und erschien öfters bey feyerlichen Umgängen, damit sie seinen Seegen bekäme. Ueberhaupt waren Christina und Alexander von einem

sehr

ſchimpflichſten Bedingungen auflegen wolle. Sie geſtand, daß das Volk in Schweden ſeit einigen Jahren darüber gemurrt habe, daß das Geld, welches in ihren Ländereyen gehoben wird, in auswärtigen Ländern verzehrt werde; allein ſie ſetzte hinzu, man würde, wenn ſie die Hinderniſſe bekannt machen ſollte, welche ſie wider ihren Willen außerhalb des Reichs zurückhielten, wohl einſehen, daß ihre Abweſenheit nicht aus einer Neigung zu Ergötzlichkeiten entſtünde.

Doch alle ihre Verſicherungen waren bey den Vormündern des Königs und bey dem Reichsrathe vergebens angewandt. Sie beſchloſſen im May des Jahrs 1667 gemeinſchaftlich mit der verwittweten Königinn, daß Chriſtina nur unter folgenden Bedingungen in das Reich aufgenommen werden ſollte. Weder ihr, noch ihren Bedienten ſollte die Ausübung einer fremden Religion verſtattet werden; man ſollte genau Acht haben, daß ſie nichts wider ihre ausgeſtellte Urkunden vornähme, und nicht leiden, daß ſie ſich am Hofe oder in den Provinzen in die Regierung des Reichs miſche; für die Perſon des Königs ſollte man eine ganz beſondere Sorge tragen, und daher ſollte er ſogleich nach Chriſtinen Ankunft, wenn die Glückwünſche von beyden Theilen abgelegt wären, mit ſeinem Gefolge nach Upſal abgehen, um daſelbſt zu ſtudieren; wollte ſie länger als etliche Wochen in Schweden bleiben, ſo ſollte ſie alle Ausländer, die mit ihr gekommen wären, aus dem Lande ſchicken; wenn die Reichsſtände während ihrer Anweſenheit zuſammen berufen würden, ſo ſollte es der Königinn nicht erlaubt ſeyn, ſich an dem Orte ihrer Verſammlung einzufinden, noch weniger mündlich oder ſchriftlich ſich mit den Ständen in eine Unterhandlung einzulaſſen; ſollte ſie aber dieſem allem entgegen zu handeln verſuchen, ſo ſollte die Regierung ohne Zeit-

verluſt auf ernſtliche Gegenmittel bedacht ſeyn, darunter auch dieſes geweſen wäre, ſich ihrer Perſon zu verſichern. Um zugleich die Schweden abzuſchrecken, daß ſie ſich in keine Verbindung mit der Königinn einlaſſen möchten, wurde nicht nur ein Befehl wider die Religionsveränderung gegeben; ſondern auch aufs ſchärfſte verboten, daß die Schweden dem Gottesdienſte bey den fremden Geſandten nicht beywohnen ſollten.

Zu dieſen für Chriſtinen ſo empfindlichen Entſchließungen glaubte die Schwediſche Regierung durch alles, was ſie von derſelben wußte, berechtigt zu ſeyn. Es ſey zwar hart, ſo erklärte ſie ſich in ihren Berathſchlagungen, von der Königinn eine ſchlimme Meinung zu hegen, da ſie ſich ehemals gegen das Reich ſo gütig bezeigt hätte; allein man wiſſe wohl, daß ſie ſeit einiger Zeit Italiäniſche Kunſtgriffe angenommen, und ſich außerdem durch die Römiſchcatholiſche Religion verbindlich gemacht habe, ſie auszubreiten und ihren Grundregeln zu folgen, ſo wie es das Oberhaupt und die Anhänger derſelben ihr anriethen. Man könne daher nicht zugeben, daß ſie Geiſtliche von ihrer Religion nach Schweden brächte, oder dieſelbe darinne ausübte. Sie könnte ſich auch nicht auf das Beyſpiel der Geſandten berufen: denn wollte ſie als eine Schwedinn angeſehen werden, ſo ſey ſie verpflichtet, die Geſetze des Reichs zu beobachten; wäre ſie aber eine fremde, ſo habe ſie kein Recht, ſich in dieſem Lande aufzuhalten, und daher habe ſie auch nicht nöthig, ſich die freye Religionsübung auszubedingen. Geſetzt auch, daß ſie ſich dieſer begeben wollte, ſo würde ſie doch die ſchlimmen Grundſätze des Römiſchen Hofs nicht ablegen; und dieſe würden bey ihr deſto ſchädlicher ſeyn, da ſie ſo viele Einſicht und Lebhaftigkeit beſitze, den Zuſtand

des

des Reichs ſehr genau kenne, auch mit ſo großem Anſehen ausgerüſtet ſey. Sollte die Königinn gleich einige Neigung blicken laſſen, zur Proteſtantiſchen Kirche zurück zu kehren; ſo könne man doch ihrer Aufrichtigkeit nicht trauen, weil die Römiſchcatholiſchen Erlaubniß bekämen, ihre Religion zu verbergen; Chriſtina ſelbſt hätte dieſes einige Jahre vorher gethan, ehe ſie die Regierung niedergelegt, indem ſie, ob ſie gleich bereits zur Römiſchen Kirche getreten war, doch immer noch dem Evangeliſchen Gottesdienſte beygewohnet habe. Man müßte noch mißtrauiſcher gegen ſie werden, wenn man ſich erinnerte, in was vor einer Abſicht ſie im Jahr 1660 in das Reich gekommen ſey; indem ſie in einem Schreiben an den Cardinal Mazarin, ihre Anſprüche auf die Vormundſchaft des Königs, und, wenn er ſtürbe, auf die Krone ſelbſt, genugſam zu erkennen gegeben habe; wovon auch ihre Proteſtation ein Beweis ſey, die man ſie damals genöthigt habe zurück zu nehmen. Aus einem Briefe von Rom, der von eben dieſem Cardinal mitgetheilt worden, habe man zugleich geſehen, daß alles dieſes aus den Rathſchlägen des Pabſtes und ſeiner Staatsbedienten entſprungen ſey, welche nach Carl Guſtavs Tode es für ihre Religion vor ſehr vortheilhaft gehalten hätten, wenn Chriſtina, mit der nöthigen Anweiſung verſehen, in ihr Vaterland reiſete. Es ſey ſogar bekannt, daß Jeſuiten und andere Leute dieſer Art ſich in Schweden eingeſchlichen hätten, und daß man die Königinn überredet habe, viele Einwohner des Reichs wären im Herzen Römiſchcatholiſch; anderer Künſte nicht zu gedenken, deren ſich dieſe Leute bedienten, um ihre Abſichten auszuführen. Auch dieſes verdiene in Betrachtung gezogen zu werden, daß die Königinn auf die ſchwächliche Geſundheit des Königs ſehr aufmerk-

merkſam geworden, und ſogar durch Hülfe der Sterndeuterkunſt zu erfahren geſucht haben ſoll, wie lange er leben werde; daß ſie Geduld genug gehabt hat, ſich ſo lange in Hamburg einzuſchließen; ſo daß es ſcheine, ſie habe nur auf eine Gelegenheit gewartet, die ſie nützen könnte. Dahin gehöre auch dieſes, daß ſie einem ihrer Geheimſchreiber befohlen habe, im ganzen Reiche, mit Vergrößerung ihrer Liebe gegen die Einwohner deſſelben, die abſchlägliche Antwort bekannt zu machen, die man ihr wegen ihrer Religionsübung und anderer Forderungen ertheilen würde; damit jedermann ſehen möchte, daß bloß die Regierung an ihrer Abweſenheit Schuld ſey, welche ſich dabey des Vorwandes der Religion bediente: ſo wie ſie überhaupt ſchon manche Schlüſſe der Stände den eigennützigen Abſichten der Regierung zugeſchrieben habe. Endlich habe ſie auch durch die Einziehung der Hamburgiſchen Schiffe und Güter in ihren Ländereyen einen ſehr bedenklichen Schritt vorgenommen, und ſich dadurch eine Unabhängigkeit angemaaßt, die mit der höchſten Gewalt und Freyheit des Reichs nicht beſtehen könne. Dieſem allem zu Folge beſchloſſen die Regierung und der Reichsrath von Schweden, daß man der Königinn den Eingang in das Gebiete des Reichs, ausgenommen Pommern, Bremen und Verden, verwehren müſſe; man ſollte ſich bemühen, ihre Einwilligung zu erlangen, daß ſie ihre Ländereyen gegen ein gewiſſes Jahrgeld zurück gäbe; doch mit Vorbehalte ihres Rechtes auf dieſe, wenn das Geld nicht bezahlt würde; und man ſollte es ihrer Wahl überlaſſen, in einem von den gedachten Ländern ihren freyen Aufenthalt mit der Privatübung ihrer Religion, zu nehmen. Doch ſollte man bey der Vollziehung dieſer Artikel, alle mögliche Nachſicht und äuſſerliche Ehrerbietung gegen die Königinn gebrauchen.

Ob

Ob ſie alle dieſe argwöniſche Beſchuldigungen verdienet habe, iſt etwas zweifelhaft; aber ſehr wahrſcheinlich waren ſie doch faſt alle, und die Vorſicht zur Erhaltung der Religion und der Staatsverfaſſung konnte unter ſolchen Beſorgniſſen nicht ſtreng genug ſeyn. Es iſt jedoch erlaubt zu glauben, daß der Widerwille, den man gegen die Königinn gefaßt hatte, auch das billige Mißtrauen über ſeine Grenzen hinausgeführt, wenigſtens zu harte Maaßregeln eingegeben habe. Daher ſagten auch ihre Freunde in Schweden, dieſer anſcheinende Eifer, den man für die Religion äußerte, verdecke nur die Rachbegierde gewiſſer Perſonen, die unter Chriſtinens Regierung, oder auch nachher, Urſache zum Mißvergnügen von ihr bekommen hatten. Sie blieb mittlerweile bis in den May des Jahrs 1667. zu Hamburg, wo ſie ſich mit Gelehrten unterhielt, eine Lotterie von Geſchenken ziehen ließ, die ſich auf viertauſend Thaler beliefen, und andere Beluſtigungen anſtellte. Als ſie in einer Münzſammlung daſelbſt die Schaumünze fand, welche auf ihre Abtretung des Reichs war geſchlagen worden, und worauf man eine Krone mit der Beyſchrift ſah: Et ſine te, Auch ohne dich: ſo warf ſie dieſelbe mit einer Art von Unwillen auf den Tiſch: die Anweſenden ſchloſſen daraus, daß es ſie gereue, zu dieſer Münze Gelegenheit gegeben zu haben. Zu Rom hatte ſie auch einige Münzen ſchlagen laſſen, welche ihre Gleichgültigkeit gegen die königliche Würde ausdrücken ſollten, unter andern eine, auf welcher die Weltkugel mit den Worten abgebildet war: Ne mi biſogna, ne mi baſta; Ich habe ſie nicht nöthig, und ſie iſt auch nicht genug für mich. Allein es zeigte ſich auch damals, wie ſonſt öfters in der Geſchichte, daß großmüthige Geſinnungen, die auf

Münzen und andern Denkmälern zur Schau ausgelegt wurden, auch nur meiſtentheils auf denſelben ihren Sitz hatten.

Kaum war Chriſtina in Schweden angelangt, als ihr die Regierung durch den Grafen de la Gardie, der ſie mit einem großen Gefolge empfieng, melden ließ, man würde den Geiſtlichen, den ſie mitgebracht hatte, und welcher täglich bey ihr die Meſſe las, nicht dulden; man bäte ſie daher, ihn zurück zu ſchicken; ſonſt würde man nach den Reichsgeſetzen wider ihn verfahren. Sie wollte hierauf ſogleich zurückkehren; ließ ſich aber von dem Grafen bereden, noch einmal die Entſchließung der Regierung abzuwarten, indem ſie nach Norköping reiſete. Dieſe kam, und enthielt nicht nur eine Beſtätigung der erſtern; ſondern erklärte ſogar der Königinn, man würde ſie auch zu verhindern wiſſen, daß ſie die Meſſe nicht bey den Römiſchcatholiſchen Geſandten zu Stockholm hören ſollte; doch ſuchte man ſie durch vielerley Höflichkeiten und Verſprechungen zu bewegen, daß ſie das Verlangen der Regierung erfüllen möchte. Allein ſie gab gleich Befehl zu ihrer Abreiſe, wollte keine Ehrenbezeugung im Namen des Königs mehr annehmen, und verſicherte ſogar, daß alle Kronen in der Welt ſie niemals dahin bringen ſollten, ſich ihrer Religionsübung zu berauben. Sie kam alſo bald wieder in Hamburg an, wo ſie ſo lange zu bleiben gedachte, bis die Reichsſtände ſich verſammleten, von welchen ſie gelindere Schlüſſe, als von der Regierung hoffte.

Bey dieſer kurzen Reiſe durch Schweden, ſprach Chriſtina mit den Herren, welche ihr im Namen des Hofs entgegen gekommen waren, von vielen Dingen auf eine freye, ſonderbare, ſich ſelbſt unähnliche Art. Sie ſagte, der franzöſiſche Geſandte zu Stock-

holm

holm habe ſie gewarnet, nicht dahin zu kommen, weil man ſie in Verhaft nehmen oder gar vergiften würde; allein der wahre Bewegungsgrund dieſer Warnung ſey die Furcht des Geſandten geweſen, ſie möchte, wenn der König ſtürbe, ihr Recht auf die Krone behaupten, und dieſes würde dem Könige von Frankreich unangenehm ſeyn, weil er ſich ſeit den letzten Händeln zu Rom, an denen ſie Antheil genommen habe, wenig Günſtiges von ihr verſpreche. — Und gleichwohl bezeigte ſie damals in häufigen Briefen die hitzigſte Freundſchaft für den franzöſiſchen Hof, der ſich auch ihrer Angelegenheiten in Schweden annahm, und gegen welchen ſie nicht nur behauptete, daß die Vortheile beyder Kronen genau mit einander vereinigt wären und bleiben müßten; ſondern auch verächtlich von der Schwediſchen Regierung ſchrieb. Man ſieht würklich aus dieſen Briefen, daß ſie ein geheimes Verſtändniß mit Frankreich unterhalten habe: und daraus muß man ſchließen, daß jene Reden nur ein Kunſtgriff waren, um daſſelbe zu verſtecken. — Sie ſagte weiter zu den erſtgenannten Herren, ſie wüßte nicht, warum ſie nicht in Schweden bleiben dürfte; ſie wäre nicht aus dem Reiche verbannt, und diejenigen, welche ihr neulich den Genuß ihrer Einkünfte beſtätigten, hätten es wohl gewußt, daß ſie Catholiſch wäre; gleichwohl habe man ihr darüber nichts geſagt, bis ſie erſt mitten im Reiche dieſen Verdruß hätte ausſtehen müſſen. Allein ſie ſetzte hinzu, ſie könne und wolle auch nicht in demſelben bleiben: denn was ſollte ich darinne vorſtellen? Etwan eine Nachtreterinn der Königinn Hedwig? Oder ſollte ich mich der Tyranney eines eigenſinnigen Königs unterwerfen? Und da einer von den Abgeordneten ſagte, man könne hoffen, daß es ein gerechter und billiger König ſey und ſeyn werde, ſo antwortete

ſie: Für andere wohl, aber nicht für mich. Sie fuhr fort, es wäre wegen der Eiferſucht ſogar ſchädlich, wenn ſie in Schweden bliebe; denn da ſie eine große Parthey hätte, ſo könnte ſie bey aller Unſchuld doch verdächtig werden, und ſo viele Gewalt ſie auch über ſich hätte, ſo dürfte ſie doch wohl einmal in Verſuchung gerathen: wie ſie denn auch auf Carl Guſtaven einen Verdacht geworfen haben würde, wenn ſie ihm nicht bereits die Krone beſtimmt hätte. Von dem Verlangen, daß ſie ihren Geiſtlichen zurückſchicken ſollte, urtheilte ſie, daß ſie durch die Erfüllung deſſelben dem Könige einen ſehr ſchlechten Dienſt leiſten würde. Denn eben alsdenn, ſagte ſie, dürfte die Regierung ſich genöthigt ſehen, mir die freye Religionsübung wider ihren Willen zu verſtatten. Aus welchem Grunde ſollte wohl der König ihr oder ihrem Gefolge befehlen, oder ihr als ſeinem Unterthanen begegnen können? denn nach dem natürlichen Rechte ſey ſie gar keinen Befehlen unterworfen. Ich merke wohl, fügte ſie hinzu, daß man mich nur zu erbittern ſucht, damit ich irgend eine Thorheit begehe; aber ich danke Gott, daß ich mich zu keinem Ungeſtüm verleiten laſſe, und mir ſelbſt nicht ſchade; ich möchte das Anſehen und die Zuneigung, die ich im Reiche beſitze nicht für zehn andere Königreiche verlieren; ich will Schweden zeigen, daß ich es nicht aus Eigennutzen liebe; ich hoffe auch, daß ich in einigen Jahren mich ſelbſt werde unterhalten, und alles, was ich empfangen habe, zurückgeben, einen Theil davon aber einigen meiner Freunde, ſo lange ich lebe, werde ertheilen können.

Sie erklärte hierauf ihre Abſichten deutlicher, oder ſuchte wenigſtens diejenigen, mit welchen ſie ſprach, auszuforſchen. „Sollte ich wohl, fragte ſie, zugeben, daß ein anderer über Schweden regierte, als

der,

„der, welchem ich die Krone gegeben habe? Nein, „niemals, antwortete ſie ſelbſt darauf; ich wollte lie„ber tauſend Leben verlieren, wenn ich ſie hätte, ob „ich gleich wünſche, daß der König lange leben möge; „allein, wenn er, wie alle andere Menſchen, ſterben „ſollte, ſo hätte ich wohl auch etwas dabey zu ſagen; „wenn es gleich nicht für mich ſelbſt wäre, doch für „den, welcher an ſeine Stelle kommen ſollte: denn „ſchwerlich würden Sie es wohl ertragen, daß einer „Ihres gleichen, den Sie vorher Ihren Bruder ge„nannt hätte, über Sie herrſchte.„ Man gab ihr zur Antwort, es ſey ſträflich, nur daran zu denken; wenn ſich aber der Fall zutragen ſollte, ſo würden die Schweden keinen König lieber ſehen, als der durch eine freye Wahl, ohne alle Ränke, auf den Thron käme. „Alsdenn, fuhr Chriſtina fort, würde ich „die Geiſtlichkeit und die Bauern ſowohl als den Adel „auf meiner Seite haben, und ich weiß gewiß, daß „ſich mir um der Religion willen niemand widerſetzen „würde.„ Einer von den gegenwärtigen Herren verſetzte darauf, man verehre ſie noch ungemein in Schweden; aber die Zuneigung gegen ſie ſey gänzlich erloſchen, weil ſie ſich zur Römiſchen Kirche gewandt, und alſo das mit der einen Hand umgeſtoßen habe, was ſie mit der andern gebauet hätte; indem ſie dasjenige verachtet habe, wofür ihr Vater ſein Leben aufgeopfert hätte, worinne ihm noch viele rechtſchafene Männer eher nachfolgen, als geſtatten wollten, daß eine fremde Religion in das Reich eingeführt würde. „Wollte Gott! rief die Königinn aus, Sie „könnten mir die Verſicherung geben, daß man nur „dieſe Einwendung zu machen habe; ſo würde ich „ſehr zufrieden ſeyn, und alles würde gut gehen.„ Man konnte dieſes kaum anders verſtehen, als daß ſie zu ihrer alten Religion zurück kehren würde, wenn

man

bekräftigte. Sie bat alſo den König, daß der Biſchof dafür geſtraft werden möchte, der ſich auch des ärgſten Undanks ſchuldig gemacht hätte, indem ſie ihm aus Gnade das Leben erhalten habe, das er unter ihrer Regierung zu verlieren verdient hätte. Würde ſie aber keine hinlängliche Genugthuung erhalten, ſo möchte es den König nicht befremden, wenn ſie ſich ſelbſt an den Biſchof, wegen einer ſo unerträglichen Beſchimpfung, rächte. Die Regierung antwortete auf dieſes Schreiben Chriſtinens, ſie könne alle Gerechtigkeit erwarten, welche die Geſetze in einem ſolchen Falle vorſchrieben. Allein der Biſchof rechtfertigte ſich dergeſtalt, daß er ungeſtraft blieb: denn er hatte eigentlich auf Verlangen der Geiſtlichkeit eine Nachricht von allem aufgeſetzt, was in Anſehung der Königinn auf dem Reichstage vorgegangen war; es waren Begebenheiten, welche mehr Zeugen, als ihn hatten, und Chriſtina ſchien eben deswegen ſo viele Erbitterung zu zeigen, weil es dem Berichte nicht an Wahrheit fehlte.

Ihr Unwillen ſtieg aufs höchſte, da man ihr auch zu Norköping nicht geſtatten wollte, die Meſſe leſen zu laſſen. Sie hielt dieſes für eine deſto gröſſere Beleidigung, je weniger man den fremden Geſandten eine ſolche Uebung ihrer Religion ſtreitig machte, obgleich die Regierung ſagen konnte, daß beyde Fälle etwas verſchieden wären, und im erſtern die Erlaubniß vielleicht gefährliche Folgen haben dürfte. „Ich überlaſſe ihnen (ſo ſchrieb ſie von denen, welche ſie für ihre Feinde hielt, an den Statthalter ihrer Ländereyen,) „meine Güter und mein Le„ben, und begehre keine andere Gnade, als daß ich „Schweden möge verlaſſen können, ohne meine Ehre „und das Völkerrecht verletzt zu ſehen, welches bey „Perſonen von meinem Stande ſo geheiligt ſeyn „muß.

durch bloße Verordnungen, ſagte ſie, wird dieſes nicht ausgeführt. Nächſtdem gab ſie die Warnung, man ſollte ſich durch den Großconnetable Wrangel nicht zum Kriege verleiten laſſen; denn er trachte nach der Reichsfolge, und ſuche ſich wenigſtens der Herzogthümer Bremen und Pommern zu bemächtigen: ſie nannte auch andere Schwediſche große Herren, die wohl ihr Augenmerk auf den Thron richten möchten. Man antwortete ihr wiederum dergeſtalt, daß ſie ſehen konnte, ſie ſtreue vergebens den Saamen zu Mißtrauen aus. Sie ſagte ferner von dem Anſinnen der Regierung an ſie: „Ich hätte dasjenige, was „mir begegnet iſt, noch wohl ertragen können, wenn „es von irgend einem verdienſtvollen Könige gekom„men wäre — Könnte ich die Vortheile des Reichs „von den Vortheilen meiner Feinde trennen, ſo würde „ich es wohl verſuchen, mich zu rächen.„ Sie ließ dem Könige von Schweden melden, daß ſie ihr Stolz zwar hindern werde, ſich zu beklagen; ſie werde es aber doch überall ſagen, daß man ihr die Freyheit, welche der geringſte Reſident hat, einen Geiſtlichen zu halten, nicht habe zugeſtehen wollen, und darüber wolle ſie alle Welt urtheilen laſſen. „Es iſt jedoch, ſetzte ſie „hinzu, der König von Frankreich, der mir durch „ſeinen Geſandten dieſen Streich hat ſpielen laſſen; „allein er darf nicht glauben, daß ich ſo viele Achtung „gegen ihn bezeigen werde, als gegen den König von „Schweden. Er iſt ein König, dem man gar wohl „mit Spielſachen die Zeit vertreiben kann. Ich wer„de ihn lehren, andere nicht zu verachten, wenn er „gleich mächtig iſt.„ — Dieſe Worte machen mit den Briefen verglichen, welche ſie im vorigen Jahre an eben dieſen König und an ſeinen Staatsbedienten Lionne abgelaſſen hatte, einen ſeltſamen Gegenſatz aus: entweder, weil ſie ſeitdem würklich Urſache

zum

zum Mißvergnügen gegen Frankreich bekommen hatte; oder weil sie ihre genaue Verbindung mit diesem Hofe den Schweden nur desto mehr verbergen wollte. Der Französische Gesandte zu Stockholm erfuhr diese und andere ihre Beschwerden gegen seinen Hof; allein sie versicherte ihn, daß es bloß Erdichtungen ihrer Feinde wären. Ein Beweis, wo ich nicht irre, daß sie bey aller freymüthigen Aufrichtigkeit, sich doch bisweilen in den Kunstgriffen der Verstellung nicht ganz unerfahren gezeigt habe.

Man hörte Christinen auf dieser Reise durch Schweden noch andere Urtheile und Nachrichten vorbringen. Sie that den Vorschlag, man möchte, um die Eifersucht unter den Ständen aufzuheben, alle alte Grafen zu Herzogen, die ältesten Baronen zu Grafen, und die vom alten Adel zu Baronen ernennen; von den übrigen Adelichen aber einen Theil unterdrücken, von Gütern nichts anders als auf Lebenslang verschenken, und das Recht der Erstgeburt bey dem Adel einführen. Von ihrer Religionsveränderung erzählte sie, ein Schwedischer Hofprediger, (der ein sehr beredter Mann war, und während ihrer Regierung gegen ihre ausgelassene freye Aufführung sehr heftig predigte,) habe sie um die Ursache derselben gefragt, worauf sie ihm geantwortet hätte, seine Predigten wären daran Schuld. Dazu setzte sie noch dieses — ein schlechtes Zeugniß von der Redlichkeit ihrer ehemaligen Versicherungen — sie sey niemals von Herzen lutherisch gewesen; es habe aber auch niemand den Muth gehabt, ihr darüber Vorstellungen zu thun, als der Herzog Adolph, und diesem hätte sie geantwortet, es würde ihm übel gehen, wenn er es noch einmal thäte. Sie begegnete übrigens auf dieser Reise den Kriegsbedienten, welche um sie waren, überaus freundlich und gefällig, um

sie

ſie auf ihre Seite zu ziehen; mit den Geiſtlichen klagte ſie über die gegenwärtige Armuth des Landes, und gefiel ſich darinne zu hören, daß die Bauern ihre Regierung zurückwünſchten, weil ſie ſeit derſelben noch einmal ſo viel zahlen mußten, und, wie ſie ſagten, Glückſeligkeit und Seegen das Land verlaſſen hätten. Die Kriege des vorigen Königs hatten hauptſächlich den Grund zu dieſen Klagen gelegt. Aber daß ſie vor Chriſtinens Ohren erſchollen, und daß ſie überhaupt einen ſo lebhaften Antheil an der Verfaſſung von Schweden nahm, mit ſo vielem Anſehen von ihren Rechten, und von der Regierung ſo verächtlich ſprach; dieſes mußte das alte Mißtrauen gegen ſie ungemein verſtärken.

Noch hitziger bis zu Drohungen betrug ſie ſich bey Gelegenheiten, wo ſie niemanden ſchonen zu dürfen glaubte. Sie hörte, Rivani, ein Tonkünſtler in ihrem Solde, ſey in die Dienſte des Herzogs von Savoyen getreten: dieſen forderte ſie zwar mit Höflichkeit zurück; meldete aber zugleich ihrem Sekretär, der dieſen Auftrag bekam: „Man ſoll wiſſen, daß „ich niemals darein willigen werde, daß er meine „Dienſte gegen andere verlaſſe; daß er weiter nur für „mich in der Welt iſt, und daß er, wenn er nicht für „mich ſingt, nicht lange für irgend jemand andern ſingen ſoll. Dem ſey wie ihm wolle, hat er meine „Dienſte verlaſſen; ſo will ich, daß er in dieſelben zurückkehre; iſt er aber noch in denſelben, ſo ſuchen Sie „meine Geſinnungen dergeſtalt zu erklären, daß den „Leuten die Luſt vergehe, ihn an ſich zu ziehen. Ich „will ihn beybehalten, es koſte was es wolle: und „wenn man mich ſogar überreden wollte, daß er ſeine „Stimme verlohren habe, ſo würde dieſes nichts helfen; „denn ſo wie er iſt, muß er in meinen Dienſten leben „und ſterben, oder es ſoll ihm übel ergehen.„

Zu eben dieſer Zeit, da ſie ſich noch zu Hamburg im Jahr 1668 befand, verlangte ſie vom Iſaac Voßius, daß er die Geſchichte ihrer Regierung beſchreiben möchte. Sie beklagte ſich gegen ihn, daß die Geſchichtſchreiber der Schwediſchen Nation ihren Königen, durch die gröbſten Fehler, ſo viel Unrecht zugefügt hätten, „und vornemlich auch mir „ſetzte ſie hinzu, die ich ohne Zweifel die geringſte unter denen bin, welche dieſe Ehre gehabt haben; „mir gleich Gott während meiner Regierung unendliche Gnadenbezeigungen erwieſen hat, und ob ich „gleich ohne Eitelkeit ſagen kann, daß Schweden niemals ruhmvoller, ſiegreicher, glücklicher, niemals „blühender geweſen ſey, als unter meiner Aufführung. „Allein ich habe bemerkt, daß die Unwiſſenheit oder „der Neid ihren Gefallen daran gefunden haben, die „gröſſeſten und ſchönſten Handlungen meiner Regierung zu verbergen oder zu verdunkeln. Ich erſuche „Sie daher, der Wahrheit, welche alle Schriftſteller zu verehren ſchuldig ſind, die entzogene Gerechtigkeit wieder zu erſtatten. Auch für Schweden wird es „rühmlich ſeyn, die Wahrheit unter einer Regierung, „welche die Ehre des Reichs aufs höchſte gebracht hat, „an den Tag zu legen. — Ich verlange von Ihnen weder „der niederträchtige Gefälligkeiten, noch Schmeicheleyen. Ich begehre von Ihnen nur die reine Wahrheit: und dieſe wird deſto weniger verdächtig ſeyn, „da die ganze Welt es weiß, daß mich das gegenwärtige Unglück von Schweden, außer Stand geſetzt hat, Rauch zu erkaufen; und Sie wiſſen es „ſelbſt wohl, daß ich die Schmeicheley und die Lüge „eben ſo heftig haſſe, als ich die Wahrheit, die Tugend, und den wahren Ruhm liebe.„ Sie lieſſen ihm zugleich einen kurzen Aufſatz zu dieſer Arbeit ausfertigen; doch daß er die Freyheit behielte, wegzu-

laſſen

laſſen oder hinzuzuſetzen, was ihm gefiele. — Dieſe Geſchichte, welche Chriſtina geſchrieben wiſſen wollte, iſt niemals zu Stande gekommen: und vermuthlich hat die Welt nicht ſehr viel daran verlohren. So freymüthig auch die Königinn ſelbſt war; ſo ſcheinet doch ihr Stolz dieſe Eigenſchaft nicht immer in gleichem Grade auch an andern vertragen zu haben; und man weiß außerdem wohl, was beſoldete oder wenigſtens von einem Fürſten aufgemunterte Geſchichtſchreiber ſeines Lebens, vor ein Werk hervorbringen können. Allem Anſehen nach würde auch Iſaac Voßius die Geſchichte der Königinn nicht ſo glücklich beſchrieben haben, als ſein Vater oder andere Gelehrte, die mehr von der Rechtſchaffenheit hatten, ohne welche ein Geſchichtſchreiber alle Früchte ſeiner Wiſſenſchaft und Arbeit verlieret.

Indem die Königinn dieſe Befriedigung für ihre Ruhmbegierde ſuchte, ob ſie gleich nur für die Wahrheit beſorgt zu ſeyn ſchien, erfuhr ſie in der Mitte des Jahrs 1667 die Wahl eines neuen Pabſtes, Clemens des Neunten, deſſen Regierung die Römer, nicht mit Unrecht, das güldene Zeitalter von Rom genannt haben. Sie hatte mit ihm, da er noch Cardinal war, in einem ſo freundſchaftlichen Vernehmen geſtanden, daß ſie ſich entſchloß, über ſeine Erhebung auf den Thron, öffentliche Freudensbezeigungen anzuſtellen. Man widerrieth ihr dieſelben in einer Stadt wie Hamburg, wo ſie ganz am unrechten Orte angebracht waren, und ſogar Unruhen hervorbringen konnten. Aber es war ihrer Gemüthsart gemäß, Hinderniſſe und Anſtoß zu beſiegen, auch auf einem übereilten Vorſatze zu beſtehen, wenn Aufſehen dadurch erregt werden ſollte. Nächſtdem folgte ſie hierinne dem Rathe ihres erſten Kammerherrn, des Marquis del Monte, der ſie ſtets zum Auf-

vom Jahr 1667 lobte ſie den Pabſt als den größten Fürſten, der damals lebte: und unter den gekrönten Fürſten, nicht zugleich unter den übrigen, war er es nebſt Chriſtinen an Einſichten und Klugheit in der That. In einem andern Briefe iſt ſie wohl damit zufrieden, daß ihr **Bourdelot** nicht alle Schriften überſandt habe, die auf **Ludwigs des Vierzehnten** damaligen Feldzug in Flandern herausgekommen waren. „Ich liebe, ſchreibt ſie, die ſchönen Thaten „eben ſo ſehr als ein anderer; aber die Lobſchriften lie„be ich nicht, und den Satyren bin ich ſo geneigt, „daß ich ſelbſt diejenigen gern leſe, die wider mich „gemacht worden ſind, deren Anzahl auch Gott Lob! „ganz beträchtlich groß iſt; nur um mich auf meine „eigene Koſten zu beluſtigen, nachdem ich mich ſo „lange auf fremde Koſten beluſtigt habe. Ich ſage: „auf meine Koſten; denn alles, was ich bisher geſehen „habe, iſt ſo thöricht und ungereimt, daß ich es un„möglich hätte leſen können, wenn ſie nicht von mir „übel geredet hätten. „ Er hatte ihr von der Einſpritzung des Bluts der Thiere Nachricht gegeben, durch welches man damals das faule und matte Geblüte der Menſchen zu erſetzen vorſchlug. Darauf antwortete ſie ihm: „Die Erfindung iſt ſchön; aber ich möchte „mich ihrer nicht bedienen, aus Furcht ein Schaaf zu „werden: denn im Fall der Verwandlung wollte ich „lieber eine Löwinn werden, um zu verhindern, daß „man mich nicht auffreſſe. — Doch um Ihnen im „Fall der Noth zu zeigen, daß ich mich beſſer auf die „Einſpritzung des Bluts verſtehe, als die andern „Thiere, bin ich entſchloſſen, mich des Bluts irgend „eines Deutſchen zu bedienen: denn dieſer iſt dasje„nige Thier, das unter allen Thieren, die ich kenne, „dem Menſchen am wenigſten ähnlich ſieht. Ich „zweifle jedoch, ob man Blut oder Wein aus ihm „herausbringen möchte, und ich fürchte, man möchte

„ dadurch noch thierischer werden. Sie sehen, man „ findet überall Gelegenheit, sich zu belustigen; „ — allein die Leser dürften hinzusetzen: eine Belustigung mit solchem Witze war nur des Briefes an einen Bourdelot würdig: nur gegen einen Franzosen von dieser Art geziemte es der Königinn, über ein Volk zu spotten, das niemals Ursache gehabt hat, sich unter ein anderes setzen zu lassen, aber desto mehr sich über viele andere erhoben hat. Doch dieser Brief wurde nicht einmal abgeschickt, weil sie die Freundschaft mit Frankreich, dessen Eroberungen darinne eben nicht gepriesen waren, zu erhalten suchte.

Die Versammlung der Schwedischen Reichsstände, auf welche Christina wartete, gieng im Jahr 1658 vor sich. Sie hatte sich über die Regierung des Reichs sehr zu beklagen. Insonderheit scheinet der Großkanzler Graf de la Gardie sich wegen der Begegnung haben rächen zu wollen, die sie ihn gegen das Ende ihrer Regierung empfinden ließ. Man hatte in ihren Ländereyen Commißionen angeordnet, welche die Art, wie dieselben regiert würden, untersuchen sollten. Diejenigen, welche ihre Einkünfte übel verwaltet hatten, wurden von der Regierung unterstützt. Man ließ sie sogar durch einen derselben beschuldigen, sie hätte ihm ihren Vorsatz anvertrauet, dem Könige von Schweden die Krone zu entreißen. Allein die Stände waren ihr desto günstiger, und darunter auch die Geistlichkeit: vielleicht weil sie die Hoffnung nicht verlohren hatte, Christina könnte wohl einst zu ihrer ersten Religion zurücktreten. Der Gesandte, den sie nach Schweden schickte, hatte gleichwohl eine lange und schwere Unterhandlung zu führen, bey welcher sie ihre Scharfsinnigkeit und Kenntniß der Menschen von neuem zeigte; aber auch einen neuen Entwurf von Größe machte. Sie verlangte

langte, ſtatt ihrer Ländereyen in Schweden und Pommern, den unumſchränkten Beſitz von dem Herzogthum Bremen, deſſen Statthalter, der ſtets ein Schwediſcher Reichsrath ſeyn ſollte, ſie eben ſo wohl als alle andere obrigkeitliche und Kriegsbedienten daſelbſt ſetzen und bezahlen wollte; doch daß ſie neben ihr auch dem Könige von Schweden den Eid der Treue leiſteten. Sie begehrte wegen dieſes Herzogthums Sitz und Stimme auf dem Deutſchen Reichstage, und auf den Creyßtagen; ingleichen das Recht, mit ihrem Namen und Wapen nach den Reichsgeſetzen daſelbſt Münze zu ſchlagen; der Kayſer und die Generalſtaaten ſollten ihr für den Beſitz Gewähr leiſten; und zu ihrer Sicherheit wider alle Zufälle wollte ſie ſich das Recht der Geißelſchaft auf ihre bisherige Schwediſche Ländereyen vorbehalten. Sie drang nächſtdem auch auf die Vergünſtigung einer freyen Religionsübung in Schweden, und brachte ihre ganze Parthey in Bewegung, um beydes zu gewinnen. Der Reichsrath, deſſen Macht während der Verſammlung der Stände aufhörte, bemühte ſich, ſie von ihrem Vertrauen auf dieſelben abzuziehen; allein ſie kannte die Stände und die Verfaſſung des Reichs zu gut, als daß ſie ſich in Gefahr geſetzt hätte, nach geendigtem Reichstage wieder allein von den Reichsräthen abzuhangen. Zwar wurde der vorgeſchlagene Tauſch mit dem Herzogthum Bremen von den Reichsſtänden durch ſolche Zuſätze verändert, daß ſie denſelben nicht annehmen konnte; aber ſonſt bewilligten ſie ihr zu ihrer Zufriedenheit, daß alle Bedingungen, die in ihren Entſagungs-Urkunden ſtunden, aufs genaueſte beobachtet werden ſollten; ſie und ihre Bedienten ſollten an dem Orte, wo ſie ihren Sitz aufſchlagen würde, ihre Religion frey ausüben können; ſie möchte in einem Lande leben, in welchem ſie wollte,

ſo ſollte ſie ihre Einkünfte ruhig genießen; der König ſollte ihr höchſtens in einem Jahre 50000 Thaler, die ihr die Krone ſchuldig war, bezahlen, und nebſt den Ständen alle dieſe Artikel durch einen feyerlichen Schluß des Reichstages beſtätigen.

Dieſe Erklärung ſetzte ſie endlich in den Stand, gegen das Ende des Jahrs 1668 nach Rom zurück zu reiſen. Aber einige Monate vorher, da noch ihre Unterhandlung in Schweden fortgieng, hatte ſie bereits eine andere ſehr geheimnißvolle in Pohlen angefangen. Johann Caſimir, der dieſes Reich regierte, faßte damals den Entſchluß, die Krone niederzulegen, mit welcher ſo viel Verdruß und Unruhen verbunden geweſen waren. Unter den Fürſten, welche, ſobald dieſes bekannt wurde, nach dem Pohlniſchen Throne ſtrebten, befand ſich auch Chriſtina, bey der die Neigung zu herrſchen, immer ſtärker zu werden ſchien. Sie wählte einen ihrer Kaplane, den Prior Hacki vom Ciſtercienſer-Orden, einen gebohrnen Pohlen, um ihre Abſicht in dieſem Königreiche zu befördern; er bekam aber zugleich Befehl, ſich gänzlich nach den Vorſchriften des päbſtlichen Nuncius daſelbſt zu richten. Dieſem ſollte er vorſtellen, daß ſie durch die Achtung, welche ſie ſtets gegen den König von Pohlen, als den Aelteſten von ihrem Hauſe, gehabt hätte, bisher verhindert worden ſey, ſich um die Nachfolge im Reiche zu bewerben; dieſes bey ſeinem Leben zu thun, würde ſie immer für ein Verbrechen gehalten haben, weil ſie ihn als ihren zweyten Vater ehrte; aber nachdem ſie ſeinen Vorſatz erfahren, verbinde ſie ihre Geburt, ſich der Republik unter ſo vielen, die nach der Krone trachteten, darzuſtellen, indem ſie dieſelben alle an Geburt und vielleicht auch an Verdienſten übertreffe. Sie wollte ſich deswegen an den Nuncius wenden, weil ſie ihre Hoffnungen

nungen und ihr Glück in keine andere Hände, als in ſeiner Heiligkeit ihre, übergeben könnte, und da ſie hoffte, daß ihr der Pabſt hierbey günſtig ſeyn werde, ſo ſchätzte ſie dieſe Ehre höher, als den Beſitz der Krone ſelbſt. Sie bat alſo den Nuncius, die Republik daran zu erinnern, daß die Königinn die einzige noch übrige Perſon von dem Königlichen Schwediſch-Pohlniſchen Hauſe ſey; daß ſie die Krone von Schweden niemals würde niedergelegt haben, wenn Schweden ein Catholiſches Königreich geweſen wäre, oder wenn es damals das Anſehen gehabt hätte, daß man es Catholiſch werde machen können; daß man ihr ein Unrecht erweiſen würde, wenn man ihr einen Ausländer vorzöge, der weniger, als ſie, würdig wäre, den Thron ihrer Vorfahren zu beſteigen; daß es auch für die Republik vortheilhaft ſey, die Königinn zu wählen, weil ihr Alter und ihre Abneigung ſie ſtets von einer Vermählung entfernen würden; ſo daß, weil ſie keine Anverwandte, noch Kinder hätte, die Republik von ihr nichts für ihre Freyheit zu beſorgen hätte, und nach dem Tode der Königinn alle Freyheit haben würde, ein anderes Haus zu wählen. Zugleich verlangte ſie, daß dieſe Unterhandlung vor dem Kayſerlichen, Schwediſchen und Franzöſiſchen Geſandten geheim gehalten werde, weil dieſen allen daran gelegen ſey, dieſelbe zu verhindern; ja wenn auch einer oder der andere von ihnen ihr hierinn beyſtehen wollten, ſo würden ſie ihr durch ihren Beyſtand nur ſchaden: und überhaupt beſitze ſie ſo viel Stolz und Trotz, daß ſie ihr Glück niemanden anders, als Gott, ſeinem Statthalter und der Republik zu danken haben wolle. Sollte der Nuncius, ſetzt ſie hinzu, andere Befehle von Rom bekommen, wenn der Pabſt verſprochen hätte, einen andern Mitbewerber um die Krone zu unterſtützen, ſo würde ſie ihren Entwurf gerne aufgeben.

Dieſer Entwurf war an ſich mit der Chriſtinen eigenen Geſchicklichkeit angelegt; vielleicht aber für kein Reich weniger, als für Pohlen. Sie ſchrieb bald darauf an ihren Abgeordneten, ſie wollte dieſen Sieg nicht durch Geld erlangen. „Es iſt wahr, ſagt „ſie, daß ich keines habe; wenn ich es aber auch hätte, „ſo ſoll man wiſſen, daß ich es bey dieſer Gelegenheit „nicht aufwenden würde: denn kann ich nicht Köni„ginn von Pohlen werden, ſo will ich mich auch nicht „unter dieſem Vorwande hintergehen laſſen. Ich „könnte der Republik mehr verſprechen, als ſonſt irgend „jemand; aber meine Ehre und mein Nutzen hindern „mich daran: außerdem macht mich meine Gemüths„art geneigter, wenig zu verſprechen, und viel zu thun. „Ich darf mich rühmen, daß ich ſo ſehr als jemand „auf der Welt erkenntlich bin, und ich gebe mein „Wort, daß niemand, der mir Dienſte leiſten wird, „ſich ſeine Sorge und Mühe werde gereuen laſſen. „Was die Republik anlangt, ſo werde ich ihr Ur„ſache verſchaffen, Gott tauſendmal dafür zu danken, „daß ſie mich gewählet hat.„ — Darauf geht ſie die übrigen Fürſten durch, die nach dem Beſitze dieſer Krone ſtrebten, und zeigt bey einem jeden, was ihn dazu untüchtig oder den Pohlen verdächtig mache; oder daß er wenigſtens mit ihr nicht verglichen werden könne. So erinnert ſie bey dem Herzoge von Neuburg, daß er alt, ſtolz, ſehr eigennützig, und mit Kindern überladen ſey; daher er ſich auf Koſten der Republik zu bereichern ſuchen würde; Frankreich empfehle ihn nur, um ihn ins Unglück zu ſtürzen, und Schweden ſey nicht im Stande, ihm Hülfe zu leiſten, noch ſich während einer Minderjährigkeit, welche die jetzige Regierung ſchwach und unglücklich mache, ſeinetwegen in einen verderblichen Krieg einzulaſſen. Den Prinzen von Conde hält ſie für den fürchterlichſten

ſten unter ihren Mitbewerbern, wegen ſeiner Geburt, ſeiner Verdienſte und ſeines Geldes. „Alles dieſes, „ſchreibt ſie, kann nur durch die ſtarke Abneigung „der Pohlen gegen die Franzoſen beſtritten werden: „man muß ihn verdächtig zu machen ſuchen, und als „einen heftigen Prinzen vorſtellen, deſſen aufgebrach„ter Zorn ſich für ſo vielen Verdruß, den ihm Frank„reich ſeit vielen Jahren erregt, an Pohlen rächen „möchte. Dieſer Prinz, der den Kopf voll von dem „weiten Umfange der königlichen Gewalt in Frank„reich hat, ſchickt ſich nicht dazu, ein freyes Volk zu „regieren: ohne Zweifel wird ſeine einzige Abſicht „darauf gehen, die Freyheit deſſelben zu unterdrü„cken, ſein Anſehen feſt zu ſetzen, und daſſelbe nach „dem Muſter und deſpotiſchen Begriffe, die er in „Frankreich vor ſich hatte, zu bilden; ſo daß er das „Reich in ſeinem Hauſe wird erblich machen wollen. „Da er ſeinen Sohn über alle Maaße liebt, ſo wird „er ihn und ſeine Nachkommen, die Republik mag „wollen oder nicht, zu ſeinen Nachfolgern einzuſe„tzen ſuchen: und dieſes könnte ihm durch den mäch„tigen Beyſtand von Frankreich gelingen, das alle „ſeine Kräfte dabey anwenden wird, weil es ihm „vortheilhaft iſt, nicht allein ſich auf immer dieſes „Prinzen zu entledigen; ſondern auch in Pohlen ei„nen ſolchen König zu unterſtützen, der wegen ſeiner „weitausſehenden Entwürfe ſtets ſeiner Hülfe be„dürfte. Man muß ſie an Heinrich den Dritten, „und an den Streich erinnern, den er ihnen ſpielte, „da der Franzöſiſche Thron erledigt wurde. — Dieſer „Prinz iſt zwar ein großer Feldherr und ein trefflicher „Soldat; aber ſehr ungeſtüm und höchſt geizig: es „iſt ſogar zweifelhaft, ob er ein eben ſo großer König „ſeyn werde, als er ein großer Feldherr iſt, und man „muß dieſe Eigenſchaften, welche ſehr verſchieden ſind,

merkſam geworden, und ſogar durch Hülfe der Sterndeuterkunſt zu erfahren geſucht haben ſoll, wie lange er leben werde; daß ſie Geduld genug gehabt hat, ſich ſo lange in Hamburg einzuſchließen; ſo daß es ſcheine, ſie habe nur auf eine Gelegenheit gewartet, die ſie nützen könnte. Dahin gehöre auch dieſes, daß ſie einem ihrer Geheimſchreiber befohlen habe, im ganzen Reiche, mit Vergrößerung ihrer Liebe gegen die Einwohner deſſelben, die abſchlägliche Antwort bekannt zu machen, die man ihr wegen ihrer Religionsübung und anderer Forderungen ertheilen würde; damit jedermann ſehen möchte, daß bloß die Regierung an ihrer Abweſenheit Schuld ſey, welche ſich dabey des Vorwandes der Religion bediente: ſo wie ſie überhaupt ſchon manche Schlüſſe der Stände den eigennützigen Abſichten der Regierung zugeſchrieben habe. Endlich habe ſie auch durch die Einziehung der Hamburgiſchen Schiffe und Güter in ihren Ländereyen einen ſehr bedenklichen Schritt vorgenommen, und ſich dadurch eine Unabhängigkeit angemaaßt, die mit der höchſten Gewalt und Freyheit des Reichs nicht beſtehen könne. Dieſem allem zu Folge beſchloſſen die Regierung und der Reichsrath von Schweden, daß man der Königinn den Eingang in das Gebiete des Reichs, ausgenommen Pommern, Bremen und Verden, verwehren müſſe; man ſollte ſich bemühen, ihre Einwilligung zu erlangen, daß ſie ihre Ländereyen gegen ein gewiſſes Jahrgeld zurück gäbe; doch mit Vorbehalte ihres Rechtes auf dieſe, wenn das Geld nicht bezahlt würde; und man ſollte es ihrer Wahl überlaſſen, in einem von den gedachten Ländern ihren freyen Aufenthalt mit der Privatübung ihrer Religion, zu nehmen. Doch ſollte man bey der Vollziehung dieſer Artikel, alle mögliche Nachſicht und äuſſerliche Ehrerbietung gegen die Königinn gebrauchen.

Ob

„wenn erſt die Wahl auf mich werde gefallen ſeyn, „würden mich das Zureden Seiner Heiligkeit und „ihre Bitten zur Ehe bewegen. In dieſer Abſicht „muß er ihnen beyzubringen ſuchen, daß ich jünger „ſey, als ich würklich bin, damit ihnen jenes Ver„ſprechen deſto glaublicher vorkomme; ob ich gleich „zweifele, daß ſie es für wahr halten werden, weil „die Zeit meiner Geburt zu bekannt iſt. Allein ich „denke, daß mir dieſes überhaupt nicht hinderlich „ſeyn, und daß man ſich nicht darum bekümmern „werde, ob ich mich vermähle, oder nicht.„ Sie macht ſich ſelbſt noch den dritten Einwurf, ihre Unwiſſenheit in der Pohlniſchen Sprache. Darauf antwortet ſie, ihre Mitbewerber verſtünden ſie ſo wenig, als ſie, und ſie werde das thun, was dieſe nicht thun könnten, nemlich ſie in kurzer Zeit zu erlernen ſuchen.

Dieſe Unterhandlung der Königinn wurde beſonders durch ein ſehr nachdrückliches Breve unterſtützt, welches der Pabſt im September des Jahrs 1668 an die verſammleten Pohlniſchen Reichsſtände erließ, und worinne er nichts vergaß, was ſie empfehlen konnte. Sein Nuncius hielt es für dienlich, weder in des Pabſtes, noch in Chriſtinens Namen eher einen Antrag zu thun, bis die beyden ſtärkſten Partheyen, von Neuburg und von Conde, alle Hoffnung würden verlohren haben: bis dahin wollte er es nur durch andere ausſtreuen laſſen, daß ſie nach dem Throne ſtrebte, um zu ſehen, wie dieſes Gerüchte aufgenommen werde, und um ſie nicht einer förmlichen Verweigerung auszuſetzen. Allein der Königinn misfiel dieſer Vorſchlag, weil ſie nach demſelben befürchtete, ſich zu ſpäte zu zeigen. Sie verlangte vielmehr, daß die Empfehlung des Pabſtes ſo bald als möglich bekannt gemacht würde; damit ſie aus der Würkung derſelben urtheilen könnte,

wie

wie ſie ſich weiter zu verhalten hätte. In der Folge warf ſie ſogar einiges Mißtrauen auf den Nuncius, als ob er, vielleicht geheimen Befehlen von Rom zu Folge, ihr Beſtes bey dieſer Angelegenheit nicht aufs ernſtlichſte beſorgte: und würklich kann man auch zweifeln, ob der römiſche Hof dieſe Angelegenheit aufrichtig betrieben habe. Sehr bald aber merkte ſie, daß ihr Geſchlecht dabey ihr am nachtheiligſten ſey; gleichwohl erklärte ſie ſich, lieber zu ſterben, als ſich zur Ehe zwingen zu laſſen. Der Mangel an Freygebigkeit ſchien ihr ebenfalls hinderlich zu ſeyn; davon ſchrieb ſie an den Nuncius; „Wenn „ich auch im Stande wäre, Geld auszutheilen, ſo wäre „dieſes doch die einzige Sache, die ich ohne Beleidigung meiner Ehre nicht thun kann. Ich kenne die „Pohlen; ich weiß, daß ſie von allen Partheyen Geld „nehmen, darüber lachen, und alsdenn thun, was „zu ihrem Nutzen ausfällt. Gelingt die Sache nicht, „ſo werde ich nur die auf einige Briefe verwandte „Mühe verlohren haben; anſtatt daß alle übrige „ganze Jahre darauf angewandt haben.„ Zuletzt ſammlete man in Pohlen alle Einwendungen, die wider ſie gemacht werden konnten, und darunter auch die unerheblichſten. Man ſagte, die Geſetze von Pohlen erlaubten einem Frauenzimmer nicht, die Krone alleine zu beſitzen; man warf ihr den Tod des Monaldeſchi vor; ſogar die Stockſchläge, welche ſie einem ihrer Bedienten hatte ertheilen laſſen; die Ketzerey, mit welcher ihre Familie angeſteckt wär, und die unglückliche Regierung derſelben in Pohlen; man berief ſich auch auf den verhaßten Antheil der vorigen Königinn an der Regierung. Chriſtina beantwortete zwar dieſes alles ſehr wohl; allein ſie merkte zugleich, daß immer weniger Hoffnung für ſie übrig bliebe. Würklich wurde auch in der Mitte des

Jahrs

Jahrs 1669 ein Pohlniſcher Herr, Michael Coributvon Wiesnowicky, zum Könige von Pohlen gewählt. Dieſe Nachricht nahm Chriſtina ziemlich gleichgültig auf: ſie verlangte nur von ihrem Prior, daß er ihr den Geburtsort des neuen Königes, und die Pohlhöhe deſſelben melden möchte; vermuthlich um daraus, durch Hülfe der Sterndeuterkunſt, ſeine künftigen Schickſale vorherzuſagen.

Man hat dieſen Entwurf der Königinn ſo richtig beurtheilt, daß beynahe nichts hinzu zu ſetzen übrig bleibt. Ueberhaupt iſt es zu verwundern, daß ſie geglaubt hat, er könne ausgeführt werden. Außer allen Hinderniſſen, die ihr bekannt wurden, oder die ſie ſich ſelber machte, war die Erinnerung der Pohlen an die herrſchſüchtige Gemahlinn ihres letzten Königes ſo unangenehm, daß ſie dadurch allein von Chriſtinen abgeſchreckt werden konnten, die ſchon öfters ihr Anſehen heftig genug behauptet hatte. Allein ſie verſuchte gerne ſchwere Unternehmungen, um der Ehre willen große Schwierigkeiten überwunden zu haben, und die meiſten Menſchen halten auch dasjenige bald für möglich, was ſie eifrig wünſchen. Dazu kam die Begierde, ſich wegen des Mißvergnügens, das ſie in Schweden erfahren hatte, auf die rühmlichſte Art ſchadlos zu halten. Der Pabſt konnte ihr dabey ſeine Fürſprache deſto weniger verſagen, da ſie für die Römiſchcatholiſche Religion in Schweden, und wegen der Ehrenbezeigungen, die ſie ihm ſelbſt erwies, zu Hamburg viel gelitten hatte; vielleicht aber verſprach er ſich ſelbſt wenig von dieſen Bemühungen, und that nicht einmal alles, wodurch er ſie hätte erleichtern können. Wenn unterdeſſen Chriſtina durch dieſes Beſtreben ihre unbeſtändige Geſinnungen und die Reue über den verlaßnen Thron ihrer Vorfahren nur zu deutlich an den Tag gelegt

hat,

hat, den ſie mit einem andern verkauſchen wollte, auf welchem ſie allem Anſehen nach lange nicht ſo ruhig und vergnügt, als auf dem Schwediſchen würde geherrſcht haben; ſo konnte ſie ſich in der Folge für glücklich ſchätzen, auf den Pohlniſchen Thron nicht erhoben worden zu ſeyn. Denn die kurze Regierung des neuen Königs war eine der unglücklichſten und unruhigſten: es iſt auch nicht glaublich, daß Chriſtina die tief durchgedrungenen Uebel dieſes Staats würde haben heilen können.

Da ſie noch mit dieſer Unterhandlung beſchäftigt war, zog ſie ſich im Jahr 1668 eine neue Streitigkeit mit der Regierung von Schweden zu, die nach dem Ende des Reichstags wieder allein die höchſte Gewalt ausübte. Sie war von derſelben beleidigt worden, und ſuchte ſich dadurch zu rächen, daß ſie die Bedienungen in ihren Ländereyen den Anverwandten und Freunden der Reichsräthe nahm, die ihr Verdruß verurſacht hatten, und diejenigen damit belohnte, welche zu den günſtigen Schlüſſen der Reichsſtände behülflich geweſen waren. Die Regierung hatte jedoch weit mehr Mittel in den Händen, ſie zu kränken; ſie weigerte ſich, die Forderung der Königinn an die Krone zu bezahlen, weil in dem öffentlichen Schatze kein Geld wäre; ſie wollte auch nicht geſtatten, daß die von ihr ernannten Perſonen ihre Einkünfte verwalten ſollten. Ihr oberſter Statthalter, ein Reichsrath, der Großſchatzmeiſter des Reichs geworden war, wollte nicht einmal ſeine Stelle niederlegen, die Chriſtina einem andern ertheilt hatte. Alles dieſes verachtete ſie anfänglich, und ſetzte ſogar Drohungen dazu; ſie war aber bald genöthigt, glimpfliche Vorſtellungen dagegen thun zu laſſen. Nichts war ihr anſtößiger, als daß die Regierung ihre Einkünfte durch die königliche Kammer wollte bezahlen laſſen;

man ſie nur wegen derſelben vom Throne ausſchließen ſollte. Doch ſie wollte dieſem Verſtande vorbeugen: denn ſie verſicherte gleich darauf, wenn ſie auch den Thron ſich wünſchen ſollte, wenn ſie jedoch nicht geböthe, ſo würde es nicht geſchehen, um jemanden zur Römiſchcatholiſchen Religion zu nöthigen; ſie könne vielmehr mit dem Marſchall von Türenne ſagen: Ich bin ein Calviniſt, aber mein Degen iſt Catholiſch. Sie fragte einen der Schwediſchen Herren, ob er gehört habe, daß ſie jemanden zur Religionsveränderung habe zwingen wollen, und da dieſer antwortete, er wiſſe vielmehr, daß ſie einem Schweden in ihren Dienſten ſolches abgerathen habe, weil es ihm und ihr ſehr ſchädlich ſeyn würde, ja daß ſie denſelben gedroht habe, ihn aufhängen zu laſſen, wenn er es thäte; ſo ſetzte ſie dazu: „Ich will Ihnen noch „mehr ſagen; man hatte einmal Abrede genommen, „daß der König von Frankreich eine Anzahl Jeſuiten „nach Schweden ſchicken ſollte, die ſich bemühen möch„ten, die Catholiſche Religion daſelbſt einzuführen. „Ein Cardinal ſollte dazu behülflich ſeyn, welcher „ſogleich geſagt hatte, daß dieſes am beſten durch die „Königinn Chriſtina auszurichten ſeyn würde. Allein „da ſie mir dieſen Entwurf vortrugen, widerrieth ich „ihnen denſelben gänzlich, und ſagte: Sie werden „nichts anders erlangen, als daß Sie viele Perſonen „an den Galgen bringen; es iſt nicht ſo leicht, als „Sie es ſich einbilden, ſich in Schweden einzuſchlei„chen. „

Nachdem ſie ſich hierauf um die Geſundheit des König erkundigt hatte, prophezeyete ſie ihm auf dieſes oder das folgende Jahr eine große Gefahr, weil er ein ſchlimmes Zeichen im Geſichte trüge. Sie redete auch viel von den Anſtalten, welche zu dem innern Wohlſtande des Reichs getroffen werden müßten;

durch

behielt sie an ihrem Hofe, und überhäufte ihn
Wohlthaten. Einen andern Dichter Vincenz
licaja, gegen den sie ebenfalls, aber ohne daß es
ihrem Leben bekannt werden durfte, sehr freyge
war, setzte sie mit einer zu hitzigen Bewunderu
über alle Odendichter alter und neuer Zeiten. Caß
und Giordani, zween große Kenner der Mathem
tik, standen in ihren Diensten: der erstere nahm
sonders astronomische Beobachtungen in ihrem P
laste, oft in ihrer Gegenwart, vor: und sie n
dieser Art von Kenntniß so sehr ergeben, daß sie
Jahr 1680, bey Erscheinung des großen Comet
die Gelehrten in Italien, nach dem damals he
schenden Vorurtheil, durch eine versprochene Bel
nung von tausend Pistolen aufforderte, die Vor
deutung dieses Cometen genau anzugeben. Auf
Verlangen wurde der Jesuit Oieyra, der berüh
feste Portugiesische Prediger, nach Rom geschi
er weigerte sich aber, die Stelle ihres Beichtvat
anzunehmen. Sonst bezeigten sich die Gelehrten
diejenige Art dankbar gegen sie, wie sie es ohngef
seyn können. Außer den erstgedachten und and
Dichtern, die ihr Lob besangen, schrieb Mich
Capellari ein vortreffliches lateinisches Gedicht
ihrer Ehre. Der Jesuit Pallavicini, der ebenfa
ein Mitglied ihrer Academie oder gelehrten Ge
schaft war, schrieb ein Buch zum Ruhme des Ue
tritts zur Römischen Kirche; das aber nicht gedru
werden durfte, weil man vier und funfzig Ketzere
darinne wollte angetroffen haben. Der Cardi
Tomasi und der Benediktiner Mabillon schrie
ihr Bücher zu, die sie herausgaben: doch war sie
ihnen zufrieden, daß sie ihr den Namen, Dur
leuchtigste Königinn von Schweden, bey
legt hatten. Denn, sagte sie, mein bloßer Na
w

wäre allein hinlänglich geweſen. Man könnte noch viel mehr Gelehrte in und außer Italien nennen, welche die Gewogenheit der Königinn empfunden haben; aber noch ſo viele berühmte Namen würden doch nicht mehr beweiſen, als die bisher angeführten. Es iſt auch gewiß, daß ſich die Gelehrten aller Gegenden an ſie gewandt, und ſich ihr empfohlen haben: entweder um ihre Wohlthätigkeit rege zu machen, oder um ſich wenigſtens durch Zeichen ihres Beyfalls ein Anſehen zu geben.

Da ſie unterdeſſen erfahren hatte, daß im Jahr 1672 ein Schwediſcher Reichstag gehalten werden, und Carl der Eilfte auf demſelben die Regierung völlig antreten ſollte; ſchickte ſie den Marquis del Monte, ihren erſten Kammerherrn, als außerordentlichen Geſandten dahin, um ihre Rechte bey dieſer Gelegenheit in mehrere Sicherheit zu ſetzen. In ſeinen Verhaltungsbefehlen ſtand dieſes oben an, daß er die Beſtätigung und Erfüllung des Reichstagsſchluſſes vom Jahr 1668 in Anſehung der ihr und ihrem Gefolge zugeſtandenen freyen Religions-Uebung in Schweden begehren ſollte; wobey ſie ſich die damals vorgeſchlagenen Bedingungen gefallen ließ, daß ſie zwar ſo viele Geiſtliche, als ſie zum Gottesdienſte nöthig hätte, mitbringen, und daß demſelben auch andere fremde Römiſchcatholiſche beywohnen könnten; daß ſie aber weder einen Jeſuiten, noch einen andern Mönch mitbringen, ihre Geiſtlichen dem Könige genau anzeigen, und keinen Evangeliſchen zu ihrem Gottesdienſte zulaſſen ſollte. Außer der Wiederholung anderer alter Forderungen, trug ſie ihrem Geſandten auf, den Vorſchlag zu thun, daß ſie ihre ſämmtliche Kammergüter für eine Million und fünfmal hundert tauſend Thaler verkaufen wollte; oder man möchte ihr für dieſe Summe,

bis ſie bezahlt wäre, das Herzogthum Bremen überlaſſen. Er ſollte vorſtellen, daß die Krone davon großen Vortheil ziehen würde, weil Bremen ein verwüſtetes Land ſey; dahingegen ihre Ländereyen dem Könige, dem ſie jetzt beſchwerlich fielen, mehr als ihr eintragen würden. Sie erbot ſich auch, Anweiſung auf Holland oder einen andern Staat, der Hülfsgelder an Schweden bezahlte, anzunehmen, und verlangte die Erſetzung alles ihr bisher, zum Theil auch von ihren ehemaligen Unterbedienten zugefügten Schadens.

Nächſt dieſen Aufträgen gab Chriſtina ihrem Geſandten auch geheime; beſonders in Abſicht auf ſein Verhalten gegen die Stände, welche ſie gröſtentheils für ihre Freunde hielt, und gegen den Reichsrath, der ihr zwar nicht geneigt war, dem ſie aber doch mit der äußerſten Ehrerbietung und Geduld bey allem ſeinem Kaltſinn oder Trotze begegnet wiſſen wollte, um nur einen günſtigen Ausgang zu gewinnen. Sie erinnerte den Marquis, dieſes ſeine eifrigſte Bemühung ſeyn zu laſſen, daß er ihr die Zuneigung ihrer Freunde in Schweden erhalte, und ſie belehrte ihn, wie er nicht nur dieſes ausrichten, ſondern auch ihren Feinden beſſere Geſinnungen beybringen ſollte. Was das Religionsgeſchäfte anlangt, ſo ſollte er bey denen, die ſich dagegen ſetzten, die Furcht erregen, daß ſich die Königinn wohl endlich einmal entſchließen dürfte, eine Reiſe nach Schweden ohne Geiſtliche vorzunehmen. „Dieſes würde ſie, ſetzt „Chriſtina hinzu; in die gröſte Verlegenheit, und „faſt in Verzweiflung ſtürzen: denn jetzt verwehren „ſie mir den Eingang in Schweden bloß unter dem „Vorwande der Religion; dieſer aber würde alsdenn „wegfallen, und ich habe mich in der Welt und zu „Rom in ein ſolches Anſehen geſetzt, daß man dieſe

Hand-

„ Handlung für keine Niederträchtigkeit, ſondern für „ eine nöthige Klugheit auslegen würde. „ Der Geſandte ſollte überdieſes in ihrem Namen alles verſprechen, was ihr Anhänger erwerben könnte: Jahrgelder, Güter, und dergleichen mehr; wenn es Zeit dazu ſeyn werde, würde ſie davon halten, ſo viel ſie könnte.

Zu allen dieſen Vorſchriften kamen noch andere, welche zeigen, daß der Aufmerkſamkeit der Königinn nichts entgangen ſey, was zu ihren Vortheilen diente. Sie wünſchte unter andern die freye Schiffahrt für die Inſel Oeland zu erhalten, um durch die Vermehrung des Zolls ihre Einkünfte daſelbſt zu verbeſſern. Sie verlangte, daß man ihr die noch vom deutſchen Kriege übrigen Hülfsgelder von Frankreich, die ſich auf ſieben bis achtmal hundert tauſend Thaler beliefen, verſchaffen möchte. Der Geſandte ſollte auch dafür ſorgen, daß ſie ihre Einkünfte genießen könnte, wenn ſie ſich gleich in ein Kloſter begäbe: „ wozu ich, ſchreibt ſie, ſtarke „ Neigung habe; welches ich auch ſchon gethan ha„ ben würde, wenn ich nicht beſorgt hätte, mein „ Jahrgeld alsdenn zu verlieren. „ Da der Geſandte bereits zu Hamburg angelangt war, ſchickte ſie ihm noch einen Befehl nach, darauf zu dringen, daß ihr die Schwediſche Regierung, wie ſie ſchon einmal begehrt hatte, zu der anſehnlichen Summe Geldes verhelfen möchte, welche der Bayeriſche Hof noch vom dreyßigjährigen Kriege her an Schweden ſchuldig war: denn dergleichen Anforderungen hatte ſie ſich, da ſie der Regierung entſagte, vorbehalten.

Allein mit dieſen Unterhandlungen des Marquis del Monte war eine ſehr ſonderbare verbunden, die er in Chriſtinens und des Pabſtes Namen zugleich am Schwediſchen Hofe führen ſollte. Pohlen war

wande reizte, weil er dabey ſeinen Vortheil fand. Sie ließ alſo unter andern Feyerlichkeiten ein Feuerwerk abbrennen, und ihren Palaſt erleuchten, wo man den Namen des Pabſten, ſein Wapen, die Sinnbilder ſeiner Tugenden, und außer andern Vorſtellungen auch die Kirche abgemahlt ſah, welche die Ketzerey mit Füßen trat: zugleich ließ ſie an verſchiedenen Orten Wein für den Pöbel ſpringen. Dieſer, den jener Anblick ſchon erbitterte, der Wein noch mehr erhitzte, und viele Engliſche, Holländiſche und Däniſche Schiffsleute verſtärkten, fieng endlich an, die Fenſter des Palaſtes mit Steinen einzuſchmeißen, und denſelben zu ſtürmen. Die Bedienten der Königinn gaben Feuer auf das Volk, verwundeten eine große Anzahl, und tödteten einige davon. Sie ſelbſt rettete ſich durch eine Hinterthüre zu dem Schwediſchen Reſidenten zu Hamburg, und durch die Anſtalten der Obrigkeit wurde der Aufſtand bald gedämpft. Chriſtina ließ unter die Verwundeten zweytauſend Reichsthaler austheilen. Sie ließ auch einen Bericht von dieſem Vorfalle aufſetzen, in welchem auf eine ſehr unwahrſcheinliche Art den Predigern zu Hamburg Schuld gegeben wurde, daß ſie den Pöbel zu dieſen Gewaltthätigkeiten angefeuert hätten, ja zum Theil ſelbſt dabey gegenwärtig geweſen wären; und es wurde ſowohl ihre Erhaltung, als das Unglück der Aufrührer als ein Wunderwerk vorgeſtellet. Ueberhaupt ließ ſie dieſe Begebenheit, welche ihrer Ueberlegung nicht zur Ehre gereichte, ganz zu ihrem Ruhme erzählen.

Sie hatte ſchon ſeit einiger Zeit ihren Briefwechſel mit dem Bourdelot erneuert: dieſer mußte ihr alle Neuigkeiten aus Frankreich ſchreiben, neue Bücher ſchicken, und ſelbſt dasjenige melden, was man von ihr urtheilte. In einem ihrer Briefe an ihn

vom

Ihre Bemühungen waren zwar nicht ganz vergebens; aber das Breve ward doch uneröffnet zurückgeschickt. Der König von Schweden antwortete ihr, daß er bereits in Pohlen, Rußland und am kayserlichen Hofe wegen einer solchen Hülfe für Pohlen Anträge gethan, aber noch keine Früchte davon gesehen habe; daß er vorher für die innere Ruhe seines Reichs sorgen müßte, ehe er einen ausländischen Krieg unternehmen könnte; und daß er wegen der versprochenen Hülfsgelder vorläufig die stärkste Sicherheit verlange. Er erinnerte, daß dabey ein Bündniß mit Pohlen nothwendig sey, und daß diese ganze Angelegenheit nirgends besser als am kayserlichen Hofe abgehandelt werden könne, dem an diesem Zustande Pohlens vorzüglich viel gelegen wäre; da hingegen der König nicht wohl selbst mit dem Pabste in Unterhandlung treten könnte. Mehr Würkung brachten alle diese Schreiben nicht hervor. Man hält es unterdessen für wahrscheinlich, daß der Pabst und seine Freundinn, vielleicht auch der Kayser, durch diese Vorschläge nur gesucht haben, Schweden von der Verbindung mit Frankreich, das eben in diesem Jahre 1672 die Vereinigten Niederlande gänzlich zu unterdrücken suchte, und in dem Verdachte stand, daß es mit den Türken gemeinschaftlich handelte, abzuziehen. Wenigstens war doch diese Zeit, da ein christlicher Fürst einen so weitaussehenden Krieg erregte, nicht die bequemste, um Vertheidigungs-Bündnisse wider die Türken zu schließen.

Glücklicher war Christina in ihren eignen Geschäften: sie erhielt im Jahr 1673 von den Schwedischen Reichsständen die Bestätigung des ehemals mit ihr geschlossenen Vergleichs, und ihrer freyen Religionsübung, ingleichen ein Urtheil wider einen Schweden, der sonst in ihren Diensten gewesen

war, und über welchen ſie große Beſchwerden führte. Vermuthlich ſuchten ſie die Stände durch dieſe Gefälligkeiten dahin zu bringen, daß ſie gänzlich nach Schweden zurückkehren, und ihre ſtarken Einkünfte daſelbſt verzehren möchte. Allein dazu bezeigte ſie deſto weniger Neigung, je mehr ſie in dieſem Reiche alle königliche Hoheit hätte ablegen müſſen, deren ſie ſich nur gegen den einzigen Pabſt begeben wollte. Sie hatte damals auch ſchon neue Anſprüche zu behaupten gefunden. Der letzte König von Pohlen, Johann Caſimir, war am Ende des Jahrs 1672 in Frankreich geſtorben. Chriſtina begehrte, als ſeine nächſte Anverwandtinn, den Beſitz ſeiner Verlaſſenſchaft, auch ſeiner Güter in Pohlen und Neapel. Er hatte zwar in ſeinem letzten Willen darüber andere Anordnungen gemacht; allein ſie verwarf dieſelben als ungültig. Der Pabſt ließ ihre Forderung ebenfalls unterſtützen: vielleicht, weil er hoffte, ſie werde, wenn ſie die Güter im Neapolitaniſchen bekäme, dieſelben dereinſt dem Römiſchen Stuhle ſchenken. So ſehr ſie auch in dieſer Sache bis zum Jahr 1678 arbeitete, ſo war doch alles vergebens: ſie fühlte es abermals, daß ſie keine regierende Königinn mehr ſey.

Auch durch die Beleidigungen empfand ſie es, welche ihr noch immer in Schriften zugefügt wurden. Sie beklagte ſich im Jahr 1674 gegen den Bourdelot, daß in Frankreich unter dem Namen des Chanût ein Buch gedruckt worden ſey, worinne man ſie mit Läſterungen angegriffen habe, und erſuchte ihn, wie bereits der Schwediſche Geſandte gethan hätte, darauf zu dringen, daß der Verfaſſer deſſelben öffentlich gezüchtigt werde. „Ich bin zwar, „ſchreibt ſie, ſo geneigt, als man es ſeyn muß, der„gleichen Thorheiten, die nur ihren Urhebern ſchaden,

„den, zu verachten und zu vergeben. Allein ich glaube „meinem Ruhme einige Rache ſchuldig zu ſeyn, die „ich ihm nicht verſagen will. Doch verſichre ich Ihnen, daß ich mich ohne Verdruß und Unruhe derſelben bediene. Das Jahrhundert, in welchem wir „leben, tröſtet mich: man verſchonet in demſelben „niemanden, und ordentlich greift die Verläumdung „die größten Verdienſte an. Was mich anlangt, ſo „habe ich mich an die Undankbarkeit des menſchlichen „Geſchlechts gewöhnt, und bin ſeit langer Zeit dem „Neide und dem Betruge ausgeſetzt. Mein Troſt „iſt dabey, daß mir mein Gewiſſen nichts vorwirft. „Schweden, Rom, und alle andere Gegenden der „Welt, wo ich mein Leben zugebracht habe, werden „wenigſtens nach meinem Tode ein Zeugniß ablegen, „wie falſch dieſe Verläumdungen ſind. Meine Ehre „und mein Ruf ſind Gottlob zu gut gegründet, als „daß ich mich vor denſelben fürchten ſollte. Ich berufe mich ſelbſt auf das Gewiſſen derer, welche ſie „erfunden haben, und bin gewiß, daß ſie ſelbſt das „nicht glauben, was ſie ſagen.„ Gewiſſermaaßen konnte die Königinn mit einer ſolchen Miene auf die Beſchuldigungen wider ſie herabſehen; aber bey dieſer Gelegenheit war es natürlich, daß ſie es noch verächtlicher, gleich der vollkommenſten Unſchuld, that.

Ueber dieſes Schickſal, das ſie mit den vortrefflichſten noch auf dem Throne ſitzenden Fürſten gemein hatte, war es nicht ſchwer, ſich zu beruhigen. Weit mehr kränkendes für Chriſtinen brachte der Zuſtand mit ſich, in welchen ſie durch den Krieg verſetzt wurde, zu dem ſich Schweden im Jahr 1674 durch Frankreich verleiten ließ. Da derſelbe bald die Gegenden ergriff, wo ihre Ländereyen lagen, verlor ſie einen großen Theil ihrer jährlichen Einkünfte;

künfte: der Schwediſche Hof nahm ſelbſt die für ſie beſtimmten Gelder zu den Kriegskoſten weg, und endlich bemächtigte ſich der Churfürſt von Brandenburg des ganzen Schwediſchen Pommern. Chriſtina ſchickte noch vor dem Ausbruche dieſes Unglücks im Jahr 1674 den Grafen von Waſenau, (oder Waſano, wie ſie ihn in ihren Briefen nennt), als ihren Geſandten nach Schweden, um die Zahlung ihrer Jahrgelder zu beſchleunigen. Er war ein unehelicher Sohn des Königs von Pohlen, Ladislaus des Siebenten, und von dieſer Seite ihr Anverwandter. Nach dem Tode des Königs Johann Caſimir, ſeines Oheims, begab er ſich zu ihr nach Rom, und erhielt eine Stelle unter den Herren ihres Hofs. Der Cardinal Azzolini und der Marquis del Monte befürchteten, er möchte ihnen das Vertrauen der Königinn entziehen, und wohl gar dereinſt ihre ganze Erbſchaft bekommen. Sie ſuchten ihr daher eine üble Meinung von ihm beyzubringen, und ihn zugleich von Rom zu entfernen beydes gelang ihnen nur gar zu glücklich. Chriſtina warf ihm, da er kaum in Hamburg angekommen war, eine langſame und ſchläfrige Aufführung vor, die ſich für ihr Feuer und ihre Bedürfniſſe nicht ſchickten. Bald darauf ſchrieb ſie ihm, ſie ſehe wohl, daß er zu gar nichts taugte; in allen ſeinen Briefen ſey nicht der geringſte geſunde Verſtand; ſie, die ſich bisher eingebildet habe, die Menſchen zu kennen, habe ſich, indem ſie ihn gewählt, auf eine ſo grobe Art betrogen, daß ſie ſich deſſen ihr ganzes Leben hindurch ſchämen werde; er ſey kein Sohn des Königs Ladislaus, ſondern müſſe nothwendig vom König Caſimir abſtammen, indem er wenigſtens eben ſo dumm, als dieſer ſey: und ſie ſagte ihm noch vieles andere mit gleicher Härte. Der Graf von Waſenau ſcheinet freylich

dieſes

diejenige Lebhaftigkeit nicht beſeſſen zu haben, welche Christina von ihren Geſandten verlangte; allein ſie war auch wider ihn eingenommen, und die ſeltenſte Geſchicklichkeit würde damals, da Schweden mehr auf ſeinen Krieg, als auf die Königin bedacht war, nichts ausgerichtet haben. Sie litte daher im Jahr 1676 Mangel am nothdürftigen Unterhalte, und grämte ſich auch darüber, daß ſie nicht im Stande ſey, ihr königliches Wort denen zu halten, welche ihr mit Vorſchuß an Gelde beygeſtanden hatten. Es war nicht genug, daß ſie den traurigen Zuſtand von Schweden bedauerte, für deſſen Ehre und Glückſeligkeit ſie doch, wie ſie ſagte, ſo viele Mühe angewandt habe; ſie mußte ſich zugleich erinnern, daß ſie aller dieſer Klagen hätte überhoben ſeyn können, wenn ſie ihre glückliche Regierung über Schweden fortgeſetzt hätte.

In dieſen mißlichen Umſtänden verfiel Christina auf ein ſchon ehemals gewähltes Hülfsmittel: ſie ſuchte ſich der Herzogthümer Bremen und Pommern zu bemächtigen, um die Einkünfte aus denſelben auf Lebenslang zu ziehen; nach ihrem Tode aber ſollte Pommern an das deutſche Reich zurückfallen. Montecuculi war damals der beſte Kayſerliche Feldherr, und ihr alter Freund. Dieſen bat ſie ſich mit zwanzig tauſend Mann von dem Kayſer aus, um ihre Abſicht zu erreichen. Der Pabſt unterſtützte ihr Anſuchen bey demſelben, und in einem Schreiben an den Kayſer vom Jahre 1676 führte ſie die ſtärkſten Bewegungsgründe an, um ihn zu einem günſtigen Entſchluſſe zu bringen; unter andern ihre eifrige Sorge für die Unterhaltung des Friedens mit ſeinem Hauſe, ſo lange ſie regierte; auch den Beyſtand, den ſie ſeinem Vater geleiſtet hatte, um ihn, ſeinen Sohn, zum Römiſchen Könige wählen zu laſſen. Allein der

Kayſer,

Kayſer, der ſeine Kriegsvölker zu dieſer Zeit weit beſſer gegen Frankreich nützen konnte, hatte auch anderer Urſachen wegen keine Neigung, ihr zu willfahren. Er antwortete ihr in allgemeinen höflichen Ausdrücken; die eigentliche abſchlägige Antwort aber ſchickte er an den Cardinal Pio. Chriſtina hatte auch von dem Kayſer Sicherheitsbriefe zu einer Reiſe nach Hamburg begehrt, wo ſie ihren Aufenthalt nehmen wollte, damit ſie ihren Ländereyen deſto näher ſeyn möchte. Er billigte aber auch dieſes nicht; weil ſich beyde Kriegführende Partheyen bemühen würden, ſie auf ihre Seite zu ziehen; dadurch würde ſie beyden verdächtig werden, und ſich noch mehr Schaden an ihren Einkünften zufügen. Ihre Unterhandlung mit dem Kayſer wurde mittlerweile in Frankreich bekannt: und ſie hatte ſich auch ſeit einiger Zeit laut genug über dieſe Krone beſchwert, daß ſie Schweden in einen ſo unnöthigen und unglücklichen Krieg verwickelt habe. Dadurch wurde ihre lange Freundſchaft mit dieſem Hofe unterbrochen. Um ſich dafür zu rächen, ließen die Franzöſiſchen Staatsbedienten einen Auszug aus den Nachrichten des Chanût, der Geſandte an ihrem Hofe geweſen war, drucken; worinne viele ihr eben nicht rühmliche Stellen vorkamen. Sie ſahe wenigſtens das oben gedachte Buch, über welches ſie ſich gegen den Bourdelot beklagt hatte, jetzt von dieſer Seite an, und verſicherte ihn, daß ſie nur Verachtung und Mitleiden gegen ſo vergebliche Verſuche wider ihre Ehre hegte.

Doch das Mißvergnügen, welches ſie darüber empfand, daß der Kayſer ihren Antrag ausgeſchlagen hatte, vereinigte ſie gleich wieder mit Frankreich, von welchem ſie auch ein vortheilhaftes Anerbieten bekam. Sie lies daher im Jahr 1676 Ludwig

wig dem Vierzehnten durch den Cardinal von Bouillon folgende Vorſchläge thun. Frankreich ſollte an der Einführung der Römiſchcatholiſchen Religion in Schweden arbeiten, welches bey den jetzigen Umſtänden, da Schweden der Hülfe dieſes Reichs ſo ſehr bedürfte, überaus leicht ſeyn würde: in dieſer Abſicht ſollte es ſich bemühen, daß alle Schwediſche Geſetze wider die Römiſchcatholiſchen auf einem Reichstage aufgehoben werden möchten. Es ſollte Schweden vermögen, der Königinn ſeine Rechte auf die verlornen Länder abzutreten; wenigſtens ſollte ihr Frankreich die zweymal hundert tauſend Thaler jährlicher Einkünfte, welche ſie ſich vorbehalten hatte, dergeſtalt verſichern, daß ſie künftig von den Franzöſiſchen Hülfsgeldern an Schweden bezahlt würden; Frankreich ſollte auch Schweden dahin bringen, daß es Chriſtinen wegen ihrer Forderungen, die über neun Millionen Thaler betrugen, befriedigte; und es ſollte überhaupt nicht nur ihre Unterhandlungen in Schweden unterſtützen, ſondern auch für alles Gewähr leiſten, was ſie mit dieſer Krone ausmachen würde. — Es war nicht zu verwundern, daß ſie bey Schwedens damaliger Schwäche und Abhängigkeit von Frankreich, die Sachen ſo vorſtellte, als wenn Frankreich in jenem Lande alles habe ausrichten können, was es nur wollte. Allein dieſe Vorſchläge ſollten einmal dem Könige von Frankreich ſchmeichelhaft und angenehm ſeyn; ſo wie der erſte darunter beſonders dem Cardinale, der ſie übergab.

Zugleich befohl ſie dem Marquis del Monte, abermals nach Schweden zu gehen, und ähnliche Vorſchläge daſelbſt zu thun. Sie verlangte ein Jahrgeld von dreymal hundert tauſend Thalern, welches noch zwey Jahre nach ihrem Tode fortdauren ſollte; dagegen wollte ſie ihre Ländereyen an Schweden zurück-

„nicht mit einander vermengen. Ganz Europa hat „Ursache, sich einer Wahl zu widersetzen; vorzüglich „der heilige Stuhl, der Kayser und Schweden; auch „alle andern Staaten, ausgenommen Frankreich, das „dabey allein seinen Vortheil findet. Es ist bekannt „genug, wie sehr Frankreichs Ehrsucht, wenn es „mächtig ist, die Erniedrigung gegen den heiligen „Stuhl vergessen kann, und ich glaube, daß dem „Pabste mehr als irgend einem andern daran gelegen „sey sich der Erhöhung des Prinzen zu widersetzen.„ Man sieht, mit welcher Kunst Christina alles zu beurtheilen und zu nützen gewußt habe; aber es ergieng ihr auch dabey zuweilen wie denen, welche gegen einen Mitbewerber auch schlimme Muthmaaßungen anstatt wirklicher Beschuldigungen anwenden, nur um ihn aus dem Wege zu schaffen.

Außer den bereits gedachten Entschließungen, welche sie für sich gebraucht wissen wollte, gab sie ihrem Abgeordneten noch diese an die Hand, daß sie schon eine glückliche und rühmliche Regierung geführt habe; daß der Pabst, welcher sie kenne, ihr die Ehre erweise, sie ohngeachtet ihres Geschlechts der Republik zu empfehlen, und daß sie den Pohlen auf keine Art zur Last fallen werde, weil sie das ungerechnet, was sie ihr geben würden, genug hätte, um nach ihrem Stande zu leben. Ihr Antrag schien zum Theil wohl aufgenommen zu werden; man machte ihr nur zwo Einwendungen, davon die eine ihr Geschlecht, die andere ihr eheloses Leben betraf. Auf die erstere antwortete sie aus der Pohlnischen Geschichte, daß auch Prinzeßinnen auf diesen Thron gesetzt worden wären; doch mußte sie selbst gestehen, daß sich diese allemal vermählt hätten. Sie fügte noch hinzu, sie sey auf dem Throne gebohren worden, und habe als König ein Reich und eine der tapfersten Nationen der Welt,

weil

Aufwand gescheuet haben, zu dem sie ein Gesandter vom ersten Range, der vermuthlich eine geraume Zeit zu Nimegen hätte bleiben müssen, genöthigt haben würde; genug, sie schickte an dessen Stelle ihren Sekretär Cederkranz dahin. Dieser junge Schwede war noch nicht lange in ihren Diensten; sie war aber mit seiner Fähigkeit wohl zufrieden, und sagte, da sie einst seiner gedachte, es sey ihr Schicksal, nicht nur das Glück derer, die ihr dienten, sondern auch ihren Verstand auszubilden. Zuerst ließ sie ihn im Jahre 1678 nach Frankreich reisen, um zu erfahren, wie dieser Hof gegen sie gesinnt sey. Sie erfuhr es nur gar zu bald, und beklagte sich gegen den Bischof von Straßburg darüber, daß Frankreich ihr, anstatt den großen Ueberrest der Hülfsgelder vom dreyßigjährigen Kriege, wie es längst versprochen hätte, abzutragen, nur Versicherungen der Höflichkeit ertheilte, auch ihr sonst insgeheim schlimme Dienste leistete. Da sie zu wissen glaubte, daß die wider Schweden und Frankreich verbundenen Fürsten entschlossen wären, die eroberten Schwedischen Länder in Deutschland nicht wieder zurück zu geben: so wollte sie versuchen, zum Besitze derselben zu gelangen, und hoffte, Schweden würde sie lieber in ihren Händen sehen, als in der Gewalt ihrer Feinde. Dem Französischen Hofe gefiel dieser Vorschlag nicht: Cederkranz gieng also nach Nimegen, um ihn den daselbst versammelten Gesandten zu empfehlen.

Aus den Vorschriften, welche ihm Christina gab, sieht man abermals, mit welcher Stärke und mit wie vielem Glücke sie stets die Unterhandlungen würde geführt haben, wenn sie den Thron nicht verlassen hätte. Sie setzte es als gewiß voraus, und es war auch damals sehr wahrscheinlich, daß Schweden

den ſeine verlornen Länder nicht wieder bekommen würde; wenn man ſie aber ihr überließe, ſagte ſie, ſo könnten ſie nach ihrem Tode an Schweden zurückfallen; dieſes Mittel gereiche ferner Frankreich zur Ehre, weil es dadurch zugleich für ſie und für Schweden ſorgte, und ſich mit guter Art ſeiner Verbindlichkeit entledigte; es ſey endlich auch den Bundsgenoſſen rühmlich, weil es einen Mittelweg enthalte, auf welchem ſie nicht nöthig hätten, von Frankreich Geſetze anzunehmen, und außerdem den Weſtphäliſchen Frieden geltend machen würden. Dazu komme noch dieſes, daß die gedachten Länder eigentlich ihre Eroberungen wären, auf welche ſie ihr Recht niemals verlieren könnte; ſelbſt wegen des großen Schadens, den ſie durch dieſen Krieg erlitten habe, und wegen ihrer unermeßlichen Forderungen an Schweden, ſey ſie berechtiget, dieſelben zu verlangen: zumal da dieſes eine ausnehmende Erleichterung des Friedensſchluſſes abgeben werde. Aller dieſer Vorſtellungen ſollte ſich ihr Geſandter bedienen, den auch der Pabſt durch den ſeinigen zu Nimegen unterſtützen laſſen wollte. Dieſer ſollte einen Aufſatz zu ihrem Beſten übergeben. Allein **Chriſtina** verwarf in demſelben die Ausdrücke: **Beſchützung ihrer Vortheile, und Großmuth des Königs von Frankreich.** „Ich verlange, ſagte ſie, Gerechtigkeit und Beyſtand; Beſchützung aber von „niemanden, als von Gott allein, und aus Liebe zu „Gott von Seiner Heiligkeit.„ Eben ſo wenig, ſetzte ſie hinzu, werde ſie das vorzügliche Anſehen erkennen, daß ſich der König von Frankreich über andere Höfe zu geben ſuche.

Dieſer Eifer **Chriſtinens** für die Unabhängigkeit zu einer Zeit, da ſie des Schutzes wohl bedurfte, war doch eines ſo großen und freyen Geiſtes wür-

dig. Sie erklärte dieſe Geſinnungen in Briefen, die ſie nach Frankreich ſchrieb, mit ſolcher Freymüthigkeit, daß ihr Geheimſchreiber Santini, dem ſie daſelbſt ihre Aufträge ertheilte, zurückſchrieb: „Wären Ew. Majeſtät nicht dasjenige, was Sie würklich ſind, ſo würde ich mich zu ſo gefährlichen Unternehmungen nicht gebrauchen laſſen.„ Darauf gab ſie zur Antwort: „Sie haben Recht; aber „wenn mich der König von Frankreich mit gleicher „Münze bezahlt, ſo muß ich Geduld haben. Doch „wird dabey dieſer Unterſchied ſeyn, daß ich wenigſtens dasjenige ſelbſt aufgeſetzt habe, was ihm geſchrieben wird; da er hingegen nicht im Stande „iſt, es eben ſo zu machen.„ Die Vergleichung war erniedrigend; aber war, und man entdeckt häufig genug dieſen Grund von Chriſtinens hohem Betragen: das Bewußtſeyn ihrer Vorzüge vor faſt allen regierenden Fürſten. Daher bekam auch Cederkranz, und mit ihm der päbſtliche Nuncius zu Nimegen, von ihr eine Anweiſung, ſie bey ihren Unterhandlungen von allen andern Fürſten zu unterſcheiden. Sie ſollten ihr niemals den Beynamen Durchlauchtigſte geben, noch von andern geben laſſen; ſondern ſie bloß die Königinn Chriſtina nennen; ſie ſollten auch nicht zugeben, daß ſie nach einem andern Fürſten als nach dem Pabſte und Kayſer genannt werde. Um alle Schwierigkeiten des Rangs zu vermeiden, verlangte ſie, daß ihre Angelegenheiten in einer beſondern Schrift von den Geſandten ausgemacht würden. Sie wollte auch, daß, wenn in ihrem Namen geredet würde, unter den übrigen Fürſten allemal der König von Schweden oben an ſtehen, ſobald ſie aber mit demſelben genannt würde, ſollte ſie den erſten Platz erhalten. Ihrem Geſandten verwies ſie es, daß er in einem

Jahrs 1669 ein Pohlnischer Herr, Michael Coributvon Wiesnowicky, zum Könige von Pohlen gewählt. Diese Nachricht nahm Christina ziemlich gleichgültig auf: sie verlangte nur von ihrem Prior, daß er ihr den Geburtsort des neuen Königes, und die Pohlhöhe desselben melden möchte; vermuthlich um daraus, durch Hülfe der Sterndeuterkunst, seine künftigen Schicksale vorherzusagen.

Man hat diesen Entwurf der Königinn so richtig beurtheilt, daß beynahe nichts hinzu zu setzen übrig bleibt. Ueberhaupt ist es zu verwundern, daß sie geglaubt hat, er könne ausgeführt werden. Außer allen Hindernissen, die ihr bekannt wurden, oder die sie sich selber machte, war die Erinnerung der Pohlen an die herrschsüchtige Gemahlinn ihres letzten Königes so unangenehm, daß sie dadurch allein von Christinen abgeschreckt werden konnten, die schon öfters ihr Ansehen heftig genug behauptet hatte. Allein sie versuchte gerne schwere Unternehmungen, um der Ehre willen große Schwierigkeiten überwunden zu haben, und die meisten Menschen halten auch dasjenige bald für möglich, was sie eifrig wünschen. Dazu kam die Begierde, sich wegen des Mißvergnügens, das sie in Schweden erfahren hatte, auf die rühmlichste Art schadlos zu halten. Der Pabst konnte ihr dabey seine Fürsprache desto weniger versagen, da sie für die Römischcatholische Religion in Schweden, und wegen der Ehrenbezeigungen, die sie ihm selbst erwies, zu Hamburg viel gelitten hatte; vielleicht aber versprach er sich selbst wenig von diesen Bemühungen, und that nicht einmal alles, wodurch er sie hätte erleichtern können. Wenn unterdessen Christina durch dieses Bestreben ihre unbeständige Gesinnungen und die Reue über den verlaßnen Thron ihrer Vorfahren nur zu deutlich an den Tag gelegt hat,

chere Art, eben dieſes, worüber ſie ihren Unwillen bezeigte, in Frankreich drucken ließ.

Allein zu Nimegen konnte ſie keinen von ihren Vorſchlägen ausführen. Die Angelegenheiten von Schweden hatten durch die Siege des Königs über die Dänen, und durch Frankreichs Angriff auf den Kurfürſten von Brandenburg, eine ſo vortheilhafte Wendung bekommen, daß Schweden ſeine verlornen Länder in Deutſchland faſt gänzlich wieder erhielt. Chriſtina rief daher ihren Geſandten im Jahr 1679 aus dieſer Stadt zurück: zumal da ſie Frankreichs gebieteriſche Aufführung nicht länger vertragen konnte. Als der Friede ohne ihr Zuthun geſchloſſen worden war, that ihr der Schwediſche Hof den Antrag, Frankreich ſollte ihr jährlich auf Rechnung ihrer Forderungen eine gewiſſe Summe Geldes bezahlen; ſie wollte aber niemals wieder mit dieſer Krone einige Geſchäffte abzuhandeln haben, und führte überhaupt bey dieſer Gelegenheit das Sprüchwort an: Wenn man ſein eigner Herr ſeyn kann, muß man ſich keinen andern Herrn geben. Auf den Vorſchlag, daß man ihr gegen ihre Anſprüche das Herzogthum Bremen abtreten wollte, gab ſie zur Antwort, daß ſie zwar damit zufrieden wäre; allein da ihre Forderungen über die Hälfte mehr betrügen, als dieſes Land werth ſey, ſo möchte ihr der König noch das Herzogthum Zweybrücken dergeſtalt überlaſſen, daß ſie es nach ihrem Gefallen verkaufen könnte. Anſtatt ihre Anforderungen zu unterſuchen, fieng Schweden nunmehro, da es des Friedens genoß, wieder an, ihre Einkünfte richtiger zu bezahlen: dadurch verlor ſie ihre Entwürfe aus den Gedanken, und ihre Hofſtadt wurde von neuem glänzend.

Nach dem Tode Clemens des Zehnten im Jahr 1676 hatte ſich Chriſtina viele Mühe gege-

ben, dem Cardinal Conti, deſſen Bruder und Schweſter in ihren Dienſten waren, die päbſtliche Würde zu verſchaffen. Aber eben wegen dieſer Verbindung waren die Cardinäle weniger geneigt dazu: und es kam endlich der Cardinal Odeſcalchi unter dem Namen Innocenz des Eilften auf den Thron: ein ſehr ungelehrter, aber deſto ſtrengerer Pabſt in Abſicht auf die Verbeſſerung der öffentlichen Sitten. Als Cardinal hatte er fünf Jahre nach einander den Ort ſehr fleißig beſucht, wo Chriſtina den Schauſpielen zuſah; jetzt aber wollte er dieſe zerſtören: und überhaupt vertrug ſich ihre Gemüthsart mit ſeiner Unbiegſamkeit und Rauhigkeit nicht. Unter ſeiner Regierung wurde wider ſeinen Willen der Spaniſche Prieſter Molinos zu Rom von Frankreich und von den Jeſuiten verfolgt, und zuletzt von der Inquiſition im Jahr 1687 zu einer ewigen Gefangenſchaft verurtheilt: zwar, wie es das Anſehen hatte, wegen einiger ſchwärmeriſcher Meinungen; im Grunde aber, weil er den Jeſuiten verhaßt geworden war. Chriſtina gerieth, ſo wie der Pabſt ſelbſt, in den Verdacht, daß ſie eine Anhängerinn dieſes ſonſt frommen Mannes ſey: denn ſie nannte ihn einen heiligen Mann, hoffte, daß ihn Gott gegen ſeine Feinde beſchützen werde, und ſchickte ihm in ſeinem Gefängniſſe Speiſen aus ihrer Küche. Allein es ſcheint nicht, daß ihre Geſinnungen gegen ihn viel mehr als Mitleiden geweſen ſind.

Sie wurde unterdeſſen immer eifriger in der Empfehlung ihrer Religion. Ein gelehrtes Frauenzimmer in Frankreich, Anna le Fevre, die nachmals unter dem Namen der Frau Dacier ſo berühmt geworden iſt, hatte Merkmale ihrer Hochachtung erhalten, und bezeigte dafür eine lebhafte

Dank-

scheinlichkeit verletzt, und sie nehme sich auch nur ihrer Freunde an. Zugleich machte sie von dem Pabste und seinem Hofe die prächtigsten Lobsprüche. In der That gefiel sie sich auch zu Rom niemals mehr, als unter der Regierung Clemens des Neunten; allein dieser starb bereits im Jahr 1670. Die kleinen Händel, welche sie um diese Zeit mit einigen großen Familien zu Rom hatte, denen sie es vergebens wehren wollte, ihre Loge bey den öffentlichen Schauspielen ihr gerade über zu halten, wurden bald beygelegt.

Ihr Umgang mit Gelehrten, und die Aufmunterung, welche sie ihren Arbeiten erwies, während daß sie sich selbst mit der Gelehrsamkeit eifrig beschäftigte, wurden immer stärker. Die Arcadische Schäfergesellschaft, die noch jetzt zu Rom die schönen Wissenschaften, und sonderlich die italiänische Dichtkunst in Aufnahme zu bringen sucht, entstand aus vierzehn Personen, die sich in Christinens Palaste zu versammeln pflegten, und nahm sie, ob sie gleich erst nach dem Tode derselben gestiftet wurde, zu ihrer Beschützerinn an. Kein gelehrter Mann oder witziger Kopf zu Rom und in Italien überhaupt entgieng der Aufmerksamkeit der Königinn. Sie unterhielt den Erzbischof Angelo della Noce völlig, und schickte ihm einst ein außerordentliches Geschenk mit dem Verbote, niemanden etwas davon zu sagen. Franz Camelli war Aufseher über ihre Münzsammlung, von welcher er auch ein Verzeichniß herausgab. Johann Franz Albani, der nachmals unter dem Namen Clemens der Eilfte Pabst wurde, genoß ihres besondern Schutzes. Der berühmte Heinrich Noris beförderte insonderheit die gelehrten und nützlichen Unterredungen, die sie anstellen ließ. Den Dichter Alexander Guidi

bis sie bezahlt wäre, das Herzogthum Bremen überlassen. Er sollte vorstellen, daß die Krone davon großen Vortheil ziehen würde, weil Bremen ein verwüstetes Land sey; dahingegen ihre Ländereyen dem Könige, dem sie jetzt beschwerlich fielen, mehr als ihr eintragen würden. Sie erbot sich auch, Anweisung auf Holland oder einen andern Staat, der Hülfsgelder an Schweden bezahlte, anzunehmen, und verlangte die Ersetzung alles ihr bisher, zum Theil auch von ihren ehemaligen Unterbedienten zugefügten Schadens.

Nächst diesen Aufträgen gab Christina ihrem Gesandten auch geheime; besonders in Absicht auf sein Verhalten gegen die Stände, welche sie größtentheils für ihre Freunde hielt, und gegen den Reichsrath, der ihr zwar nicht geneigt war, dem sie aber doch mit der äußersten Ehrerbietung und Geduld bey allem seinem Kaltsinn oder Trotze begegnet wissen wollte, um nur einen günstigen Ausgang zu gewinnen. Sie erinnerte den Marquis, dieses seine eifrigste Bemühung seyn zu lassen, daß er ihr die Zuneigung ihrer Freunde in Schweden erhalte, und sie belehrte ihn, wie er nicht nur dieses ausrichten, sondern auch ihren Feinden bessere Gesinnungen beybringen sollte. Was das Religionsgeschäfte anlangt, so sollte er bey denen, die sich dagegen setzten, die Furcht erregen, daß sich die Königinn wohl endlich einmal entschließeu dürfte, eine Reise nach Schweden ohne Geistliche vorzunehmen. „Dieses würde sie, setzt „Christina hinzu; in die größte Verlegenheit, und „fast in Verzweiflung stürzen: denn jetzt verwehren „sie mir den Eingang in Schweden bloß unter dem „Vorwande der Religion; dieser aber würde alsdenn „wegfallen, und ich habe mich in der Welt und zu „Rom in ein solches Ansehen gesetzt, daß man diese

Hand-

„ Handlung für keine Niederträchtigkeit, sondern für „ eine nöthige Klugheit auslegen würde. „ Der Gesandte sollte überdieses in ihrem Namen alles versprechen, was ihr Anhänger erwerben könnte: Jahrgelder, Güter, und dergleichen mehr; wenn es Zeit dazu seyn werde, würde sie davon halten, so viel sie könnte.

Zu allen diesen Vorschriften kamen noch andere, welche zeigen, daß der Aufmerksamkeit der Königinn nichts entgangen sey, was zu ihren Vortheilen diente. Sie wünschte unter andern die freye Schiffahrt für die Insel Oeland zu erhalten, um durch die Vermehrung des Zolls ihre Einkünfte daselbst zu verbessern. Sie verlangte, daß man ihr die noch vom deutschen Kriege übrigen Hülfsgelder von Frankreich, die sich auf sieben bis achtmal hundert tausend Thaler beliefen, verschaffen möchte. Der Gesandte sollte auch dafür sorgen, daß sie ihre Einkünfte genießen könnte, wenn sie sich gleich in ein Kloster begäbe: „ wozu ich, schreibt sie, starke „ Neigung habe; welches ich auch schon gethan haben würde, wenn ich nicht besorgt hätte, mein „ Jahrgeld alsdenn zu verlieren. „ Da der Gesandte bereits zu Hamburg angelangt war, schickte sie ihm noch einen Befehl nach, darauf zu dringen, daß ihr die Schwedische Regierung, wie sie schon einmal begehrt hatte, zu der ansehnlichen Summe Geldes verhelfen möchte, welche der Bayerische Hof noch vom dreyßigjährigen Kriege her an Schweden schuldig war: denn dergleichen Anforderungen hatte sie sich, da sie der Regierung entsagte, vorbehalten.

Allein mit diesen Unterhandlungen des Marquis del Monte war eine sehr sonderbare verbunden, die er in Christinens und des Pabstes Namen zugleich am Schwedischen Hofe führen sollte. Pohlen war

„zu machen. Wären Sie von dieſer Wahrheit gehö-
„rig überzeugt, ſo würden Sie ſich mit Freuden dem
„Hafen nähern, den Ihnen die göttliche Vorſehung
„öffnet, um ſich vom Schiffbruche zu retten. Doch
„ehe Sie ſich zu dieſer großen Veränderung ent-
„ſchließen, prüfen Sie und ziehen Sie Ihr Herz und
„Ihre Kräfte wohl zu Rathe; allein trauen Sie dar-
„auf nicht, trauen Sie auf Gott, und wenn Sie
„von ſeinem Beruf überzeugt ſind, ſo gehen Sie ſo-
„bald als möglich aus der Welt, wie aus einem
„Hauſe, welches brennt, aus welchem man ſich ſehr
„geſchwinde retten muß, wenn man nicht darinne
„umkommen will. Bringen Sie Ihre Angelegen-
„heiten in Ordnung, und geben Sie herzhaft das
„wenige, was Sie haben, Gott: fürchten Sie nicht,
„etwas zu verlieren; er wird Ihnen alles mit Wu-
„cher zurückgeben. Dieſes Opfer iſt der beſte Ge-
„brauch, den wir von allem, was es in der Welt
„giebt, machen können, und Gott iſt ſo gütig, daß
„er uns dafür belohnt, wenn wir ihm das geben, was
„nur ihm zugehört. Was vor Ruhm und Vergnü-
„gen iſt es, einem ſo guten Herrn zu dienen! und wie
„glücklich bin ich, daß ich für ihn alles verlaſſen,
„alles verloren habe! Dieſe Beruhigung iſt mehr
„werth, als die Herrſchaft der Welt: machen Sie es
„eben ſo, und Sie werden eben ſo vergnügt und zu-
„frieden ſeyn, als ich; denn das einzige Geheimniß,
„es vollkommen zu ſeyn, iſt dieſes, daß man alles
„verlaſſe. — — — Sie werden mich vielleicht fra-
„gen: warum thun Sie es nicht auch? Sie haben
„Recht; aber ob ich gleich weder Luſt habe, je-
„manden Rechenſchaft von mir zu geben, noch von
„einem Stande bin, da ich es thun müßte; ſo will
„ich Ihnen doch gerne alle Bedenklichkeit hierüber
„heben, indem ich Ihnen erkläre, daß eben dieſelbe

„Vor-

„Vorſicht, welche Sie zu dieſer Glückſeligkeit ruft, „mir verbietet, nach derſelben zu trachten, wie ich „es aus den Würkungen erkläre. Alles, was mir in „meinem Leben begegnet iſt, giebt mir die Gewißheit, „er wolle nicht, daß ich daran denken ſoll, und man „ſey widerſpenſtig gegen ſeine Befehle, wenn man „ſich einer Lebensart ergeben will, zu welcher man „allem Anſehen nach nicht berufen iſt. „

Die Geſinnungen, welche dieſer Brief zu erkennen giebt, machen einen ſo ſonderbaren Abfall gegen die gleichgültige oder leichtſinnige Denkungsart über die Religion aus, die man ehemals an Chriſtinen bemerkt hatte, daß man kaum zweifeln darf, ſie werde dieſe letztere ſchon ſeit geraumer Zeit abgelegt haben. Eine feurige Andacht iſt ohnedem meiſtentheils der Antheil von Frauenzimmern, denen die Welt, bey ihrem einbrechenden hohen Alter, ganz den Rücken zugekehrt hat: eben ſo leicht konnte ſie es von Chriſtinen werden, die jetzt in einem Alter von mehr als funfzig Jahren, einen merklichen Ekel an der Welt gewonnen hatte, in der ſie nicht viel Großes weiter ausrichten konnte, und ihre Beſtimmung faſt erfüllt zu haben ſchien. Man muß es nur bedauern, daß ſo viele ſchöne Gedanken und Ausdrücke in ihrem Briefe auf nichts anders, als auf die Mönchs-Frömmigkeit hinauslaufen: gleichſam als wenn dieſes das höchſte und gefälligſte Opfer wäre, das die Menſchen Gott von ihren Kräften bringen könnten, wann ſie dieſelben in einer völligen Unthätigkeit gegen die menſchliche Geſellſchaft erhielten, zu deren Beſten er ſie offenbar beſtimmt hat, und ſie nur in den abgemeßnen Andachtsübungen eines Kloſters, träg und faſt Gedankenlos ſich verzehren ließen. Wäſanau wurde auch durch Chriſtinens Bewegungsgründe nicht überredet: er be-

kam endlich nach ihrem Tode eine mäßige Ehrenſtelle an dem päbſtlichen Hofe, und genoß eines Jahrgeldes, das ſie ihm hinterlaſſen hatte.

Doch Chriſtina ſelbſt nahm immer noch an allen wichtigen Begebenheiten der Welt einen lebhaften Antheil. Der König von Schweden ertheilte nach geſchloſſenem Frieden die Stelle eines Großkanzlers dem Grafen Benedikt Oxenſtierna, einem Sohne des großen Oxenſtierna. Dazu wünſchte ſie ihm im Jahr 1680 mit deſto mehrern Vergnügen Glück, da ſie ſich noch mit ungemeiner Dankbarkeit an die verdienten Männer ſeines Hauſes erinnerte; außerdem aber wußte, daß er der Franzöſiſchen Parthey entgegen geſetzt ſey, die auch Carl der Eilfte nach dem letzten unglücklichen Kriege verlaſſen hatte. Sie fand den neuen Großkanzler geneigt, eine Unterhandlung wieder vorzunehmen, die ſie ehemals wegen des Tauſches ihrer ſämmtlichen Ländereyen gegen Bremen veranlaßt hatte. Er glaubte, daß dieſe Veränderung dem Reiche bey ſeinem jetzigen Zuſtande wohl nützlich werden könnte, weil das Herzogthum Bremen zu weit von Schweden entfernt war, als daß man es bey einem Angriffe, dergleichen man auch damals von Dänemark befürchtete, geſchwind genug hätte vertheidigen können. Aber auch dieſesmal, in den Jahren 1682 und 1683 ward der Entwurf der Königinn rückgängig: denn Schweden wollte ihr nicht die unumſchränkte Herrſchaft, die ſie über das gedachte Herzogthum verlangte, bewilligen, und von den benachbarten Fürſten konnte ſie auch nicht erhalten, daß dieſes Land, im Fall eines Kriegs zwiſchen Schweden und ihnen, damit verſchont bleiben ſollte. Sie beſchwerte ſich vielmehr in dem letztern dieſer Jahre über den Schwediſchen Hof, der einem ihrer vornehmſten Bedienten, dem Cederkranz, einen

Auf-

Auftrag, zum Nachtheil ihrer Rechte, sollte gegeben haben. Dieser hatte ihn sogar angenommen, und sie entsetzte ihn deswegen sogleich von seiner Stelle.

Zu Rom gab Christinen alles, was Aufsehen verursachte, bis zum Cärimoniel einige Beschäftigung. Der Gesandte des Königs von Pohlen, der Herzog von Radzivil, war mit den Cardinälen in einen heftigen Streit gerathen: er verlangte den ersten Besuch von ihnen, und drohte sonst abzureisen, ohne sie zu besuchen. Die Königinn suchte ihn im Jahr 1680 durch ein langes und beredtes Schreiben zu bewegen, daß er hierinnen nachgeben möchte; ob sich gleich einige Cardinäle schon entschlossen hatten, das Verlangen des Herzogs, als eines Abgesandten vom ersten Range, zu erfüllen. Sie gebrauchte dabey Lobsprüche seiner übrigen Aufführung; die gütige Nachsicht des Pabstes gegen ihn, die er bey manchen Vorgängern desselben nicht würde angetroffen haben; die Hoffnung einer Geldhülfe, welche der Pabst dem Pohlnischen Reiche gemacht hatte; das Nichtige der Titel und Ehrenbezeigungen überhaupt, die von grossen Männern verachtet würden; die Ehrerbietung, welche er dem Pabste auch in Ansehung der Cardinäle schuldig sey, und vorzüglich den Ruhm, den sich der Gesandte selbst dadurch erwerben könnte. Man hätte erwarten sollen, daß Christina vielmehr für die Würde und Hoheit der Fürsten, als für das Ansehen des Päbstlichen Hofes besorgt gewesen wäre; allein sie war mit diesem zu genau verbunden, und setzte ihre Ehre zum Theil darinne, sich gegen niemanden, als gegen den Pabst, zu demüthigen, weil sie ihn nicht sowohl als einen Fürsten betrachtete, als von Seiten der Kirche und Religion, wo sie eine der gröſsesten Unternehmungen ausgeführt zu haben glaubte.

Deſs

Deſto weniger hingegen ließ ſie etwas von den feyerlichen Vorſchriften der Höfe, von Ehrennamen und Merkmalen des Rangs fallen, wenn ſie mit Perſonen zu thun hatte, die unter ihren Stand erniedrigt waren. Sie befohl ihrem Statthalter Olivekranz, niemanden, als den Reichsräthen von Schweden zu weichen, und ſich von jedermann den Titel Excellenz geben zu laſſen. Gegen die fremden Geſandten und auswärtigen Cardinäle, die zu Rom anlangten, beobachtete ſie das abgemeſſenſte Cärimoniel. Wollten ſie Gehör bey ihr erlangen, ſo mußte es gleich darauf geſchehen, wenn ſie bey dem Pabſte, in der Peterskirche, und bey dem Dechant der Cardinäle geweſen waren: und alle Gebräuche, Arten der Anrede, die Stühle ſelbſt bey dieſem Gehöre, wurde vorher aufs genaueſte beſtimmt. Sie lebte lieber, wenn es ihr zuweilen an Gelde fehlte, eine Zeitlang eingezogen, oder, wie man es bey Fürſten nennt, unbekannt, als daß ſie bey den von ihr eingeführten Feyerlichkeiten die geringſte Veränderung geſtattet hätte. In dieſer ſtrengen Aufmerkſamkeit auf kleine, wenig bedeutende Zeichen der Ehre, verkennt man Chriſtinens großen Geiſt nicht ohne Mißvergnügen.

Allein auf hohe Entwürfe war ſie wenigſtens immer bedacht. Im Jahr 1682 breitete ſich zu Rom das falſche Gerüchte aus, daß der König von Schweden geſtorben ſey, und vor ſeinem Tode ein Teſtament aufgeſetzt habe, in welchem weder auf Chriſtinen, noch auf den Reichsrath die gehörige Rückſicht wäre genommen worden. Sie, die den Vorſatz noch nicht abgelegt hatte, nach dem Abſterben des Königs, ihm auf dem Throne zu folgen, wurde über dieſes Teſtament, das gleichwohl nur erdichter war, ſehr entrüſtet. „Ich hoffe, ſchrieb ſie an ihren Statthalter

„unter

„ unter andern, man werde nicht vergeſſen, daß die „ Krone, welche man beſitzt, ein Geſchenk aus bloßer „ Gnade ſey, das nur dem König Carl Guſtav und „ ſeinen rechtmäßigen Nachkommen von mir und von „ Schweden ertheilt worden iſt. Das Reich willigte „ darein, und kann, im Fall daß der jetzige König „ ſterben ſollte, ohne gegen Gott und mich ſtrafbar „ zu werden, keine andere Könige, noch Königinnen „ wählen, wenn nicht vorher meine Rechte in Sicher„ heit geſetzt ſind. Erinnern Sie Schweden an ſeine „ Schuldigkeit, und überzeugen Sie es, daß ich, ſo „ lange ich lebe, ſein Wohl und ſeine Glückſeligkeit „ wünſchen werde, und wenn man mir etwan wegen „ eines Zwiſchenreiches oder einer Minderjährigkeit „ folgen wollte, ſo würde man die Aufrichtigkeit mei„ ner Geſinnungen mit Nutzen erfahren. „ Zugleich erfuhr ſie, daß man auch ihren Tod in Schweden ausgeſtreuet habe. Sie erkannte, daß ihn vielleicht manche wünſchen möchten; ſetzte aber hinzu, daß ſie wenigſtens niemals vor Furcht oder Eigennutzen ſterben werde, wie man in Schweden geurtheilt hätte.

Damals wurde der Kayſer in einen der gefährlichſten Kriege mit den Türken verwickelt; ſie belagerten Wien ſelbſt im Jahr 1683, und Frankreich, das faſt zu gleicher Zeit den vor kurzem geſchloſſenen Frieden gebrochen hatte, ſchien mit ihnen ein merkliches Verſtändniß zu unterhalten. Chriſtina empfand die Gefahr, mit welcher Deutſchland und das chriſtliche Europa überhaupt dadurch bedrohet wurde, überaus lebhaft; aber ihre Freude kam auch der Entzückung nahe, als wider ihr und jedermanns Erwarten, in dem gedachten Jahre die Türken von Wien weggeſchlagen wurden. An ihrem Vergnügen hatte auch der Unwillen gegen den König von Frankreich, der ſchon lange Europa mit faſt unaufhörlichen Krie-

gen

gen beunruhigte, großen Antheil. Sie wünschte daher in einem Briefe an den Vicekönig von Neapel, daß Gott Europa eben sowohl von jeder andern Sklaverey, als wie jetzt von der türkischen, befreyen möge: und in einem andern Briefe sagte sie, die wichtigste Würkung des Siegs über die Türken sey nach ihrer Meinung diese, daß er die Welt von der Französischen Krankheit (del mal Francese) geheilet habe. Da der König von Pohlen **Johann Sobiesky** zu dem Entsatze von Wien das meiste beygetragen hatte: so wünschte sie ihm in einem Schreiben voll Bewunderung und Dankbarkeit Glück dazu; sie gestand zugleich, daß sie ihn um den schönen Ehrennamen des Befreyers der Christenheit, und um das Vergnügen so vielen unglücklichen Christen oder Türken das Leben oder die Freyheit geben zu können, sehr beneide.

Der Ritter **Terlon**, den seine Gesandtschaft in Schweden berühmt gemacht hat, versuchte es, Christinen zu überreden, daß alles, was man von geheimen Verbindungen zwischen seinem Könige und der Pforte ausbreitete, keinen Grund habe. In ihrer Antwort, vom Jahr 1684 gab sie ihm zwar Beyfall; rühmte aber den König von Pohlen mit einem offenbaren Vorzug über **Ludwig den Vierzehnten**. Dabey ließ es **Terlon** nicht bewenden; um seine Vertheidigung stärker zu führen, erzählte er der Königinn alles, was **Ludwig** ehemals gegen die Türken gethan hätte, und kündigte den großen Entwurf desselben zur Ausrottung der vermeinten Ketzerey in seinem Reiche lobredneriſch an. Allein **Christina** antwortete ihm mit einer Scharfsichtigkeit, die er hatte erwarten können. Sie rieth ihm, die nach Candia geschickte Hülfe nicht unter die heldenmüthigen Thaten seiner tapfern Nation zu zählen. „Ich weiß „nicht, schrieb sie, wie es damit zugegangen ist; aber „unglück-

„unglücklicher Weiſe iſt Candia nicht eher verlohren „worden, als nachdem die Franzöſiſche Hülfe daſelbſt „angelangt war. Man muß auch die Unternehmun„gen auf Gigery, Chio, Algier, und andere Städte, „vergeſſen, wo die Carcaſſen viel Lärmen gemacht, „aber wenig ausgerichtet haben. Die Türken fra„gen nicht viel darnach, und die Chriſten fangen auch „an, ſich darüber aufzuhalten. Und was die Ein„ſchließung von Luxemburg betrifft, ſo muß man die „Großmuth und Mäßigung des Königs, Ihres „Herrn, bey dieſer Gelegenheit nicht auf Koſten der „Klugheit rühmen, der dieſe Ehre gebühret.„ Noch vorher hatte ſie geſchrieben: „In Anſehung der Be„kehrung der Ketzer, von welcher ſie in einem ſo „hohen Tone reden, weiß ich nicht, was ich Ihnen „ſagen ſoll; ich habe ſo wenig Einſicht in dieſe Dinge, „daß ich noch zweifle, ob man in Frankreich daran „arbeite, die Ketzer zu Catholiken, oder die Catho„liken zu Ketzern zu machen.„

Die feine Spötterey, mit welcher ſie damals ihr Urtheil über den Franzöſiſchen Religionseifer ausdrückte, veränderte ſich bald in eine ſehr ernſthafte Erklärung über denſelben. Nach vielen harten und größtentheils ungerechten Verordnungen wider die Reformirten in Frankreich, hob der König im Jahr 1685 das Edikt von Nantes, auf welchem ihre freye Religionsübung beruhte, ohne alles ihr Verſchulden auf, befohl ihnen durchgehends, zur Römiſchen Kirche zu treten, überließ ſie nicht nur der Wuth ihrer bitterſten Feinde, der Geiſtlichkeit und der ihr ergebenen Großen, ſondern ſchickte auch in die Gegenden, wo ſie am zahlreichſten und ſtandhafteſten waren, eine Anzahl Soldaten, die ſie durch Bedruckungen aller Art zum Abfall nöthigen ſollten; verbot ihnen gleichwohl, ihr Vaterland zu verlaſſen; konnte es aber

den-

dennoch nicht verhindern, daß die Flucht von einigen hundert tausend derselben sein Reich entvölkerte und ärmer machte. Diese Verfolgung wurde von den meisten Römischcatholischen in Frankreich, ob sie gleich die Menschlichkeit, die Grundsätze des Christenthums, und die höchsten Pflichten eines Fürsten übertrat, doch für eine große That angesehen. Terlon wünschte Christinens Meinung darüber zu hören: diese meldete sie ihm in einem Briefe vom Februar des Jahres 1686, welcher mehr, als irgend ein anderer hier ganz zu stehen verdienet.

„Da Sie meine Gedanken über die vorgegebene Ausrottung der Ketzerey in Frankreich wissen „wollen, schreibt sie, so sage ich sie Ihnen mit Vergnügen über eine so wichtige Materie. Ich bin „gewohnt, niemanden zu fürchten, und niemanden „zu schmeicheln: daher gestehe ich Ihnen aufrichtig, „daß ich eben nicht sehr von dem glücklichen Fortgange dieser großen Absicht überzeugt bin, und daß „ich mich darüber nicht, als über eine unserer heiligen Religion sehr vortheilhafte Sache, freuen kann. „Im Gegentheil sehe ich viel Nachtheiliges voraus, „das ein so neues Verfahren überall hervorbringen „wird. Im Ernste gesprochen, sind Sie der Aufrichtigkeit dieser Bekehrten gewiß? Ich wünsche, daß „sie Gott und ihrem Könige redlich gehorchen mögen; allein ich fürchte ihre Hartnäckigkeit, und ich „möchte nicht alle Entheiligungen zu verantworten „haben, welche diese Catholiken begehen werden, die „von Mißionarien gezwungen worden sind, welche „gar zu leichtsinnig mit unsern heiligen Geheimnissen „umgehen. Die Kriegsleute sind seltsame Apostel. „Ich halte sie für geschickter zum Todtschlagen, „Nothzüchtigen und Stehlen, als zum Ueberzeugen: würklich melden uns auch Nachrichten, an

„denen

„denen man nicht zweifeln darf, daß sie ihre Mission „sehr nach ihrer Art ausrichten. Ich bedaure diejenigen, welche man ihrem Gutdünken überläßt: ich „beklage so viele zu Grunde gerichtete Familien, „so viele rechtschaffene Leute, die Bettler geworden „sind; und ich kann dasjenige, was jetzt in Frankreich vorgeht, nicht ohne Mitleiden ansehen. Ich „beklage diese Unglücklichen, daß sie im Irrthum gebohren sind: und so wie ich für die Herrschaft der „ganzen Welt nicht an ihren Irrthümern Antheil „nehmen wollte, so möchte ich auch nicht Ursache an „ihrem Unglücke seyn. Ich betrachte jetzt Frankreich als eine Kranke, der man Arm und Fuß ablöst, um sie von einem Uebel zu heilen, das ein wenig Geduld und Sanftmuth gänzlich geheilt haben „würden. Allein ich befürchte sehr, dieses Uebel „möchte sich verschlimmern, und endlich unheilbar „werden; es möchte dieses unter der Asche versteckte „Feuer dereinst stärker als jemals ausbrechen, und „die verlarvte Ketzerey möchte desto gefährlicher werden. Nichts ist löblicher, als der Vorsatz, die Ketzer und Unglaubigen zu bekehren; allein die Art, „wie man dieses anfängt, ist sehr neu: und da sich „unser Heyland dieses Mittels nicht bedienet hat, „um die Welt zu bekehren, so muß es wohl nicht das „beste seyn. Ich bewundere, aber begreife nicht „diesen Eifer und diese Staatsklugheit, die mir zu „hoch sind: und es freuet mich sogar, daß ich sie „nicht begreifen kann. Glauben Sie wohl, daß jetzt „die Zeit sey, die Hugonotten zu bekehren, und sie „in einem Jahrhunderte zu guten Catholiken zu „machen, in welchem man in Frankreich die Ehrerbietung und Unterwürfigkeit so sichtbar verletzt, „welche man der Römischen Kirche schuldig ist, die „der einzige und unumstößliche Grund unserer Re-

„ligion iſt, weil ſie es iſt, der unſer Heyland das „prächtige Verſprechen gethan hat, daß die Pfor„ten der Hölle ſie nicht überwältigen ſollen. Gleich„wohl iſt die ärgerliche Freyheit der Franzöſiſchen „Kirche niemals näher zu einer Empörung getrieben „worden, als jetzt. Die letzten Sätze, welche die „Franzöſiſche Geiſtlichkeit unterzeichnet und bekannt „gemacht hat, ſind ſo beſchaffen, daß ſie der Ketze„rey nur einen zu ſcheinbaren Triumph verſchafft ha„ben: und ich glaube, ſie müſſe ſich über alle Maaße „verwundert haben, als ſie ſich kurz darauf von den„jenigen verfolgt ſah, welche über dieſen Grundar„tikel unſerer Religion Lehren und Meinungen haben, „die mit den ihrigen ſo ſehr übereinſtimmen. Die„ſes ſind die ſtarken Urſachen, welche mich hindern, „mich über dieſe vermeinte Ausrottung der Ketzerey „zu freuen. Der Vortheil der Römiſchen Kirche „iſt mir ohne Zweifel ſo werth, als mein Leben; aber „eben dieſer Vortheil macht, daß ich dasjenige, was „vorgeht, mit Schmerzen anſehe: Ich geſtehe Ih„nen auch, daß ich Frankreich genug liebe, um die „Verwüſtung eines ſo ſchönen Königreichs zu bekla„gen. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß ich „mich in meinen Muthmaaßungen betrügen, und daß „ſich alles zum höchſten Ruhme Gottes, und des „Königs, Ihres Herrn, endigen möge: ich bin auch „verſichert, daß Sie an der Aufrichtigkeit meiner „Wünſche nicht zweifeln werden.„

Es iſt nicht unglaublich, daß das Mißvergnügen, welches Chriſtina damals gegen Frankreich empfand, viel dazu beygetragen habe, daß ſie über dieſe Sache ſo frey und nachdrücklich urtheilte. Allein die ſanftern Geſinnungen, ſelbſt bey der Ausbreitung ihrer Religion waren ihr natürlich, und ſie hatte ſie mit mehrern Mitgliedern ihrer Kirche gemein: man ſagt,

daß

daß ſogar der damalige Pabſt Innocenz der Eilfte die Gewaltthätigkeiten gegen die Franzöſiſchen Reformirten gemißbilliget habe. Auch die tiefe Verehrung gegen den Pabſt, welche ſie in dieſem Schreiben blicken ließ, pflegte ſie gerne als eine Eigenſchaft, auf welche ſie ſich viel einbildete, zur Schau auszuſtellen. Unterdeſſen findet man doch hier von beyden Seiten einen ſonderbaren Widerſpruch. Die Königinn tadelte die Verfolgung der Proteſtanten, und wollte doch einem Hofe und einer Religion eifrig ergeben ſeyn, nach deren Grundſätzen ſie verfolgt werden müſſen: und dieſes zu Rom, wo man über die Ermordung vieler tauſend Proteſtanten öffentliche Freudensbezeigungen angeſtellet hat. Sie machte der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit wegen des einzigen, worinne ſie Lob verdiente, Vorwürfe, wegen der vier berühmten Sätze, die ſie im Jahr 1682 der uneingeſchränkten höchſten Gewalt und der Unfehlbarkeit des Pabſtes entgegen geſetzt hatte; und wünſchte ihr doch eine gemäßigtere Denkungsart gegen fremde Glaubensgenoſſen. Einigermaaßen hatte ſie doch bey dieſen Vorwürfen Recht. Die Franzöſiſche Geiſtlichkeit, welche ſich durch jene Sätze ſo eifrig für ihre Rechte gegen den Pabſt bezeigt hatte, entehrte ſich durch die Beförderung dieſer Verfolgung ſo ſehr, als es immer eine Geſellſchaft von Inquiſitoren, die den Vortheilen des Pabſtes eine blinde Ergebenheit gewiedmet haben, hätte thun können.

Chriſtinens Brief an den Ritter Terlon wurde wenige Wochen darauf wider ihren und ſeinen Willen gedruckt. Siz wunderte ſich darüber; aber es verdroß ſie nicht, daß man daraus ihre Geſinnungen kennen lernte. In einem andern Schreiben ſetzte ſie noch hinzu: „Ich bitte Gott von ganzem Herzen,

„daß dieſer falſche Triumph der Kirche ihr nicht der„einſt wahre Thränen koſten möge. Man muß un„terdeſſen zur Ehre von Rom wiſſen, daß alle ver„ſtändige und verdiente Männer allhier, die von ei„nem wahren Eifer angetrieben werden, ſich hierinne „eben ſo wenig, als ich von Frankreich, hintergehen „laſſen, und daß ſie gleich mir alles mitleidig anſe„hen, was in dieſer Welt vorgeht, wo man den Zu„ſchauern ſo viele Urſache zu weinen und zu lachen „giebt.„ Jener Brief kam unter andern auch Baylen zu Geſichte, der ihn in ſeine Monatsſchrift, Neuigkeiten der Republik der Gelehrten, einrückte. Dieſer berühmte Reformirte Gelehrte zu Rotterdam, der in Anſehung der Religion überhaupt zwar ſehr verträglich und nur gar zu oft zweifelnd war; allein gegen die Römiſchcatholiſche Religion ſich ſtets mit einer Art von Heftigkeit erklärte, weil er den Verfolgungsgeiſt, von dem ihre Lehrer eingenommen ſind, für eines der größten Uebel der menſchlichen Geſellſchaft hielt, ſetzte einige Anmerkungen zu dem Briefe, und endigte mit folgender: Dieſes iſt ein Ueberreſt von Proteſtantiſchen Geſinnungen; (c'eſt un reſte de Proteſtantisme.)

Der Königinn mißfiel dieſes Urtheil, weil es ihr in der Römiſchen Kirche einen Verdacht zuziehen konnte, den ſie mit der äußerſten Sorgfalt vermied. Sie befohl ihrem Sekretär Galdenblad, bloß unter dem Namen eines Verehrers der Königinn, an Baylen zu ſchreiben, und ihm beſonders Vorwürfe wegen der Beſchuldigung zu machen, daß ſie noch etwas von der Proteſtantiſchen Religion an ſich habe. Galdenblad that dieſes, rühmte den Eifer der Königinn in dem Bekenntniſſe der Catholiſchen Religion, und ſagte, ſie ſey nicht auf Franzöſiſche, ſondern auf Römiſche Art, das heißt nach der Weiſe des

heili-

heiligen Peters und des heiligen Pauls, Catholiſch; darum verwerfe ſie auch dieſe Verfolgungen: zugleich ließ er Baylen eine Ahndung von ihr befürchten, wenn ſie ſeine Anmerkung leſen ſollte. Chriſtina billigte dieſes Schreiben, und machte noch einige Erinnerungen zu demſelben, darunter folgende die merkwürdigſte war: „Was die Verläumdung des „Proteſtantismus anbetrifft, ſchrieb ſie, ſo iſt dieſelbe „unerträglich; und man kann nicht begreifen, wie „ein Menſch, der nur ſeinen Namen zu ſchreiben „im Stande iſt, einen ſo groben Fehler begehen könne, „daß er eine ſolche Thorheit ſagte. Wenn Chriſtina ſo unglücklich wäre, daß ſie aufhörte, Catholiſch zu ſeyn: ſo würde man ſie doch nicht beſchuldigen können, daß ſie zu einer Religion zurückkehrte, „zu der ſie ſich niemals bekannt hat. Sie hat zwar „das Unglück gehabt, in der Ketzerey Luthers gebohren zu werden; allein ſie war von dem Alter eines reifen Verſtandes an ſo glücklich, daß ſie niemals etwas von dem geglaubt hat, was Luther und Calvin gelehrt haben. Unter allen Religionen wählte ſie die Römiſchcatholiſche, welche ihr die einzige wahre zu ſeyn ſchien, und ſie hatte nie einige Neigung zu derjenigen, in welcher ſie gebohren worden war: man kann auch verſichern, daß ſie, wenn „ſie unglücklicher Weiſe die Catholiſche nicht gewählt „hätte, vollkommen neutral in Religionsſachen geblieben ſeyn, oder ſich eine ſehr kurze, aber von Luthers und Calvins Religion ſehr verſchiedene würde gebildet haben.„ Man kann von dieſem allem glauben, was man will: denn es iſt mit der Geſchichte ihrer Jugend ſchwer zu vereinigen, und könnte zum Theil leicht aus dem Ehrgeize entſtanden ſeyn, der auf eine wichtige Einſicht und Wahl weit früher gerathen ſeyn wollte, als man ordentlich glaubte.

Bayle vertheidigte sich in seiner Monatsschrift gegen diesen Brief eines Ungenannten sehr wohl. Wenn er der Königinn einen Ueberrest von Protestantischen Gesinnungen zugeschrieben habe, sagte er, so heiße dieses nicht so viel, daß sie die Protestantische Religion nicht aufrichtig abgeschworen hätte; sondern nur, daß sie nicht alles abgelegt habe, was sie unter den Protestanten gelernt hatte: denn zu Rom, setzte er hinzu, kann man gewiß nicht lernen, die Verfolgungen zu tadeln. Galdenblad hatte sich auch darüber beschwert, daß er nur der berühmten Christina gedacht habe, ohne den königlichen Namen beyzufügen. Dieses rechtfertigte Bayle durch andere Beyspiele: und die Königinn war damit zufrieden. Allein den ersten Vorwurf ließ sie ihm von neuem durch ein anderes Schreiben machen, in welchem außer ihrer vorher angeführten Erklärung, behauptet wurde, daß sie der Protestantischen Religion nichts schuldig sey, und daß sie lediglich nach den heiligen Grundsätzen der Catholischen — (doch gewiß nicht nach denen, die in derselben herrschend sind,) — die Französische Bekehrungsart verdammt habe. Zugleich wurde ihm gerathen, selbst an die Königinn zu schreiben. Bayle bediente sich der angebotenen Ehre durch einen sehr ehrerbietigen und schmeichelhaften Brief an Christinen; sie antwortete ihm gütig, verlangte einen öffentlichen Widerruf von ihm, den er auch bald darauf in seiner Monatsschrift leistete, und trug ihm statt einer Büßung auf, ihr künftig alle merkwürdige neue Bücher in Lateinischer, Französischer, Spanischer und Italiänischer Sprache, die in Holland herauskämen, selbst Romane und Satyren nicht ausgenommen, besonders aber chymische Schriften, nebst seiner Monatsschrift, auf ihre Kosten zu senden. Beyde Theile

fanden

„Vorsicht, welche Sie zu dieser Glückseligkeit ruft, „mir verbietet, nach derselben zu trachten, wie ich „es aus den Würkungen erkläre. Alles, was mir in „meinem Leben begegnet ist, giebt mir die Gewißheit, „er wolle nicht, daß ich daran denken soll, und man „sey widerspenstig gegen seine Befehle, wenn man „sich einer Lebensart ergeben will, zu welcher man „allem Ansehen nach nicht berufen ist. „

Die Gesinnungen, welche dieser Brief zu erkennen giebt, machen einen so sonderbaren Abfall gegen die gleichgültige oder leichtsinnige Denkungsart über die Religion aus, die man ehemals an Christinen bemerkt hatte, daß man kaum zweifeln darf, sie werde diese letztere schon seit geraumer Zeit abgelegt haben. Eine feurige Andacht ist ohnedem meistentheils der Antheil von Frauenzimmern, denen die Welt, bey ihrem einbrechenden hohen Alter, ganz den Rücken zugekehrt hat: eben so leicht konnte sie es von Christinen werden, die jetzt in einem Alter von mehr als funfzig Jahren, einen merklichen Ekel an der Welt gewonnen hatte, in der sie nicht viel Großes weiter ausrichten konnte, und ihre Bestimmung fast erfüllt zu haben schien. Man muß es nur bedauern, daß so viele schöne Gedanken und Ausdrücke in ihrem Briefe auf nichts anders, als auf die Mönchs-Frömmigkeit hinauslaufen: gleichsam als wenn dieses das höchste und gefälligste Opfer wäre, das die Menschen Gott von ihren Kräften bringen könnten, wann sie dieselben in einer völligen Unthätigkeit gegen die menschliche Gesellschaft erhielten, zu deren Besten er sie offenbar bestimmt hat, und sie nur in den abgemeßnen Andachtsübungen eines Klosters, träg und fast Gedankenlos sich verzehren ließen. Wasanau wurde auch durch Christinens Bewegungsgründe nicht überredet: er be-

„was ſie ſagen; man beklagt ſich aber auch mit Un-
„recht über dieſelben: denn die Zeitungsſchreiber wer-
„den viel zu gut bezahlt, als daß ſie nicht alles
„ſchreiben ſollten, was Frankreich gefällt. Iſt es
„nicht bekannt, daß Frankreich eben ſowohl ganze
„Regimenter Lobredner habe, wie es Regimenter von
„Grenadiers hat? Da die Welt ſo ſehr mit Tho-
„ren und Feigen angefüllt iſt: ſo verrichtet dieſe Art
„Kriegsvölker überall Wunderwerke zum Beſten die-
„ſes Reichs; zumal in einem ſo leichtgläubigen
„Jahrhunderte. Was die Schutzſchrift anlangt, die
„man Ihnen für die Franzöſiſche Geiſtlichkeit in die
„Feder gegeben hat, ſo würde man mich leicht über-
„reden können, dieſe berühmte Geſellſchaft für weiſe
„zu halten; zum Unglück aber ſind Sie ſelbſt, den
„man dabey gebraucht, kein ſo großer Theologe,
„daß Sie die Lehre der letzten Sätze behaupten kön-
„nen: und ich, die es verdrießen ſollte, mehr Theo-
„logie zu verſtehen, als Sie, halte mich hierinne an
„das Urtheil des Pabſtes. Man wird mich auch
„ſehr ſchwer überzeugen können, daß Frankreichs
„jetziger Zuſtand ſo blühend ſey, als man ihn rühmt.
„Um die Leute hierüber eines beſſern zu belehren, ver-
„weiſe ich ſie auf die fünf großen Verpachtungen.
„Und was die Untrüglichkeit des Königs, Ihres
„Herrn, betrifft, ſo wird man mir vergönnen, ſie
„nicht zu glauben, weil Salomo, der nicht allein
„der weiſeſte unter den Königen, ſondern auch un-
„ter den Menſchen war, hundert Thorheiten began-
„gen hat. Bey dieſen Umſtänden glaube ich, es ſey
„gut, daß wir uns auf unſere Weisheit nicht ver-
„laſſen, unſere Schmeichler mögen uns davon ſagen,
„was ſie wollen: zumal da man in Frankreich ſo
„unverſchämt geweſen iſt, die Unfehlbarkeit des
„Pabſtes in Zweifel zu ziehen, die ich vor beſſer ge-

„grün-

Auftrag, zum Nachtheil ihrer Rechte, sollte gegeben haben. Dieser hatte ihn sogar angenommen, und sie entsetzte ihn deswegen sogleich von seiner Stelle.

Zu Rom gab Christinen alles, was Aufsehen verursachte, bis zum Cärimoniel einige Beschäftigung. Der Gesandte des Königs von Pohlen, der Herzog von Radzivil, war mit den Cardinälen in einen heftigen Streit gerathen: er verlangte den ersten Besuch von ihnen, und drohte sonst abzureisen, ohne sie zu besuchen. Die Königinn suchte ihn im Jahr 1680 durch ein langes und beredtes Schreiben zu bewegen, daß er hierinnen nachgeben möchte; ob sich gleich einige Cardinäle schon entschlossen hatten, das Verlangen des Herzogs, als eines Abgesandten vom ersten Range, zu erfüllen. Sie gebrauchte dabey Lobsprüche seiner übrigen Aufführung; die gütige Nachsicht des Pabstes gegen ihn, die er bey manchen Vorgängern desselben nicht würde angetroffen haben; die Hoffnung einer Geldhülfe, welche der Pabst dem Pohlnischen Reiche gemacht hatte; das Nichtige der Titel und Ehrenbezeigungen überhaupt, die von grossen Männern verachtet würden; die Ehrerbietung, welche er dem Pabste auch in Ansehung der Cardinäle schuldig sey, und vorzüglich den Ruhm, den sich der Gesandte selbst dadurch erwerben könnte. Man hätte erwarten sollen, daß Christina vielmehr für die Würde und Hoheit der Fürsten, als für das Ansehen des Päbstlichen Hofes besorgt gewesen wäre; allein sie war mit diesem zu genau verbunden, und setzte ihre Ehre zum Theil darinne, sich gegen niemanden, als gegen den Pabst, zu demüthigen, weil sie ihn nicht sowohl als einen Fürsten betrachtete, als von Seiten der Kirche und Religion, wo sie eine der größesten Unternehmungen ausgeführt zu haben glaubte.

Desto

„Sie nach einem Stillschweigen von drey Mona„ten schreiben lassen, diesen heilsamen Rath, daß „sie mich in Ruhe lassen: denn die Quelle, woraus „ich alles nehme, was die Leute betrüben kann, ist „unerschöpflich; sie mögen sich aber deswegen an Gott „halten, nicht an mich. „

Nicht nur der lebhafte, witzige, belustigende Ausdruck, in welchen Christina viele wahre und lehrreiche Gedanken zu kleiden pflegte, hat diesem Briefe eine Stelle hier verschaft; sondern hauptsächlich ihr unterscheidender Trieb, den man darinne erblickt, ihre Meinung desto muthiger, spöttischer, und fast möchte man sagen, desto trotziger zu behaupten, je mehr dieselbe von Leuten, gegen welche sie wenig Hochachtung hegte, oder sonst mißvergnügt war, angegriffen wurde. Es scheinet in der That, daß ihr der Französische Hof um diese Zeit etwas verächtlich begegnet sey: ihr großer Widerwille gegen denselben brach daher auf allen Seiten aus. Sogar das Gerüchte beunruhigte sie, daß der Herzog von Mantua im Begriff sey, an den Französischen Hof zu reisen; sie schrieb daher im Jahr 1686 an ihn, daß sie es zwar nicht glaubte; daß aber alle diejenigen, die für die Freyheit Italiens wachten, und an den Ruhm des Herzogs Antheil nähmen, diesen Schritt fürchteten, weil er dem allgemeinen Besten sehr nachtheilig seyn würde. Auf der andern Seite erfuhren die Cardinäle von der Französischen Parthey zu Rom ihre Reden mit dem größten Mißfallen. Sie änderte aber dieselben nicht; sondern beschloß vielmehr, weil ihr der Aufenthalt zu Rom durch diese Händel verdrießlich wurde, sich an einen andern Ort, vorzüglich nach Bremen, wenn ihr vorgeschlagener Tausch noch zu Stande kommen könnte, zu begeben.

„ unter andern, man werde nicht vergessen, daß die „ Krone, welche man besitzt, ein Geschenk aus bloßer „ Gnade sey, das nur dem König Carl Gustav und „ seinen rechtmäßigen Nachkommen von mir und von „ Schweden ertheilt worden ist. Das Reich willigte „ darein, und kann, im Fall daß der jetzige König „ sterben sollte, ohne gegen Gott und mich strafbar „ zu werden, keine andere Könige, noch Königinnen „ wählen, wenn nicht vorher meine Rechte in Sicher„ heit gesetzt sind. Erinnern Sie Schweden an seine „ Schuldigkeit, und überzeugen Sie es, daß ich, so „ lange ich lebe, sein Wohl und seine Glückseligkeit „ wünschen werde, und wenn man mir etwan wegen „ eines Zwischenreiches oder einer Minderjährigkeit „ folgen wollte, so würde man die Aufrichtigkeit mei„ ner Gesinnungen mit Nutzen erfahren. „ Zugleich erfuhr sie, daß man auch ihren Tod in Schweden ausgestreuet habe. Sie erkannte, daß ihn vielleicht manche wünschen möchten; setzte aber hinzu, daß sie wenigstens niemals vor Furcht oder Eigennutzen sterben werde, wie man in Schweden geurtheilt hätte.

Damals wurde der Kayser in einen der gefährlichsten Kriege mit den Türken verwickelt; sie belagerten Wien selbst im Jahr 1683, und Frankreich, das fast zu gleicher Zeit den vor kurzem geschlossenen Frieden gebrochen hatte, schien mit ihnen ein merkliches Verständniß zu unterhalten. Christina empfand die Gefahr, mit welcher Deutschland und das christliche Europa überhaupt dadurch bedrohet wurde, überaus lebhaft; aber ihre Freude kam auch der Entzückung nahe, als wider ihr und jedermanns Erwarten, in dem gedachten Jahre die Türken von Wien weggeschlagen wurden. An ihrem Vergnügen hatte auch der Unwillen gegen den König von Frankreich, der schon lange Europa mit fast unaufhörlichen Krie-

gen

ſie nicht von dem Römiſchen Stuhle gebilligt worden ſey. Unterdeſſen erſchien doch dieſes Werk erſt nach dem Tode ſeines Verfaſſers und der Königinn, im Jahr 1692 zu Kiel, voll Gelehrſamkeit und des mühſamſten Fleißes. Wenn man Chriſtinen bey mäßigen Einkünften einen ſo beträchtlichen Theil derſelben auf den Druck eines ſolchen Werks verwenden ſieht: ſo kann man ſich nicht enthalten, zu wünſchen, daß es den Fürſten bekannter werden möchte: es ſey eines der kräftigſten Mittel in ihren Händen, der Wahrheit, Gelehrſamkeit, Religion und Tugend aufzuhelfen, nemlich dieſes, daß ſie die gemeinnützigſten Schriften nach einer weiſen Wahl verfertigen, ſie freygebig drucken, und eben ſo großmüthig vertheilen laſſen.

Indem Chriſtina mit dieſem Werke und andern Schrifften beſchäftigt war, aber auch den Zuſtand von Europa immer aufmerkſam betrachtete, wurde im Jahr 1687 der große Streit über die Quartiersfreyheit der Geſandten zu Rom rege. Sie hatten es ſeit langer Zeit dahin gebracht, daß, außer ihren Bedienten, auch alle diejenigen, die von ihrer Nation waren, und öfters viele andere Perſonen, welche mit jenen in den nächſten Straßen an ihrem Palaſte wohnten, unter ihrem Schutze ſtanden, und von der Gerichtsbarkeit der Obrigkeit zu Rom befreyet waren. Innocenz der Eilfte wollte endlich dieſen ſchädlichen Mißbrauch, der vielen Verbrechern Zuflucht und Strafloſigkeit verſchaffte, aufheben. Die Fürſten ſeiner Kirche willigten darein; nur den König von Frankreich ausgenommen, der die Quartiersfreyheit ſeines Geſandten eine Zeitlang gewaltſam behauptete. Auch Chriſtina, die dieſes Rechtes, in Abſicht auf die ganze Gegend um ihren Palaſt, ſtets unangefochten genoſſen hatte,

begab

„denen man nicht zweifeln darf, daß sie ihre Mission „sehr nach ihrer Art ausrichten. Ich bedaure diejenigen, welche man ihrem Gutdünken überläßt: ich „beklage so viele zu Grunde gerichtete Familien, „so viele rechtschaffene Leute, die Bettler geworden „sind; und ich kann dasjenige, was jetzt in Frankreich vorgeht, nicht ohne Mitleiden ansehen. Ich „beklage diese Unglücklichen, daß sie im Irrthum gebohren sind: und so wie ich für die Herrschaft der „ganzen Welt nicht an ihren Irrthümern Antheil „nehmen wollte, so möchte ich auch nicht Ursache an „ihrem Unglücke seyn. Ich betrachte jetzt Frankreich als eine Kranke, der man Arm und Fuß ablöst, um sie von einem Uebel zu heilen, das ein wenig Geduld und Sanftmuth gänzlich geheilt haben „würden. Allein ich befürchte sehr, dieses Uebel „möchte sich verschlimmern, und endlich unheilbar „werden; es möchte dieses unter der Asche versteckte „Feuer dereinst stärker als jemals ausbrechen, und „die verlarvte Ketzerey möchte desto gefährlicher werden. Nichts ist löblicher, als der Vorsatz, die Ketzer und Unglaubigen zu bekehren; allein die Art, „wie man dieses anfängt, ist sehr neu: und da sich „unser Heyland dieses Mittels nicht bedienet hat, „um die Welt zu bekehren, so muß es wohl nicht das „beste seyn. Ich bewundere, aber begreife nicht „diesen Eifer und diese Staatsklugheit, die mir zu „hoch sind: und es freuet mich sogar, daß ich sie „nicht begreifen kann. Glauben Sie wohl, daß jetzt „die Zeit sey, die Hugonotten zu bekehren, und sie „in einem Jahrhunderte zu guten Catholiken zu „machen, in welchem man in Frankreich die Ehrerbietung und Unterwürfigkeit so sichtbar verletzt, „welche man der Römischen Kirche schuldig ist, die „der einzige und unumstößliche Grund unserer Re-

„und Ihren Herrn entehren, das heißt jetzt in Ihrem „Gerichte die Gerechtigkeit verwalten. Ich trage „viel Mitleiden mit Ihnen, und Sie werden mir „noch mehr erwecken, wenn Sie erst Cardinal seyn „werden. Unterdessen gebe ich Ihnen mein Wort, „daß diejenigen, welche Sie zum Tode verdammt ha„ben, wenn es Gott gefällt, noch eine Zeitlang le„ben werden: und wenn sie von ohngefähr eines an„dern, als des natürlichen Todes sterben sollten, so „sollen sie nicht allein sterben.„ Christina wollte hierauf ihrer ganzen Hofstatt den Abschied geben, damit man nicht sagen möchte, sie erregte einen Aufstand, oder rüstete sich wider den Pabst; alle aber, die in ihren Diensten waren, baten sie so eifrig, sie darinne zu behalten, daß sie es ihnen nicht versagen konnte. Unterdessen blieb sie standhaft dabey, das, was sie gethan hatte, zu behaupten: sie ließ sich auch durch die zwey von dem Schatzmeister verurtheilten Personen öffentlich begleiten, ohne daß jemand dieselben angegriffen hätte. Nach vielen Erklärungen von beyden Seiten, ließ sie dem Pabste folgenden Vergleich durch seinen Beichtvater vorschlagen: sie bäte ihn für sich und ihre Bedienten, die nichts ohne ihren ausdrücklichen Befehl gethan hätten, demüthig um Verzeihung, wenn er von ihnen jemals wäre beleidigt worden; ersuchte ihn aber Befehl zu geben, daß sie niemals wieder so sehr beschimpft würde, indem sie eher tausendmal sterben, als solches leiden wollte. Der Pabst bewilligte alles; nur begehrte er durchaus, daß ihre beyden Diener gestraft werden sollten: und sie hingegen schützte sie desto mehr. Sie und viele andere glaubten, alles dieses geschehe nur deswegen, um sie aus Rom zu entfernen; sie sagte aber vor jedermann, daß sie ihren Feinden dieses Vergnügen nicht machen werde. Daher gieng sie

von

von neuem, in Begleitung aller ihrer Hofbedienten, welche wohl bewaffnet waren, in die Kirche, und da ihr der Pabst ein Geschenk von seltnem Obste schickte, sagte sie: „Ich denke nicht, daß er mich durch sein „Geschenk einzuschläfern hofft; nein, nein, ich will „gewiß auf meiner Hut seyn.„ Der Unwille des Pabstes gegen sie stieg immer höher; er begnügte sich aber daran, zu sagen: è Donna, es ist ein Frauenzimmer: ein Wort, das Christinen, in diesem verächtlichem Ton ausgesprochen, so sehr als die schlimmsten Schmähworte ärgerte. Endlich nahm ihr der Pabst, um sie zu demüthigen oder zur Unterwerfung zu nöthigen, das Jahrgeld von zwölftausend Thalern, das sie so lange von der Päbstlichen Kammer genossen hatte.

Hierinne aber betrog sich Innocenz: denn Christina bediente sich eben dieses Mittels, sich über ihn selbst zu erheben. Sie schickte dem Cardinal Azzolini, der ihr diese Nachricht gegeben hatte, folgende Antwort: „Ich kann Ihnen versichern, daß „Sie mir die angenehmste Nachricht von der Welt „ertheilet haben; und ich beschwöre Sie bey der Liebe „zu sich selbst, mir diese Gerechtigkeit wiederfahren „zu lassen. Gott, welcher das Innerste meines Herzens kennt, weiß, daß ich nicht lüge. Die zwölf„tausend Thaler, die mir der Pabst gab, waren der „einzige Schandfleck meines Lebens, und ich nahm „ihn von der Hand Gottes als die größte Beschim„pfung an, durch welche er meinen Stolz demüthi„gen konnte. Ich sehe wohl, daß ich bey ihm zu „Gnaden gelangt bin, da er mir die sonderbare Gna„de erzeigt, mir dieselben auf eine so rühmliche Art „zu entziehen. Gott hat mich bey dieser Gelegenheit „für das Wenige belohnt, was ich nach seiner Ein„gebung für ihn gethan habe. Ich entsage in dieser „Welt

„Welt jeder andern Belohnung. Dieſe Gnade, welche „er mir erwieſen hat, iſt tauſend Königreiche werth: „und ich bitte ihn, mich vor der Eitelkeit zu bewah„ren, von der ich bey einer ſo ſchönen Veranlaſſung „verſucht werde. Nur dieſes einzige bedaure ich, daß „man mir nicht monatlich hundert tauſend Thaler „hat entziehen können, die für den Kayſer eine des „Pabſtes würdige Hülfe ſeyn würden: ich hätte als„denn ein größeres Verdienſt, um mich zu freuen. „Allein der Pabſt entzieht mir nichts; er nimmt es „nur vielen Leuten, die es mehr bedürfen, als ich. Ich „bitte Sie, dem Pabſte und dem Cardinal Cibo in „meinem Namen für die Gnade zu danken, daß ſie „mich dieſer Verbindlichkeit entledigt haben. Ich „hätte in dieſem Augenblicke gewünſcht, daß die „ganze Welt in meinem Herzen die Freude ſehen „möchte, mit der es mich erfüllt hat; allein Gott „weiß es, und dieſes iſt genug. Bitten Sie ihn „für mich, daß er mich vor der Eitelkeit verwahre, „die aus den Geſinnungen entſtehen, welche er mir „eingiebt. Ich getraue mir zu ſagen, daß ſie ſeiner „würdig ſind, und daß er mir heute eine der ausneh„mendeſten Gnadenbezeigungen erwieſen hat, mit „denen er mein Leben überhäuft hat.„ Noch über dieſes ließ ſie dem Pabſte durch den Cardinal Cibo für dieſe Gnade Dank abſtatten, die ſie zu erheben nicht Worte genug finden konnte.

Ohne auf die andächtigen Geſinnungen zu ſehen, die ſie vielleicht bey dieſer Gelegenheit ſtärker abgeſchildert als empfunden hat, iſt es ſchon begreiflich genug, wie ſehr ihrem edlen Stolze die Verbindlichkeit, wegen eines mäßigen Jahrgeldes, von einem Fürſten, wie der Pabſt war, zur Laſt gefallen ſeyn müſſe. Sie ſchien um dieſe Zeit, gegen die Mitte des Jahrs 1687 einen gleich ſtarken Widerwillen gegen

Frank-

Frankreich und den Pabſt zu hegen. Zwar wünſchte ſie ungemein in einem Briefe, daß Frankreich irgend einen empfindlichen Verdruß leiden möchte; „aber noch mehr, und ſo ſehr als meine Selig„keit, ſagte ſie, wünſche ich noch vor meinem Tode „einen großen und würdigen Pabſt auf dem Römi„ſchen Throne zu ſehen, und mein Vertrauen zu Gott „iſt ſo groß, daß ich hoffe, er werde mir dieſe Gna„de erzeigen. Es iſt ſeiner Ehre daran gelegen, und „ich glaube nicht, daß er ſeine Kirche in ihrer jetzi„gen Verwüſtung verlaſſen werde.„ Doch mit Frankreich wurde ihre alte Freundſchaft eben durch dieſe Händel mit dem Pabſte, plötzlich wieder hergeſtellt. **Ludwig der Vierzehnte** behauptete die Quartiersfreyheit ſeines Geſandten mit ſo vieler Heftigkeit, daß er gegen das Ende des Jahrs 1687 den **Marquis von Lavardin** mit einigen hundert Kriegsbedienten und Soldaten nach Rom ſchickte, um dem Pabſte Trotz zu bieten. Dieſer Geſandte war gegen **Chriſtinen** im Namen ſeines Hofs ſehr zuvorkommend an höflichen Anträgen; ſie vereinigte ſich daher mit demſelben gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind: und nur eine ſolche Abſicht konnte vermuthlich einen ſo eingewurzelten Widerwillen ausrotten. Die Königinn erbot ſich auch zu einem Vergleiche mit dem Pabſte, wenn er ohne Nachtheil ihrer Ehre geſchloſſen werden könnte; aber dieſer gab niemals im geringſten nach, und beyde ſind unter dieſen Umſtänden geſtorben. Sie verlangte ſogar ihre völlige Quartiersfreyheit wieder, weil der Spaniſche Geſandte, da er die Standhaftigkeit des Franzöſiſchen Hofs ſah, eben dieſes begehrt hatte, und ſie ſchrieb im Jahr 1688 an ihren Statthalter: „Ich „bin hier, wie ehemals **Cäſar**, in den Händen der „Seeräuber: nach ſeinem Beyſpiele drohe ich ihnen,

„und ſie fürchten mich mehr, als Sie ſich es einbil„den können.„

Noch vollkommener ſieht man ihre damalige Denkungsart aus einem Briefe vom Jahre 1687 an die berühmte Scüdery, die ſich durch einen zu ihrer Zeit glänzenden Witz längſt Chriſtinens Hochachtung erworben hatte. „Sie müſſen wiſſen, ſchreibt „ſie an dieſelbe, daß ich, ſeitdem Sie mich geſehen „haben, gar nicht ſchöner geworden bin. Ich habe „alle meine guten und ſchlimmen Eigenſchaften ſo „völlig und lebhaft beybehalten, als ſie jemals gewe„ſen ſind. Ohngeachtet der Schmeicheley bin ich „noch immer mit meiner Perſon eben ſo unzufrieden, „als ſonſt. Ich beneide niemanden um Glück, weit„läuftige Staaten und Schätze; aber ich möchte mich „gerne durch Verdienſt und Tugend über alle Sterb„liche erheben: und dieſes macht mich mißvergnügt „über mich ſelbſt. Meine Geſundheit iſt übrigens „vollkommen, und wird ſo lange dauern, als es Gott „gefällt. Ich habe von Natur eine ſehr ſtarke Ab„neigung gegen das Alter, und ich weiß nicht, wie „ich mich an daſſelbe werde gewöhnen können. Hätte „man mir die Wahl zwiſchen demſelben und dem „Tode gelaſſen, ſo glaube ich, daß ich ohne Beden„ken den letztern würde gewählt haben. Doch da „man uns darüber nicht zu Rathe zieht, ſo habe ich „mich daran gewöhnt, vergnügt zu leben. Daher „beunruhigt mich auch der Tod nicht, der ſich nähert, „und ſeinen Augenblick niemals verfehlt. Ich er„warte ihn, ohne ihn zu begehren, und ohne ihn zu „fürchten.„ Nach einigen Lobſprüchen, welche ſie dieſem Frauenzimmer giebt, ſetzt ſie hinzu: „Wie ha„ben Sie, die Sie ſo gut ſchreiben, den Prinzen „von Conde ſterben laſſen können, ohne etwas in „Verſen oder in Proſe auf ihn zu verfertigen? Was

„vor

„vor ein Verlust für Frankreich! — — Ich wenig„stens habe ihn so sehr bedauert, als jemand von „den seinigen, und ich verurtheile Sie dazu, etwas „aufzusetzen, das eines Helden von einem so ausneh„menden und außerordentlichen Verdienste würdig „sey. Mir däucht, es sey eines der größten Ver„gnügen des Lebens, dasjenige gut zu loben, was „gelobt zu werden verdienet.„ Aber auch eines der schwerstrn, könnte man hinzusetzen, wenn dieses Lob öffentlich erscheinen soll.

Im Jahr 1688 schickte Christina den jungen Marquis del Monte nach Schweden, weil sie sich immer noch über die üble Verwaltung mancher Einnehmer und anderer Bedienten in ihren Ländereyen, auch über die Eingriffe der Krone in ihre Rechte, beklagte. Zugleich ließ sie es durch ihn noch einmal versuchen, ob sie nicht gegen das ihr angewiesene Gebiet den unumschränkten Besitz von Bremen erhalten könnte. Sie hatte ihn, eben nicht nach seiner Neigung, mit der reichen und tugendhaften Tochter des Monaldeschi, der auf ihren Befehl hingerichtet worden war, verheyrathet. Da er in Schweden war, starb sein Vater zu Rom: und die Königinn, die ihn ungemein bedauerte, tröstete den Sohn unter vielen Lobsprüchen des Vaters. Sie ließ bey dieser Gelegenheit viele Andacht blicken, und schrieb unter andern an den jungen Marquis: „Es ist mir „leid, daß Sie ohne Messe sind; aber man findet „Gott überall, und er allein ist zu allem hinlänglich: „jedes andere, so gut es auch seyn mag, ist ohne „ihn nichts. Erinnern Sie sich, daß wir alle wie „Schatten verschwinden werden.„ Uebrigens suchte sie diesen Marquis zu einem eben so geübten Staatsbedienten zu machen, als sein Vater gewesen war, und hatte die größte Hoffnung, daß es es wer-

den würde. Ohngeachtet der Fehler, die ſie an ihm beſtrafte, vertrauete ſie ihm ſchon faſt alles. Sie befohl ihm, ihr höchſtes Recht an die Schwediſche Krone zu behaupten; verſicherte, daß ſie wohl dereinſt den König von Schweden wegen ſeiner Undankbarkeit und Ungerechtigkeit gegen ſie zur Reue bringen dürfte; und geſtand, daß ſie immer gerne fortlaufende Händel mit Schweden haben möchte: vermuthlich, um das Andenken ihrer Rechte in dieſem Reiche immer zu erneuern, und um ſich für das Betragen zu rächen, über welches ſie ſich beſchwerte. Gleichwohl liebte ſie ihr Vaterland, und bezeigte eben dieſem Marquis, daß ſie demſelben tauſend Leben aufopfern, auch zu aller Zeit, wenn es nöthig ſeyn würde, dahin reiſen wollte; obgleich der bloße Gedanke, Rom zu verlaſſen, ihr das Herz durchdringe.

Rom war es jedoch allein, keineswegs der Pabſt und ſein Hof, die ihr dieſen Aufenthalt ſo angenehm machten. Sie meldete ihrem Geſandten: „Der „Pabſt iſt verhaßter, als irgend jemand, und was „noch ſchlimmer iſt, er wird auch von jedermann ver„achtet.„ In einem andern Briefe verſicherte ſie, daß ſie nur noch ein Ueberreſt von Ehrerbietung gegen den heiligen Stuhl gehindert habe, ſich zu rächen; daß ſie aber eben dieſe Ehrerbietung zu ſolchen Entſchließungen bringen dürfte, über welche die Nachwelt erſtaunen würde. Wenn man dem Biſchof Burnet, der im Jahr 1687 zu Rom war, glauben darf, ſo machte ſich Chriſtina mit aller Freyheit über die Päbſte luſtig. „Die Kirche, ſagte ſie zu „ihm, muß wohl von dem heiligen Geiſte regiert wer„den. Denn ich habe, ſeitdem ich zu Rom bin, vier „Päbſte geſehen, und ich ſchwöre, daß keiner von „dieſen vieren den geſunden Menſchenverſtand gehabt

„hat.

„hat. Ich bin Zeuginn, daß ſie recht im buchſtäb„lichen Verſtande die erſten und die letzten unter den „Menſchen geweſen ſind.„ Es iſt wohl gewiß, daß Innocenz der Eilfte kein ſo ſehr verächtlicher Pabſt war; allein er hatte Chriſtinen beleidigt, und bey aller tugendhaften Strenge ſahe man ihn doch nur für einen ungelehrten und ſtörriſchen Geiſtlichen an. Chriſtina ſpottete ſeiner und ſeiner Regierung noch in andern Briefen; allein ſie ſetzte hinzu: „Rom „iſt der einzige Phönix, welcher immer ſchöner und „größer, als er vorher war, aus ſeiner Aſche her„vorſteigt, und Sie werden dieſe Vorherſagung er„füllt ſehen.„ Allerdings hat ſich das geiſtliche Rom bis auf die neueſten Zeiten mehrmals, wenn es ſeiner Unterdrückung nahe zu ſeyn ſchien, durch Mittel, die ihm allein eigen ſind, ſo glücklich gerettet, daß es beynahe nichts von ſeinem äußern Schimmer verloren hat; aber an innerer Stärke hat es deſto mehr eingebüßt, und ſeine gänzliche Entkräftung iſt wohl, ohngeachtet dieſer Vorherſagung, nicht mehr weit entfernt.

Ueberhaupt war Chriſtina in dieſer ſcharfſichtigen Kunſt, mit großer Wahrſcheinlichkeit Blicke in die Zukunft zu werfen, ſehr weit gekommen. Sie beurtheilte oft die Veränderungen und den Ausgang der Kriege, das Verhalten der Fürſten und anderer großen Männer ſo richtig, daß diejenigen darüber erſtaunten, welche nicht wußten, wie leicht es einer ſehr geübten Staatsklugheit ſey, tief in die Ferne zu ſehen. So ſagte ſie es mehr als drey Jahre voraus, daß Jacob der Zweyte, König von England, ſeine Krone verlieren würde: und im Jahr 1688, da dieſe große Staatsveränderung ihren Anfang nahm, behauptete ſie ſogleich, daß der Prinz Wilhelm von Oranien allein und beſtändig König von England

bleiben würde; daß England und Holland nunmehro vereinigt, gar bald ganz Europa zittern machen, und demſelben auf dem feſten Lande und zur See hatte Geſetze vorſchreiben würden. Der Charakter und die ganze Aufführung dieſer beyden Fürſten zeigten ihr alle daraus zu erwartende Folgen; zumal wenn jene mit dem Zuſtande der Europäiſchen Länder in Vergleichung gebracht wurden. Daher ſagte ſie von Jacob dem Zweyten: „Die Verfolgung der Hugo„notten in Frankreich iſt der unglücklichſte Streich „für dieſen armen Fürſten geweſen, der zu abergläu„biſch für die Religion eifernd, zu arm an Staats„klugheit war, und ſich dadurch zu Grunde gerichtet „hat, weil er ſich durch das verwünſchte Geſchlecht „der Jeſuiten und Mönche regieren ließ, welche alle„mal alles verderben, worein ſie ſich mengen.„ An den Prinzen von Oranien hingegen ſchrieb ſie ſchon im Anfange des Jahres 1689, um ihn zur Gnade gegen den Grafen d'Adda, (welches vermuthlich der päbſtliche Nuncius in England war,) und gegen die Römiſchcatholiſchen in dieſem Reiche, zu bewegen: ſie verſicherte ihn bey dieſer Gelegenheit ihrer Hochachtung und Bewunderung.

Ohngeachtet ihrer ungemeinen Liebe gegen Rom, welche ſie daſelbſt zurückhielt, machten ſie doch ihre Händel mit dem Pabſte in dieſen Jahren geneigter, ſeine Hauptſtadt zu verlaſſen. Dazu kamen auch die Abſichten ihres Stadthalters Olivekranz. Dieſer ſahe es ungerne, daß der Cardinal Azzolini, wie es völlig zu vermuthen war, ihr Erbe ſeyn ſollte: er hoffte deſto größere Vortheile, wenn der Kurfürſt von Brandenburg, welcher Geſchwiſterkind mit Chriſtinen war, dieſe reiche Verlaſſenſchaft erhalten könnte; daher gab er demſelben eine nähere Veranlaſſung, ſich darum zu bewerben. Der Kurfürſt Friedrich

rich Wilhelm schickte gegen das Ende des Jahrs 1687 seinen Kammerherrn, den Baron Dobrzinski unter dem Vorwande einer Lustreise nach Rom, der ihr prächtige Geschenke und zugleich die Versicherung brachte, der Kurfürst nehme so viel Antheil an dem Mißvergnügen, welches sie zu Rom ausstünde, daß sie allemal in seinen Staaten eine sichere und angenehme Zuflucht finden könnte. Christinen gefiel dieses Anerbieten: sie machte es auch öffentlich bekannt, damit man sehen möchte, daß es ihr nicht an Freunden fehle. Sie bat sogar den Kurfürsten, ihr hundert Officiers zu ihrer Sicherheit zu schicken; doch stand sie von diesem Verlangen wieder ab, nachdem sie sich mit dem Französischen Gesandten verglichen hatte, der ein so starkes gewaffnetes Gefolge auch zu ihrer Bedeckung hatte. Die Unterhandlung selbst zwischen ihr und dem Kurfürsten nahm einen glücklichen Lauf. Dobrzinski brachte den alten Marquis del Monte, der ein heftiger Feind des Cardinals Azzolini war, auf seine Seite. Die Königinn war auch schon mehr als einmal im Begriff, sich gänzlich zu entschließen; allein sie änderte sich, wenn sie weniger erbittert gegen den Pabst war, und es wurde ihr von neuem schwer, Rom zu verlassen. Als der Kurfürst im Jahre 1688 gestorben war, ließ Christina seinem Sohne den Vorschlag thun, ihr den unumschränkten Besitz des Herzogthums Cleve zu überlassen: weil ihre Ehre, wie sie sagte, ihr nicht erlaubte, an einem Orte zu leben, der nicht ganz von ihren Befehlen abhienge, außer zu Rom. Der Kurfürst Friedrich der Dritte entschuldigte sich zwar, daß er ihr die uneingeschränkte Herrschaft dieses Landes nicht zugestehen könnte; dagegen aber erbot er sich, daß sie nebst ihrem Hofe vollkommen unabhängig leben, eine Leibwache von zweyhundert

Mann haben, und ein Jahrgeld von funfzehn tausend Thalern genießen sollte. Damit schien die Königinn nicht unzufrieden zu seyn; doch der Tod des Marquis del Monte unterbrach und schwächte zugleich diese Unterhandlung. Sie würde abermals lebhaft geworden seyn, wenn Christina ihren Vorsatz nach Deutschland zu reisen ausgeführt hätte; oder wenn Olivekranz, der schon auf dem Wege nach Rom war, vor ihrem Tode daselbst angelangt wäre.

Unterdessen hatte sich Christina seit dem Jahr 1687 bemüht, einen gewissen Franzosen, von Bremond, der sich lange in den vereinigten Niederlanden aufgehalten hatte, und zu einer beständigen Verbannung aus seinem Vaterlande genöthigt war, zu ihrem Residenten im Haag zu bestellen, auch zugleich eine Catholische Capelle daselbst in seiner Wohnung aufzurichten. Allein die Generalstaaten weigerten sich, ihn in dieser Würde zu erkennen, weil er ihnen, zumal bey dem mit Frankreich im Jahr 1688 ausbrechendem Kriege, verdächtig war. Christina nahm zwar diesen Entschluß nicht sehr übel auf, weil sie die Behutsamkeit der Regierung zu einer solchen Zeit nicht tadeln konnte; dennoch aber wollte sie derselben zu verstehen geben, daß sie auch wider ihren Willen ein Mittel hätte finden können, ihre Absicht zu erreichen. „Ich erkenne meinen Fehler, schrieb „sie im Anfange des Jahrs 1689 an die Generalstaaten, daß ich diesen Entschluß zu einer Zeit gefaßt habe, da der Ruhm und das Glück meinen „Vetter, den Herrn Prinzen von Oranien, von ihnen entfernet haben: sein Ansehen würde mir „vielleicht diese Gefälligkeit von Ihnen verschafft „haben.„

Gleich darauf bekam sie die erste Ankündigung ihres nahen Todes durch eine gefährliche Krankheit.

Sie

Sie überſtand zwar dieſelbe zur allgemeinen Freude von Rom, wo ſie ſehr beliebt war; beſonders auch wegen ihres großen Aufwandes, der ohngefähr vierhundert Perſonen ernährte. Aber in kurzem traf ſie ein härterer Rückfall. Sie bereitete ſich ſogleich unerſchrocken zu ihrem Ende, ließ den Pabſt wegen der empfindlichen Ausdrücke, die ſie gegen ihn gebraucht haben mochte, um Verzeihung bitten, erhielt ſeine feyerliche Vergebung, und unterzeichnete noch ihr Teſtament, das ihr der Cardinal Azzolini darreichte, an welchem er auch zu ſeinem Vortheile gearbeitet hatte. So ſtarb ſie unter dem Zureden eines Carmelitermönchs, auf eine heitere und ſanfte Art, am 19 April des Jahrs 1689.

In ihrem Teſtamente verordnete ſie zwar, daß ſie ohne alles Gepränge begraben werden, und daß man auf ihr Grab nur folgende Aufſchrift ſetzen ſollte: D. O. M. Vixit Chriſtina Annos LXIII. „Chriſtina hat 63 Jahr gelebt.„ Allein der Pabſt ließ ihr gleichwohl ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Zween ſeiner Nachfolger aber, Innocenz der Zwölfte und Clemens der Eilfte, ließen ihr in der Peterskirche, wo ſie begraben wurde, ein koſtbares Grabmahl, mit ihrem Bruſtbilde und einer Aufſchrift zu ihrer Ehre, errichten. Sie hatte außerdem befohlen, daß man nach ihrem Tode für die Ruhe ihrer Seele zwanzig tauſend Meſſen, und nach einer unaufhörlich dauernden Stiftung täglich drey derſelben in der Peterskirche leſen ſollte. Vermuthlich hatte die Begierde, für eine eifrige Römiſchcatholiſche angeſehen zu werden, an dieſem Befehle ſo vielen Antheil, als die Andacht: es wird ihm auch an der Erfüllung nicht gefehlt haben, da die Geiſtlichkeit dafür bezahlt worden iſt.

Den Cardinal Azzolini ernannte ſie wegen ſeiner treuen und langen Dienſte zu ihrem Haupterben. Sie dachte in ihrem Teſtamente nicht einmal an den König von Schweden und an dieſes Reich, das darinne vor allen hätte genannt werden ſollen: ihr Mißvergnügen über beyde begleitete ſie auch ins Grab. Dem Kurfürſten von Brandenburg vermachte ſie nur ein ſchönes Gemählde, das er nicht annahm: und er ſowohl als der König von Schweden ſuchten vergebens ihre Anſprüche auf Chriſtinens Verlaſſenſchaft zu behaupten. Azzolini ſtarb zween Monate nach ihr: darauf fiel dieſe Erbſchaft, deren Werth gegen eine halbe Million Thlr. betrug, an ſeinen Neffen; der jedoch, wegen der großen Vermächtniſſe, die er auszuzahlen ſchuldig war, und wegen anderer Urſachen, weit weniger davon am Ende beſaß. Die vortreffliche Bibliothek der Königinn kaufte der gleich folgende Pabſt Alexander der Achte: neunhundert Handſchriften aus derſelben kamen in die Vaticaniſche Bücherſammlung; das übrige blieb in der Familie des Pabſtes Ottoboni, in deren Palaſte zu Rom man noch ſieben tauſend Bände von derſelben ſieht. Ihre Sammlung von Münzen, Bildſäulen, Gemählden und geſchnittenen Steinen war unſchätzbar: der größte und ſeltenſte Theil davon kam aus dem Alterthum; in den Gemählden aber bewunderte man die Kunſt eines Raphael, Correggio, Paolo Veroneſe und anderer großen Meiſter, ſo wie an einigen Bildſäulen den Ritter Bernini. Alle dieſe Schätze kaufte ein Neffe Innocenz des Eilften, aus dem Hauſe Odeſcalchi, ſehr unter ihrem Werthe, für 153000 Thaler. Der Herzog Philipp von Orleans, Regent von Frankreich, bezahlte im Jahr 1722 nur für 250 dieſer Gemählde 90000 Römiſche Thaler, und ließ ſie in den Königlichen Palaſt

nach Paris bringen. Auch in andere Gegenden wurden manche Stücke dieſer großen Sammlung zerſtreuet. Man kan ſich von derſelben einigen Begriff aus zwey Werken machen. Das eine enthält einen großen Theil der alten Münzen, welche Chriſtinen gehörten, und iſt mit der Aufſchrift, Numophylacium Reginae Chriſtinae, von Havercampen im Jahr 1742 im Haag in einem Foliobande herausgegeben worden. In dem andern, das den Titel Muſeum Odescalcum, (Rom 1747 zwey Bände in fol.) führt, ſind viele ihrer auserleſenſten geſchnittenen Steine abgebildet.

Chriſtina, welche die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte ſo ſehr liebte und kannte, hat auch Schriften hinterlaſſen, die ihrer würdig ſind: obgleich nicht in der Abſicht, daß ſie gedruckt werden ſollten. Eine darunter heißt eine Arbeit ihrer müßigen Stunden, und beſteht aus einer Reihe von faſt zwölfhundert vermiſchten Gedanken, Betrachtungen und Sentenzen. Man kann ſie zwar nicht durchgehends mit den Maximen des Rochefoucauld vergleichen: denn viele derſelben ſind zu gemein und zu bekannt, außerdem auch zu nachläßig als die erſten Einfälle, nur für ſich hingeworfen. Aber eine große Anzahl davon iſt doch ein Denkmal ihrer Scharfſinnigkeit, und ein fruchtbares Feld zum Nachdenken. Man wird vielleicht einige dieſer kurz und bündig ausgedrückten Gedanken nicht ungerne leſen. „Die kleinſten Staaten, „ſagt Chriſtina, begreifen genug in ſich, um die Fä„higkeit der größten Männer zu beſchäftigen. — „Die Kunſt, ſich zu rächen, iſt wenig bekannt. — „Die Verachtung rächt ein großes Herz am edel„ſten. — Sich durch die Beſchützung der Unter„drückten rächen, iſt eine edle und rühmliche Rache. — „Es iſt eine Art von Vergnügen, die Undankbarkeit

auszu-

„ auszuſtehen; aber dieſes Vergnügen können nur „ große Seelen empfinden. — Wer die ſeltne Kunſt „ beſitzt, die Menſchen durchzuſchauen, iſt fähig, zu „ regieren. — Die Menſchen lieben ihre Fehler faſt „ eben ſo ſehr, als ihre guten Eigenſchaften. — Die „ Menſchen werden niemals anders, als durch ſich „ ſelbſt betrogen. — Alles, was man will, muß man „ ſtark wollen. — Man altert mehr durch Trägheit, „ als durch zunehmende Jahre. — Diejenigen, wel„ che für Freunde der ganzen Welt angeſehen ſeyn „ wollen, ſind es von niemanden. — Die Ruhe iſt die „ größte von allen Angelegenheiten. — Einen Feind „ verlieren, iſt ein weit größerer Verluſt, als man „ glaubt. — Man muß niemals mit ſich ſelbſt zufrie„ den ſeyn, ſo ſehr auch andere mit uns zufrieden zu „ ſeyn ſcheinen. — Große Seelen ſind des Unwillens, „ aber nicht des Haſſes fähig. — Man iſt immer „ ſo glücklich und ſo unglücklich, als man es zu ſeyn „ glaubt. „ Dieſer letzte Satz iſt gerade das Gegentheil von einem andern, den **Rochefoucauld** vorgetragen hat, und der richtiger zu ſeyn ſcheinet. Ueberhaupt aber ſind unter dieſen Betrachtungen der Königinn, welche ſie im Jahr 1680 niederſchrieb, viele mehr witzige als wahre; oder gewinnen wenigſtens durch ihre Wendungen und durch zugeſpitzte Gegenſätze, eine fremde, unnatürliche Geſtalt. Nichts ſteht darunter gezwungener, als gewiſſe Ausbrüche des Eifers für den Pabſt und ſeine Kirche; und wenn **Chriſtina** fragt: **Wie kann man ein Chriſt ſeyn, ohne ein Catholik zu ſeyn?** ſo läuft dieſes ohngefähr auf die verwundernde Frage der Pariſer hinaus: **Wie iſt es möglich, daß man ein Perſianer ſeyn kann?**

Ein anderer von Chriſtinens Aufſätzen enthält **Betrachtungen über das Leben und die Tha-**

ten

ten Alexanders des Großen. Sie ſtellt dieſen König als das Muſter aller Fürſten vor, mit dem kein anderer verglichen werden könnte. Er war im eigentlichen Verſtande ihr Held: und bey ihrer ungemeinen Neigung zu außerordentlichen bewundernswürdigen Thaten, konnte es auch nicht leicht ein anderer werden. Man muß geſtehen, daß ſie ſeine groſſen Eigenſchaften und Tugenden ſehr wohl gekannt, und eben ſo geſchickt zu preiſen gewußt habe. Seine nicht geringern Fehler verſchweigt ſie zwar keinesweges; allein ſie verringert und entſchuldiget dieſelben bisweilen mit einer zu partheyiſchen Kunſt: wie unter andern die Ermordung des Clitus; und einen der größten darunter, ſeine wilde Eroberungsſucht, die von einer unerſättlichen, übelverſtandenen Ruhmbegierde genährt wurde, dieſen vergißt ſie ganz und gar. Nach Alexandern war niemand größer in Chriſtinens Augen, als Julius Cäſar. Daher kommen ihre Betrachtungen über das Leben und die Handlungen des Cäſar, die, wie alle ihre Schriften, Franzöſiſch abgefaßt, aber lange nicht vollendet ſind. Ihre Abſicht war darinne hauptſächlich, dieſen großen Mann gegen den faſt allgemeinen Vorwurf zu vertheidigen, daß er undankbar und grauſam ſein freyes Vaterland ſich unterwürfig gemacht habe. Schwerlich läßt ſich dieſe That des Cäſar rechtfertigen; wenn man gleich viel zu ſeiner Entſchuldigung, und wider Rom ſelbſt beſonders dieſes ſagen kann, daß es damals verdient und gleichſam darnach getrachtet habe, ſeine Freyheit zu verlieren. Chriſtina iſt nicht ſo weit in dieſen Betrachtungen gekommen, um ſich darüber zu erklären; vermuthlich aber würde ſie, außer der gedachten Anmerkung, auch auf die großen Vortheile gedrungen haben, die Rom zu Cäſars Zeit von der höchſten

und

und beſtändigen Gewalt eines einzigen ſolchen Mannes erwarten konnte. Dieſe Betrachtungen ſind übrigens noch nachläßiger geſchrieben, als die erſtern über den Macedoniſchen Helden; ſie ſind auch wegen ihrer Unvollſtändigkeit weniger leſenswürdig. Das ſeltſamſte Urtheil, das man darinnen findet, enthält die folgende Stelle: „Man war noch nicht darauf „gefallen, die Ehre der Menſchen in diejenigen Theile „des Leibes zu ſetzen, wo die weiſe Natur der Schaam „ihre Wohnung angewieſen hat, und man war noch „nicht ſo gewiſſenhaft; vielmehr war es damals „menſchliche Weisheit, ſeinen Begierden nichts zu „verſagen. Ich verzeihe es daher dem Cäſar, daß „er nicht keuſch geweſen iſt, weil er das Gelübde der „Keuſchheit nicht gethan hatte.„ Solche Einfälle können wohl zu tauſenden durch den Kopf gehen, oder höchſtens zur Beluſtigung einer Geſellſchaft dienen; aber ſie aufzuſchreiben, iſt für ſie eine zu große Ehre.

Unter der Aufſchrift; Geſinnungen und merkwürdige Reden der Königinn Chriſtina, lieſet man abermals ohngefähr fünfhundert einzeln ausgedrückte Gedanken, die mit den oben beſchriebenen von ähnlichem Werthe, zum Theil auch von einerley Inhalte, ſelbſt bis auf die Worte, ſind. Es iſt das letzte Werk der Königinn: vieles iſt in demſelben freymüthig, neu und mit großer Einſicht geſagt; allein faſt eben ſo vieles kann man nur dazu gebrauchen, ſeine Beurtheilungskraft daran zu üben. Eine kurze Reihe von Beyſpielen wird dieſes beweiſen. „Jeder „Menſch, der den Tod fürchtet, iſt, nach Chriſtinens Meinung, keiner großen That fähig. — Die „Verzweiflung iſt die Würkung der Eitelkeit und der „Schwachheit. — Man bereuet es niemals, Beleidigungen vergeben zu haben; aber faſt immer bereuet man es, ſie beſtraft zu haben, ſo gerecht auch

„dieſe

„dieſe Beſtrafung ſeyn mag. — Der Tod des Cäſar „war Roms größtes Unglück. Die Freygebigkeit „würde die ſchönſte von allen Tugenden ſeyn, wenn „ſie ſich nicht ſelbſt zu Grunde richtete. — Um in die„ſer und in jener Welt glückſelig zu ſeyn, muß man „alles zu entbehren wiſſen, was nicht Gott iſt. — „Das Spiel iſt unter allen Arten die Zeit zu verlie„ren, die unſchuldigſte. — Das Geſchlecht des „Frauenzimmers verurſacht viele Verlegenheit, und „iſt ein ſehr großes Hinderniß der Tugend und des „Verdienſtes; dieſer Fehler der Natur iſt der größte, „den man haben kann; er iſt faſt unverbeſſerlich, und „wenige Perſonen haben ſich mit Ehren aus dieſer „Verlegenheit gezogen. — Das Frauenzimmer ver„heyrathet ſich nur, um ſich in Freyheit zu ſetzen, und „will lieber einen alten Mann, als gar keinen ha„ben. — Es gehört mehr Muth dazu, ſich den Un„glücksfällen der Ehe auszuſetzen, als denen, die „im Kriege bevorſtehen. — Man muß gut bezahlen, „gut belohnen, und gut züchtigen: dieſes iſt das Mit„tel, ſich überall Gehorſam zu verſchaffen. — Wenn „man ſelbſt keinen Krieg zu führen hat, ſo muß man „die Jugend und die Soldaten denſelben überall auf„ſuchen laſſen. — Man muß ſich der Gelehrten als „lebendiger Bücherſammlungen zu bedienen wiſſen, „ſie hochſchätzen, freygebig gegen ſie ſeyn, ſie gebrau„chen, und ſie über das, was ſie wiſſen, zu Rathe zie„hen; man muß aber wiſſen, daß ſie außer dieſem „allen ordentlich ſehr armſelige Leute ſind, wenn ſie „in der Welt und zu Geſchäften genützt werden ſol„len. — Die Vorſchrift, Menſch, kenne dich „ſelbſt! iſt nicht die Quelle der Weisheit; ſondern „vielmehr unſers Elendes. — Der größte Nutzen, „den man aus dem Studieren und aus den Wiſſen„ſchaften ziehen kann, iſt dieſer, daß man ſich in

„den

„den Stand ſetzt, nichts zu bewundern, und über „nichts zu erſtaunen. — Alle jene eingebildete Be„griffe von Vaterland, Freyheit, Ruhm, Glück und „Ehrgeiz, welche ſo viele groſſe Männer zu ſo ſchönen „und groſſen Thaten gebracht haben, ſind würklich „nichts als Träume wachender Menſchen.„ —— So viele von dieſen Gedanken auch mißlungen ſeyn möchten; ſo iſt es doch immer ſchön und nützlich, häufig ſolche Verſuche im Denken anzuſtellen, und ſie zu ſeinen eigenen Dienſten aufzubewahren.

Auch ein Italiäniſches Schäferſpiel, Endymion, wird gewiſſermaaßen unter Chriſtinens Schriften gerechnet. Sie machte den Entwurf zu demſelben, verfertigte einzelne Verſe und Strophen darinne, und gab überhaupt viele poetiſche Farben zu demſelben her. Der berühmte Alexander Guidi aber führte es zu einem dramatiſchen Stücke von einer neuen Art aus, in welchem, wie Kenner geurtheilt haben, die Liebe der Diana und des Endymion mit gleicher Kunſt und Würde abgebildet worden iſt.

Endlich hat man einige Schriften von Chriſtinen über ihre eigene Geſchichte. Die vornehmſte darunter iſt ihre Lebensbeſchreibung, die ſie im Jahr 1681 angefangen, aber nicht einmal bis zum Antritte ihrer Regierung fortgeführet hat. Sie hat dieſelbe Gott gewiedmet, den ſie öfters darinne anredet, um ein Bekenntniß ihrer Dankbarkeit, ihrer Fehler, und ihrer Geſinnungen überhaupt gegen denſelben, abzulegen. Dieſer andächtige Ton, in welchem ſie ſchreibt, ſcheinet zwar deſto mehr Aufrichtigkeit und Selbſterkenntniß zu verſprechen, die auch an vielen Stellen ſichtbar ſind; aber daß es nicht die vortheilhafteſte Geſtalt ſey, die ſie ihrer Lebensbeſchreibung hätte ertheilen können, ſieht man eben aus der Bemühung, alles auf die Religion

zurück

zurück zu führen. Für dieſe war ſie damals ſehr eingenommen; allein die Leſer ſollen glauben, daß ſie es faſt in ihrem ganzen Leben eben ſo ſehr geweſen ſey: daher giebt ſie ſich Geſinnungen, die man in ihrer Geſchichte nicht finden kann. Sie wird auch ſonſt hin und wieder partheyiſch für ſich und ihre Freunde: wer anders als ſie hätte daran nur denken können, den Cardinal Azzolini dem Großkanzler Oxenſtierna vorzuziehen? Und vielleicht findet man es auch nicht anſtändig genug, daß ſie Gott viele Kleinigkeiten ihres Lebens vorſagt; daß ſie hingegen ſo oft von dem großen Guſtav, und von andern großen Männern vor demjenigen ſpricht, vor dem man nichts groß nennen darf, ſobald man ihn gleichſam zum Zeugen der Erzählung erbeten hat.

Gleichwohl iſt dieſe Lebensbeſchreibung der leſenswürdigſte unter allen ihren Aufſätzen. Außer dem Gebrauche, den ich bereits von derſelben gemacht habe, dürfen auch zwo Stellen daraus hier nicht fehlen, die ihre Denkungsart und ihre Neigungen lebhafter, als andere abſchildern. „Ich danke dir, o Herr, „ſchreibt ſie in der erſten derſelben, daß du mich eine „Frauensperſon haſt gebohren werden laſſen: und „dieſes deſto mehr, da du mir die Gnade erzeigt haſt, „keine von den Schwachheiten meines Geſchlechts in „meine Seele übergehen zu laſſen, die du vielmehr „durch deine Gnade eben ſowohl als meinen übrigen „Leib ganz männlich gemacht haſt. Du haſt dich „meines Geſchlechts bedient, um mich vor den Laſtern „und Ausſchweifungen des Landes, in welchem ich „gebohren wurde, zu bewahren; und nachdem du mich „zu dem ſchwächſten Geſchlechte verurtheilt hatteſt, „haſt du mich von allen gewöhnlichen Schwachheiten „deſſelben befreyen wollen. Du haſt mich auch aus „der großen Abhängigkeit meines Geſchlechts gezo-

„gen, indem du mich auf einen Thron haſt gebohren „werden laſſen, auf welchem ich ganz allein gebieten „ſollte. Du haſt mir auch von meiner Kindheit an „die Vortheile dieſer ſo großen Unabhängigkeit zei„gen wollen, die ich beyzubehalten gewußt habe, und „die ich bis an den Tod beybehalten werde. Hätteſt „du mich eine Mannsperſon werden laſſen, ſo wür„den mich vielleicht die Gewohnheit und das Bey„ſpiel verdorben haben. Ich würde vielleicht, wie „ſo viele andere, alle Tugenden und Gaben, die du „mir gegeben haſt, im Wein erſäuft haben. Viel„leicht hätte mich meine hitzige und ungeſtüme Ge„müthsart in den unzüchtigen Umgang mit Frauens„perſonen geſtürzt, vor welchem ich mich ſchwerer „gehütet haben würde. Dieſer beugſame Geiſt — „den du mir gegeben haſt, und welcher macht, daß „ich mich nach allen Nationen, mit welchen ich lebe, „ſo leicht richte, würde vielleicht endlich die gräuli„che Abneigung überwunden haben, die ich gegen „den Wein und die Trunkenheit habe: und anſtatt „meine Unterthanen von dieſen abſcheulichen Laſtern „abzuziehen, hätte ich mich vielleicht nach und nach „an ihre Fehler gewöhnt, um mich bey ihnen belieb„ter zu machen. „

In der andern Stelle geſteht Chriſtina ihre Fehler. „Ich war, ſagt ſie, mißtrauiſch, argwöh„niſch, und über dieſes bis zur Ausſchweifung ehr„geizig. Ich war zornig und ungeſtüm, ſtolz und „ungeduldig, zur Verachtung anderer und zum „Spotte geneigt. Ich ſchonte keines Menſchen: „und dieſe Fehler haben ſich, anſtatt mit den „Jahren und mit dem Glücke vermindert zu werden, „ſo ſehr vermehrt, daß ich deutlich genug daraus ge„ſehen habe, ſie ſeyen von meiner Perſon, nicht von „meinem Glücke entſtanden. Dabey war dieſes

„etwas

„etwas ſehr neues, daß ich dieſe Fehler weit lebhaf-
„ter und ſtärker im Unglücke, als im Glücke gefühlt
„habe. Denn es ſcheint, daß die Stille des Glücks
„die wilden Thiere gewiſſermaaßen beſänftige und
„einſchläfere; anſtatt daß das Unglück ſie reizt und
„aufweckt. Ich weiß wohl, daß ich ſie, wenn ich
„will, verbergen kann. Ich weiß aber nicht, ob
„ich jemals auf eine ernſthafte Art ſie ganz zu bändi-
„gen geſucht habe. Bloß deine Gnade, o Herr, hat
„ſie verhindert, mich ſo weit fortzureißen, als ſie ge-
„hen konnten: und wenn du ihnen zuweilen den Zü-
„gel haſt ſchieſſen laſſen; ſo haſt du ihnen doch nie-
„mals erlaubt, mich in den Abgrund zu ſtürzen.
„Außerdem war ich unglaubig und wenig andächtig:
„meine hitzige und ungeſtüme Gemüthsart hat mir
„nicht weniger Neigung zur Liebe, als zum Ehrgeize
„gegeben. In was vor ein Unglück würde mich nicht
„dieſe ſchreckliche Neigung geſtürzt haben, wenn nicht
„deine Gnade meine Fehler ſelbſt dazu gebraucht hätte,
„mich in Anſehung derſelben zu beſſern. Mein Ehr-
„geiz, mein Trotz, der ſich niemanden unterwerfen
„konnte, und mein Stolz, der alles verachtete, ha-
„ben mir zu treflichen Verwahrungsmitteln gedient:
„und du haſt durch deine Gnade eine ſo feine Zärt-
„lichkeit des Geſchmacks dazu geſetzt, daß du mich
„dadurch vor einer für deine Ehre und meine Glück-
„ſeligkeit ſo gefährlichen Neigung bewahret haſt.
„So nahe ich auch dem Abgrunde geweſen bin; ſo
„hat mich doch deine mächtige Hand von demſelben
„weggezogen. Du weißeſt, daß ich, was auch die
„Verleumdung ſagen mag, an allen den Erdichtun-
„gen unſchuldig bin, mit welchen ſie mein Leben hat
„anſchwärzen wollen. — — Ich würde mich ohne
„Zweifel verheyrathet haben, wenn ich nicht in mir
„die Stärke erkannt hätte, die du mir gegeben haſt,

„des Vergnügens der Liebe entbehren zu können. Ich „kannte die Welt zu wohl, als daß ich nicht hätte „wissen sollen, daß ein Frauenzimmer, das sich ver„gnügen will, eines Ehemannes benöthigt sey: be„sonders ein Frauenzimmer von meinem Stande, „welches nur deswegen einen Ehemann nimmt, um „sich einen Unterthan oder vielmehr einen Sclaven „seines Willens und Eigensinnes zu verschaffen. Ich „war in einem solchen Stande und Glücke gebohren, „daß ich unter allen Menschen denjenigen wählen „konnte, der mir am meisten gefallen haben würde: „denn es gab keinen in der Welt, der sich nicht für „glücklich geschätzt hätte, wenn ich ihm meine Hand „hätte geben wollen. Ich kannte alle meine Vor„theile zu gut, als daß ich nicht Verstand genug ge„habt hätte, mich derselben zu bedienen. Hätte ich „einige Schwachheit in mir gefühlt, so hätte ich wohl, „wie so viele andre, geheyrathet, um mich zu vergnü„gen, und um aller meiner Vortheile zu genießen: „und ich würde nicht jene unüberwindliche Abnei„gung, von der ich so ausnehmende Merkmale gege„ben habe, gegen den Ehestand gehabt haben, wenn „er mir so nothwendig gewesen wäre. Allein du hat„test mir ein Herz gegeben, das nur von dir einge„nommen seyn sollte. Du hatteſt demselben eine so „bewundernswürdige und weit ausgebreitete Fähig„keit ertheilt, daß nichts, als du allein, es anfüllen „konnte. Du solltest der einzige Gegenstand meines „Verlangens seyn. Dieses Herz gehörte dir auch zu, „sobald es in meinem Busen schlug. Du hatteſt „ein geheimes, mir selbst unbekanntes Verständniß „darinne. Du allein hast Wunder in diesem Herzen „ausgerichtet, welche dir desto mehr zur Ehre gerei„chen, da sie dich allein zum Zuschauer und Zeugen „haben.„ —— Unter ihren übrigen Fehlern nennt

Chri-

Christina noch besonders diese, daß sie den Wohlstand zu geringe geschätzt, und dadurch öfters Gelegenheit gegeben habe, für strafbarer gehalten zu werden, als sie würklich gewesen sey; daß sie zu leicht Schwüre gethan, zu oft und zu stark gelacht habe; und andere mehr. Doch man kennet nun schon diese Lebensbeschreibung als einen Aufsatz, der nicht bloß historisch, sondern auch erbaulich werden sollte; vielleicht findet man auch, wenn man zum Argwohne geneigt ist, daß darinne mitten durch die Demuth der Königinn eine gewisse Zufriedenheit mit sich selbst hervorschimmere.

Einen Theil von demjenigen, was diesem Aufsatze in Ansehung der Zeit mangelt, ersetzen zween andere, die unter der Aufschrift: Geschichte desjenigen, was nach dem Tode des Großen Gustav, sowohl in Deutschland, als in Schweden, bis zur Niederlegung der Krone durch Christinen, im Jahr 1654 vorgefallen ist, und der andere unter folgender: Nachricht von demjenigen, was sich während der Regierung der Königinn zugetragen hat, vorhanden sind. Sie ließ zwar dieselben durch ihre Geheimschreiber verfertigen, den letztern besonders durch den Galdenblad; allein sie ertheilte ihnen die nöthigen Nachrichten, und setzte Anmerkungen hinzu, durch welche sie dieselben verbesserte oder ergänzte. Man kann sie daher als Erzählungen betrachten, welche von Christinen nach diesen Zusätzen völlig gebilligt wurden. Man bemerkt unterdessen hin und wieder, daß sie alles, was sie betrift, sehr günstig und Ruhmvoll vorgestellt wissen wollte; damit aber stimmen andere zuverläßige Nachrichten nicht durchgehends überein. Noch hat man eine unter ihrer Aufsicht geschriebene und von ihr mit wenigen

Anmerkungen verſehene Abhandlung über den Urſprung und das Wapen des königlichen Hauſes Waſa; und einen ebenfalls von ihr verbeſſerten italiäniſch geſchriebenen Entwurf einer Münzgeſchichte ihrer und ihres Vaters Regierung. Sie fiel freylich auf dieſen Entwurf weit eher, als man in Frankreich die vornehmſten Begebenheiten von Ludwigs des Vierzehnten Regierung in einer Reihe von Schaumünzen abbildete; aber eine ſolche Erläuterung der Geſchichte, ſo angenehm und nützlich ſie auch iſt, erfordert doch viele Behutſamkeit im Gebrauche. Am ſchönſten hat ſie ihre Geſinnungen auf einigen Münzen ausgedruckt, unter andern auf derjenigen, wo man den Paradießvogel, weit über Land und See und Wolken in einer reinen Luft erhaben, mit der Umſchrift ſieht: Libero i nacqui e viſſi e morro ſciolto; Frey ward ich gebohren; frey lebt' ich, und frey werd ich ſterben. Dieſe Liebe zur Freyheit, die ſie ſo ſehr jedem andern Wunſche vorzog, vertrug ſich ſelbſt mit der heißern Andacht, von der ſie bey zunehmendem Alter eingenommen war. Der abergläubiſche und verfolgende Religionseifer fand bey ihr wenig Eingang: und eine andere Eigenſchaft, die mit der von ihr angenommenen Religion nothwendig verbunden ſeyn muß, die Ergebenheit gegen den Pabſt, dieſe dauerte bey ihr nur ſo lange, als ſie Urſache hatte, mit demſelben zufrieden zu ſeyn. Selbſt in der Hauptſtadt dieſes Fürſten wußte ſie ſich Ehrerbietung und Furcht zu verſchaffen: ſie dachte, handelte und ſprach darinne ſo ungebunden, als wenn es ihre eigene Hauptſtadt geweſen wäre.

Nur eine ſo freye, unabhängige Denkungsart und Aufführung, durch welche ſich Chriſtina von allen andern Fürſten und Menſchen zu unterſcheiden ſuchte,

ſuchte, konnte die ſonderbare Vermiſchung und Ungleichheit, aus welcher ſie zuſammen geſetzt war, hervorbringen. Hoheit des Geiſtes, edle Ruhmbegierde, Großmuth, liebreiche Vertraulichkeit, offenherzige und wohlthätige Geſinnungen, wechſelten bey ihr oft mit Stolz, Herrſchſucht, unbegränztem Ehrgeize, übel angebrachter Eitelkeit, mit Härte, bittern Spöttereyen, zuweilen auch Kunſtgriffen ab. Wiederum waren ihr Witz, ihre große Gelehrſamkeit, Kenntniß der Menſchen, Scharfſichtigkeit und Weisheit, alles dieſes war nicht mächtig genug, ſie vor leichſinnigen Schritten, Liebe zur Sterndeuterey, Strenge im nichtsbedeutenden Cärimoniel, ſeltſamen Entwürfen, und ähnlichen Ausſchweifungen zu bewahren. Die veränderlichen Geſinnungen, die man ſtets ihrem Geſchlechte zugeſchrieben hat, und die vielleicht ſehr viel dazu beytragen, demſelben das Leben ſüßer oder doch erträglicher zu machen, dieſe waren bey Chriſtinen — ſo wenig ſie auch von den Schwachheiten des Frauenzimmers an ſich zu ſehen glaubte, — auf eine merkliche Art herrſchend. Sie veränderte ihre Religion, ihren Aufenthalt, ihre Neigung gegen Fürſten und Länder, ihre Beſchäftigungen und Unternehmungen, und beſonders mehr als einmal ihren Vorſatz nicht zu regieren; oder vielmehr, ſie bereuete dieſen Vorſatz, den ſie nach einer Ueberlegung und Beſtreitung von ſo vielen Jahren gefaßt hatte, mit einer faſt unbegreiflichen Geſchwindigkeit. Es war ſehr unerwartet, daß ſie ihn änderte, weil alles, was ſie dazu bewegen konnte, lange voraus zu ſehen war; kam es ihr aber unverhofft, ſo hätte man glauben ſollen, daß es die Stärke ihrer Seele nicht erſchüttern würde, die ſich daran gewöhnt hatte, ihre Glückſeligkeit nicht in äußern Merkmalen des Anſehens und der Macht zu ſuchen. Man darf endlich den

„gen, indem du mich auf einen Thron haſt gebohren „werden laſſen, auf welchem ich ganz allein gebieten „ſollte. Du haſt mir auch von meiner Kindheit an „die Vortheile dieſer ſo großen Unabhängigkeit zei„gen wollen, die ich beyzubehalten gewußt habe, und „die ich bis an den Tod beybehalten werde. Hätteſt „du mich eine Mannsperſon werden laſſen, ſo wür„den mich vielleicht die Gewohnheit und das Bey„ſpiel verdorben haben. Ich würde vielleicht, wie „ſo viele andere, alle Tugenden und Gaben, die du „mir gegeben haſt, im Wein erſäuft haben. Viel„leicht hätte mich meine hitzige und ungeſtüme Ge„müthsart in den unzüchtigen Umgang mit Frauens„perſonen geſtürzt, vor welchem ich mich ſchwerer „gehütet haben würde. Dieſer beugſame Geiſt — „den du mir gegeben haſt, und welcher macht, daß „ich mich nach allen Nationen, mit welchen ich lebe, „ſo leicht richte, würde vielleicht endlich die gräuli„che Abneigung überwunden haben, die ich gegen „den Wein und die Trunkenheit habe: und anſtatt „meine Unterthanen von dieſen abſcheulichen Laſtern „abzuziehen, hätte ich mich vielleicht nach und nach „an ihre Fehler gewöhnt, um mich bey ihnen belieb„ter zu machen.„

In der andern Stelle geſteht Chriſtina ihre Fehler. „Ich war, ſagt ſie, mißtrauiſch, argwöh„niſch, und über dieſes bis zur Ausſchweifung ehr„geizig. Ich war zornig und ungeſtüm, ſtolz und „ungeduldig, zur Verachtung anderer und zum „Spotte geneigt. Ich ſchonte keines Menſchen: „und dieſe Fehler haben ſich, anſtatt mit den „Jahren und mit dem Glücke vermindert zu werden, „ſo ſehr vermehrt, daß ich deutlich genug daraus ge„ſehen habe, ſie ſeyen von meiner Perſon, nicht von „meinem Glücke entſtanden. Dabey war dieſes

„etwas

ihrer Regierung rühmliches verrichtet hat, zu vergessen, oder durch ihr späteres Verhalten als ausgelöscht zu betrachten; wenn alle ihre Fehler an Einen Ort gestellt, vergrößert und verächtlich gemacht werden sollten; auch alsdenn ist es noch gewiß, daß ihr Leben niemals weder für sie, noch für ihre Freunde, noch für die Welt ganz unnütz gewesen sey.

An eben dasselbe bleibt doch immer ein großes Feld zum Tadeln und zu Entschuldigungen, zur Vereinigung von Widersprüchen, und zu Betrachtungen über die mit so vielen Schwachheiten verbundene menschliche Größe. Ueber alles kann man wegsehen; selbst über ihre Religionsveränderung möchte man vielleicht lieber das Urtheil dem Stifter der Religion, und dem Richter des Gewissens überlassen; darinne hingegen waren ihr Fehler und ihr Unglück gleich groß, daß sie ihre wahre Bestimmung in der Welt verfehlte. Sie war offenbar dem Throne zugedacht, zu einer Regierung voll Ehre und Seegen ausersehen. Weder vor ihren Zeiten, noch nach denselben ist Schweden so blühend, stark und mächtig gewesen, als da sie es beherrschte: ihr gehörte es zu, in ihren Kräften stand es, dasselbe noch ein ganzes Menschenalter hindurch bey diesem Glücke zu erhalten, es zu vermehren, und für die Nachkommen dauerhaft zu machen. Wäre sie auf dem Throne geblieben, sie hätte die Königinn Elisabeth weit übertroffen; sobald sie denselben verlassen hat, kann man gar keine Vergleichung mehr zwischen beyden anstellen. Seitdem irrte Christina außerhalb dem Kreise, den ihr die göttliche Vorsehung angewiesen hatte, mit ungewissen Schritten herum, und belehrte die Welt auch wider ihren Willen, daß die glückliche Erfüllung aller Absichten eines Standes der sicherste Beruf sey, immer in demselben zu verharren. Man hat von

dem Kayſer Galba geſagt, daß ihn jedermann für würdig gehalten habe, das Römiſche Reich zu regieren, wenn er nur nicht würklich regiert hätte: aber von Chriſtinen hat die Nachwelt geurtheilt, daß ſie ſtets bewundernswürdig geblieben wäre, wenn ſie niemals hätte aufhören wollen zu regieren.

* * *
* * * *

Es iſt bekannt, wie ſehr die reiche und vollſtändige Sammlung zur Lebensgeſchichte der Königinn Chriſtina, welche der Herr Hofrath Arkenholz, unter der Aufſchrift: Memoires concernant *Chriſtine*, Reine de Suede, zu Amſterdam vom Jahr 1751 bis 1760 in vier Quartbänden herausgegeben, und welche man auch ins Deutſche überſetzt hat, die Bemühung eine Lebensbeſchreibung dieſer Königin aufzuſetzen, erleichtert habe. Man kann nicht leugnen, daß viele unerhebliche Briefe derſelben, einige Wiederholungen, eine ziemliche Anzahl Kleinigkeiten, und manche Ausſchweifungen in die übrige gleichzeitige Geſchichte, darinne vorkommen; allein die Vorzüge des Werks, ſo viele in demſelben zuerſt ans Licht geſtellte Urkunden, der ungemeine Fleiß, die Beleſenheit und hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſeines Verfaſſers, auch ſeine ſcharfſinnigen Urtheile und häufige Erläuterungen der Geſchichte; alles dieſes erlaubt es nicht, den Dank, den man ihm dafür ſchuldig iſt, in Vorwürfe über die Größe ſeines Werks, oder über die zu wenig ſtrenge Wahl der Nachrichten, zu verwandeln.

Obgleich dieſer Gelehrte unter andern guten Quellen auch das Werk des Freyherrn von Pufendorf: Commentariorum de Rebus Suecicis, Libri XXVI, ab expeditione *Guſtavi Adolphi* Regis in Germaniam, ad abdicationem usque *Chriſtinae*, gebraucht hat;

ſo

ſo habe ich doch dieſen vortrefflichen Geſchichtſchreiber noch beſonders mit ſeiner Erzählung verglichen.

Bey der erſten Ausgabe dieſer Lebensbeſchreibung konnte ich die oben (S. 138) angeführten Nachrichten des Chanût nur nach den Stellen nützen, welche Herr Arkenholz daraus häufig beygebracht hat. Jetzt beſitze ich ſie zwar ſelbſt in folgender Ausgabe: Mémoires de ce qui s'eſt paſſé en Suede & aux provinces voiſines depuis l'année 1644 jusqu'en l'année 1655 — — tirés des Depêches de M. *Chanut* — — par *P. Linage de Vauciennes*, à Cologne, 1677 drey Theile in Duodez. Allein ſo ein ſchätzbares Hülfsmittel ſie auch zur Geſchichte der Königinn Chriſtina ſind; ſo habe ich doch aus denſelben beynahe gar keine neuen Zuſätze beygefügt, um nicht aus einem Leben der Königinn eine Geſchichte von Schweden unter ihrer Regierung zu machen.

Aus den Nachrichten des Herrn Arkenholz hat Herr Lacombe zu Paris eine Geſchichte der Königinn von Schweden Chriſtina verfertigt, die im Jahr 1762 auch deutſch herausgekommen iſt. Sie hat viele gute Eigenſchaften: das meiſte iſt darinne richtig, unpartheyiſch, angenehm und mit einer geſchickten Beurtheilung erzählt. Aber eben dieſe Geſchichte hat zuerſt bey mir den Trieb rege gemacht, Chriſtinens Leben zu beſchreiben. Hr. L. hat einige Fehler wider die Wahrheit, andere wider die Genauigkeit begangen; noch mehrere aber als ein Franzoſe, und als ein Römiſchcatholiſcher. Wenn auch nicht jedermann ſeine Fehler von den beyden letzten Arten einräumen ſollte; ſo dürfte es doch nicht unnütz, es möchte ſogar nöthig ſeyn, daß dieſes Leben auch von einem deutſchen Proteſtanten beſchrieben würde. Man kann noch hinzuſetzen, daß dieſer Schriftſteller lange nicht den gehörigen Gebrauch von den ſo fruchtbaren

baren Nachrichten des Herrn Arkenholz zur Vollständigkeit seiner Erzählung gemacht habe.

Noch vor diesem ist Herr d'Alembert einen andern Weg gegangen. Er hat Anecdotes oder nachmals sogenannte Mémoires de Christine drucken lassen, die man unter andern im zweyten Theil seiner Mélanges de Litterature, d'Histoire & de Philosophie (Amsterd. 1767. 12.) lesen kann. Keine von beyden Aufschriften gebührt dieser Abhandlung, deren Verfasser sie selbst richtiger vor Anmerkungen über die vornehmsten Züge in Christine's Leben ausgiebt. Einige dieser Reflexionen sind sehr wahr und schön; aber andere sind bloß witzig und sinnreich, oder gar gezwungen und wider die Aussage der Geschichte herbeygeführt. Diese wird mehr als einmal verstellt, durch schimmernde Gegensätze entkräftet, oder sonst nach den Absichten des Verfassers gedreht. Er sieht verächtlich auf das Werk des Herrn Arkenholz als auf eine ungeheure Zusammenstoppelung (compilation) herab; und ist doch demselben den geringen historischen Grund schuldig, auf den er gebauet hat. Er spottet über die Erzählungen alltäglicher Dinge, und führt doch selbst einen alltäglichen Gedanken des Prinzen von Condee an, wozu ihn seine überall sichtbare Partheylichkeit für alles, was Frankreich angehet, verleitet hat. Herr Arkenholz hat ihm einen sehr lesenswürdigen Aufsaß, Lettre à Mr. G.** entgegen gesetzt. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß nach der Methode, welche dieser große Mathematikverständige und scharfsinnige Schriftsteller vorschlägt, das Gebiete der Geschichte und der Sittenlehre fast gänzlich miteinander würden vermischt werden: man würde endlich nur declamiren und raisoniren, anstatt zu erzählen.

Leben

des Kurfürſten von Brandenburg,

Friedrich Wilhelms

des Großen.

Die Geſchichte dieſes Fürſten iſt vielleicht das ſchönſte und lehrreichſte Gegenbild, das man dem Leben der Königinn Chriſtina an die Seite ſtellen kann. Beyde waren Zeitgenoſſen, und an Gaben zu regieren, wie an jeder andern großen Eigenſchaft, wenig von einander unterſchieden: nur daß Chriſtina mehr in den ſanften Beſchäfftigungen des Witzes, der Gelehrſamkeit und der Künſte geglänzt hat; Friedrich Wilhelm hingegen als ein kriegeriſcher Held mehr bewundert worden iſt. Gleichwohl wenn man bey dieſer ungemeinen, ſich ſelbſt genugſamen Fähigkeit, die beyde zu ihrer und ihrer Unterthanen Glückſeligkeit beſaßen, ihr Leben mit einander vergleicht, wird die Aehnlichkeit zwiſchen ihnen immer geringer, und höret zuletzt beynahe gänzlich auf. Die Königinn von Schweden trat die Regierung eines durch ihren Vater und Vorgänger, den größten Fürſten ſeiner Zeit, ſiegreich und mächtig gewordenen Reichs unter den günſtigſten Umſtänden, mit vortreflichen Staatsmännern und Feldherren umgeben, an: und dieſes Reich, deſſen Wohl ſchon ſo feſt gegründet war, wurde durch ſie noch weit blühender. Allein der Kurfürſt von Brandenburg erbte von ſeinem Vater, einem ſchwachen und unglücklichen Fürſten, ein faſt zu Grunde gerichtetes Land, dem

er

er allein Ruhe, Ueberfluß und Stärke zu verschaffen wußte: mitten unter den Trümmern desselben ward er der Stifter von der Macht und Größe seines Hauses. Man hätte ihn entschuldigen können, wenn er voll Verzweifelung an einem guten Fortgange sich gescheuet hätte, einen Thron, der gleichsam in einer Wüste stand, zu besteigen; dagegen ermunterte Christinen alles, auf dem ihrigen zu verbleiben. Sie verließ ihn, als sie die größte Zierde desselben geworden war; er aber behauptete den seinigen immer mit einem höhern und rühmlichern Ansehen. Sie entsagte auch ihrer Religion, und brachte der neuen, welche sie annahm, wenig Ehre und Vortheil; er blieb der seinigen ohne Aberglauben und Schwachheit getreu, ward ihr Beschützer, und ein Beyspiel ihrer Lehren. Christina hieß und war lange Zeit auf eine Ehrenvolle Art Königinn; Friedrich Wilhelm führte den königlichen Namen nicht, und erreichte doch den ganzen Nachdruck desselben. Wenn er endlich, auch bey seinen Fehlern, unter die nachahmungswürdigsten Muster einer weisen, glücklichen und langen Regierung gehört; so hat Christina nach einer kurzen Regierung sich ungezwungen entschlossen, kein solches Muster mehr zu seyn. Nach allem also, was man bisher von ihr gelesen hat, ist es desto vergnügender, einen Fürsten zu sehen, dem man, auf einer gleichen Laufbahn des Ruhms, nicht wie ihr am Ende derselben vorwerfen darf, sich von dem richtigsten, für ihn allein angelegtem Wege entfernet zu haben.

Friedrich Wilhelm kam den 6. Februar des Jahrs 1620 zu Cölln an der Spree auf die Welt. Sein Vater Georg Wilhelm, der mit der Pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte vermählt war, hatte die Regierung erst im vorhergehenden

Jahre

Jahre übernommen, und führte ſie zwanzig Jahre hindurch zu ſeinem und ſeines Landes Unglücke. In dem dreyßigjährigen Kriege, der eben damals ſeinen Anfang nahm, war er weder mächtig, noch geſchickt genug, das Elend deſſelben von ſeinen Staaten abzuwehren; die geſchwinden und häufigen Abwechſelungen des Glücks auf beyden Seiten, machten, daß er von keiner jemals geſichert war: und ein ungetreuer Staatsmann, auf den er ſein ganzes Vertrauen ſetzte, der Graf von Schwarzenberg, vermehrte noch die Verlegenheit ſeines Herrn, indem er dem Kayſerlichen Hofe ganz ergeben war, und deſſen Abſichten ſtets begünſtigte; da hingegen der Kurfürſt genöthigt war, die Schweden zu ſchonen, die faſt immer einen Theil ſeines Gebietes inne hatten. Unter dieſen Unruhen hielt der Kurfürſt im Jahr 1627 Cüſtrin für den ſicherſten Ort, wo er ſeinen Prinzen erziehen laſſen könnte: eine Zeitlang lebte derſelbe auch an dem Hofe des Herzogs von Pommern, ſowohl auf deſſen Verlangen, als um der Peſt zu entgehen, die in der Mark ausgebrochen war. Darauf wurde Friedrich Wilhelm im Jahr 1634 nach Leyden geſchickt; er hatte aber kaum daſelbſt angefangen, die Geſchichte zu erlernen, und ſich andere Kenntniſſe zu erwerben, als ihn abermals die Peſt nöthigte, ſich nach Arnheim zu begeben. Hier, in der Nachbarſchaft von Cleve, ergab er ſich den Wiſſenſchaften und ritterlichen Uebungen; zugleich unterhielt er auch einen Umgang mit den Prinzen Wilhelm und Johann Moriz von Naſſau, mit dem Grafen von Berg, und andern Feldherren. Da der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien damals die Feſtung Schenkenſchanz belagerte, ſo beſuchte er das Lager deſſelben oft, und die Berichte, die er davon an ſeinen Vater, den Kurfürſten, ſchrieb, dem

er

dem Kayſer Galba geſagt, daß ihn jedermann für würdig gehalten habe, das Römiſche Reich zu regieren, wenn er nur nicht würklich regiert hätte: aber von Chriſtinen hat die Nachwelt geurtheilt, daß ſie ſtets bewundernswürdig geblieben wäre, wenn ſie niemals hätte aufhören wollen zu regieren.

* * *
* * *

Es iſt bekannt, wie ſehr die reiche und vollſtändige Sammlung zur Lebensgeſchichte der Königinn Chriſtina, welche der Herr Hofrath Arkenholz, unter der Aufſchrift: Memoires concernant *Chriſtine*, Reine de Suede, zu Amſterdam vom Jahr 1751 bis 1760 in vier Quartbänden herausgegeben, und welche man auch ins Deutſche überſetzt hat, die Bemühung eine Lebensbeſchreibung dieſer Königin aufzuſetzen, erleichtert habe. Man kann nicht leugnen, daß viele unerhebliche Briefe derſelben, einige Wiederholungen, eine ziemliche Anzahl Kleinigkeiten, und manche Ausſchweifungen in die übrige gleichzeitige Geſchichte, darinne vorkommen; allein die Vorzüge des Werks, ſo viele in demſelben zuerſt ans Licht geſtellte Urkunden, der ungemeine Fleiß, die Beleſenheit und hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſeines Verfaſſers, auch ſeine ſcharfſinnigen Urtheile und häufige Erläuterungen der Geſchichte; alles dieſes erlaubt es nicht, den Dank, den man ihm dafür ſchuldig iſt, in Vorwürfe über die Größe ſeines Werks, oder über die zu wenig ſtrenge Wahl der Nachrichten, zu verwandeln.

Obgleich dieſer Gelehrte unter andern guten Quellen auch das Werk des Freyherrn von Pufendorf: Commentariorum de Rebus Suecicis, Libri XXVI, ab expeditione *Guſtavi Adolphi* Regis in Germaniam, ad abdicationem usque *Chriſtinae*, gebraucht hat;

ſo

der Waffen lebte, bildete ſeinen Geiſt nicht weniger zu einem tugendhaften Ernſte, als zu einer kriegeriſchen Größe. Er zeigte dasjenige frühzeitig, was er dereinſt in ſeiner Regierung vollkommen ſeyn ſollte.

Endlich konnte er dem wiederholten Verlangen ſeines Vaters nach ſeiner Zurückkunft deſto weniger widerſtehen, da ihm Schwarzenberg bey demſelben ſchlimme Dienſte leiſtete. Dieſer verſicherte dem Kurfürſten, er habe von dem Kayſerlichen Hofe Nachricht erhalten, daß der Prinz geſonnen ſey, ſich mit einer Prinzeßinn aus dem Pfälziſchen Hauſe zu vermählen, ſich der Regierung von Cleve, welches auch die Stände dieſes Landes wünſchten, ſelbſt wider ſeinen Willen, anzumaaßen, und dieſelbe unter dem Schutze der Vereinigten Niederlande und des Prinzen von Oranien zu führen. Der Kayſer, ſetzte Schwarzenberg hinzu, würde dieſes ſehr übel aufnehmen, weil er wohl daraus ſehen könnte, was der Prinz vor eine Parthey nehmen würde: er wünſchte daher, daß er an ſeinem Hofe leben möchte, und wollte die Koſten dazu hergeben, wenn es an denſelben fehlen ſollte. Dieſes würde eine vortreffliche Gelegenheit ſeyn, von der Freundſchaft des Kayſers beſtändige Gewißheit zu haben. Da aber die Mutter und Großmutter des Prinzen ſolches nicht zugegeben hätten, ſo rieth er, ihm die Regierung des Cleviſchen, aber mit der Bedingung zu überlaſſen, daß er ſich außer dem Pfälziſchen Hauſe eine Gemahlinn ſuchen ſollte. Die Kunſtgriffe dieſes Staatsbedienten giengen offenbar dahin, den Prinzen bey ſeinem Vater verdächtig zu machen, beyde in der Entfernung von einander zu halten, dem Kayſer einen Geiſel für die Ergebenheit des Kurfürſten in die Hände zu geben, den Prinzen ſelbſt von der Gegenparthey des Kayſerlichen Hofs abzu-

ziehen, und durch deſſen Abweſenheit deſto mehr Freyheit in der Regierung der Kurmark, deren Statthalter er war, zu gewinnen. Der Kurfürſt, der noch keinen Argwohn auf Schwarzenbergen warf, ließ würklich ſeinem Prinzen verſprechen, ihn zu keiner Vermählung wider ſeinen Willen zu nöthigen; er hoffte aber auch, dieſes befohl er ihm zu melden, daß er ohne ſeine Einwilligung keine treffen werde. Friedrich Wilhelm hielt den Gehorſam gegen ſeinen Vater für das ſicherſte Mittel, allen Beſchuldigungen auszuweichen: er eilte alſo, ohngefähr wie ehemals Titus, wider den man ebenfalls ſeinem Vater ein ſtarkes Mißtrauen beygebracht hatte, zu dem ſeinigen zurück, und kam im Jahr 1638 zu Spandau an.

Bald darauf fiel er in eine tödtliche Krankheit, welche die Aerzte für die Kinderbocken hielten; er ſelbſt aber hat ſtets geglaubt, daß ihm der oftgenannte mächtige Staatsbediente Gift habe reichen laſſen: und man hat davon ſeine eigene Erzählung. Nach dieſer war der Graf von Schwarzenberg darauf bedacht, ſich ſelbſt den Weg zur Kurwürde zu bahnen, und wollte daher den Kurprinzen, als den einzigen Erben, aus der Welt ſchaffen. In dieſer Abſicht veranlaßte er die Reiſe deſſelben nach Holland zu einer ſehr gefährlichen Zeit, weil er erwartete, daß der Prinz auf derſelben umkommen würde; nachdem er aber glücklich zurückgekommen war, ſtellte ihm Schwarzenberg auf der Jagd und bey andern Gelegenheiten nach dem Leben: er ſchickte ſogar Meuchelmörder über ihn, deren einen der Prinz mit bloßem Degen unter ſeinem Bette fand. Er bat ihn endlich zu einem Gaſtmahle, auf welchem ſich der Kurprinz, ohngeachtet ſeiner Abneigung, auf Befehl ſeines Vaters, einfinden mußte.

Daſelbſt

Daſelbſt bekam dieſer gleich anfänglich Gift, empfand ſolches alsbald, und ſtand eine lange Krankheit aus, welche ihm einen häßlichen Ausſchlag im Geſichte zurück ließ, den er erſt nach mehrern Jahren verlohr. Auch dieſe Gefahren ſeiner Jugend ſcheinen ſeinen Geiſt eher als gewöhnlich zu einer gewiſſen Reife gebracht zu haben.

Er gab die Beweiſe davon, als ſein Vater im November des Jahrs 1640 in Preußen, wo er ſich mit ihm befand, geſtorben war. Nicht leicht hat ein Fürſt die Regierung in einer ſo ſchlimmen Verfaſſung angetreten, als Friedrich Wilhelm. Die Mark Brandenburg war ſo gänzlich von den Kayſerlichen und Schwediſchen Kriegsvölkern verwüſtet worden, daß man an einigen Orten darinne auf mehrere Meilen weder Menſchen, noch Vieh antraf. Faſt ſo oft als es den Schweden gefiel, ſetzten ſie ſich in den Beſitz dieſes Landes. Der neue Kurfürſt hatte eben ſo wenige Einkünfte als Kriegsvölker. In ſeinem Weſtphäliſchen Gebiete aus der Jülichiſchen Erbſchaft, kriegten die Spanier und Holländer mit einander, und waren faſt mehr, als er, Herren davon. Pommern, auf welches er gerechte Anſprüche machte, war in den Händen der Schweden: und Preußen, das unter ſeinen Staaten am wenigſten litt, mußte, da es ſich von dem vorigen Kriege kaum erholet hatte, deſto mehr zu den öffentlichen Bedürfniſſen beytragen. Unter allem dieſem Unglücke war vielleicht die Macht des Grafen von Schwarzenberg noch das größte für den Kurfürſten. Er war Statthalter der Mark, erſter Staatsbedienter, oberſter Befehlshaber der Kriegsvölker, Oberkämmerer und Herrnmeiſter des Johanniterordens zu Sonneburg. Die wichtigſten Bedienungen im Staate und unter den Kriegsvölkern hatte er mit lauter Perſonen beſetzt,

die ihm völlig ergeben waren. Da er, als ein Römischcatholischer, das Glück der Schweden sehr mißvergnügt ansah, hatte er den verstorbenen Kurfürsten beredet, seine Soldaten zu dem Heere des Kayſers ſtoßen, und dieſem zugleich ſchwören zu laſſen: der Kayſer konnte auch die Befehlshaber von zwo der vornehmſten Feſtungen des Kurfürſten, von Spandau und Peitz, als ſeine eigene anſehen. Die dritte, Cüſtrin, ſuchte Schwarzenberg ebenfalls in ſeine Gewalt zu bringen, indem er den getreuen Befehlshaber derſelben durch einen andern ablöſen laſſen, und den Vorwand gebrauchen wollte, dieſe Feſtung ſtünde, weil ſie auf dem Gebiete des Johanniter-Ordens liege, unter ſeinen Befehlen.

Gegen dieſen Verräther verfuhr Friedrich Wilhelm mit einer Klugheit, die über ſeine Jahre gieng. Zuerſt zog er einige redliche Diener an ſeinen Hof, und gab denen, die Schwarzenberg dahin gebracht hatte, zum Theil den Abſchied. Ihn ſelbſt, der ihm bey dieſem Anfange noch etwas fürchterlich war, beſtätigte er in der Statthalterſchaft, und ließ ihn ſeiner Gnade verſichern; befahl ihm aber zugleich, den Beſatzungen den Eid der Treue abnehmen zu laſſen, und Rechenſchaft wegen der von ſeinem Vater erhaltenen, auf weiß Papier unterzeichneten Vollmachten zu geben. Das letztere geſchah; aber die Beſatzungen ließ Schwarzenberg bloß durch den Handſchlag huldigen. Dieſes änderte der Kurfürſt ſogleich, und verbot auch, daß in die erſtgedachten Feſtungen keine Kayſerliche Kriegsvölker eingenommen werden ſollten. Schwarzenberg, der die Ungnade ſeines Landesherrn fühlte, entſchlug ſich der Kriegsangelegenheiten; ſtarb aber ſchon im Jahr 1641. Nach ſeinem Tode erfuhr der Kurfürſt erſt, von was vor einem gefährlichen Feinde er befreyet worden

ſey.

ſey. Da die Verlaſſenſchaft deſſelben zu Spandau auf ſeinen Befehl verſiegelt werden ſollte, widerſetzte ſich der dortige Befehlshaber von Rochow, indem er vorgab, dieſes könne nicht ohne Einwilligung des Kayſers geſchehen, dem er ebenfalls geſchworen habe. Die Befehlshaber zu Berlin und zu Peitz waren nicht weniger treulos: ſie ſuchten ſelbſt die Soldaten auf ihre Seite zu ziehen. Doch dieſer beyden bemächtigte man ſich bald; Rochow, der in ſeinem Uebermuthe ſo weit gieng, daß er ſich weigerte, dem Kurfürſten allein zu huldigen, auch drohte, wenn man ihm gewaltthätig begegnete, Spandau in die Luft zu ſprengen, und zum Kayſer überzugehen, wurde nach Berlin gelockt, und daſelbſt gefangen geſetzt. Noch alsdenn wollte er ſein Regiment nicht abtreten, weil es auch dem Kayſer den Eid geleiſtet hätte. Dieſer nahm es übel auf, daß der Kurfürſt ſeine Kriegsvölker nicht auch ihm hatte ſchwören laſſen; allein Friedrich Wilhelm war mehr berechtiget, ſich darüber zu beſchweren, daß alle, mit denen er unzufrieden war, von dem Kayſer geſchützt wurden: wie unter andern auch Rochow, der ein Mittel gefunden hatte, zu entkommen, und Schwarzenbergs Sohn, der ſich trotzig und ſogar drohend bezeigte.

In kurzem war der Kurfürſt, der noch eine Zeitlang in Preußen blieb, wenigſtens in Anſehung derer, die in ſeinen Dienſten ſtanden, Herr in ſeinem Lande: wobey ihm der neue Statthalter der Mark, der Markgraf Ernſt, die beſten Dienſte gethan hatte. Allein eben ſo geſchwind wandte er ſeine Sorgfalt darauf, dieſes Land auch von ſeinen auswärtigen Feinden zu befreyen. Gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung, thaten die Schweden aus Schleſien und aus dem Meklenburgiſchen einen Einfall in die Mark, und drohten, die Hauptſtadt ſelbſt in die Aſche zu legen:

vermuthlich suchten sie den Kurfürsten zu nöthigen, daß er von der Kayserlichen Parthey abtreten sollte. Bey dieser Gelegenheit rieth ihm Schwarzenberg, den Vorschlag zu genehmigen, der bereits seinem Vater geschehen war, und den Schweden, denen nichts wichtiger war, als Pommern zu behaupten, wenigstens einen Theil dieses Herzogthums gegen eine Schadloßhaltung abzutreten. Doch der Kurfürst verlangte ein geschwindes Rettungsmittel für sein Land, ohne erst lange Unterhandlungen zu pflegen. Er verbot daher seinen Kriegsvölkern, weiter keine Feindseligkeiten gegen die Schweden auszuüben: bey ihrer geringen Anzahl hätten sie doch nur Streifereyen vornehmen können, und diese dienten den Schweden zum Vorwande, die Mark zu verwüsten. Seinen Unterthanen erlaubte er bloß, sich gegen die Gewaltthätigkeiten derselben zu wehren, aber auch sich Schutzbriefe von ihnen auszubitten. Diese Anstalten mißfielen dem Grafen von Schwarzenberg: er stellte vor, daß dadurch bey dem Kayser und vielen Reichsständen ein Mißtrauen würde erregt, daß die Schweden kühner und stärker würden gemacht werden, und daß der Kurfürst durch diese Trennung von seinen Bundsgenossen sich einen desto nachtheiligern Frieden erwerben würde. Der Kayser hingegen, setzte er hinzu, führe jetzt hauptsächlich deswegen den Krieg mit so vieler Beschwerlichkeit fort, um ihm Pommern zu verschaffen. Friedrich Wilhelm kannte die Absichten des Kayserſ besser, und sah auch kein anderes Mittel vor sich, seinem Lande zu helfen; er war auch nicht gesonnen, alle kriegerische Vorsichtigkeit aufzuheben: daher blieb er bey seinen Maaßregeln. Er fieng an, die Schwedischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld frey zu geben, und ließ die Festung Werben am Zusammenfluß der Elbe und Havel schleifen, damit

damit die Kayserlichen, deren Heer sich genähert hatte, dieselbe nicht besetzen, und wegen des einträglichen Zolles, der daselbst von den Schiffen gehoben werden konnte, desto länger behalten möchten. Gegen den Kayser, der ihn um die Ursache dieses Verfahrens befragen ließ, wußte er sich geschickt zu entschuldigen; er überließ auch demselben seine noch übrige Reiterey fast gänzlich, die ihm ohnedieß zur Last war, und nicht ihm allein schwören wollte: zugleich zeigte er demselben, daß er nichts zur Fortsetzung des Krieges beytragen könne.

Dagegen ließ er zu Hamburg, und darauf in Schweden, an einem Waffenstillstande mit diesem Reiche arbeiten; der auch im Julius des Jahrs 1641 zu Stande kam. Der Stillstand wurde auf zwey Jahre geschlossen, und Kraft desselben sollte der Kurfürst die ganze Mark, ausgenommen Driesen, Landsberg, Crossen, Frankfurt an der Oder und Gardeleben, besitzen, welche Städte mit ihrem Gebiete den Schweden verbleiben, aus welchen sie auch ihre Besatzungen erhalten sollten; allein die bürgerliche Regierung daselbst sollte der Kurfürst führen lassen. Auch die Güter des Johanniter-Ordens überließ er unterdessen den Schweden. Ihren Feinden versprach er keinen Durchzug durch die Mark zu verstatten, noch ihnen einige Hülfe zu leisten. Wenn aber ihre Macht zu groß wäre, als daß er denselben verwehren könnte, oder wenn die Schweden genöthigt würden, mit ihrem Heere durch die Mark zu ziehen, so sollte keines von beyden für eine Verletzung des Stillstandes angesehen werden: der Kurfürst sollte alsdenn durch seine Abgeordnete für den Unterhalt der Soldaten Sorge tragen lassen. Es wurden noch andere Bedingungen festgesetzt; alles zusammen genommen aber war eben so sehr ein Merkmal, daß Friedrich Wil-

die ihm völlig ergeben waren. Da er, als ein Römiſchcatholiſcher, das Glück der Schweden ſehr mißvergnügt anſah, hatte er den verſtorbenen Kurfürſten beredet, ſeine Soldaten zu dem Heere des Kayſers ſtoßen, und dieſem zugleich ſchwören zu laſſen: der Kayſer konnte auch die Befehlshaber von zwo der vornehmſten Feſtungen des Kurfürſten, von Spandau und Peitz, als ſeine eigene anſehen. Die dritte, Cüſtrin, ſuchte Schwarzenberg ebenfalls in ſeine Gewalt zu bringen, indem er den getreuen Befehlshaber derſelben durch einen andern ablöſen laſſen, und den Vorwand gebrauchen wollte, dieſe Feſtung ſtünde, weil ſie auf dem Gebiete des Johanniter-Ordens liege, unter ſeinen Befehlen.

Gegen dieſen Verräther verfuhr Friedrich Wilhelm mit einer Klugheit, die über ſeine Jahre gieng. Zuerſt zog er einige redliche Diener an ſeinen Hof, und gab denen, die Schwarzenberg dahin gebracht hatte, zum Theil den Abſchied. Ihn ſelbſt, der ihm bey dieſem Anfange noch etwas fürchterlich war, beſtätigte er in der Statthalterſchaft, und ließ ihn ſeiner Gnade verſichern; befahl ihm aber zugleich, den Beſatzungen den Eid der Treue abnehmen zu laſſen, und Rechenſchaft wegen der von ſeinem Vater erhaltenen, auf weiß Papier unterzeichneten Vollmachten zu geben. Das letztere geſchah; aber die Beſatzungen ließ Schwarzenberg bloß durch den Handſchlag huldigen. Dieſes änderte der Kurfürſt ſogleich, und verbot auch, daß in die erſtgedachten Feſtungen keine Kayſerliche Kriegsvölker eingenommen werden ſollten. Schwarzenberg, der die Ungnade ſeines Landesherrn fühlte, entſchlug ſich der Kriegsangelegenheiten; ſtarb aber ſchon im Jahr 1641. Nach ſeinem Tode erfuhr der Kurfürſt erſt, von was vor einem gefährlichen Feinde er befreyet worden

ſey.

nige Vladislaus; allein er mußte befürchten, die Pohlen möchten ſich ſeiner mißlichen Verfaſſung bedienen, um ihn einige harte Bedingungen, beſonders in Abſicht auf die Preußiſchen Häfen, auszupreſſen. In der That wurden allerhand Hinderniſſe und Vorwürfe aufgebracht, die er glimpflich aus dem Wege räumte. Dazu kamen neue Forderungen und Beſchwerden, beſonders auf dem Pohlniſchen Reichstage: ein Landbote behauptete ſogar, der Kurfürſt habe dieſes Lehn verlohren, weil ſein Vater mit den Schweden gegen die Krone verbunden geweſen ſey; und zwo Woywodſchaften ließen feyerlich gegen ſeine Belehnung proteſtiren. Sie erfolgte aber doch im October des Jahrs 1641 da er ſie ſelbſt zu Warſchau empfieng. Vorher hatte er verſprochen, daß die baufällige catholiſche Kirche zu Königsberg ausgebeſſert, und bey der nahe gelegenen Evangeliſchen ſolche Anſtalten getroffen werden ſollten, daß der Gottesdienſt in der erſtern nicht gehindert würde. Er wollte auch die Aufbauung einer andern Römiſchcatholiſchen Kirche befördern. Den Catholiſchen Edelleuten ſollte der Gebrauch von Capellen freyſtehen, und allen ihren Glaubensverwandten ſollte eine öffentliche Religionsübung erhalten werden. Man verglich ſich weiter, daß der Kurfürſt den Evangeliſchen Predigern des Herzogthums das Schmähen auf die Catholiſchen, ſo wie der Biſchof von Ermeland eben dieſes ſeinen catholiſchen Geiſtlichen gegen die Evangeliſchen, verbieten ſollte. Außer dieſen beyden Religionen ſollte keine in dem Herzogthum geduldet werden. Die Häfen zu Pillau und Memel ſollten in den beſten Stand geſetzt, mit ſtarken Beſatzungen und Befehlshabern aus dem Preußiſchen Adel verſehen werden; würden dieſe dem Könige mißfallen, ſo ſollte er das Recht haben, dem Kurfürſten darüber Vorſtellungen

zu thun; im übrigen ſollten ſie ihnen beyden den Eid der Treue leiſten. Die Feſtungswerke der Häfen ſollten durch einen königlichen Abgeordneten beſichtigt werden. Der jährliche Beytrag des Kurfürſten in den königlichen Schatz wurde auf 30000 Gulden geſetzt, die aber verdoppelt werden ſollten, wenn auf dem Reichstage zur öffentlichen Nothdurft Abgaben bewilligt würden. Fremde wurden von dem Ankauf der Landgüter und von Bedienungen im Herzogthum ausgeſchloſſen; wie ferne ſie aber die Rechte der Einheimiſchen erhalten könnten, ſollte innerhalb eines Jahres von dem Könige und Kurfürſten ausgemacht werden. Gegen die Unterthanen ſollte ein Geſetzmäſſiges Verfahren beobachtet, die Berufung an den König nicht verhindert, und die Erfüllung der königlichen Verordnungen in den Herzoglichen Gerichten befohlen werden. Der Kurfürſt ſollte als Herzog von Preußen mit den Feinden des Königs, ohne die ausdrückliche Bewilligung deſſelben, keine Partheyloſigkeit eingehen; noch Schlöſſer an einen auswärtigen Fürſten verkaufen oder verpfänden. Endlich machte er ſich anheiſchig, dem Könige jährlich hundert tauſend Gulden aus den Zöllen zu bezahlen. So viele Einſchränkungen, die dem Verhältniſſe des Kurfürſten gegen Pohlen, nicht ſeinem Geiſte, gemäß waren, raubten ihm doch die Macht nicht, in dieſem Lande ungemein viel Gutes zu thun: ſie waren alſo weder traurig, noch verächtlich.

Bald aber ſchien der Stillſtand, den er mit den Schweden getroffen hatte, und der noch nicht beſtätigt war, vergeblich zu ſeyn. Der Schwediſche Feldherr Torſtenſohn rückte im Anfange des Jahrs 1642 mit ſeinem Heere in die Alte Mark, der er ſehr beſchwerlich fiel, um von dort aus die Kayſerlichen Länder anzugreifen: er rechtfertigte auch dieſes durch

den

den Stillſtand ſelbſt. Der Kurfürſt verlangte, nächſt der feyerlichen Genehmigung deſſelben, auch die Aenderung einiger beſchwerlichen, zum Theil ſchimpflichen Punkte, die darinne ſtanden: darunter gehört auch dieſer, daß die Schweden zu Cüſtrin eine Perſon haben ſollten, die auf die Erfüllung des Vergleichs Acht gäbe. Darüber gieng eine langwierige Unterhandlung zu Stettin und Stralſund an; die aber fruchtlos abgebrochen wurde, weil die Schweden durch Verzögrung und harte Forderungen ſich deſto mehr Freyheit in der Mark vorbehalten wollten. Daher ſchickte der Kurfürſt Geſandte nach Stockholm, unter einem den Schweden gefälligen Vorwande. Seines Vaters Schweſter, die Wittwe Guſtav Adolphs war zu großem Verdruſſe der Schweden, nach Dänemark geflüchtet, weil ihr aller Antheil an der Regierung, und ſelbſt an der Erziehung Chriſtinens, war genommen worden. Friedrich Wilhelm bot ſeine Vermittelung an, um ſie wieder in das Reich zu bringen: er ſuchte auch die Beſchuldigungen gegen ſie zu mildern oder zu vertilgen; endlich half er dieſe Sache dergeſtalt beylegen, daß die verwittwete Königinn im Jahr 1643 ihre Wohnung zu Inſterburg in Preußen nahm, und daß ihr die Schweden ein Jahrgeld ausmachten.

Man entdeckte auch eine geheimere Abſicht dieſer Geſandtſchaft nach Schweden: der Kurfürſt erneuerte den Vorſchlag, den ſchon Guſtav Adolph gethan hatte, ihn mit ſeiner Tochter zu vermählen. Anfänglich ließ er nur die Gemüther der Reichsräthe ausforſchen, ob ſie zu dieſer Verbindung geneigt wären: und wenigſtens aus ihren Worten konnten es ſeine Geſandten ſchließen. Chriſtina hingegen erklärte ſich in der Folge dafür nicht günſtig, und dieſer Antrag verlohr ſich zuletzt, nachdem er mehrere Jahre

wieder-

wiederholt worden war. Die Pohlen, welche dem Kurfürsten bereits die Schweſter ihres Königs zur Gemahlinn angeboten hatten, wurden über die Nachricht von dieſer vorläufigen Erkundigung ſehr unruhig. Der Kanzler Oßalinsky ſtellte ihm im Namen des Königs vor, daß ſeine Bemühungen nach der Vermählung mit Chriſtinen ſeinem Lehnseide zuwider wären, und viel Verdruß, oder gar einen Krieg hervorbringen könnten. Das Recht des Königs von Pohlen an das Schwediſche Reich, das er niemals aufgeben werde, ſey ihm bekannt: man hoffte daher, er würde als ein Vaſall, ohne Vorwiſſen des Königs und der Republik dieſe Vermählung nicht ſchließen. Der König ſahe zwar dieſe Nachricht nur noch als ein ungewiſſes Gerüchte an; es ſey aber nöthig zu verhüten, daß dieſes niemals geſchehe. Hierauf antwortete der Kurfürſt: er habe an ſeine Vermählung überhaupt noch nicht gedacht; am wenigſten aber an die Vermählung mit der Königinn von Schweden; ſeine Geſandten wären in dieſes Reich aus andern Urſachen geſchickt worden; er werde ſich auch niemals auf eine dem Könige und der Republik Pohlen nachtheilige Art vermählen, und die Verbindlichkeit ſeiner Lehnspflicht ſey die ſtärkſte Verſicherung, die er darüber geben könne. Als Oßalinsky noch eine deutlichere Erklärung verlangte, gab der Kurfürſt dieſe, daß er weder ſelbſt an jene Vermählung gedacht habe; noch daß andere ihm dieſelbe vorgeſchlagen hätten: und wenn ſie künftig in Bewegung kommen ſollte, würde er ſolches dem Könige, nach ſeiner kindlichen Ergebenheit gegen ihn, melden. Der Kanzler hatte ſchon vorher den vier vornehmſten Preußiſchen Räthen, im Namen des Königs, aufgetragen, genau Acht zu haben, ob etwas wegen dieſer Vermählung vorgienge, und was

ſie

ſie bemerkten, dem Könige ſogleich anzuzeigen; weil dieſelbe alle Verbindung zwiſchen dem Königreiche und dem Herzogthume Preußen aufheben würde. Die Staatsräthe hörten dieſes mit Beſtürzung, und baten daher den Kurfürſten, nicht mehr an der gedachten Vermählung zu arbeiten, weil ſie Preußen ſchädlich ſeyn würde. Er ſuchte ſie ebenfalls zu überzeugen, daß alles, was ſie davon gehört hätten, nur auf einem falſchen Gerichte beruhe. Die Staatskunſt braucht dieſes Hülfsmittel oft, dasjenige ſtandhaft zu leugnen, was deſto mehr Hinderniſſ finden würde, je bekannter es wäre: dieſes Leugnen macht auch keinen Kenner der Geſchichte irre, und iſt dem, welcher dazu genöthiget wird, zwar weniger rühmlich, als ein ganz offenes Betragen; aber es bleibt doch in gewiſſen Fällen, auch nur wegen des großen Haufens, unvermeidlich. Friedrich Wilhelm ſahe in der Vermählung mit Chriſtinen eine Größe voraus, die dem Kayſer faſt eben ſo unangenehm geweſen ſeyn würde, als dem Könige von Pohlen.

Er kam endlich im Anfange des Jahrs 1643 in der Mark an: und bald darauf verglich er ſich mit den Schweden, daß ihnen monatlich zehn tauſend Reichsthaler und tauſend Scheffel Getreide aus dieſem Lande abgetragen werden ſollten. Dieſer Stillſtand wurde zwar nur auf zwey Monate errichtet; gieng aber nachmals, ohne ausdrücklich verlängert zu werden, bis zum Frieden fort. Johann Oxenſtierna, ein Sohn des Schwediſchen Großkanzlers, der dieſes in Schwedens Namen bewilligte, unterredete ſich zugleich mit den Geſandten des Kurfürſten über ihren Herrn. Sie rühmten denſelben ſowohl überhaupt wegen ſeiner großen Gaben, als vornemlich wegen des unermüdeten Fleißes, mit welchem er Tage lang ſeiner Rathsverſammlung beywohne, und

das

das Abgehandelte selbst aufschriebe. Dazu setzten sie noch dieses, daß man ihm die Trunkenheit, ein damals bey den Deutschen Fürsten gewöhnliches Laster, nicht vorwerfen könne. Unter diesen Lobsprüchen fand einer besonders den Beyfall des Oxenstierna, nemlich dieser, daß es den Kurfürsten nicht verdrieße, seine Räthe anzuhören: junge Fürsten, sagte er, hätten kein besseres Mittel, ihre Angelegenheiten genau kennen zu lernen; auf diesem Wege sey Gustav Adolph zu einer solchen Vollkommenheit in der Regierungskunst gelangt, und der Kurfürst werde sich dereinst vor allen Deutschen Fürsten, die seine Zeitgenossen wären, hervorthun. Würklich unterschied er sich schon damals von fast allen diesen Fürsten durch seine weisen Maaßregeln. Er wußte dem Verlangen der Schweden, daß der erstgedachte Vergleich feyerlich bestätigt werden müsse, geschickt auszuweichen, weil sie gewisse neue Vortheile über ihn hierinne zu suchen schienen. Vielmehr bewog er sie im Jahr 1644, ihre Besatzungen aus noch mehrern Städten seines Gebiets zu ziehen. Eben so glücklich als der Mark, verschaffte er auch in diesem Jahre dem Herzogthum Cleve einige Erholung. Die Landgräfinn von Hessen, Amalia, die getreueste unter Schwedens Bundesgenossen in Deutschland, ließ einen Theil dieses Landes durch ihre Kriegsvölker räumen: und schon vorher hatten die Holländer, auf seine Vorstellung, ein gleiches, in Ansehung einiger Clevischen Städte, gethan.

So viele Unterhandlungen mit den Feinden des Kayfers machten diesem den Kurfürsten verdächtig. Als daher der Kayserliche Feldherr Gallas im Jahr 1644 durch die Mark Brandenburg den Dänen zu Hülfe zog, welche von den Schweden plötzlich waren angegriffen worden, ließ er den Kurfürsten fragen,

was

was er ſich von ihm zu verſehen habe, und verlangte von ihm auf eine drohende Art alle Bedürfniſſe für ſeine Kriegsvölker, die auch viele Ausſchweifungen in dieſem Lande verübten. Der Kurfürſt beobachtete ſeine Würde ſowohl in der Antwort gegen den Feldherrn, als in den Beſchwerden, welche ſein Geſandter, Johann Friedrich Freyherr von Löben, bey dem Kayſer ſelbſt anbringen mußte. Er empfieng von dieſem eine gefällige Antwort; zugleich aber ſuchte derſelbe zu verhindern, daß der Kurfürſt nicht zu mächtig werden möchte, um in dem fortdaurenden Kriege auf der einen Seite einen ſtarken Ausſchlag geben zu können: und dieſes beſorgte der Kayſer, da er ſahe, daß der Kurfürſt eine Anzahl Kriegsvölker in Weſtphalen warb, mit welchen er die von den Holländern zurück gegebenen Städte beſetzen wollte; die aber, nach dem Argwohn des Kayſers, vielleicht zu den Heſſen ſtoßen dürften. Es wurde alſo von dem Kurfürſten begehrt, dieſe Soldaten mit den Kayſerlichen zu vereinigen, die Weſtphalen beſchützen ſollten. Allein er entſchuldigte ſich deswegen, und ſein Geſandter ſprach deſto muthiger am Kayſerlichen Hofe, da zu gleicher Zeit andere Kurfürſten ſich daſelbſt beklagten, daß ſie des Schutzes nicht genöſſen, den ſie von dem Kayſer erwarten könnten. Die Venetianer verſuchten damals für ihre Geſandten an dieſem Hofe den Rang über die Kurfürſtlichen zu erhalten. Friedrich Wilhelms Geſandter rettete auch hier ſeine Ehre, und erklärte öffentlich, er werde den Vorgang über den Venetianer behaupten, wenn gleich einer von ihnen beyden auf der Stelle umkommen ſollte. Alles zeigte die Stärke dieſer neuen Regierung: auch die Vermittelung, welche der Kurfürſt zur Endigung des Kriegs zwiſchen Dänemark und Schweden anbot. Mit dieſem Kriege war er deſto weniger zufrieden,

da derselbe nicht nur den lange gewünschten Frieden weiter entfernte; sondern auch zween Protestantische Fürsten schwächte, die er lieber vereinigt sah. Doch der Gesandte, den er nach Dänemark schickte, wurde allda kaltsinnig aufgenommen: man glaubte, daß der Kurfürst noch immer auf seine Vermählung mit der Königinn Christina bedacht sey, und insgeheim Schwedens Parthey ergriffen habe; außerdem aber war bereits die Vermittelung von Frankreich und von den Vereinigten Niederlanden an dem Dänischen Hofe angenommen worden, und diese Entschuldigung machte das Anbieten des Kurfürsten, in welches Schweden gewilligt hatte, fruchtlos.

Unterdessen waren andere Friedensunterhandlungen, noch dringendere für den Kurfürsten, angefangen worden. Nach einem mehr als zwanzigjährigen Kriege in Deutschland, und unter dessen Fortdauer, wurden im Jahr 1641 die vorläufigen Bedingungen des Friedens festgesetzt; es ward ausgemacht, daß man vom März des folgenden Jahres an, zu Münster und Osnabrück an demselben arbeiten sollte: und im Jahr 1643 kam ein Deputations-Tag zu Frankfurt am Mayn zu Stande, von dem man ebenfalls eine Beförderung des Friedens hoffte. Friedrich Wilhelm, der durch das seinem Vater unähnliche Betragen den Frieden wirklich erleichterte, wollte anfänglich an der erstgedachten Versammlung keinen Antheil nehmen, weil er sie für vergeblich hielt; nachher aber ließ er durch seinen Gesandten auf derselben vorstellen, daß zur Wiederherstellung des Friedens vielmehr eine Zusammenkunft von beyden Kriegführenden Theilen nöthig sey; einen bloßen Waffenstillstand ließ er zugleich widerrathen, weil er nur mit harten Bedingungen, zu Deutschlands Untergange, erhalten werden könnte. Man stritte auf diesem

Depu-

sie bemerkten, dem Könige sogleich anzuzeigen; weil dieselbe alle Verbindung zwischen dem Königreiche und dem Herzogthume Preußen aufheben würde. Die Staatsräthe hörten dieses mit Bestürzung, und baten daher den Kurfürsten, nicht mehr an der gedachten Vermählung zu arbeiten, weil sie Preußen schädlich seyn würde. Er suchte sie ebenfalls zu überzeugen, daß alles, was sie davon gehört hätten, nur auf einem falschen Gerichte beruhe. Die Staatskunst braucht dieses Hülfsmittel oft, dasjenige standhaft zu leugnen, was desto mehr Hindernisse finden würde, je bekannter es wäre: dieses Leugnen macht auch keinen Kenner der Geschichte irre, und ist dem, welcher dazu genöthiget wird, zwar weniger rühmlich, als ein ganz offenes Betragen; aber es bleibt doch in gewissen Fällen, auch nur wegen des großen Haufens, unvermeidlich. Friedrich Wilhelm sahe in der Vermählung mit Christinen eine Größe voraus, die dem Kayser fast eben so unangenehm gewesen seyn würde, als dem Könige von Pohlen.

Er kam endlich im Anfange des Jahrs 1643 in der Mark an: und bald darauf verglich er sich mit den Schweden, daß ihnen monatlich zehn tausend Reichsthaler und tausend Scheffel Getreide aus diesem Lande abgetragen werden sollten. Dieser Stillstand wurde zwar nur auf zwey Monate errichtet; gieng aber nachmals, ohne ausdrücklich verlängert zu werden, bis zum Frieden fort. Johann Oxenstierna, ein Sohn des Schwedischen Großkanzlers, der dieses in Schwedens Namen bewilligte, unterredete sich zugleich mit den Gesandten des Kurfürsten über ihren Herrn. Sie rühmten denselben sowohl überhaupt wegen seiner großen Gaben, als vornemlich wegen des unermüdeten Fleißes, mit welchem er Tage lang seiner Rathsversammlung beywohne, und

das

Mit desto größerer Hoffnung ernannte Friedrich Wilhelm bereits im Jahr 1644 seine Gesandten zu den Friedensunterhandlungen in Westphalen. Johann Graf von Witgenstein sollte, wie es die Umstände verlangen würden, denselben bald zu Münster, bald zu Osnabrück beywohnen. Nach Osnabrück besonders, wo die Schwedischen Gesandten mit den Kayserlichen berathschlagten, schickte er den Freyherrn von Löben, und Peter Fritzen, der nachmals vom Matthäus Wesenbeck abgelöst wurde; und nach Münster, wo die Französischen Gesandten insonderheit am Frieden arbeiteten, giengen Friedrich von der Heyden, und Johann Pottmann, dessen Stelle in der Folge Johann Frommholt einnahm. Man hat bald erkannt, daß diese Wahl des Kurfürsten wohl getroffen gewesen sey: er suchte aber auch die wichtigsten Absichten durch diese Gesandten zu erreichen. Darunter waren die Behauptung seiner Rechte an Pommern, und die Entschädigung wegen eines so langen und vielfachen Elendes, das seine Länder in einem Kriege ausgestanden hatten, der ihn im Grunde wenig angieng, neben der Abstellung der Religionsbeschwerden, die vornehmsten. Da er gleichsam in der Mitte zwischen beyden Partheyen stand, so gab ihm dieses bey denselben desto mehr Ansehen: denn in dem immer fortwährenden Kriege mußte eine jede befürchten, daß er zu der andern treten möchte. Noch gehörte er zwar unter die entkräfteten und weniger mächtigen Fürsten; allein er verschaffte sich täglich neue Stärke, und schon die Maaßregeln, welche er nahm, zeigten eine gewisse Festigkeit, ein nicht ungegründetes Vertrauen an.

Als seine Gesandten im Jahr 1645 in den gedachte Städten angekommen waren, geriethen sie sogleich über das Cärimoniel und über andere vor-

läufige

was er sich von ihm zu versehen habe, und verlangte von ihm auf eine drohende Art alle Bedürfnisse für seine Kriegsvölker, die auch viele Ausschweifungen in diesem Lande verübten. Der Kurfürst beobachtete seine Würde sowohl in der Antwort gegen den Feldherrn, als in den Beschwerden, welche sein Gesandter, Johann Friedrich Freyherr von Löben, bey dem Kayser selbst anbringen mußte. Er empfieng von diesem eine gefällige Antwort; zugleich aber suchte derselbe zu verhindern, daß der Kurfürst nicht zu mächtig werden möchte, um in dem fortdaurenden Kriege auf der einen Seite einen starken Ausschlag geben zu können: und dieses besorgte der Kayser, da er sahe, daß der Kurfürst eine Anzahl Kriegsvölker in Westphalen warb, mit welchen er die von den Holländern zurück gegebenen Städte besetzen wollte; die aber, nach dem Argwohn des Kayserς, vielleicht zu den Hessen stoßen dürften. Es wurde also von dem Kurfürsten begehrt, diese Soldaten mit den Kayserlichen zu vereinigen, die Westphalen beschützen sollten. Allein er entschuldigte sich deswegen, und sein Gesandter sprach desto muthiger am Kayserlichen Hofe, da zu gleicher Zeit andere Kurfürsten sich daselbst beklagten, daß sie des Schutzes nicht genössen, den sie von dem Kayser erwarten könnten. Die Venetianer versuchten damals für ihre Gesandten an diesem Hofe den Rang über die Kurfürstlichen zu erhalten. Friedrich Wilhelms Gesandter rettete auch hier seine Ehre, und erklärte öffentlich, er werde den Vorgang über den Venetianer behaupten, wenn gleich einer von ihnen beyden auf der Stelle umkommen sollte. Alles zeigte die Stärke dieser neuen Regierung: auch die Vermittelung, welche der Kurfürst zur Endigung des Kriegs zwischen Dänemark und Schweden anbot. Mit diesem Kriege war er desto weniger zufrieden,

da

da derſelbe nicht nur den lange gewünſchten Frieden weiter entfernte; ſondern auch zween Proteſtantiſche Fürſten ſchwächte, die er lieber vereinigt ſah. Doch der Geſandte, den er nach Dänemark ſchickte, wurde allda kaltſinnig aufgenommen: man glaubte, daß der Kurfürſt noch immer auf ſeine Vermählung mit der Königinn Chriſtina bedacht ſey, und insgeheim Schwedens Parthey ergriffen habe; außerdem aber war bereits die Vermittelung von Frankreich und von den Vereinigten Niederlanden an dem Däniſchen Hofe angenommen worden, und dieſe Entſchuldigung machte das Anbieten des Kurfürſten, in welches Schweden gewilligt hatte, fruchtlos.

Unterdeſſen waren andere Friedensunterhandlungen, noch dringendere für den Kurfürſten, angefangen worden. Nach einem mehr als zwanzigjährigen Kriege in Deutſchland, und unter deſſen Fortdauer, wurden im Jahr 1641 die vorläufigen Bedingungen des Friedens feſtgeſetzt; es ward ausgemacht, daß man vom März des folgenden Jahres an, zu Münſter und Osnabrück an demſelben arbeiten ſollte: und im Jahr 1643 kam ein Deputations-Tag zu Frankfurt am Mayn zu Stande, von dem man ebenfalls eine Beförderung des Friedens hoffte. Friedrich Wilhelm, der durch das ſeinem Vater unähnliche Betragen den Frieden wirklich erleichterte, wollte anfänglich an der erſtgedachten Verſammlung keinen Antheil nehmen, weil er ſie für vergeblich hielt; nachher aber ließ er durch ſeinen Geſandten auf derſelben vorſtellen, daß zur Wiederherſtellung des Friedens vielmehr eine Zuſammenkunft von beyden Kriegführenden Theilen nöthig ſey; einen bloßen Waffenſtillſtand ließ er zugleich widerrathen, weil er nur mit harten Bedingungen, zu Deutſchlands Untergange, erhalten werden könnte. Man ſtritte auf dieſem

Depu-

Deputations-Tage hauptſächlich darüber, ob auch die Reichsfürſten und Reichsſtädte an den Friedensunterhandlungen einen unmittelbaren Theil haben ſollten. Der Kayſerliche Hof und die Kurfürſten wollten ihnen dieſes Recht nicht zugeſtehen; ſo wie ſie auch behaupten, daß man in den beyden Weſtphäliſchen Städten nur für den Frieden mit den Ausländern ſorgen; die Beſchwerden aber der Reichsſtände gegen einander an einem andern Orte heben ſollte. Allein der Kurfürſt von Brandenburg ſah das Verlangen der Reichsfürſten für eben ſo billig, als nothwendig an. Er verwarf auch den von den Kayſerlichen vorgeſchlagenen Ausſchuß der Reichsſtände, durch welchen die Religionsbeſchwerden abgethan werden ſollten. So wenigen Fürſten die Entſcheidung dieſer wichtigen Klagen zu überlaſſen, hielt er für die Proteſtanten für ſehr gefährlich, weil man leicht in dieſem Ausſchuſſe, einen unter ihnen, der weniger Urſache ſich zu beſchweren hätte, gewinnen könnte, und weil die ganze Unterſuchung erſt nach geſchloſſenen Frieden verſchoben wurde. Er fand ſich auch dadurch beleidigt, daß man dazu alle Kurfürſten, nur ihn nicht, aus Abneigung gegen die Reformirte Religion, die er bekannte, ernannt hatte. Er widerſetzte ſich ferner der Fortſetzung des Deputations-Tages, und der Verlegung deſſelben nach Münſter, indem er denſelben nur als ein Mittel betrachtete, die ernſtlichen allgemeinen Friedensbemühungen abzuwenden, und ſo lange Zeit zu gewinnen, bis das Glück des Krieges ſich mehr für den Kayſer erklären dürfte. Die übrigen Reichsſtände gaben ihm endlich auch größtentheils Beyfall: und dieſe Verſammlung, auf welcher ſich der Kurfürſt durch richtige und freymüthige Vorſtellungen viele Ehre erworben hatte, gieng im Jahr 1645 aus einander.

Mit desto größerer Hoffnung ernannte Friedrich Wilhelm bereits im Jahr 1644 seine Gesandten zu den Friedensunterhandlungen in Westphalen. Johann Graf von Witgenstein sollte, wie es die Umstände verlangen würden, denselben bald zu Münster, bald zu Osnabrück beywohnen. Nach Osnabrück besonders, wo die Schwedischen Gesandten mit den Kayserlichen berathschlagten, schickte er den Freyherrn von Löben, und Peter Fritzen, der nachmals vom Matthäus Wesenbeck abgelöst wurde; und nach Münster, wo die Französischen Gesandten insonderheit am Frieden arbeiteten, giengen Friedrich von der Heyden, und Johann Pottmann, dessen Stelle in der Folge Johann Frommholt einnahm. Man hat bald erkannt, daß diese Wahl des Kurfürsten wohl getroffen gewesen sey: er suchte aber auch die wichtigsten Absichten durch diese Gesandten zu erreichen. Darunter waren die Behauptung seiner Rechte an Pommern, und die Entschädigung wegen eines so langen und vielfachen Elendes, das seine Länder in einem Kriege ausgestanden hatten, der ihn im Grunde wenig angieng, neben der Abstellung der Religionsbeschwerden, die vornehmsten. Da er gleichsam in der Mitte zwischen beyden Partheyen stand, so gab ihm dieses bey denselben desto mehr Ansehen: denn in dem immer fortwährenden Kriege mußte eine jede befürchten, daß er zu der andern treten möchte. Noch gehörte er zwar unter die entkräfteten und weniger mächtigen Fürsten; allein er verschaffte sich täglich neue Stärke, und schon die Maaßregeln, welche er nahm, zeigten eine gewisse Festigkeit, ein nicht ungegründetes Vertrauen an.

Als seine Gesandten im Jahr 1645 in den gedachte Städten angekommen waren, geriethen sie sogleich über das Cärimoniel und über andere vor-

läufige

läufige Punkte, in Streitigkeiten. Die Schwedischen Gesandten tadelten es, daß in ihre Vollmacht gesetzt worden war, sie wären abgeschickt, um den Kayserlichen beyzustehen; allein sie erklärten sich, daß ihr Beystand bloß auf solche Anschläge gerichtet sey, die das Recht des Deutschen Reichs und den Frieden beträfen. Die Französischen Gesandten verlangten, daß ihrem Könige der Titel **Majestät** beygelegt werden sollte; allein den Kurfürsten wollten sie nicht **Durchlauchtigster** nennen. Dieser schickte deswegen sogar einen Gesandten nach Frankreich, ohne etwas zu erlangen: und seine Gesandten brauchten daher nur den Namen des **Allerchristlichsten Königes**. Einen andern Streit führten sie und die übrigen Kurfürstlichen Gesandten mit dem Venetianischen, der vermöge eines Anspruchs des Kayfers **Ferdinands des Zweyten** vom Jahr 1636 den Rang vor ihnen begehrte. Zu den sehr erheblichen Gründen, die man demselben entgegen setzte, fügte der Kurfürst noch dieses, das Haus Oesterreich, das über mehr als Ein Reich herrsche, habe den Kurfürsten den Rang niemals streitig gemacht; unter ihnen sey ein König, an dessen Seite die übrigen säßen, und von dem sie sich nicht trennen lassen könnten; es hätten auch schon in den ältern Zeiten viele Könige in Deutschland geherrscht, unter andern in Bayern, Sachsen, Vandalen, welche damals den Venetianern nicht würden nachgestanden haben, ihre Länder aber gehörten jetzt meistentheils den Kurfürsten. Er rieth jedoch den Mittelweg an, künftig keine ankommende Gesandten mehr zu empfangen, und zur Entschuldigung gegen sie diesen Rangstreit anzuführen: man bediente sich auch dieses Mittels mit einiger Veränderung. Noch heftiger war die Uneinigkeit, welche sich über die Weigerung der Fürstlichen Gesandten,

Mit desto größerer Hoffnung ernannte Friedrich Wilhelm bereits im Jahr 1644 seine Gesandten zu den Friedensunterhandlungen in Westphalen. Johann Graf von Witgenstein sollte, wie es die Umstände verlangen würden, denselben bald zu Münster, bald zu Osnabrück beywohnen. Nach Osnabrück besonders, wo die Schwedischen Gesandten mit den Kayserlichen berathschlagten, schickte er den Freyherrn von Löben, und Peter Fritzen, der nachmals vom Matthäus Wesenbeck abgelöst wurde; und nach Münster, wo die Französischen Gesandten insonderheit am Frieden arbeiteten, giengen Friedrich von der Heyden, und Johann Portmann, dessen Stelle in der Folge Johann Frommholt einnahm. Man hat bald erkannt, daß diese Wahl des Kurfürsten wohl getroffen gewesen sey: er suchte aber auch die wichtigsten Absichten durch diese Gesandten zu erreichen. Darunter waren die Behauptung seiner Rechte an Pommern, und die Entschädigung wegen eines so langen und vielfachen Elendes, das seine Länder in einem Kriege ausgestanden hatten, der ihn im Grunde wenig angieng, neben der Abstellung der Religionsbeschwerden, die vornehmsten. Da er gleichsam in der Mitte zwischen beyden Partheyen stand, so gab ihm dieses bey denselben desto mehr Ansehen: denn in dem immer fortwährenden Kriege mußte eine jede befürchten, daß er zu der andern treten möchte. Noch gehörte er zwar unter die entkräfteten und weniger mächtigen Fürsten; allein er verschaffte sich täglich neue Stärke, und schon die Maaßregeln, welche er nahm, zeigten eine gewisse Festigkeit, ein nicht ungegründetes Vertrauen an.

Als seine Gesandten im Jahr 1645 in den gedachte Städten angekommen waren, geriethen sie sogleich über das Cärimoniel und über andere vor-

läufige

läufige Punkte, in Streitigkeiten. Die Schwedischen Gesandten tadelten es, daß in ihre Vollmacht gesetzt worden war, sie wären abgeschickt, um den Kayserlichen beyzustehen; allein sie erklärten sich, daß ihr Beystand bloß auf solche Anschläge gerichtet sey, die das Recht des Deutschen Reichs und den Frieden beträfen. Die Französischen Gesandten verlangten, daß ihrem Könige der Titel **Majestät** beygelegt werden sollte; allein den Kurfürsten wollten sie nicht **Durchlauchtigster** nennen. Dieser schickte deswegen sogar einen Gesandten nach Frankreich, ohne etwas zu erlangen: und seine Gesandten brauchten daher nur den Namen des **Allerchristlichsten Königes**. Einen andern Streit führten sie und die übrigen Kurfürstlichen Gesandten mit dem Venetianischen, der vermöge eines Anspruchs des Kaysers **Ferdinands des Zweyten** vom Jahr 1636 den Rang vor ihnen begehrte. Zu den sehr erheblichen Gründen, die man demselben entgegen setzte, fügte der Kurfürst noch dieses, das Haus Oesterreich, das über mehr als Ein Reich herrsche, habe den Kurfürsten den Rang niemals streitig gemacht; unter ihnen sey ein König, an dessen Seite die übrigen säßen, und von dem sie sich nicht trennen lassen könnten; es hätten auch schon in den ältern Zeiten viele Könige in Deutschland geherrscht, unter andern in Bayern, Sachsen, Vandalen, welche damals den Venetianern nicht würden nachgestanden haben, ihre Länder aber gehörten jetzt meistentheils den Kurfürsten. Er rieth jedoch den Mittelweg an, künftig keine ankommende Gesandten mehr zu empfangen, und zur Entschuldigung gegen sie diesen Rangstreit anzuführen: man bediente sich auch dieses Mittels mit einiger Veränderung. Noch heftiger war die Uneinigkeit, welche sich über die Weigerung der Fürstlichen Gesandten,

ten, den Kurfürstlichen den Ehrennamen Excellenz zu geben, erhob. Dabey erinnerte der Kurfürst nicht nur, daß dieser Streit jetzt zur Unzeit entstanden sey; sondern auch, daß die Kurfürstlichen Gesandten diesen Titel von den Auswärtigen ohne Widerrede empfiengen; doch befohl er den seinigen, mit den Fürstlichen Gesandten darüber nicht heftig zu streiten, sondern nur ein gleiches Recht mit den übrigen Kurfürstlichen zu behaupten. Dagegen ließ er das Recht der Deutschen Reichsfürsten und Reichsstädte, bey diesen Friedensunterhandlungen ihre Stimme eben sowohl als die Kurfürsten, wie es ihnen gefiele, zu geben, mit glücklichem Fortgange vertheidigen, und mißbilligte auch andere Anstalten, durch welche die Kayserliche Parthey die Reichsstände, und insonderheit die Protestanten, bey dieser Gelegenheit um ihre Vortheile zu bringen suchte.

Bey dem würklichen Anfange der Friedensvorschläge, ließ Friedrich Wilhelm vorzüglich auf die Versicherung des Religionszustandes der Reformirten in Deutschland dringen. Durch den Religionsfrieden vom Jahr 1555 hatten nur die Evangelischen eine ohngefähr gleiche Freyheit der Religion mit den Römischcatholischen in Deutschland erhalten, wobey das Augsburgische Glaubensbekenntniß zum Grunde lag. Die Reformirten verstärkten sich seitdem neben ihnen ungemein glücklich, und beriefen sich, um gleicher Rechte zu genießen, darauf, daß sie jenem Glaubensbekenntnisse ebenfalls beypflichteten: ein Vorgeben, das jedoch nur bey einigen Veränderungen, wo nicht in den Worten, doch in den Erklärungen desselben bestehen konnte. Daher fiengen die Evangelischen an, den Namen der unveränderten augsburgischen Confeßion zu gebrauchen, und

waren

waren deſto weniger geneigt, ſich für die Reformirten zu erklären, je mehr ſie durch dieſelben an ihren Kirchenbeſitzungen verloren, und je bitterer es ihnen die Römiſchcatholiſchen vorwarfen, daß ſie ſich nicht mehr zu der erſten und ächten augsburgiſchen Confeßion bekenneten. Die Streitigkeiten zwiſchen den beyden Proteſtantiſchen Gemeinen waren überhaupt gegen die Zeit dieſer Friedensunterhandlungen aufs höchſte geſtiegen; aber eben dieſe boten die beſte Bequemlichkeit an, mehr Verträglichkeit zwiſchen ihnen einzuführen. Der Kurfürſt von Brandenburg, der damals der vornehmſte Reformirte Fürſt in Deutſchland war, verlangte alſo, daß die Religionsfreyheit ſeiner Glaubensgenoſſen in den deutlichſten Ausdrücken feſtgeſetzt werden ſollte. Er glaubte, daß dieſelben eben ſowohl augsburgiſche Confeßionsverwandte heißen könnten, als die Evangeliſchen, und ließ dieſe letztern warnen, durch ihren Widerſtand gegen die Reformirten in dieſer Sache nicht die Uneinigkeit zu vergrößern, durch deren Hülfe die Römiſchcatholiſchen ſie beyde zu unterdrücken ſuchten. Unter andern Schwierigkeiten, welche hiebey erregt wurden, war auch dieſe, daß man den Reformirten Fürſten das ſogenannte Recht zu reformiren in ihren Ländern nicht zugeſtehen wollte, weil man befürchtete, daß ihre Evangeliſche Unterthanen dadurch am erſten leiden möchten. Dieſes und die übrigen Gründe der Streitigkeit beantwortete der Kurfürſt mit Vorſtellungen, die im Auszuge angeführt zu werden verdienen. „Weder er, noch ſeine Vorfahren, ſagte er, hätten jemals das Gewiſſen eines ihrer Unterthanen beunruhigt, und auch künftig werde ſolches nicht geſchehen; „allein darinne ſtimme er dem Geſandten Oxenſtierna „völlig bey, daß das gedachte Recht eben ſo grauſam „in den Händen der Evangeliſchen ſey, als wenn es

„die Reformirten ausübten. Er bekenne ſich zur „Augsburgiſchen Confeßion, und kein in derſelben „entſchiedener Artikel ſey jemals zwiſchen den Pro„teſtanten in Zweifel gezogen worden; beyde Kir„chen hätten nur über Fragen, die in derſelben nicht „berührt werden, geſtritten. Wenn aber dieſes als „eine Abweichung von jenem Glaubensbekenntniſſe „angeſehen werden ſollte, ſo könnte man den Evan„geliſchen wegen ihrer Streitigkeiten unter einander „ein gleiches vorwerfen. Der einzige Unterſchied in „der Lehre vom heiligen Abendmahl, der darinne nicht „einmal bemerkt ſey, könne die Reformirten nicht „von dieſem Bekenntniſſe ausſchließen, wider welches „ſie, nach dem Geſtändniſſe der Lehrer beyder Kirchen, „auf dem Leipziger Geſpräche, gar nichts lehrten. „Seit dem Jahre 1566 ſey es unter den Reichsſtän„den gar nicht ſtreitig geweſen, daß die Reformirten „an dem Religionsfrieden Antheil hätten; wie man „inſonderheit aus dem Betragen des Reichs gegen die „Kurfürſten von der Pfalz ſehen könne. Einige un„ruhige Theologen hätten zwar darüber geſtritten, „wer in dem Religionsfrieden eingeſchloſſen ſey oder „nicht; allein für ſie gehörte die Auslegung der „Reichsgeſetze nicht, und ihre Fürſten würden beſſer „gethan haben, ihnen, um des öffentlichen Wohls „willen, keine ſolche Frechheit zu verſtatten. Unter „den Reichsſtänden ſelbſt hingegen wären über dieſe „Frage keine Bewegungen entſtanden. Die Evan„geliſchen hätten auch ihrer Seits zu befürchten, daß „die Römiſchcatholiſchen gegen ſie eben ſolche Ein„ſchränkungen, in Anſehung des Religionsfriedens, „gebrauchen möchten, wie ſie jetzt gegen die Refor„mirten.„ — Wenn gleich dieſes nicht alles von den Evangeliſchen zugegeben werden dürfte; ſo war es doch überhaupt mit vieler Einſicht und Hoheit

geſagt;

gesagt: der Kurfürst zeigte, daß er mehr als die meisten andern Protestantischen Fürsten fähig sey, einen äußerlichen Frieden zwischen den beyden Kirchen zu stiften. Als ihm daher die Herzoge von Lüneburg zur Beylegung der Streitigkeiten zwischen den Protestanten Vorschläge thaten, versprach er sehr bereitwillig, dieselben zu befördern; setzte aber hinzu, zwischen Staatsmännern und selbst zwischen den Reichsständen sey wegen dieser Verschiedenheit des Glaubens keine solche Uneinigkeit anzutreffen; von den Theologen aber, bey denen die Bitterkeit einmal eingewurzelt sey, erwarte er keine freundschaftliche Gesinnungen, da sie einander selbst, oft wegen einer geringen Ursache, auf das heftigste angriffen. In dem Munde eines Kurfürsten ist diese Erklärung ohne Zweifel noch lehrreicher, als wenn sie Schriftsteller gebrauchen.

In einer ähnlichen Absicht beschickte Friedrich Wilhelm im Jahr 1645 das Religionsgespräch zu Thorn, das zur Vereinigung der Römischcatholischen, Evangelischen und Reformirten in Pohlen, gehalten wurde. Der König Wladislaus und der Erzbischof von Gnesen ersuchten ihn, seine Theologen aus Preußen dahin zu senden. Er fand zwar dabey einige Bedenklichkeiten, unter andern diese, daß sich die Pohlnischen Bischöfe bey dieser Gelegenheit eine Art von Gerichtsbarkeit über die Protestanten in Pohlen angemaaßt hätten; daß diese durch ihre Willfährigkeit das Gespräch zu besuchen, in Gefahr stünden, von auswärtigen Protestanten getrennt zu werden; und daß der Endzweck dieses Gesprächs unmöglich erreicht werden könne, weil den Römischcatholischen zu viel daran gelegen sey, die Päbstliche Gewalt und die Messe beyzubehalten. Doch, da es für die Protestanten schimpflich und schädlich zu seyn

ſchein, das angebotene Geſpräch auszuſchlagen; da die Römiſchcatholiſchen verſichert hatten, es ſollte auf demſelben nicht auf Schulzänkereyen, ſondern auf eine freundſchaftliche Vergleichung der verſchiedenen Meinungen geſehen werden, damit man erkenne, wie weit ſie von einander abgehen oder übereinkommen, und damit man ſich wenigſtens in einigen Punkten vereinigen könne; da der Kurfürſt auch vielleicht auf dieſem Geſpräche die freye Religionsübung für die Reformirten in Preußen erhalten konnte: ſo erlaubte einigen ſeiner Theologen zu Königsberg und zu Frankfurt an der Oder, ſich in ihrem Namen dahin zu begeben. Er ließ auch den **Georg Calixtus** zu Helmſtädt, den friedfertigſten, ſo wie den größten, Evangeliſchen Theologen ſeiner Zeit, erſuchen, gleichfalls nach Thorn zu reiſen: dieſer trat würklich daſelbſt mit den Reformirten in faſt gleiche Verbindungen, als er mit den Evangeliſchen hatte. Das Geſpräch ſelbſt wurde gar bald fruchtlos abgebrochen, und es veranlaßte ſogar heftige Streitigkeiten in der Evangeliſchen Kirche.

Mittlerweile wurde zu Osnabrück und Münſter eine der wichtigſten Angelegenheiten des Kurfürſten, und man kann ſagen, des Deutſchen Reichs mit ihm, rege. Er verlangte endlich in den Beſitz von Pommern geſetzt zu werden, und die Schweden wollten nur unter der Bedingung, daß ihnen dieſes Herzogthum verbliebe, in den Frieden Deutſchlands willigen. Der letzte Herzog von Pommern **Bogislaus der Vierzehnte**, war im Jahr 1637 geſtorben. Nach den Erbverbrüderungen zwiſchen dieſem Hauſe und den Kurfürſten von Brandenburg, nach den wiederholten Kayſerlichen Belehnungen, durch welche den letztern Pommern war verſichert worden, und ſelbſt nach der oftmals, auf den Fall des Ausſter-

ſterbens der Herzoge, von den Pommeriſchen Ständen an Kur-Brandenburg geleiſteten Huldigung, war Friedrich Wilhelms Recht an dieſes Herzogthum unſtreitig: es wurde auch von niemanden geleugnet. Allein die Schweden hatten nicht ſowohl, vermöge des Bündniſſes, welches im Jahr 1630 zwiſchen Guſtav Adolphen und dem Herzoge von Pommern geſchloſſen worden war, und zu deſſen Bedingungen auch dieſe gehörte, daß, wenn der Herzog ſtürbe, Guſtav und ſeine Nachfolger ſein Land ſo lange beſetzt halten ſollten, bis es dem Kurfürſten von Brandenburg ohne die noch etwan vorhandene Hinderniſſe übergeben werden könnte; als vielmehr hatten ſie ſich Kraft des Rechtes der Waffen, und der zur Führung des Kriegs bequemen Lage, deſſelben lange bemächtigt. Sie ſahen es als den beſten Preiß ihres langwierigen Kriegs, als ein Land an, das nicht nur für ſie einen ſtets gewiſſen und leichten Eingang nach Deutſchland, ſondern auch ſelbſt eine Vormauer von Schweden, und eine Erweiterung ſeiner Schiffahrt und Handlung auf der Oſtſee abgeben könnte. Daher beſtanden ſie ſchlechterdings darauf, daß ihnen Pommern gänzlich überlaſſen, und der Kurfürſt dafür durch andere Länder Schadlos gehalten werden ſollte.

Er hingegen wollte ſich eben ſo wenig ſeines Rechtes, zumal auf ein Land begeben, das, indem es an die Mark gränzte, ihm vortrefflich gelegen war. Die Landſtände von Pommern gaben ihm zugleich Merkmale einer treuen Ergebenheit. Auf der andern Seite ſuchten ihn die Schweden und ihre Bundsgenoſſen, die Franzoſen, durch die von neuem vorgeſchlagene Vermählung des Kurfürſten mit der Königinn Chriſtina, zur Abtretung von Pommern geneigt zu machen; aber ſelbſt die Art, mit welcher

dieser Antrag geschah, kündigte eben nicht die ernstlichste Absicht an. Der Graf Oxenstierna versicherte, die Schwedischen Reichsstände wünschten diese Vermählung: und wenn sie nicht zu Stande kommen sollte, so würde daran bloß die Verschiedenheit der Religion Schuld seyn. Darauf antworteten zwar die Gesandten des Kurfürsten, er habe hierinne eine gemäßigte Denkungsart, besuche oft die Lutherischen Kirchen, und lasse jedermann seine Gewissensfreyheit; allein Oxenstierna versetzte, die Geistlichkeit und das Volk in Schweden, fürchteten sich mehr vor den Reformirten, als vor den Römischcatholischen: denn die letztern giengen ihren Weg öffentlich, und man könne ihnen daher leichter widerstehen; jene aber wüßten ihren Vorsatz schlau zu bedecken, und sich ihrer Künste so geschickt zu bedienen, daß man sich kaum vor ihnen hüten könnte. Als die Gesandten hinwiederum zeigten, dergleichen Besorgnisse könnten durch eine schriftliche Verbindlichkeit gehoben werden: so fiel Oxenstierna auf einen neuen Zweifel. Wenn Pommern, sagte er, mit dem Kurfürstenthum verbunden würde, und aus der Vermählung der Königinn mit dem Kurfürsten keine Kinder kämen, so würde Pommern immer bey dem Kurfürstenthum bleiben. Würde mehr als ein Prinz aus dieser Vermählung gebohren werden, so würde der Erstgebohrne König, der andere Kurfürst seyn; auf diese Art würde Pommern abermals von Schweden getrennt werden. Auch dieses, antwortete man ihm, könnte durch Vergleiche anders bestimmt werden. Da der Schwedische Gesandte dieses nicht mißbilligen konnte, nahm er von neuem das Bedenken wegen der Religion vor, und behauptete, der Kurfürst müsse sehr eifrig reformirt seyn, weil er auf das Recht zu reformiren so stark hätte

drin-

bringen laſſen, woraus auch die Schweden nichts Günſtiges für ihren Religionszuſtand ſchließen könnten, wenn jene Vermählung ſtatt finden ſollte; er verwunderte ſich zugleich, daß der Kurfürſt für Pommern, das doch ganz Lutheriſch ſey, einen Reformirten Geſandten in den Reichsfürſten-Rath abgeſchickt habe. Er ſetzte noch hinzu, die Königinn von Schweden habe ihr Vertrauen zu dem Kurfürſten verlohren, nachdem ſie geſehen habe, daß er den Waffenſtillſtand keineswegs beſtätigen, und nicht viel anders, als ihr Feind bleiben wolle; daher ſey ſie auch nicht geſonnen, (wie er verlangt hatte,) in abgeſonderte Unterhandlungen wegen Pommern mit ihm zu treten.

Die Hoffnung **Friedrich Wilhelms** zum Beſitze von Pommern zu gelangen, gründete ſich, außer ſeinem Rechte, hauptſächlich auf das Verſprechen des Kayſers, ihn dabey zu unterſtützen, und niemals zuzugeben, daß dieſes Land oder ein anderes in Deutſchland an Schweden abgetreten würde, die vielmehr für ihre Kriegskoſten mit Gelde befriedigt werden ſollten. Dieſes Verſprechen aber wurde nach und nach zurück genommen, da der Kayſer im Kriege wider die Schweden unglücklich blieb, und dieſe nicht allein Pommern unveränderlich begehrten, ſondern auch zur Vergütung für den Kurfürſten unter andern Schleſien vorſchlugen. Die Kayſerlichen Geſandten hielten es nun für das rathſamſte, daß der Kurfürſt für Pommern eine Summe Geldes nehmen möchte; oder wenn er ſeine Anſprüche mit Gewalt zu behaupten geſonnen wäre; ſo verlangte der Kayſer von ihm zu wiſſen, ob er ein Bündniß mit ihm ſchließen, und ein Heer aufbringen wollte. Was noch mehr iſt, der Kurfürſt bekam die Nachricht, daß ihn die Kayſerlichen Geſandten bey den Königlichen verdächtig zu machen, und mit denſelben, ohne auf

seinen Vortheil zu sehen, den Frieden zu schließen suchten. In dieser Art von Verlegenheit vertheidigte er sein Recht, und beantwortete die gemachten Einwürfe und Anerbietungen mit einer Standhaftigkeit, die einer größern Macht würdig gewesen wäre. Auf den Einfall eines Schwedischen Gesandten, daß Pommern, wenn die Schweden es nicht eingenommen hätten, doch nur von den Kayserlichen oder Bayern würde weggenommen worden seyn, sagte er, Gustav Adolph habe versichert, daß er eben deswegen die Waffen führe, um seine Freunde bey ihrem Gebiete zu schützen, und er habe eidlich versprochen, daß er von demselben nichts begehre. Er beschwerte sich außerdem darüber, daß er jetzt, so oft er aus Preußen etwas in die Mark führen lassen wollte, immer erst in Schweden einen Freypaß suchen müßte, der nicht allemal immer gerne zugestanden würde; und überhaupt versicherte er, daß man ihm für Pommern kein gleichgeltendes Land geben könne, wenn es gleich dreymal mehr Einkünfte hätte; so bequem liege es ihm in jeder Betrachtung.

Fast lächerlich war es, daß der Kurfürst über Pommern auch mit dem Abte von Corvey einen Streit bekam. Dieser stellte den Kayserlichen Gesandten vor, die zu Pommern gehörige Insel Rügen sey ein Lehn seines Klosters, indem sie demselben von dem Kayser Lothar von Sachsen, zur Belohnung einiger Mönche aus Corvey, welche das Christenthum auf dieser Insel ausgebreitet hätten, geschenkt worden sey; wären gleich die Einwohner derselben wieder davon abgefallen, so hätten doch der Abt und seine Vorgänger die Oberherrschaft der Insel stets in ihrem Herzen aufbehalten: und jetzt sey dieses Lehn, nach dem Tode des letzten Besitzers, wider an das Kloster verfallen. Allem Ansehen nach beruhte diese

ganze

ganze Anforderung nur auf erdichteten Urkunden und Nachrichten; dieſes wurde auch dabey angemerkt, ſo wie der wichtige Umſtand, daß der Kurfürſt ſchon mit dieſem Reichslehn von dem Kayſer belehnt worden ſey. Und gleichwohl meinten die Kayſerlichen Geſandten, wenn nichts gegen das Recht des Abts einzuwenden wäre, ſo könnte der Kurfürſt wohl von ihm die Inſel zu Lehn tragen. Der Kurfürſt begnügte ſich daran zu ſagen, der Abt müſſe nicht viel zu thun haben, weil er ſolche Dinge ausſinnen könnte: bisher habe er davon ganz ſtill geſchwiegen, jetzt aber wolle er ebenfalls im Trüben fiſchen; er wünſchte unterdeſſen, daß er mit dieſem allein zu thun haben möchte, weil ihn derſelbe nicht hindern würde, Rügen zu beſitzen, ſondern vielmehr froh ſeyn müßte, daß die Landgräfinn von Heſſen-Caſſel nicht ſeine Abtey, zur Erſetzung ihrer Kriegskoſten, verlangte.

Aber deſto ernſtlicher mußte Friedrich Wilhelm auch im Jahr 1646 die Unterhandlungen über Pommern mit Schweden und andern Höfen, bey der allgemeinen Friedensverſammlung fortſetzen. Er ließ unter andern durch ſeine Geſandten die Gründe, warum er Pommern nicht abtreten könne, in einer Schrift zuſammen faſſen: und die Schwediſchen ſelbſt fanden ſie erheblich genug. Außerdem bezeigte er darüber ſeine Verwunderung, daß man ihm die verſagte Genehmigung des Stillſtandes vorwerfe, der ſich ohnedieß bald durch den Frieden verliehren würde, und für deſſen Beobachtung die Schweden Verſicherung genug an den Beſatzungen hätten, die ſie in der Mark hielten. Dagegen beſchwerte er ſich über den Vorwand der Sicherheit, unter welchem ſie ihm ſein Land zu entreiſſen gedachten, und fragte, wodurch Deutſchland und er ſicher geſtellt würden, daß ihnen keine Gefahr aus dem Schwediſchen Beſitze

von

von Pommern bevorstünde. Der Kayserliche Hof war mit dem Kurfürsten in der Hauptsache gleichgesinnt; sah es aber für nothwendig an, wegen Pommern einigermaßen nachzugeben. Eben dieses riethen die Französischen Gesandten; sie merkten an, wie rühmlich es dem Kurfürsten seyn würde, auf diese Art den Frieden beschleunigt zu haben; erinnerten, daß er diese Angelegenheit nicht mit allem nöthigen Ernste getrieben habe, indem er Gesandten nach Schweden hätte schicken sollen; kurz, da sie einmal ihre Parthey genommen hatten, war es ihnen auch nicht schwer, alles gegen ihn zu kehren. Seine Gesandten begegneten ihnen sehr wohl, und er führte noch besonders dieses an, daß er schon vorher mitten zwischen vier mächtigen Reichen sich befunden habe, deren jedes in seine Staaten nach Gefallen eindringen könne; jetzt suche sich Schweden in dem Innersten derselben festzusetzen, um ihn, wo nicht in der Dienstbarkeit, doch in beständiger Furcht zu erhalten. „Es „ist auch, sagte er, eine Christen unanständige Rede: „Ihr habt zwar die Gerechtigkeit auf eurer Seite, „und habt dieses nicht um uns verdient; gleichwohl „muß es jetzt durchaus geschehen. Warum sollten „die Staatsursachen, von denen sie so viel redeten, „nicht vielmehr demjenigen Theile zu statten kom„men, den auch die Gerechtigkeit unterstützt?„

Mehr Vertrauen setzte der Kurfürst bey diesem Geschäfte auf die Vereinigten Niederländer, weil sie in keiner genauen Verbindung mit Schweden standen. Er ließ daher ihren Gesandten zu Münster vorstellen, daß die Schweden offenbar nach der Herrschaft auf der Ostsee trachteten; daß sie, wenn ein Krieg mit Pohlen ausbrechen sollte, sich der Preußischen und Curländischen Häfen gleichfalls zu bemächtigen suchen würden, die ihnen eben so bequem gelegen

wären,

wären, als die von Pommern und Mecklenburg; daß sie alsdenn Herren über die Handlung aller an jene See gränzenden Staaten seyn, sie leichter bekriegen, und von ihren Freunden trennen würden: die Gränzen von Deutschland würden in ihrer Gewalt seyn, und sie schienen auch immer auf mehrere Eroberungen bedacht zu seyn. Dieses alles machte bey den Holländischen Gesandten einen starken Eindruck: die Generalstaaten sahen es auch würklich ungerne, daß Pommern an Schweden abgetreten würde; allein sie hatten doch nur einige glimpfliche Erinnerungen, und wurden, in Ansehung jener Besorgnisse, nach und nach befriedigt.

Die deutschen Reichsstände waren dem Verlangen des Kurfürsten weit weniger günstig. Sie wünschten einen so langen Krieg geendigt zu sehen, wenn es gleich mit seinem Verluste geschehen sollte. Manche unter ihnen mißgönnten dem Kurfürsten einen so beträchtlichen Zuwachs. Die Protestantischen Stände aber befürchteten, er möchte, zu ihrem gemeinschaftlichen Schaden, über Pommern mit Schweden in Händel gerathen. Dazu kamen noch andere Ursachen, welche sie sehr kaltsinnig bey dieser Sache machten. Der Herzog von Lothringen hingegen, der selbst fremder Hülfe bedurfte, versprach dem Kurfürsten, sich derselben eifrig anzunehmen, und bot ihm sogar ein ganzes Kriegsheer zu seinen Diensten an, das er weder hatte, noch unterhalten konnte. Indem ihm der Kurfürst für seinen guten Willen Dank sagen ließ, hatte er auch das Vergnügen zu sehen, daß er noch andere getreue, obgleich eben so schwache Freunde an den Landständen von Pommern habe. Diese gaben sich, durch ihre Abgeordnete zu Osnabrück, viele Mühe, es zu verhindern, daß sie nicht Unterthanen von Schweden würden; sie erneuer-

ten

ten aber zugleich den Vorschlag wegen der Vermählung des Kurfürsten mit der Königinn Christina, als das beste Mittel, diesen Streit beyzulegen. Bey dieser Gelegenheit gestand Oxenstierna einmal vom Wein erhitzt, daß weiter hieran nicht zu denken sey, weil die Königinn sich niemals vermählen wolle.

Der letzte Versuch, den der Kurfürst wagte, um Pommern für sich zu erhalten, war dieser, daß er dem Könige von Pohlen die Gefahr zeigen ließ, in welcher sein Reich vor den Schweden stehen würde, wenn dieselben, da sie bereits aus Liefland in Pohlen einbrechen könnten, eben diese Bequemlichkeit auch durch das angränzende Pommern erlangten. Zugleich ließ er ihn ersuchen, an dem Kayserlichen, Französischen und Dänischen Hofe Vorstellungen hierüber zu thun. Die Pohlnischen Gesandten thaten sie auch bey den Friedensunterhandlungen: sie behaupteten sogar, es sey dem Kurfürsten, als einem Vasallen von Pohlen, nicht einmal erlaubt, wenn er gleich wollte, den Schweden Pommern bis an die Oder abzutreten, weil sie daraus in Pohlen einfallen, und immer durch diesen Fluß bedeckt bleiben könnten. Allein eben diese Gesandten antworteten nichts, als sie gefragt wurden, ob die Pohlen dem Kurfürsten gewaffnet beystehen wollten, um Pommern zu erobern, und ihre Bemühungen waren fruchtlos.

Da endlich Friedrich Wilhelm von jedermann verlassen war, und der Kayser den Schweden nicht nur halb Pommern, sondern insgeheim auch das ganze Land gegen eine Vergütung für den Kurfürsten bewilligte: gab er seinen Gesandten Befehl, sich unter der Vermittelung von Frankreich und den Vereinigten Niederländern, auch wohl ohne dieselben, in eine Unterhandlung wegen der Abtretung eines Theils von Pommern einzulassen. Sie sollten

nach und nach die Inſel Rügen mit zween Aemtern, darauf auch Stralſund, und endlich das Land bis an die Pene, Wolgaſt mit ſeinem Hafen ausgenommen, anbieten. Dabey ſollten ſie verſuchen, es dahin zu bringen, daß die Schweden ihren Antheil von Pommern dem Kurfürſten wiederum als ein Unter-Lehn überlaſſen möchten, weil ſie dadurch ſeiner Freundſchaft deſto mehr verſichert würden. Würde man die Geſandten um die Schadloßhaltung fragen, die der Kurfürſt für das Abgetretene verlangte: ſo ſollten ſie antworten, er wollte freylich lieber das Seinige behalten, als fremde Beſitzungen an ſich ziehen; Geld aber begehre er gar nicht. Unterdeſſen ſollten ſie zur Vergütung die Bißthümer Halberſtadt, Minden, Hildesheim, Osnabrück und Münſter, welche in weltliche Länder verändert, und von dem Kurhauſe Brandenburg erblich beſeſſen werden ſollten, ingleichen die Anwartſchaft auf das Stift Magdeburg, und die Schleſiſchen Fürſtenthümer Glogau, Sagan, Schweidnitz und Jauer, ohne alle Auflagen, den völligen Beſitz ſeiner Länder aus der Jülichſchen Erbſchaft, und die Freyheit von der Kriegsſteuer, fordern. Würden die Schweden ſagen, dieſe Forderung ſey ungeheuer groß, ſo ſollten die Geſandten es wiederholen, daß der Kurfürſt lieber ſein eigenes Land behalten wolle, und daß ihm Pommern, wegen der Lage, unſchätzbar ſey, ſo daß kein anderes Land in Deutſchland damit verglichen werden könne. Sie ſollten beſonders die freye Schiffahrt auf der Oder und Stettin für ihn begehren. Gegen die Kayſerlichen Geſandten aber ſollten ſie ſich erklären, daß der Kurfürſt ihnen dieſe gezwungene Abtretung zu danken habe, und alſo nicht Schuld an dem Unglücke ſey, das dereinſt daraus entſtehen würde. Hingegen ſollten ſie von der

Vermählung mit der Königinn von Schweden gar nichts vorbringen: denn es verdroß den Kurfürsten, daß man ihn mit dieser leeren Hoffnung so lange aufgehalten hatte; er erkannte auch, daß dieselbe zu seiner Beschimpfung ausschlagen könnte, indem er dadurch weder die Regierung von Schweden, noch die Duldung seiner Religion in diesem Reiche, erhalten würde. Allein die Schweden beharreten dabey, daß ihnen ganz Pommern abgetreten würde, und wollten die Vergütung sehr herunter gesetzt wissen, in welche sie sogar drey Stifter in der Mark einschlossen, die der Kurfürst längst besaß. Vergebens suchte er auch eine abgesonderte Unterhandlung darüber mit den Schweden zu pflegen. Bey den Franzosen fand er zwar einige Eifersucht gegen die anwachsende Schwedische Macht; aber um ihrem Bündnisse getreu zu bleiben, thaten sie mehrere Vorschläge, daß der Kurfürst entweder ganz Pommern oder einen Theil davon, mit oder ohne Vergütung, abtreten möchte. Er verwarf sie jedoch alle, weil sie ihm zu nachtheilig waren. Und da die Schwedischen Gesandten auch die Forderungen der seinigen verschmähten, fehlte wenig daran, daß diese Sache nicht in eine offenbare Erbitterung zwischen beyden Theilen ausschlug.

Würklich ließ auch der Kurfürst seine zu Münster und Osnabrück befindlichen Gesandten an einem benachbarten Orte zusammenkommen, und berathschlagen, ob er zur Erhaltung von Pommern die Waffen ergreifen, oder bey so mißlichen Umständen in das Begehren der Schweden willigen sollte? Das erstere schien der Rang des Kurfürsten, sein blühendes und Kraftvolles Alter, und sein großer unerschrockner Geist anzurathen, der Unrecht und gebieterisches Betragen, zumal von denen, welchen er an Macht wenig nachgab, nicht dulden konnte. Man

über

überlegte dabey, daß der Kayser und die Catholischen Reichsstände, allem Ansehen nach auch Dänemark und Pohlen, dem Kurfürsten wider Schweden beystehen würden, wozu noch mehrere über dieses Reich mißvergnügte Staaten kommen könnten; daß die Pommern wünschten, unter die Herrschaft des Kurfürsten zu kommen; daß die deutschen Soldaten, welche Schwedens größte Stärke ausmachten, bey so veränderter Lage der Sachen demselben schwerlich mehr dienen dürften; und daß vielleicht auch Frankreich, dessen Hülfsgelder bisher den Schweden so nützlich gewesen wären, von ihnen abtreten könnte. Aber auf der andern Seite urtheilten die Gesandten, daß man den Gedanken verabscheuen müsse, einen so langen Unglücksvollen Krieg von neuem zu verlängern. Völker, die nicht zu befürchten hätten, daß Ausländer ihr Gebiete angreifen möchten, und die bereits gewohnt wären, Wanderungen vorzunehmen, um sich bessere Wohnplätze zu verschaffen, könnten sich wohl in den Krieg stürzen; ingleichen Fürsten, die wenig zu verlieren hätten, oder zur Verzweiflung gebracht wären. Aber überhaupt müsse man sich der Waffen nicht eher bedienen, als bis gar keine Hoffnung zu einem Vergleiche übrig geblieben wäre: und dieses sey hier der Fall nicht. Der Kayser und die Catholischen Reichsstände würden wohl an dem Kriege Antheil nehmen; aber nur in der Absicht, damit die Protestanten durch einander selbst geschwächt werden möchten. Jeder andere Beystand sey ungewiß oder unerheblich. Dagegen hätten die Schweden ein siegreiches Heer, in welchem wenigstens die meisten Kriegsbedienten Schweden wären, und es würde ihnen auch nicht an auswärtiger Hülfe fehlen. Zwar sey es unbillig, daß der Kurfürst den allgemeinen Frieden mit seinem Eigenthum erkaufen sollte; aber

in einer so großen Verwirrung müsse man etwas um des öffentlichen Besten willen leiden, und diejenigen, welche Schuld an dem Kriege hätten, wären dem Kurfürsten zur Schadloßhaltung verbunden; da er hingegen, wenn er keinen Vergleich annehmen wollte, Pommern und auch die Schadloßhaltung verlieren könnte. Vielmehr würden alle seine Angelegenheiten und Vortheile durch nichts mehr befestigt werden, als wenn er sich auf irgend eine Art mit Schweden über Pommern vergliche, und ein enges Bündniß mit diesem Reiche eingienge, wodurch er bey andern Fürsten ein ausnehmendes Ansehen erlangen würde.

Schon der Entschluß, solche Berathschlagungen anzustellen, sich nicht sogleich durch das Feuer seines Alters und durch empfindliche Beleidigungen zu einem Kriege hinreißen zu lassen, der wenig Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs für sich hatte; dieser Sieg über sich selbst war schon rühmlich. Aber Friedrich Wilhelm neigte sich auch völlig zu den edlern Gründen, die man ihm vorhielt; ob er gleich beschloß, sich noch eine Zeitlang gegen die Schwedischen Vorschläge zu wehren, um eine desto beträchtlichere Vergütung zu erhalten, und um nicht durch ein zu eiliges Nachgeben sich ganz Pommern auspressen zu lassen. Man sahe unterdessen zugleich, es sey dem Kurfürsten bey dieser Sache nichts so nachtheilig, als daß er sich nicht vor den allgemeinen Friedensunterhandlungen, wegen Pommern mit Schweden verstanden habe. Jedermann erwartete es, daß dieses geschehen seyn, und daß dadurch seine Gesandten eines der vornehmsten Hinderniße des Friedens aus dem Wege räumen würden: man verließ ihn daher, da man das Gegentheil erfuhr. Es ist schwer zu sagen, ob er diesen Vergleich nicht früher habe

stiften

ſtiften können; oder ob er geglaubt habe, daß derſelbe bey der Friedensverſammlung leicht nach ſeinen Abſichten ausſchlagen werde.

Unterdeſſen daß dieſes zu Münſter und Osnabrück vorgieng, ſuchte der Kurfürſt die alte Freundſchaft ſeines Hauſes mit den Vereinigten Niederländern auf eine nachdrückliche Art zu erneuern. Auſſer ihrem Beyſtande in der Angelegenheit wegen Pommern, um den er ſich, wie oben gedacht worden iſt, bewarb, empfohl er ihnen auch ſeine Streitigkeiten mit dem Herzoge von Neuburg, und die Beylegung der Unruhen im Herzogthum Cleve, wo ſie noch Beſatzungen hielten, und wo einige Catholiſche Stände ungerechte Beſchwerden wider den Kurfürſten bey ihnen führten, daß er ihre Freyheiten unterdrücke. Er verband ſich aber auch beſonders mit dieſem Staate, indem er die älteſte Tochter des Prinzen von Oranien Friedrich Heinrichs, Louiſe, zur Gemahlinn nahm. Dieſe Prinzeßinn hatte er bey ſeinem Aufenthalte in Holland kennen und hochſchätzen gelernet: er ſahe nächſtdem auf den ungemeinen Ruhm der Fürſten ihres Hauſes, auf die Uebereinſtimmung in der Religion, und auf die Hoffnung einer ſehr reichen Erbſchaft, die ſie mitbrachte. Friedrich Wilhelm vollzog dieſe Vermählung im November des Jahrs 1646 ſelbſt im Haag; aber ohne alle Pracht, weil es in einem fremden an Mäßigkeit gewohntem Lande war, und er nicht Urſache hatte, einiges Aufſehen zu machen. Er trug auch ſelbſt ſeine Geſchäfte in der Verſammlung der Generalſtaaten vor; ohne doch, wie er wünſchte, ein Bündniß mit ihnen ſchließen zu können.

Die Schwediſchen Geſandten machten dem Kurfürſten den Vorwurf, daß er nicht nur mit dieſer Vermählung zu ſehr geeilt habe, da er noch dereinſt

eine königliche in ihrem Reiche hätte treffen können; ſondern daß er auch durch eben dieſelbe ſich eine Gelegenheit zur Rache gegen Schweden ausgeſucht habe: ein Vorgeben, das man nur als eine Beſchönigung ihrer harten Forderungen betrachtete. Andere gaben ihm Schuld, daß er die Unterhandlung wegen Pommern nur deswegen ſo lange verzögere, weil er wartete, ob ſich nicht das Glück des Krieges ändern würde. Die Pommerſchen Landſtände erſonnen auch ein neues Mittel, wie der Kurfürſt Pommern behalten, und die Schweden doch zufrieden ſtellen könnte. Dieſe ſollten die Stifter, Bremen, Verden, Halberſtadt, Minden, Osnabrück, Hildesheim gegen die Grafſchaften Hoya und Diepholz vertauſcht, und einen Theil des Bißthums Münſter, bis an die Ens, nebſt der Anwartſchaft und Mitbelehnung auf Pommern, im Fall die Familie des Kurfürſten ausſtürbe, bekommen. Allein dieſes Mittel, das den Schweden anfänglich zu gefallen ſchien, wurde bald auf die Seite gelegt. Man drohte endlich dem Kurfürſten, Pommern auch ohne ſeine Einwilligung an Schweden zu überlaſſen: viele wunderten ſich auch über ſeinen langen und vergeblichen Widerſtand; aber da er, außer Vorpommern, noch Stettin, Wollin und Camin abtreten ſollte, ſo glaubte er, daß ihm dieſes alles, ſonderlich den damit verbundenen Verluſt der Schiffahrt auf der Oder, nichts ſo leicht erſetzen könne.

Da er endlich im Anfange des Jahrs 1647 merkte, daß die Zeit der Entſcheidung da ſey, befohl er ſeinen Geſandten, die Forderung der Schweden, in Anſehung Pommern, einzugehen; zur Schadloßhaltung aber die Stifter Halberſtadt, Minden und Magdeburg, und bis er Magdeburg in Beſitz nehmen könnte, die Einkünfte der Fürſtenthümer

Glogau

Glogau und Sagan, oder des Gebiets von Osnabrück, ingleichen die Grafſchaft Schaumburg, und die zwölfmal hundert tauſend Thaler zu begehren, welche man demjenigen, der Stettin abgeben ſollte, beſtimmt hatte. Sie ſollten auch von dieſem allem nur ſo viel als möglich wäre, zu erhalten ſuchen; und er hoffte, daß Gott ſeinem Hauſe dieſen harten Verluſt, den er aus Liebe zum Frieden übernähme, auf eine andere Art erſetzen werde. Er verlangte aber auch noch die freye Schiffahrt und Handlung auf der Oder, den Titel und das Wapen von Pommern, und für Hinterpommern Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Allein dieſe Erklärung des Kurfürſten kam beynahe zu ſpät: die Schweden hatten ſich mit den Kayſerlichen über Pommern ſchon ziemlich verglichen. In dieſem bedenklichen Zuſtande leiſtete der Franzöſiſche Geſandte, der Graf von Avaux, dem Kurfürſten die wichtigſten Dienſte. Er brachte es dahin, daß die Schweden ſich an dem gedachten Antheil von Pommern begnügten, und noch einiges milderten; wie ſie denn die an ihre Kriegsbedienten in Hinterpommern geſchehene Schenkungen aufzuheben verſprachen.

Nunmehro aber verurſachte die Schadloßhaltung des Kurfürſten für das abgetretene Land, neue Streitigkeiten. Viele geiſtliche Stifter waren dazu mit Widerwillen der Römiſchcatholiſchen, auch anderer Reichsſtände, vorgeſchlagen worden: die Schweden nannten auch wohl Schleſien, und ob gleich der Kurfürſt den Kayſer nicht ſo ſehr beleidigen wollte, daß er dieſes angenommen hätte; ſo wurde doch der Kayſer dadurch geneigter, die Stifter Magdeburg und Halberſtadt zu bewilligen. Das erſtere beſaß damals der Adminiſtrator, Herzog Auguſt, aus dem Kurhauſe Sachſen: und dieſer ſowohl, als das Dom-

Capitel, ingleichen das Haus Braunſchweig, ſuchten es zu verhüten, daß Magdeburg nicht dem Kurfürſten zu Theil würde. Wegen Halberſtadt erfolgte ein ähnlicher Widerſtand, und das Haus Braunſchweig wußte wenigſtens einige Güter von dieſem Bißthum abzureißen. Eben daſſelbe ſuchte das Bißthum Minden, das man gleichfalls dem Kurfürſten beſtimmt hatte, an ſich zu ziehen, und die Schweden unterſtützten es darinne, bis d'Avaux die Geſandten des Kurfürſten erinnerte, dem Schwediſchen Geſandten Salvius zwanzig tauſend Thaler zu ſchenken: und dieſer gab ihnen wiederum den Rath, ſeinem Mitgenoſſen Oxenſtierna fünf und zwanzig tauſend Thaler zu geben: dieſe Freygebigkeit hob alle Schwierigkeiten wegen Minden. Gegen Abtretung des Stiftes Camin an den Kurfürſten, machte das Dom-Capitel, das ſich bereits einen Biſchof gewählt hatte, vergebliche Einwendungen. Es war noch die Frage übrig, wie der Kurfürſt alle dieſe Stifter beſitzen ſollte. Die Kayſerlichen wollten nur, daß die Dom-Capitel immer Prinzen aus dem Kurbrandenburgiſchen Hauſe wählen ſollten: allein der Kurfürſt erhielt ſie als weltliche Fürſtenthümer. Zu ſpät bat ihn noch der Großmeiſter des Maltheſer-Ordens, es nicht zuzugeben, daß einige Güter dieſes Ordens in Pommern den Schweden überlaſſen würden.

Kaum war dieſer Vergleich zu Stande gebracht, ſo wollten ihn die Schweden unter dem Vorwande, daß der Kurfürſt im Haag wider ſie feindſelige Anſchläge gebrauchte, verändern. Man ſagte zugleich, Oxenſtierna ſey, als ein junger Mann, und Salvius, weil er die Gegenden nicht wohl kenne, durch die Klugheit des d'Avaux und durch die Heftigkeit des Witgenſtein hintergangen worden. Die Schweden begehrten auch die Anwartſchaft auf die Neue

Mark,

Mark, weil dieſelbe ehemals ein Theil von Pommern geweſen wäre. Endlich aber blieb doch der geſchloſſene Vergleich ſtehen. Einige Geſandten bewunderten das Glück und die Geſchicklichkeit des Kurfürſten, der faſt unbewaffnet, und niemanden furchtbar, durch ſeine Standhaftigkeit noch zuletzt die Zeit getroffen hatte, in welcher er einen unvermeidlichen Schaden, durch ziemlich gleichwichtige Vortheile, erſetzen konnte. Die Nachwelt bewundert dieſes ebenfalls beym Anblicke ſo vieler Schwierigkeiten, von denen nur ein kleiner Theil hier angeführt worden iſt; ſie erkennt aber auch, daß ſeinen Geſandten, beſonders dem Grafen von Wittgenſtein, ein großer Antheil an dieſem Ruhm gebühre.

Indem alſo der Kurfürſt ganz Vorpommern, nebſt der Inſel Rügen, und aus Hinterpommern Stettin, Garz, Dam, Golnau, und die Inſel Wollin, nebſt der dazwiſchen fließenden Oder, und das Friſche Haff mit ſeinen drey Mündungen, Pene, Swine und Dievenow, ingleichen dem umliegenden Lande bis an die Oſtſee, nach derjenigen Breite des öſtlichen Ufers, die beyderſeitige Abgeordnete noch genauer beſtimmen ſollten, an Schweden abtrat: erlangte er dagegen für ſich, ſeine männliche Nachkommen, Nachfolger, Erben und Anverwandten, zuerſt das Bißthum Halberſtadt, mit allen dazu gehörenden Rechten und Gütern, als ein beſtändiges unmittelbares Reichslehn, das ihm gleich übergeben werden, und für welches er ſowohl auf den Reichstagen, als bey den Zuſammenkünften des Niederſächſiſchen Kreiſes, Sitz und Stimme nehmen ſollte. Die Religion und die Kirchengüter ſollte er darinne in demjenigen Zuſtande laſſen, in den ſie der Erzherzog Leopold Wilhelm durch ſeinen Vergleich mit dem Dom-Capitel geſetzt hatte; doch ſollte

dieſes letztere weiter kein Recht auf irgend eine Art zu wählen, oder das Stift zu regieren, beſitzen. Dem Kurfürſten ſollte es vergönnt ſeyn, den vierten Theil der Canonicate, (die Probſtey nicht darunter begriffen) wenn nach und nach die damaligen Evangeliſchen Beſitzer derſelben würde ausgeſtorben ſeyn, mit ihren Einkünften zu der biſchöflichen Tafel zu ſchlagen; wenn aber nicht ſo viele Evangeliſche Domherren vorhanden wären, daß ſie den vierten Theil ausmachten, ſo ſollte ihre Anzahl aus den Einkünften der verſtorbenen Catholiſchen erfüllt werden. Es wurde dem Kurfürſten weiter die Grafſchaft Hohenſtein, als ein ſchon ehemals dem Bißthum Halberſtadt heimgefallenes Lehn, überlaſſen; hingegen ſollte er den Grafen von Tettenbach im Beſitze der Grafſchaft Reinſtein laſſen, und ihm die von dem Biſchof von Halberſtadt ertheilte Belehnung erneuern. Das Bißthum Minden bekam er ebenfalls wie das Halberſtädtiſche; doch wurden der Stadt Minden ihre Rechte und Freyheiten vorbehalten. Dazu kam noch das Bißthum Camin; in dieſem aber ſollte es dem Kurfürſten frey ſtehen, die Canonicate, nach dem Abſterben der gegenwärtigen Domherren, ganz eingehen zu laſſen, und das ganze Stift Hinterpommern einzuverleiben. Ueber dieſes wurde dem Kurfürſten die Anwartſchaft auf das Erzbißthum Magdeburg dergeſtalt gegeben, daß wenn daſſelbe durch den Tod des jetzigen Adminiſtrator, des Herzogs Auguſt von Sachſen, oder durch ſeine Gelangung zum Kurfürſtenthum, erledigt wurde, er eben ſo wie von Halberſtadt, zum Beſitze deſſelben gelangen ſollte. Unterdeſſen aber ſollte das Capitel nebſt den Ständen und Unterthanen des Erzbißthums, dem Kurfürſten für ſich und alle ſeine Nachkommen und Anverwandten, auf den gedachten Fall huldigen. Der Stadt

Magde-

Magdeburg ſollten ihre von Otto dem Großen ertheilten, aber verlornen Freyheiten, ingleichen das von Ferdinand dem Zweyten verliehene Recht der Befeſtigung, das mit aller Gerichtsbarkeit und Freyheit auf eine deutſche Viertelmeile ausgebreitet war, erneuert werden; ihre übrigen Freyheiten ſollten nicht verletzt, und die Vorſtädte, ihr zum Nachtheil, nicht wieder erbauet werden. Da die vier Aemter, Querfurt, Jüterbock, Dame und Burg, ſchon lange dem Kurfürſten von Sachſen eingeräumt wären, ſo ſollten ſie auch demſelben verbleiben; doch ſollte die Geldſumme, welche bisher wegen derſelben zu den Collecten des Reichs und des Kreiſes geliefert worden, auch ferner von dem Kurfürſten von Sachſen gezahlt, und von den Reichs- und Kreis-Steuern des Erzbißthums abgezogen werden. Um aber die dadurch entſtehende Verringerung der Einkünfte deſſelben einigermaaßen zu erſetzen, ſollte dem Kurfürſten und ſeinen Nachfolgern nicht allein gleich, nach geſchloſſenem Frieden, das Amt Egeln völlig übergeben werden; ſondern es ſollte ihm auch erlaubt ſeyn, dereinſt den vierten Theil der Domherrnſtellen an der Cathedralkirche einzuziehen. Die Schulden, welche der bisherige Adminiſtrator des Erzſtiftes gemacht habe, ſollten nicht aus des letztern Einkünften bezahlt werden, wenn es einſt an den Kurfürſten kommen würde: und jener ſollte auch daſſelbe auf keine ſeinem Nachfolger ſchädliche Art beſchweren. In allen dieſen Stiftern, die dem Kurfürſten überlaſſen wurden, ſollte er die Freyheiten der Stände und Unterthanen, und beſonders die Uebung der unveränderten Augsburgiſchen Confeßion, nach der damaligen Verfaſſung, erhalten. Endlich ſollte der Kurfürſt und alle Herren des Hauſes Brandenburg, wegen dieſer Stifter, den Titel, Herzoge zu Magdeburg,

Fürſten

Fürsten zu Halberstadt und Minden, führen. Auf der andern Seite wurde ausgemacht, daß Schweden alles übrige von Pommern außer seinem Antheil, ingleichen die in der Mark noch besetzten Städte, und die Güter des Johanniter-Ordens, dem Kurfürsten einräumen sollte; wobey auch die Erhaltung der Freyheiten der Stände und Einwohner von Hinterpommern nicht vergessen wurde. Den Titel und das Wapen von Pommern sollte das Königlich Schwedische Haus immer, das Kurbrandenburgische hingegen nur so lange gebrauchen, bis männliche Nachkommen von demselben vorhanden seyn würden: und wenn diese ausstürben, sollte Schweden den Besitz von ganz Pommern erhalten; unterdessen aber sollten sie die Hoffnung der Nachfolge und die Belehnung zugleich empfangen, auch den Ständen und Unterthanen der abgetretenen Oerter für die Huldigung die gewöhnliche Versicherung geben. — Alle diese genauern Bestimmungen wurden zwar erst in dem Westphälischen Friedensschlusse vom Jahr 1648 ausgedrückt; allein der Hauptinhalt dieses Vergleichs wurde schon im Jahr 1647 festgesetzt.

Nachdem **Friedrich Wilhelm** an den Schweden so mächtige Nachbarn bekommen hatte, versuchte er mit denselben ein Bündniß zu schließen. Allein da er eben Gesandte deswegen nach Schweden schicken wollte, hielt ihn die Erklärung des **Salvius** zurück, der dieses einen frühzeitigen Schritt nannte, da es noch nicht gewiß sey, ob Friede werden, oder Krieg bleiben dürfte: und dieser Gesandte setzte noch, aus Abneigung gegen das Haus **Oxenstierna**, hinzu, der Großkanzler von Schweden bemühte sich, alle Freundschaft zwischen der Königinn und dem Kurfürsten aufzuheben, und beyde zu unterdrücken. Eben so vergeblich suchte der Kurfürst

das

das Herzogthum Jägerndorf zu erhalten, das der Kayſer dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, wegen ſeines Antheils an den Böhmiſchen Unruhen, genommen hatte: er berief ſich auf die allgemeine Vergeſſenheit, die jetzt eingeführt wurde; man verwies aber ſein Anſuchen an den Kayſerlichen Hof. Hingegen brachte er die Stadt Hervorden in ſeiner Grafſchaft Ravensberg zur Unterwürfigkeit. Dieſe wollte die Rechte einer freyen Reichsſtadt behaupten; zumal da ſie von dem Kayſer auf den Reichstag war berufen worden. Der Kurfürſt ließ ſie daher im Jahr 1647 mit einigen Kriegsvölkern beſetzen: und da ſolches faſt unter den Augen der Friedensverſammlung geſchah, ſtiftete er großes Aufſehen. Die Kurmaynziſchen und andere Geſandten thaten ſcharfe Vorſtellungen darüber; allein die Stadt bat den Kurfürſten bald darauf um Verzeihung, und mit Verſprechung ihres Gehorſams um die Beſtätigung ihrer Freyheiten, die er ihr auch bewilligte

Frankreich rieth damals dem Kurfürſten einige Kriegsrüſtungen an, um der friedliebenden Parthey in Deutſchland beyſtehen zu können: denn der Kayſer und der Kurfürſt von Bayern waren beyde geneigter, den Krieg fortzuſetzen. Der Kurfürſt verwarf auch dieſes nicht: er hatte erfahren, wie viel ein unbewaffneter Fürſt mitten unter großen Kriegsheeren leiden müſſe. Aber wenn er ſolches thun ſollte, mußten vorher die Schweden und Heſſen ihre Beſatzungen aus ſeinen Ländern ziehen, und ihre Geldforderungen daſelbſt aufheben. Sie waren dazu bereit, wenn er ihre Parthey ergreifen wollte; doch dieſes hielt Friedrich Wilhelm nur für eine Gelegenheit den Krieg zu verlängern. Außerdem hegten ſowohl die Schweden als die Franzoſen einiges Mißtrauen gegen den Kurfürſten, dazu ſich während eines noch

dauern-

dauernden Krieges die Veranlassungen auch ungesucht fanden. Er hatte im Haag ein Bündniß mit Frankreich angetragen; nachher aber nichts mehr davon gedacht. Man argwohnte deswegen, er sey im Begriff, sich mit der Spanischen Parthey zu vereinigen; da er doch dieselbe nur zu schonen, und allen seinen Ländern Ruhe zu verschaffen suchte.

In dieser Absicht verlangte er auch, daß die kayserliche Besatzung aus Hamm gezogen werden sollte, die durch viele Erpressungen in den Grafschaften Mark und Ravensberg ihm sehr beschwerlich fiel. Allein der Kayser befürchtete immer, der Kurfürst möchte sich gänzlich auf die Schwedische Seite schlagen: daher machte er es zur vornehmsten Bedingung dieser Räumung, daß der Kurfürst seine Kriegsvölker zu den Kayserlichen stoßen lassen sollte. Die neue Verbindung des Kurfürsten von Bayern mit dem kayserlichen Hofe hatte diesen so muthig gemacht, daß er weiter keine Partheylosigkeit der Reichsstände zugeben wollte. Da dieses Begehren des Kurfürsten bis ins Jahr 1648 aufgehalten wurde, und der Kayserliche Feldherr in jener Gegend fortfuhr, das Kurfürstliche Gebiet zu drücken, rächte sich derselbe dadurch, daß er einige Cöllnische Dörfer plündern ließ. Die Niederländer schrieben auch deswegen drohend an den Kurfürsten von Cölln. Um also mehrere Feindseligkeiten zu verhüten, versprach der Kayser, daß sein Befehlshaber zu Hamm von dem Kurfürsten abhängen, und daß die Abgaben seiner dortigen Unterthanen verringert werden sollten. **Friedrich Wilhelm** bestand immer auf seinem ersten Verlangen, das ihm endlich auch, da die Kayserlichen Waffen immer unglücklicher waren, zugestanden wurde. Er hatte noch eine geheime Ursache, so sehr darauf zu dringen, daß ihm Hamm übergeben würde.

Bey

Bey den gegründeten Anſprüchen des Kurfürſten von Sachſen auf die Länder der Jülichſchen Erbſchaft, beſorgte er, die Kayſerliche Beſatzung in der gedachten Stadt möchte im Namen dieſes Kurfürſten Beſitz von den Grafſchaften Mark und Ravensberg nehmen.

Die groſſe Streitſache wegen jener Erbſchaft, die ſchon ſeit dem Jahr 1609 rege geworden war, und über welche ſich die Vorfahren des Kurfürſten längſt mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, wenigſtens bis zur rechtlichen oder gütlichen Endigung derſelben, verglichen hatten, wurde noch zuletzt bey den Weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen angebracht. Sie gehörte zwar nicht nothwendig für dieſelben, weil ſie an dem dreyſſigjährigen Kriege wenigſtens keine unmittelbare Schuld hatte. Allein der Pfalzgraf von Zweybrücken erlangte doch als Anverwandter der Königinn von Schweden ſo viel, daß ſich ihre Geſandten der Anſprüche deſſelben auf die Jülichſchen Länder eifrig annahmen. Friedrich Wilhelm widerſetzte ſich dieſem Mitbewerber glücklich; deſſen kriegeriſche Abſichten auf die genannten Länder nicht einmal von der Königinn gebilligt wurden. Er ſelbſt beſaß zwar das Herzogthum Cleve; allein die Holländer hatten bey Gelegenheit ihres Kriegs mit Spanien, und da dieſe Krone ſowohl als der Kayſer den Kurbrandenburgiſchen Anſprüchen auf die Jülichſche Erbſchaft entgegen arbeiteten, viele Cleviſche Plätze beſetzt, die ſie auch jetzt, da ſie im Jahr 1648 mit Spanien Frieden ſchloſſen, ſich zu räumen weigerten. Sie wollten noch immer dem Kayſer und Spanien in Anſehung dieſer an ihr Gebiet gränzenden Städte nicht trauen, und es lediglich auf ihren Gefallen ankommen laſſen, wenn dieſelben dem Kurfürſten übergeben werden ſollten. Weder der wiederholte An-

trag

trag eines Bündnisses, noch die Vorstellung, daß ihm von den Schweden und Franzosen gleiche Anträge gethan würden, konnten sie bewegen, ihm zu willfahren. Ihre Freundschaft war ihm unterdessen schätzbar; hingegen ahndete er die Härte des Pfalzgrafen von Neuburg gegen seine Protestantischen Unterthanen in den Herzogthümern Jülich und Bergen, dadurch, daß er die Römischcatholischen in dem Herzogthum Cleve eine gleiche Last empfinden ließ, und auf diese Art jenen zur Sicherheit und Ruhe verhalf.

Zu dieser Zeit erweckten ihm die Unruhen, welche die Cosaken in Pohlen stifteten, und der Tod des Königs **Wladislaus**, neue Besorgnisse. Er war gesonnen, Preußen mit einer Anzahl Kriegsvölker zu verstärken, um auch Pohlen, wenn es nöthig wäre, Hülfe zu leisten. Allein die Holländer schlugen es ab, ihm die Soldaten, deren sie nun nicht mehr benöthigt waren, zu überlassen, und eine Summe Geldes gegen die Unterpfändung des Zolls von Pillau, zu leihen. In Frankreich war der Schatz der Krone zu sehr erschöpft, als daß man ihm ein ähnliches Begehren hätte bewilligen können: und die Schweden wollten es auch nicht zugeben, daß er aus Deutschland durch ihre Quartiere Kriegsvölker nach Preußen schicken sollte. Eben diese gaben ihm noch weniger Gehör, da er den Vorschlag that, daß der Stillstand zwischen Schweden und Pohlen durch den Deutschen Friedensschluß bestätigt werden möchte. Da er immer befürchtete, diese beyden Reiche möchten wegen der noch zwischen ihnen übrigen Streitigkeiten in einen Krieg gerathen, der ihn in große Verlegenheit setzen könnte, so bot er seine Vermittelung zu einem dauerhaften Frieden an, der vielleicht während des Pohlnischen Zwischenreichs leichter geschlossen

ſen werden dürfte; aber auch hier waren ſein Eifer und ſeine Vorſicht auf das Künftige vergebens angewandt. Johann Caſimir, ein Bruder des verſtorbenen Königs, war einer der vornehmſten Bewerber um die Pohlniſche Krone; er ſuchte dazu den Beyſtand des Kurfürſten, und verſprach ihm, da er derſelben bereits verſichert war, auch ſchriftlich, daß er ihm ſein Recht, Sitz und Stimme bey den Wahlen zu führen, erhalten wollte; daß der Kurfürſt nicht genöthigt werden ſollte, die Belehnung ſelbſt zu empfangen; in Preußen ſollten unter ſeiner Regierung die Proteſtanten in ihrer freyen Religionsübung nicht geſtört werden; und die Unterhaltung der ſtarken Beſatzung zu Pillau und Memel, welche zur Sicherheit von Pohlen ſo viel beytrügen, ſollte dem Kurfürſten auf irgend eine Art erleichtert werden.

Friedrich Wilhelm wurde ſelbſt von vielen als ein Fürſt angeſehen, der über Pohlen herrſchen könnte. Seine großen Gaben, ſein Anſehen und ſeine Macht, die Verbindungen, in welchen er mit Pohlen ſtand, und welche ihn zur Erhaltung der innern Ruhe des Reichs und der Handlung auf der Oſtſee gemeinſchaftlich mit Pohlen verpflichteten, andere Eigenſchaften noch daneben, machten, daß es ſehr natürlich war, die Augen auf ihn zu werfen. Dagegen erinnerte man, daß die Eiferſucht des Oeſterreichiſchen Hauſes gegen die anwachſende Macht des Kurbrandenburgiſchen; Schwedens Verdacht gegen eben daſſelbe; die Furcht mancher Pohlen für ihre Freyheit; die Beſorgniß der Danziger, daß der Kurfürſt ihre Handlung in ſeine Häfen ziehen möchte; vor allen andern aber der Haß und das Mißtrauen der Römiſchcatholiſchen gegen ſeine Religion, ihm dabey im Wege ſtehen würden. Man ſieht auch

nicht, daß er einige Neigung oder Bemühung deswegen bezeigt hätte: seine Religion war vermuthlich bey ihm hinlänglich, die Gedanken davon abzuziehen. Allein das Recht, seine Stimme bey der Königswahl zu geben, wollte er sich desto weniger entreißen lassen. Die Pohlnischen Stände sahen dasselbe für einen sehr gefährlichen Eingriff in ihre Freyheit an; manche unter ihnen glaubten, man müsse eher das Aeußerste versuchen, als dieses zugeben, weil der Kurfürst, wenn er bey der Wahl nur die geringste Begierde nach dem Reiche zeigen würde, leicht durch Hülfe der Protestanten, des Preußischen Adels, und anderer Anhänger, alle übrige Mitbewerber verdrängen könnte. Man machte noch andere Einwendungen und Zweifel dawider: selbst einige Freunde des Kurfürsten behaupteten, dieses Recht sey nicht so wichtig, daß er deswegen die großen Kosten, die bey der Ausübung desselben nöthig wären, aufwenden sollte. Wegen der deutschen Angelegenheiten konnte der Kurfürst nicht selbst nach Pohlen reisen: daher ließ er seine Stimme für den Prinzen Johann Casimir, der ihm überhaupt das meiste bey seiner Wahl zu danken hatte, dem Primas von Pohlen schriftlich übergeben, welches auch dieser, aber nicht die Stände, annahmen. Er gab bald darauf dem neuen Könige und der Republik den Rath, den Frieden mit Schweden ernstlich zu suchen, und wegen ihrer Ansprüche auf Schweden keine Schwierigkeiten zu machen, auch die Cosaken durch Nachgeben zu beruhigen; sonst könnte es leicht geschehen, daß sich in ihre einheimische Händel, zum unersetzlichen Schaden von Pohlen und Preußen, ein Dritter einmengte. Im folgenden Jahre 1649 empfieng er auch durch seine Gesandten die Belehnung über Preußen: allein die Geldbegierde der Pohlnischen Hofbedienten machte, daß ihm diese Gesandt-

schaft

ſchaft zweymal hundert tauſend Pohlniſche Gulden koſtete.

Mittlerweile war im Jahr 1648 der Weſtphäliſche Friede völlig zu Stande gekommen. Friedrich Wilhelm hatte denſelben durch ſeine gleich vom Antritte der Regierung an gefaßte Entſchließung erleichtert, und auch, ohngeachtet der Langſamkeit, zu welcher ihn die Unterhandlung wegen Pommern nöthigte, ſehr befördert. Ihm hauptſächlich hatten es die Reformirten in Deutſchland zu danken, daß ſie ausdrücklich durch dieſen Frieden eben diejenigen Rechte erhielten, welche bisher nur die Römiſchcatholiſchen und Lutheraner genoſſen hatten; doch wurde hinzugeſetzt, daß Reformirte Fürſten das Recht zu reformiren gegen ihre der Augsburgiſchen Confeßion zugethane Unterthanen nicht ausüben ſollten. Dieſer Friede, welcher den Deutſchen Reichsſtänden und den Proteſtanten inſonderheit ein Anſehen, Rechte und Einkünfte gab, auf welche ſie ihre Größe noch beynahe ſicherer bauen konnten, als auf den unterſchriebenen und beſchwornen Vergleich, war auch für den Kurfürſten, in dieſer Betrachtung, ungemein wichtig. Von demſelben an nimmt ſeine merklichere Macht und Hoheit ihren Anfang; aber ſchon während der Unterhandlungen deſſelben hatte er ſich eine gewiſſe Würde erworben, und ſelbſt der Zuwachs an Ländern, den er durch denſelben bekam, wurde erſt durch ſeine Regierungskunſt ein wahrer und bleibender Vortheil.

Er hatte auch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er dieſe Länder in Beſitz nehmen konnte. Da er zum Grunde legte, daß alles, was in den Friedensſchluſſe den Schweden nicht ausdrücklich in Pommern eingeräumt worden, ihm vorbehalten ſey: ſo rechnete er auch dazu die Aemter

Stettin und Wollin, weil dieſelben niemals zu den Städten gleiches Namens, ſondern zu Hinterpommern gehört hätten; ingleichen viele Rechte, welche die Herzoge von Hinterpommern in Vorpommern beſeſſen hatten. Dieſem Anſpruche widerſetzten ſich die Schweden, und beyde Theile fiengen von neuem an, ſich von einander zu entfernen. Unter andern wurde dem Kurfürſten vorgeworfen, daß die Vergütung, welche ihm die Schweden verſchafften, noch einmal ſo viel, als das von ihm abgetretene Pommern, werth ſey. Um ihnen zu zeigen, wie wenig er dieſes glaube, und weil er überhaupt aus dieſem Anfange mehrere Streitigkeiten mit ihnen vermuthete, erbot er ſich, ihnen die zu ſeiner Schadloßhaltung ausgeſetzten drey Stifter gegen den an ſie abzutretenden Antheil von Pommern zu überlaſſen; wozu er noch eine anſehnliche Geldſumme beyfügen wollte. Doch dieſer Tauſch fand nicht ſtatt, und die Kayſerlichen Geſandten widerriethen ihn auch dem Kurfürſten als ſchädlich; beſonders da es wohl dereinſt Fälle geben dürfte, wo er auch den abgetretenen Theil von Pommern wieder erhalten könnte, und weil jener Tauſch den Schweden einen Sitz mitten in Deutſchland, zugleich alſo die Bequemlichkeit große Kriegsheere aufzurichten, geben würde. Der Kurfürſt mußte endlich die Genehmigung des Friedens den Schweden ohne Vorbehalt ſeiner Rechte übergeben. Eine neue Uneinigkeit entſtand, als er in den Beſitz der für ihn beſtimmten Länder geſetzt zu werden verlangte. Die Schwediſchen Geſandten verwieſen ihn an den oberſten Feldherrn, den Pfalzgrafen Carl Guſtav: und dieſer berief ſich darauf, daß erſt der Vollſtreckungs-Vergleich zu Nürnberg geſchloſſen werden müßte; er that auch gewiſſe Forderungen, die der Kurfürſt nicht eingehen konnte. Bald darauf

bekam

bekam dieſer die Verſicherung, daß ihm Minden und Halberſtadt eingeräumt werden ſollten; er ſchickte daher im Sommer des Jahrs 1649 ſeine Abgeordnete dahin; ſie kamen aber unverrichteter Sachen zurück. Die Schweden brauchten mancherley Vorwand, ſolches zu verweigern; die vornehmſte Urſache aber, welche ſie antrieb, war die Beſorgniß, man möchte die Bedingungen des Friedens nicht alle erfüllen, wenn ſie ihre Vortheile zu geſchwind verließen. Ohngeachtet dieſer Beſchimpfung wollte doch Friedrich Wilhelm, aus Liebe zum Frieden, keine Abgeordnete nach Wien ſchicken, wie der Kayſer verlangte, um daſelbſt über die Vollſtreckung des Friedens gegen die Schweden zu berathſchlagen: er ließ vielmehr daran mit andern Ständen zu Nürnberg arbeiten. Hier kamen abermals Hinderniſſe auf, beſonders die noch übrige Gränzbeſtimmung von Pommern. Der Kurfürſt erhielt zwar Minden und Halberſtadt noch in dieſem Jahre; allein die Schwediſchen Beſatzungen blieben noch eine Zeitlang darinne.

Am längſten wurde die Abtretung von Hinterpommern an den Kurfürſten verzögert, weil die Schweden erſt die Gränzen des beyderſeitigen Gebiets feſtgeſetzt wiſſen wollten, auch dieſe vorläufige Bedingung unvermerkt in den Nürnbergiſchen Vollſtreckungs-Vergleich eingerückt hatten. Friedrich Wilhelm ſchickte daher einen Geſandten nach Schweden, der aufs neue den oben gedachten Tauſch, mit zwo Millionen Reichsthaler, anbot. Durch denſelben ließ er vorſtellen, daß einige der Königinn überlaſſene Oerter tief in Hinterpommern lägen; daß manche ihrer Einkünfte aus dem Kurfürſtlichen Antheil gezogen würden; daß viele gemeinſchaftliche Rechte übrig geblieben, und die Gränzen zwiſchen

der Angermünde und Ratingen einnahm, und darauf aus einem verschanzten Lager bey Angerort, weit herum Kriegssteuern ausschrieb. In einer öffentlichen Erklärung meldete er den Ständen von Jülich und Bergen, in was für einer Absicht dieses geschehe, und verlangte, daß sie künftig nur ihm gehorchen sollten; sonst würde er sie als Empörer betrachten. Friedrich Wilhelm rechtfertigte sein Verfahren noch weitläuftiger in einer andern Schrift, indem er zeigte, daß der Pfalzgraf alle Verträge übertreten, die nichtigsten Ausflüchte gesucht, ihn dadurch ebenfalls der Verbindlichkeit die Verträge zu halten entbunden, und genöthigt habe, sowohl zur Behauptung seines Rechts, als zur Beschützung der Einwohner, die Waffen wider ihn zu ergreifen.

Man fieng schon an zu fürchten, daß dieser Schritt des Kurfürsten den Krieg wieder anzünden möchte: und man argwohnte auch, daß die Schweden, Franzosen und Niederländer wohl einen geheimen Antheil daran haben könnten. Der Kayser mahnte ihn zwar von Gewaltthätigkeit ab; allein er vertheidigte sich mit der Nothwendigkeit, und nahm auch die Kayserliche Commißion nicht an, weil sie sein Gegner dadurch erschlichen hätte, daß er verlangt habe, der Religionszustand von Jülich und Bergen sollte nach der Vorschrift des Westphälischen Friedens beurtheilt werden; da doch derselbe durch einen spätern Vergleich zwischen ihnen ausgemacht worden sey. Von der andern Seite bot der Herzog Carl von Lothringen, der mit einem Haufen Kriegsvölker herumschweifte, und sie auf fremde Kosten zu unterhalten suchte, dem Kurfürsten dieselben an; da ihm aber dieser überhaupt für seinen guten Willen Dank sagte, schickte er sie dem Pfalzgrafen zu Hülfe, worauf sie die Grafschaft Mark auf alle Art verwüsteten. Dieses

ſes bewog die Cleviſchen und Märkiſchen Stände, die Holländer zu bitten, daß ſie beyde Fürſten mit einander vereinigen möchten: die Holländer trugen auch ihre Vermittelung an, und von dem Kurfürſten wurde ſie deſto leichter angenommen, da er fand, daß ſich faſt alles in und außer Deutſchland wider ſein Betragen erklärte: die Römiſchcatholiſchen, weil es eine Angelegenheit ihrer Religion betraf, und die übrigen mit ihnen, aus einer traurigen Erinnerung an den letzten Krieg. Der Pfalzgraf willigte endlich auch in dieſe Vermittelung; er wollte aber noch mehr Fürſten dazu gezogen wiſſen. Allein dadurch würden die Schwierigkeiten des Vergleichs nur vergrößert worden ſeyn. Daher ſchrieb der Kurfürſt mit einer großmüthigen und weiſen Geſinnung, die bey ſolchen Fällen den Fürſten nicht genug empfohlen werden kann, die auch Vertrauen auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache anzeigte, an den Pfalzgrafen: „er „wünſchte ſich mit ihm ſelbſt zu unterreden, und zu „verſuchen, ob ihre Streitigkeit nicht geſchwinder „geendigt, nicht eine aufrichtigere Freundſchaft zwiſchen ihnen geſtiftet werden könne, als es bisher „durch ihre Staatsbedienten geſchehen ſey; Zeit und „Ort hiengen von ſeiner Beſtimmung ab; er aber „verſichere bey Fürſtenworte, daß er alles redlich „meine.„ Sie kamen alſo bey Angerort auf freyem Felde, wo man drey Zelte aufgeſchlagen hatte, zuſammen. Der Pfalzgraf, der ſich auf die Klugheit ſeines Alters verließ, hätte gerne ohne alle Zeugen mit dem Kurfürſten geſprochen, weil er hoffte, auf dieſe Art leichter einige Vortheile von ihm zu gewinnen; doch auf Verlangen des letztern waren die Räthe von beyden Seiten zugegen. Als dieſe aber mit einander zu ſtreiten anfiengen, befohl ihnen der Kurfürſt, vielmehr ein Mittel zur Wiederherſtellung des guten

Ver-

nicht so hoch geschätzt worden zu seyn, daß er nach seinem Verlangen sogleich dahin kommen müßte, wo er ihm Dienste leisten könnte: denn Ferdinands des Dritten wahre Absicht bey dieser Einladung an ihn und die übrigen Kurfürsten, war diese, daß sie seinem ältesten Prinzen ihre Stimme zur Würde eines Römischen Königs versprechen möchten. Doch zuletzt kam er gegen das Ende des Jahres 1652 mit einem Gefolge von zweyhundert Personen nach Prag. Die Kurfürsten von Maynz, Trier und Sachsen waren ebenfalls daselbst zugegen, und diese willigten nebst ihm in das Verlangen des Kayſers, noch vor dem angehenden Reichstage die Römische Königswahl zu vollenden; er aber erhielt von dem Kayſer, mit ihrer Zustimmung, das Versprechen, daß Schweden weder die Belehnung, noch Sitz und Stimme unter den deutschen Reichsständen eher erhalten sollte, bis es ihm Hinterpommern eingeräumt hätte. Auf seiner Rückreise ließ sich Friedrich Wilhelm zu Dresden von dem Kurfürsten zu Sachsen feierlich in die Kur-Verein aufnehmen ein schon im vierzehnten Jahrhunderte zwischen den Kurfürsten geschlossenes Bündniß, durch welches sie sich vereinigt hatten, des Deutschen Reichs und ihre Ehre und Rechte gegen jedermann zu vertheidigen. Der zu Prag wegen Pommern gefaßte Entschluß trug würklich einiges dazu bey, daß Schweden die Endigung des Gränzvergleichs mit dem Kurfürsten beförderte. Allein da er von den Reichsständen eine Ersetzung des Schadens begehrte, der ihm dadurch verursacht worden war, daß man ihm Pommern vier Jahre über den Friedensschluß vorenthalten hatte, und den er auf achtmal hundert tausend Reichsthaler rechnete: bekam er solche vorhergesehene Antworten, welche dieses Anhalten ganz unnütz

gemacht

welchem es vor dieſen Bewegungen war, gelaſſen, oder in denſelben wieder geſetzt, die Kriegsvölker entlaſſen, die Gefangene ohne Löſegeld freygegeben, und alles Geſchehene vergeſſen werden. Die Unterthanen ſollten ihre Beſchwerden nur bey ihren Fürſten anbringen; die alten Verträge ſollten bleiben, und keine Streitigkeit ſollte durch die Waffen ausgemacht werden. — Wenn Friedrich Wilhelm dergeſtalt nicht in allem Recht behielt; ſo konnten doch ſeine Abſichten nicht gemißbilligt werden: er wählte zur Erreichung deſſelben ein gefährliches Mittel, das aber doch der nothwendige Schutz gegen einen unverſöhnlichen Religionshaß, am erſten entſchuldigen kann.

Niemand wußte hingegen auch den wiederhergeſtellten Frieden beſſer, als er, zu nützen. Durch ſeine Sorgfalt erholten ſich ſeine Länder nicht nur bald von der äußerſten Verwüſtung ſo vieler Jahre; ſondern er führte auch in dieſelben Ueberfluß und gute Ordnung in einer bisher darinne noch nicht gekannten Stärke ein. Schon mit dem Jahre 1650 legte er unter allen deutſchen Reichsſtänden zuerſt Poſten in ſeinen deutſchen Ländern an. Es gab bereits ſeit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts Reichspoſten in Deutſchland; aber ſie erſtreckten ſich nicht auf die Sächſiſchen Kreiſe. Friedrich Wilhelm, der auf die Beförderung des Handels vorzüglich bedacht war, bediente ſich eines Rechtes, das den Deutſchen Fürſten oft und vergebens ſtreitig gemacht worden iſt, Poſten zu ſetzen, wie ſie vor kurzem auch der König von Pohlen Wladislaus aufgerichtet hatte: andere Reichsſtände, denen es an dieſer Bequemlichkeit fehlte, zogen durch ſeine Veranſtaltung daraus Vortheile, und folgten nach und nach ſeinem Beyſpiele.

Unter Begünstigung der Ruhe, die er und Deutschland genoß, konnte endlich im Jahr 1653 der Reichstag zu Regensburg gehalten werden, den man seit einiger Zeit gewünscht hatte. Er befohl den Gesandten, die er dahin schickte, seiner Würde, in Ansehung der abzulegenden Besuche und anderer Theile des Cärimoniels, nicht das geringste zu vergeben. Für einen Fürsten, wie er war, schienen diese Vorschriften eine zu kleine Beschäftigung gewesen zu seyn; allein sie sind selten ohne Schaden größerer Rechte verabsäumt worden. Man brachte damals die Römische Königswahl in Vorschlag; darüber urtheilte der Kurfürst, diese Sache sey wichtig, und nach den Reichsgesetzen nicht ohne Noth vorzunehmen; sie könne auch zuweilen gefährlich seyn, weil mehrere die aufgehende als die untergehende Sonne anzubeten pflegten, und es schwer sey, zween Herren zu dienen; zumal da es nichts Neues sey, daß die Eifersucht und Uneinigkeit der Staatsbedienten Vater und Sohn mit einander in Streit verwickelten; durch eine doppelte Regierung könnten auch die Lasten des Reichs verdoppelt, und die Ausfertigung der Geschäfte schwerer gemacht werden, so daß sie einer an den andern verwiese. Doch, setzte er hinzu, halte er die Wahl eines Römischen Königs bey den jetzigen kriegerischen Unruhen in den benachbarten Ländern für nothwendig. Sie gieng zu Augsburg vor sich; aber auf sein Erinnern einige Wochen später, als der Kurfürst von Maynz sie ansetzen wollte, damit die Kurfürsten, wegen einer solchen Eilfertigkeit, nicht von den Ständen getadelt würden. Friedrich Wilhelm gab auch seinen Gesandten Befehl, bey der Abfassung des Kayserlichen Wahlvertrages, oder der Capitulation, auch die Erinnerungen der übrigen Reichsstände zu hören; wenn er gleich glaubte,

daß

daß die Kurfürſten allein ſie aufſetzen könnten. Allein er konnte es doch nicht erlangen, daß einiges zum Beſten der Proteſtanten, ſonderlich in den Kayſerlichen Erbländern, und eine gleiche Anzahl Beſitzer von beyden Religionen im Kayſerlichen Reichs-Hofrathe, in dieſen Vertrag hineingerückt worden wäre. Er wollte ferner, daß ſeine beſondern Angelegenheiten noch vor der Wahl ausgemacht würden; damit der Kayſer nicht, wenn ſeine Abſicht erfüllt wäre, ihn nur mit leerem Verſprechen aufhielte, wie es ſeinem Vater ergangen war: inſonderheit ließ er für ſein Recht an Jägerndorf, das Fürſtenthum Glogau auf eine Zeitlang begehren. Man beredete jedoch ſeine Geſandten, die Wahl dadurch nicht zu hindern: und der Kayſer hielt ſich durch dieſes Mißtrauen für beleidigt. Auch nach der Wahl gieng die Forderung des Kurfürſten auf Jägerndorf nicht von ſtatten: die Kayſerlichen behaupteten, der Markgraf Georg Friedrich habe dieſes Herzogthum als ein männliches Lehn von Böhmen erkannt; ſeine Anverwandten aber wären nicht mit ihm darauf belehnt worden; der Kayſer habe es daher eingezogen, nicht ſowohl wegen ſeines Vergehens, als weil der männliche Stamm des erſten Beſitzers mit ihm ausgeſtorben ſey. Dem Kurfürſten wurde zwar Geld geboten; allein er verlangte das Land ſelbſt: noch weniger gefiel ihm eine rechtliche Unterſuchung, die man vorſchlug, weil bey derſelben der Kayſer Parthey und Richter geweſen wäre; es blieb alſo nur übrig, dieſen Anſpruch auf eine bequemere Zeit auszuſetzen, und jedermann weiß, daß ſie endlich gekommen iſt. Auf eben dieſem Reichstage brachte auch noch der Sohn und Nachfolger des verſtorbenen Pfalzgrafen von Neuburg im Jahr 1654 Beſchwerden wider den Kurfürſten an: einige von den Cleviſchen Ständen baten ſogar, daß der Kayſer

die

die Vereinigung aller Jülichſchen Länder beſtätigen, und den Streit über dieſelben endlich entſcheiden möchte. Allein jener kam nach dem geſchloſſenen Vergleiche zu ſpät mit Klagen; dieſen aber eine Entſcheidung zu bewilligen, würde nichts anders geheiſſen haben, als die Streitigkeit von neuem, und vielleicht bis zu einem Kriege anfeuern. Der Kurfürſt verhütete denſelben zu dieſer Zeit auf einer andern Seite. Denn da die Reichsſtadt Bremen in heftige Händel mit Schweden gerathen war, ſchlug er es ab, ihr Kriegsvölker zu überlaſſen, und Werbungen in ſeinem Gebiete für ſie zu verſtatten: er war es auch, der beyde Theile zum Stillſtande, und bald zu einem Vergleiche brachte.

Doch nach einer kurzen Ruhe wurde er ſelbſt in einen Krieg verwickelt, den er, wie oben bereits angemerkt worden iſt, vorausgeſagt, und auch vor der Unvorſichtigkeit, deren Frucht derſelbe zum Theil war, gewarnet hatte. Die Schweden beſchwerten ſich darüber, daß der König von Pohlen den Titel eines Königs von Schweden führte; und Johann Caſimir hingegen wollte dieſen Titel, an den ihm nur ſeine Abſtammung ein entferntes Recht gab, auch alsdenn nicht ablegen, wenn die Schweden gleich, wie er verlangte, Liefland an Pohlen wieder abträten. Um dieſe Mißhelligkeit beyzulegen, waren ſchon in den Jahren 1652 und 1653 zwiſchen Schweden und Pohlen vergebliche Unterhandlungen zu Lübeck gepflogen worden, zu welchen Friedrich Wilhelm ebenfalls ſeine Abgeordnete geſchickt hatte. Allein da Chriſtina im Jahr 1654 die Schwediſche Krone Carl Guſtaven übergab, einem kriegeriſchen Fürſten, der Gelegenheiten zu Eroberungen ſuchte, und beſonders längſt der Oſtſee ſein Gebiete zu erweitern wünſchte; da auf der andern Seit Johann Caſimir

bey

bey aller Schwäche, in welcher er und ſein Reich ſich befanden, das ſogar einen Krieg mit Rußland zu führen hatte, gleichwohl des Königs von Schweden Gelangung auf den Thron öffentlich widerſprach: ſo war es nicht mehr ſchwer, den Krieg zwiſchen beyden Reichen vorher zu ſehen. Carl Guſtav, der dazu entſchloſſen war, bemühte ſich gleich anfänglich, den Kurfürſten auf ſeine Seite zu ziehen; aber an Statt demſelben ſeine Abſichten völlig zu erklären, begehrte er von ihm, unter dem Anerbieten einer genauern Verbindung, ſeine Preußiſchen Häfen, die er ihm durch fremdes Gebiet reichlich erſetzen würde. Der Kurfürſt ſahe wohl, daß man ihm eben ſo begegnen wolle, wie ehemals Guſtav Adolph ſeinem Vater, der dieſem Könige ſeine Feſtungen einzuräumen genöthigt wurde; er aber hatte ſich bereits in ſolches Anſehen geſetzt, daß er ſich verwundern mußte, dieſen Antrag zu bekommen: unterdeſſen ſchickte er einen Geſandten nach Schweden, um den Entwurf des Königs deutlicher zu erfahren. Durch denſelben empfohl er ihm, die Händeln mit Bremen, zum Beſten der Proteſtanden in Deutſchland, gütlich zu endigen; er ließ, da er einen Krieg zwiſchen Schweden und Pohlen für ſeine Staaten allemal vor ſchädlich anſah, dem Könige ſeine Vermittelung zu einem Vergleiche mit Pohlen anbieten; und wegen ſeiner Häfen ſollte der Geſandte bey der erſten Meldung derſelben, bezeigen, der Kurfürſt werde ſie niemals, auch gegen die vortheilhafteſten Bedingungen, vertauſchen; auf ihnen beruhe die vornehmſte Sicherheit von Preußen, und zur Vertheidigung derſelben werde er alles wagen. Dobrzenski, ſo hieß ſein Geſandter, ſollte dem Könige auch ein Bündniß antragen, das überhaupt zwiſchen den Fürſten an der Oſtſee, zur Sicherheit der Proteſtanten, nur nicht wider den Weſtphä-

Unter Begünstigung der Ruhe, die er und Deutschland genoß, konnte endlich im Jahr 1653 der Reichstag zu Regensburg gehalten werden, den man seit einiger Zeit gewünscht hatte. Er befohl den Gesandten, die er dahin schickte, seiner Würde, in Ansehung der abzulegenden Besuche und anderer Theile des Cärimoniels, nicht das geringste zu vergeben. Für einen Fürsten, wie er war, schienen diese Vorschriften eine zu kleine Beschäftigung gewesen zu seyn; allein sie sind selten ohne Schaden größerer Rechte verabsäumt worden. Man brachte damals die Römische Königswahl in Vorschlag; darüber urtheilte der Kurfürst, diese Sache sey wichtig, und nach den Reichsgesetzen nicht ohne Noth vorzunehmen; sie könne auch zuweilen gefährlich seyn, weil mehrere die aufgehende als die untergehende Sonne anzubeten pflegten, und es schwer sey, zween Herren zu dienen; zumal da es nichts Neues sey, daß die Eifersucht und Uneinigkeit der Staatsbedienten Vater und Sohn mit einander in Streit verwickelten; durch eine doppelte Regierung könnten auch die Lasten des Reichs verdoppelt, und die Ausfertigung der Geschäfte schwerer gemacht werden, so daß sie einer an den andern verwiese. Doch, setzte er hinzu, halte er die Wahl eines Römischen Königs bey den jetzigen kriegerischen Unruhen in den benachbarten Ländern für nothwendig. Sie gieng zu Augsburg vor sich; aber auf sein Erinnern einige Wochen später, als der Kurfürst von Maynz sie ansetzen wollte, damit die Kurfürsten, wegen einer solchen Eilfertigkeit, nicht von den Ständen getadelt würden. Friedrich Wilhelm gab auch seinen Gesandten Befehl, bey der Abfassung des Kayserlichen Wahlvertrages, oder der Capitulation, auch die Erinnerungen der übrigen Reichsstände zu hören; wenn er gleich glaubte,

daß

scheinlichkeiten und Aussichten: darauf riethen sie dem Kurfürsten, vor allen Dingen für die Sicherheit von Preußen zu sorgen, seine Vermittelung zwischen beyden Reichen anzubieten, und bey ausbrechendem Kriege nur auf die Erhaltung seiner Staaten, nicht auf neue Vortheile, bedacht zu seyn; zwar den Wohlstand von Pohlen dabey in Acht zu nehmen, aber sich zu keiner Parthey zu schlagen, bis etwan die eine ganz zu Grunde gerichtet wäre, da er sich alsdenn mit der glücklichern vereinigen müßte. Der Graf **Georg Friedrich von Waldeck** gab damals dem Kurfürsten den besondern Rath, sich unter den bevorstehenden Unruhen von der Lehnsverbindlichkeit gegen Pohlen zu befreyen. Ueberhaupt, sagte er, sey die Unabhängigkeit, zumal für einen Fürsten, schätzbar; einen großen Kurfürsten aber, der durch seine Geburt Herr von vielen Ländern werde, sey es unerträglich, einem Könige zu schwören, der das Reich durch die Gunst der Senatoren, zuweilen auch durch Bestechungen, erhalte, und darinne wenig zu befehlen, wohl aber viel Verdruß oft auszustehen habe. Alle seine Angelegenheiten würden glücklicher gehen, wenn er dieses erlangt hätte; da er hingegen, so lange seine Verbindlichkeit wegen Preußen stehen bliebe, dieses Land niemals sicher genug besitzen würde. Man ertheilte dem Kurfürsten noch andere Rathschläge: für ihn war nichts wichtiger, als alle zu hören, und allein zu wählen.

Er gab den Pohlen, auf ihre Bitte, von demjenigen Nachricht, was er, in Ansehung der Entschliessungen wider sie wußte; zugleich aber die Erinnerung, sich nicht auf den fortdauernden Stillstand, oder auf ein Bündniß mit den Hölländern, noch weniger auf einen allgemeinen Aufstitz ihres Adels zu verlassen, der eine schlimmere Arzeney als die Krankheit selbst seyn

würde; von ihm hingegen keine Hülfe zu erwarten, weil es für sie gehöre, ihm die Kriegskosten zu bezahlen; sondern vielmehr lediglich dem ihnen so nothwendigen Frieden mit Schweden die Hände zu biten. Der König Johann Casimir ertheilte wirklich den Kurfürsten bald darauf die Vollmacht, in seinem Nahmen den Frieden zu schließen. Allein die Bedingungen, die er beyfügte, waren für seine Verfassung nicht gelinde genug: da auch zween Pohlnische Gesandten nach Stockholm geschickt wurden, urtheilte Friedrich Wilhelm, daß man ihn nicht sowohl zum Mittler habe gebrauchen, als vielmehr seinen geheimen Maaßregeln nachspüren wollen. Viele Große in Pohlen wünschten unterdessen, daß sich ihre Republik unter seinen Schutz begeben, und daß er dereinst ihr König werden möchte: zumal da er nach Johann Casimirs Tode das nächste Erbrecht an Litthauen hätte; aber es fehlte den Pohlen an der Zeit, dieses zu überlegen und auszuführen.

Mitten also zwischen zween Staaten, die im Begriff waren, einander zu bekriegen, und mit deren keinem sich der Kurfürst auf eine sichere Art vereinigen konnte, sah er sich nach einer andern Unterstützung um. Die Holländer hatten das Bündniß, das er ihnen anbot, viele Jahre hindurch verzögert: er war auch mißvergnügt über sie geworden, daß sie den Prinzen von Oranien von den Würden, welche sein um sie so verdientes Haus bekleidet, ausgeschlossen hatten. Aber jetzt machte ihre gemeinschaftliche Besorgniß, die Schweden möchte sich der Preußischen Häfen zu bemächtigen suchen, daß dieses Bündniß im Jahr 1655. auf acht Jahre geschlossen wurde. Es hatte die Absicht, einander eine beyderseitige Vertheidigung, vorzüglich auch der Länder an der Ostsee, ingleichen der Schiffarth und Handlung auf derselben,

ben, zu verſichern. Bey einem Angriff verſprach der Kurfürſt den Holländern zweytauſend, und dieſe verſprachen ihm viertauſend Soldaten zur Hülfe zu ſchicken, die aber auch im Geld oder Kriegsbedürfniſſe verwandelt werden konnte. Es wurde weiter ausgemacht, daß die Holländer die Cleviſchen Städte, welche ſie noch inne hätten, dem Rechte des Kurfürſten unbeſchadet, mit ſtarken Beſatzungen verſehen, und ſie ihn, wenn es ihnen beyden gefallen würde, gänzlich übergeben ſollten. Man kam auch überein, den Protector von England Cromwell, und einige Deutſche Reichsſtände zum Beytritte einzuladen. Allein dieſes Bündniß, das während der Weſtphäliſchen Friedenshandlungen eine große Würkung gethan haben würde, diente jetzt faſt zu weiter nichts, als daß es das Mißtrauen der Schweden gegen den Kurfürſten vergrößerte. Er forderte kurz darauf die bedungene Hülfe an Kriegsvölkern, wegen der Gefahr vor den Ruſſen und Schweden; die Holländer wollten ſie nur in Gelde leiſten; ehe man darüber einig werden konnte, war dieſe Hülfe für den Kurfürſten zu ſpät.

Von dem Kayſer hoffte er einen deſto nachdrücklichern Beyſtand für ſich und Pohlen zu erhalten, je mehr dieſem an dem Zuſtande von Pohlen, und daran beſonders gelegen war, daß ſich der König von Schweden nicht dieſes benachtbarten Reichs bemächtigte: daher begehrte er von demſelben eine Anzahl Kriegsvölker. Der Kayſer aber, der ſich vor einem neuen Kriege fürchtete, bot nur ſeine Vermittlung zwiſchen beyden Reichen an. Friedrich Wilhelm beſorgte unter andern, die Schweden möchten dem Kayſer Pohlen anbieten, wenn ſie nur Preußen behalten könnten. Er ließ alſo an dem Kayſerlichen Hofe die Gefahr von den Schweden ſehr lebhaft vorſtellen,

und befohl seinem Gesandten, wenn der Kayser ernstlich zur Hülfe geneigt wäre, und nach den Bedingungen fragte, zu versprechen, daß der Kurfürst dem Kayserlichen Prinzen zur Pohlnischen Krone verhelfen wolle; doch sollte der Kayser nachmals mit ihm und mit den Pohlnischen Ständen alle Einfälle von Deutschland abwehren, und die Verfassung von Pohlen sollte nicht verändert werden. Dagegen verlangte der Kurfürst das Königliche Preußen, nebst Pommerellien erblich und unabhängig zu besitzen; ganz Preußen aber sollte an Oesterreich fallen, wenn der männliche Stamm des Kurfürsten ausstürbe. Wenn endlich der Kayser auch nach einigem Ansehen auf der Ostsee trachtete, so wollte der Kurfürst mit den Pohlen sich bemühen, ihm Liefland zu verschaffen. Doch der Kayser blieb bey allgemeinen Versicherungen: vermuthlich, weil er seinen Kräften zu wenig wider die Schweden trauete. Auch in England und Frankreich wurden **Friedrich Wilhelms** Vorstellungen auf eine ähnliche Weise aufgenommen.

Es blieb ihm nach diesen Versuchen nichts übrig, als auf seiner Huth zu seyn, und die Freundschaft mit Schweden, so weit es möglich war, zu unterhalten. Dazu war auch **Carl Gustav** sehr geneigt: und obgleich der Schwedische Feldherr **Wittenberg**, ohne Einwilligung des Kurfürsten, durch seine Staaten mit einem Heere nach Pohlen zog: so kamen doch die Abgeordnete beyder Fürsten zu Stettin zusammen, um das gute Verständniß zwischen ihnen zu befestigen. Der Kurfürst ließ dabey nochmals den Frieden empfehlen; da aber die Schweden denselben verwarfen, war er gesonnen, auf folgende Bedingungen ein Bündniß mit ihnen einzugehen. Der König **Johann Casimir**, und einige seiner Vorgänger, auch die Republik Pohlen selbst, hätten zwar mit ihm

und seinen Vorfahren dergestalt gehandelt, daß er sich von aller Verbindlichkeiten gegen sie loßsagen könne; er wolle jedoch den Frieden mit ihnen nicht öffentlich brechen, sondern nur auf die Erhaltung seiner Länder, und auf eine billige Genugthuung sehen. Diese setzte er darinne, daß seine Abhängigkeit von Pohlen gänzlich aufgehoben, und Litthauen oder das Königliche Preußen ihm erblich überlassen würde; welches, nach der Erlöschung seines Hauses, an Schweden fallen sollte. Er versprach hingegen, dem König von Schweden, nach Ferdinands Tode, zur Kayserlichen Würde behülflich zu seyn. Uebrigens sollte in diesem Kriege keiner von beyden gegen den andern Feindseeligkeiten begehen. Allein Carl Gustav verlangte, daß der Kurfürst sich völlig mit ihm gegen Pohlen vereinigen sollte. Da er zu gleicher Zeit in dieses Reich einbrach, und einen überaus glücklichen Fortgang hatte, wurden seine Forderungen immer härter.

So wenig der Kurfürst an diesem Kriege Antheil nehmen wollte; so setzte er doch Preußen in den besten Vertheidigungsstand. Er führte die dahin bestimmten Kriegsvölker hinüber, und brachte die Stände des Königlichen (oder sonst so genannten Pohlnischen) Preußen dahin, daß sie in eben dieser Absicht, im November des Jahrs 1655. ein Bündniß mit ihm trafen. Sie versprachen durch dasselbe viertausend Mann zu seinem Heere stoßen zu lassen, seine Besatzungen in ihren Städten zu unterhalten, und ihm den Oberbefehl zuzugestehen. Man beschloß, dieses Bündniß den Königen von Pohlen und von Schweden zu melden, auch den letztern zu ersuchen, daß er seine Kriegsvölker von den Preußischen Gränzen zurück ziehen, und diejenigen, welche, ohne Nachtheil des Königs von Pohlen, das ihrige zum Frieden

würde; von ihm hingegen keine Hülfe zu erwarten, weil es für sie gehöre, ihm die Kriegskosten zu bezahlen; sondern vielmehr lediglich dem ihnen so nothwendigen Frieden mit Schweden die Hände zu biten. Der König Johann Casimir ertheilte wirklich den Kurfürsten bald darauf die Vollmacht, in seinem Nahmen den Frieden zu schließen. Allein die Bedingungen, die er beyfügte, waren für seine Verfassung nicht gelinde genug: da auch zween Pohlnische Gesandten nach Stockholm geschickt wurden, urtheilte Friedrich Wilhelm, daß man ihn nicht sowohl zum Mittler habe gebrauchen, als vielmehr seinen geheimen Maaßregeln nachspüren wollen. Viele Große in Pohlen wünschten unterdessen, daß sich ihre Republik unter seinen Schutz begeben, und daß er dereinst ihr König werden möchte: zumal da er nach Johann Casimirs Tode das nächste Erbrecht an Litthauen hätte; aber es fehlte den Pohlen an der Zeit, dieses zu überlegen und auszuführen.

Mitten also zwischen zween Staaten, die im Begriff waren, einander zu bekriegen, und mit deren keinem sich der Kurfürst auf eine sichere Art vereinigen konnte, sah er sich nach einer andern Unterstützung um. Die Holländer hatten das Bündniß, das er ihnen anbot, viele Jahre hindurch verzögert: er war auch mißvergnügt über sie geworden, daß sie den Prinzen von Oranien von den Würden, welche sein um sie so verdientes Haus bekleidet, ausgeschlossen hatten. Aber jetzt machte ihre gemeinschaftliche Besorgniß, die Schweden möchte sich der Preußischen Häfen zu bemächtigen suchen, daß dieses Bündniß im Jahr 1655. auf acht Jahre geschlossen wurde. Es hatte die Absicht, einander eine beyderseitige Vertheidigung, vorzüglich auch der Länder an der Ostsee, ingleichen der Schiffarth und Handlung auf derselben,

Bündniß mit den Holländern zum Besten des Reichs anzuwenden, und dem Könige wenigstens zweytausend Soldaten entgegen zu schicken. Allem Ansehen nach versprach man ihm in diesem Bedrängnisse mehr, als man jemals hätte halten können.

Carl Gustav merkte die Absichten des Kurfürsten, und rückte daher von zwo Seiten gegen Preussen an, um ihm keine Zeit zu mehrere Verstärkung übrig zu lassen. Die Unterhandlung wurden zwar erneuert; aber auch Feindseligkeiten von den Schweden in Preußen begangen. Endlich fand sich der Kurfürst mit seinen Kriegsvölkern bey Königsberg fast eingeschlossen; von Pohlen, das größtentheils in der Gewalt der Schweden war, konnte er so wenig, als von andern Fürsten, einige Hülfe erwarten; und ein Vergleich mit den Schweden blieb also das einzige Mittel, sich und sein Land zu retten. Dieser wurde auch im Anfange des Jahrs 1656 zu Königsberg geschlossen. Der Hauptinhalt desselben bestand darinne, daß der Kurfürst, weil Pohlen zuerst seine Verbindung mit dem Herzogthum Preußen verlassen hätte, ebenfals aller Verbindlichkeit gegen dasselbe entsagte, und dagegen dieses Herzogthum vor ein Lehn von der Krone Schweden erkannte, darüber er die feyerliche Belehnung innerhalb einem Jahre suchen, und durch seine Abgeordnete empfangen wollte. So oft solches geschehen würde, sollten von dem Herzoge von Preußen viertausend Dukaten an Schweden gezahlt werden. Wenn Schweden wegen der Länder, die es in gegenwärtigem Kriege an sich bringen dürfte, in Krieg verwickelt wird, sollen ihm die Herzoge mit funfzehn hundert Mann beystehen, die sie sechs Wochen lang außerhalb ihren Gränzen, weiter aber die Schweden unterhalten sollen. In den Häfen des Herzogsthums sollen Zölle angelegt werden,

deren Einkünfte der König und der Kurfürst theilen sollen. Berufungen außerhalb des Herzogthum sollen nicht mehr gelten; sondern es soll ein höchstes Gericht zur letzten Entscheidung von dem Kurfürsten angelegt werden. Beym Aussterben des Kurfürstlichen Hauses sollten die Stände des Herzogsthums sich eidlich zur Unterwürfigkeit gegen Schweden verbinden, das hingegen ihre Freyheiten schützen würde. Endlich wurde durch diesen Vergleich ausgemacht, daß das Bißthum Ermeland in ein weltliches Land verwandelt, und von dem Könige dem Kurfürsten zur Unterhaltung ihres Vertrauens gegen einander, als ein männliches Lehn, überlassen werden sollte.

Obgleich der Kurfürst zu diesem Vertrage offenbar genöthigt worden war; erregte derselbe doch viel Mißvergnügen gegen ihn. Die Holländer beschwerten sich besonders darüber, daß dadurch ihr Bündniß mit dem Kurfürstrn gleichsam auf eine verächtliche Art ungültig gemacht worden sey; sie befürchteten auch, ihre Handlung in der Ostsee möchte nunmehro vielen Abbruch leiden; und kaum konnten sie von ihm beruhigt werden. Cromwell hingegen billigte diese Verbindung ungemein, und rieth dem Kurfürsten, nicht auf einen solchen Mittelwege stehen zu bleiben; sondern sich völlig mit den Schweden zu vereinigen, weil er, wenn diese überwunden würden, die Pohlen, Cosaken, Tatarn, die Russen oder Moscowiter, wie man sie damals nannte, und den Kayser, selbst zu heftigen Feinden haben würde. Ein anders dem Kurfürsten von Frankreich angetragenes Vertheidigungsbündniß schloß er mit dieser Krone, kurz nach dem Schwedischen, auf sechs Jahre: vornehmlich, um bey seiner Abwesenheit aus Deutschland, seine Westphälischen Staaten in Sicherheit zu setzen. Es zeigte sich aber bald daß sich beyde Fürsten nicht viel von

einan-

einander zu versprechen hätten, indem der König dem Kurfürsten eine Geldsumme, und dieser ihm einige verlangte Kriegsvölker abschlug.

Er suchte unterdessen den mit Schweden getroffenen Vergleich noch bestimmter und für seine Verbindung mit Holland brauchbarer zu machen. Allein die Schweden wünschten, an Statt neue Erklärungen über denselben zu geben, vielmehr, daß der Kurfürst sein Heer mit dem ihrigen vereinigen möchte. Hierüber waren die Meinungen seiner Räthe sehr getheilt; und wenn man die Gründe und Gegengründe liest, welche sie dabey vorbrachten, so sieht man, welche Stärke im Ueberlegen, wie viele Festigkeit im Entschließen einem Fürsten nöthig sey, um nicht durch die Verschiedenheit der Rathschläge in Ungewißheit versetzt, oder durch scheinbare Vorstellungen hingerissen zu werden. Er hielt endlich die Gemeinschaft der Waffen mit Schweden vor das zuträglichste, um das Gleichgewicht zwischen ihnen und den Pohlen zu erhalten; zumal, da Johann Casimir endlich ein ansehnliches Heer von Pohlen und Tatarn zusammen gebracht hatte, und die Pohlen ihm zu drohen anfingen. Es wurde also im Junius des Jahrs 1656. zu Marienburg ein Bündniß zwischen dem König von Schweden und dem Kurfürsten geschlossen. Der letztere versprach zwar nur viertausend, und der erstere sechs tausend Mann Hülfsvölker, wenn einer von ihnen beyden in ihren deutschen oder pohlnischen Ländern angegriffen werden sollte; aber nach besondern Artikeln wollten sie sich, wo es nöthig wäre, mit ihrem ganzen Heere beystehen: insgemein vergleichen sie sich auch über die Theilung von Pohlen unter einander, (davon Friedrich Wilhelm die Weywodschaften Posen, Kalisch, bis auf einige Oerter, Lenciziez und Siradien, nebst dem Lande Wielun bekommen

sollte,)

ſollte,) und über andere Umſtände ihrer Verbindung. Der Kurfürſt wußte darauf auch den Zar von Moſcau, der gleichfalls mit Pohlen Krieg geführt hatte, und jetzt auf Schweden eiferſüchtig war, zu bewegen, daß er ſeine Vermittelung zwiſchen demſelbem und dem Könige von Schweden annahm, und verſprach, weder die Länder des Kurfürſten anzugreifen, noch ſeinen Feinden beyzuſtehen.

Kaum war das Bündniß mit dem Könige von Schweden zu Stande gekommen, ſo ſtieß der Kurfürſt mit ſeinen Kriegsvölkern zu dem Heere deſſelben: darauf zogen ſie beyde gegen die Pohlen. Dieſe hatten den Schweden Warſchau wieder entriſſen, und ſich bey dieſer Hauptſtadt vierzig tauſend Mann ſtark gelagert; da hingegen das verbundene Heer nicht viel über ſechszehn tauſend Mann, aber geübte und unter einer trefflichen Anführung ſtehende Soldaten, betrug. Als beyde Heere einander im Geſichte ſtanden, ſuchten die Franzöſiſchen Geſandten noch einen Vergleich zu befördern; allein Johann Caſimir, der, wie alle ſchwachſinnige Fürſten, bloß durch die Ueberlegenheit der Anzahl ſtark zu ſeyn glaubte, gab ihnen zur Antwort, er habe die Schweden den Tataren zum Frühſtücke zugedacht; der Kurfürſt aber ſollte an einem Orte verwahrt werden, wohin weder Sonne noch Mont ſcheinen könnte. Es kam alſo zur Schlacht bey Warſchau, die vom 18. bis zum 20. Julius des Jahrs 1656. dauerte, und ſich mit der Niederlage des Pohlniſchen Heeres endigte, das gleich darauf auch Warſchau verließ. Der Kurfürſt hatte, nebſt ſeinen Kriegsvölkern, an dieſem Siege einen nicht geringern Antheil als die Schweden.

Allein in Verfolgung der Feinde konnte er dem Könige von Schweden nicht beyſtehen, um ſie nicht zu weit von ſeinen Ländern zu entfernen, die ſchon

durch

durch die Einfälle der Pohlen zu leiden anfiengen; er gieng alſo mit dem größten Theil ſeines Heeres nach Preußen zurück. Die Geſinnungen vieler Fürſten verlangten jetzt von ihm die äuſerſte Vorſichtigkeit. Der Kayſer und die meiſten Reichsſtände bezeigten ſich den Pohlen günſtiger als ihm, der Zar bekriegte die Schweden, und forderte von dem Kurfürſten, daß er Preußen von ihm zur Lehn nehmen ſollte. Eine Holländiſche Flotte lag bey Danzig, und Dänemark war ebenfalls geneigt, ſich gegen Schweden zu erklären. Johann Caſimir ſuchte ſogar den Prinzen von Condee zu einem Angriff mit Spaniſchen Kriegsvölkern auf das Herzogthum Cleve zu bewegen. Unter dieſen Umſtänden mußte Friedrich Wilhelm befürchten, daß ihn die Schweden, von ſo vielen Feinden unterdrückt, zuletzt auch in den Untergang mit fortziehen möchten. Da er unterdeſſen merkte, wie nöthig ſie ſeiner bedurften, brachte er es dahin, daß ihn Carl Guſtav durch einen Vergleich, der noch in dieſem Jahre zu Labiau oder Libiau in Curland geſchloſſen wurde, vor einen ganz unabhängigen Herrn von Preußen und Ermeland erkannte. Es wurde noch hinzu geſetzt, daß dieſe Länder, wenn der männliche Stamm des Kurfürſten ausſterben würde, an Schweden fallen, und die Stände derſelben auf dieſen Fall im voraus den Eid leiſten ſollten; daß die wechſelsweiſe Hülfe während des jetzigen Krieges, nach dem Marienburger Bündniſſe, geleiſtet, künftig aber bey einen Angriffe auf viertauſend Mann geſetzt werden ſollte. Dazu kamen noch einige geheime Artikel. Nach denſelben ſollten ſich beyde Fürſten bemühen, daß bey dem künftigen Frieden wenigſtens das Königliche Preußen, Pomerellien und der dazu gehörende Theil von Caſſuben, Samaiten, Semgallen, Curland und Liefland an Schweden abgetreten würden; der

Kurfürſt

Kurfürſt hingegen wollte es ſich, um den Frieden nicht aufzuhalten, gefallen laſſen, die Woywodſchaften, welche ihm im Marienburger Vertrage ausgemacht worden, zurück zu geben, wenn Polen durchaus darauf beſtehen ſollte. Noch begab ſich auch der König von Schweden aller Anſprüche auf die Licenten oder Zölle in den Preußiſchen Häfen, und der Kurfürſt verſprach ihm dafür im kurzen eine Summe Geldes zu zahlen.

Ohngeachtet dieſer neuen Verbindung mit Schweden, war der Kurfürſt doch immer darauf bedacht, den Frieden wieder herzuſtellen. Er glaubte nicht, daß ſich die Krone völlig nach ihren Abſichten in Pohlen behaupten könne: und ſeinen Vortheilen war dieſes auch nicht gemäß. Daher ließ er dem Könige Johann Caſimir Vorſchläge zum Frieden thun, die zwar nicht ganz verworfen wurden, auf welche aber die Erklärung folgte, Pohlen werde lieber hundert Jahre, und bis zu ſeinem Untergange, Krieg führen, als daß es etwas von Preußen an Schweden abträte, indem es ſich dadurch in eine immerwährende Sclaverey verſetzen würde. Mittlerweile hatten zwar die Kriegsvölker des Kurfürſten manche glückliche Gefechte mit den Pohlen: allein Pommern, die Mark und ſein Antheil von Preußen, wurden auch ſehr von ihnen verwüſtet. Er ſah von dieſem Kriege noch keine Früchte: vielmehr war nach einen ſo wichtigen Siege Großpohlen verlohren gegangen; und man konnte voraus ſehen, daß es nicht entſcheidend ſeyn werde, wenn gleich die Pohlen mehr als einmal geſchlagen werden ſollten; da hingegen die Schweden durch eine einzige Niederlage ganz zu Grunde würden gerichtet werden. In dieſer Betrachtung empfohl er auch dem Könige von Schweden den Frieden mit ſo nachdrücklichen Vorſtellungen, daß

man

man sehr zweifeln kann, ob dieser Fürst selbst eine so richtige Einsicht in seinen damaligen Zustand gehabt habe, als Friedrich Wilhelm. Die Neue Hülfe des Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rakoczi, kam ihm wenigstens beträchtlicher vor, als sie würklich war, und er sahe die Gefahr, die ihm von andern Fürsten bevorstand, nicht; vielleicht möchte man kurz sagen, weil er sie, zum Kriege entschlossen, und mit der Furcht unbekannt, nicht sehen wollte.

Unter diesen Fürsten war der König von Dänemark einer von den, die sich der vorhandenen Gelegenheit, Schweden zu bekriegen, wegen der alten Eifersucht beyder Reiche, mancherley Beschwerden derselben gegen einander, auch insonderheit wegen Schweden zunehmender Macht auf der Ostsee, vermuthlich am ersten bedienen durfte. Der Kurfürst wandte die lebhaftesten Bemühungen an, ihn davon abzuziehen: er bot durch seinen Gesandten, den er zweymal nach Dänemark schickte, seine Vermittelung zwischen beyden Fürsten an; er stellte alles vor, was Dänemark und die Angelegenheiten der Protestanten durch einen solchen Krieg leiden könnten, der noch so leicht zu verhüten wäre. Allein dieser brach dennoch im Jahr 1657 aus. Zu eben dieser Zeit verband sich der König von Ungarn und Böhmen, Leopold, ein Sohn des Kayſers Ferdinand des Dritten, der eben gestorben war, und dem er bald in der Kayserlichen Würde folgte, genauer mit den Pohlen, und versprach, ihnen sechszehn tausend Mann zu Hülfe zu schicken. Er kam auch mit ihnen überein, daß man in dieses Bündniß Dänemark, Holland, den Zar, die Tataren, einige Kurfürsten und andere Reichsstände, und besonders der Kurfürsten von Brandenburg, mit der Bedingung aufzunehmen suchen wollte, daß er das Pohlen entrißene zurück geben, sich wieder

in

sollte,) und über andere Umstände ihrer Verbindung. Der Kurfürst wußte darauf auch den Zar von Moscau, der gleichfalls mit Pohlen Krieg geführt hatte, und jetzt auf Schweden eifersüchtig war, zu bewegen, daß er seine Vermittelung zwischen demselbem und dem Könige von Schweden annahm, und versprach, weder die Länder des Kurfürsten anzugreifen, noch seinen Feinden beyzustehen.

Kaum war das Bündniß mit dem Könige von Schweden zu Stande gekommen, so stieß der Kurfürst mit seinen Kriegsvölkern zu dem Heere desselben: darauf zogen sie beyde gegen die Pohlen. Diese hatten den Schweden Warschau wieder entrissen, und sich bey dieser Hauptstadt vierzig tausend Mann stark gelagert; da hingegen das verbundene Heer nicht viel über sechszehn tausend Mann, aber geübte und unter einer trefflichen Anführung stehende Soldaten, betrug. Als beyde Heere einander im Gesichte standen, suchten die Französischen Gesandten noch einen Vergleich zu befördern; allein Johann Casimir, der, wie alle schwachsinnige Fürsten, bloß durch die Ueberlegenheit der Anzahl stark zu seyn glaubte, gab ihnen zur Antwort, er habe die Schweden den Tataren zum Frühstücke zugedacht; der Kurfürst aber sollte an einem Orte verwahrt werden, wohin weder Sonne noch Mont scheinen könnte. Es kam also zur Schlacht bey Warschau, die vom 18. bis zum 20. Julius des Jahrs 1656. dauerte, und sich mit der Niederlage des Pohlnischen Heeres endigte, das gleich darauf auch Warschau verließ. Der Kurfürst hatte, nebst seinen Kriegsvölkern, an diesem Siege einen nicht geringern Antheil als die Schweden.

Allein in Verfolgung der Feinde konnte er dem Könige von Schweden nicht beystehen, um sie nicht zu weit von seinen Ländern zu entfernen, die schon

durch

entſchloß er ſich, hierinne nachzugeben; zumal weil er auf dieſe Art allein es erhalten konnte, daß Pohlen ihn vor einen unabhängigen Herrn von Preußen erkannte. Dieſe Forderung verurſachte in der That die meiſten Schwürigkeiten; der Kurfürſt aber beſtand unveränderlich darauf. Er hatte ſich dieſe Unabhängigkeit, da er von Pohlen verlaſſen war, erworben; er zeigte auch, wie nöthig es ſey, daß die Republik dieſes beſtätige. So lange ſie, ſagte er, ein Recht auf Preußen übrig behielte, würde er in alle Händel und Kriege derſelben verwickelt werden, ſo wie es aus eben dieſer Urſache auch bey dieſem Kriege geſchehen ſey. Dieſe Beſchwerlichkeiten würden künftig noch mehr zu befürchten ſeyn, da Johann Caſimir keine rechtmäßige Erben hätte, und daher ſchon jetzt auswärtige Fürſten nach der Pohlniſchen Krone trachteten. Er gab nächſt dem zu erkennen, daß er auch, nach geſchloſſenen Frieden, wenn ihm der unabhängige Beſitz nicht zugeſtanden würde, immer befürchten müſſe, Pohlen möchte ihn, unter irgend einem Vorwande, angreifen. Er erreichte zuletzt ſeine Abſicht, welche auch andere Fürſten unterſtützten; ob er gleich weder das Bißthum Ermeland beybehalten, noch einen Paß an der Weichſel, erlangen konnte. Um den Vergleich von den Schweden geheim zu halten, wurde nur ein verſtellter Waffenſtillſtand bekannt gemacht; der wahre Vertrag aber wurde zu Welau, im Herzogthum Preußen, im September des Jahres 1657. geſchloſſen.

Durch denſelben gab der Kurfürſt ſeine Eroberungen in Pohlen zurück; dagegen wurde ihm die höchſte und unabhängige Gewalt über das Herzogthum Preußen, ohne alle Lehnsverpflichtung, nach dem Umfange, in welchem er es vor dieſem Kriege beſeſſen hatte, eingeräumt. Wenn alle männliche

Kurfürſt hingegen wollte es ſich, um den Frieden nicht aufzuhalten, gefallen laſſen, die Woywodſchaften, welche ihm im Marienburger Vertrage ausgemacht worden, zurück zu geben, wenn Polen durchaus darauf beſtehen ſollte. Noch begab ſich auch der König von Schweden aller Anſprüche auf die Licenten oder Zölle in den Preußiſchen Häfen, und der Kurfürſt verſprach ihm dafür im kurzen eine Summe Geldes zu zahlen.

Ohngeachtet dieſer neuen Verbindung mit Schweden, war der Kurfürſt doch immer darauf bedacht, den Frieden wieder herzuſtellen. Er glaubte nicht, daß ſich die Krone völlig nach ihren Abſichten in Pohlen behaupten könne: und ſeinen Vortheilen war dieſes auch nicht gemäß. Daher ließ er dem Könige Johann Caſimir Vorſchläge zum Frieden thun, die zwar nicht ganz verworfen wurden, auf welche aber die Erklärung folgte, Pohlen werde lieber hundert Jahre, und bis zu ſeinem Untergange, Krieg führen, als daß es etwas von Preußen an Schweden abträte, indem es ſich dadurch in eine immerwährende Sclaverey verſetzen würde. Mittlerweile hatten zwar die Kriegsvölker des Kurfürſten manche glückliche Gefechte mit den Pohlen: allein Pommern, die Mark und ſein Antheil von Preußen, wurden auch ſehr von ihnen verwüſtet. Er ſah von dieſem Kriege noch keine Früchte: vielmihr war nach einen ſo wichtigen Siege Großpohlen verlohren gegangen; und man konnte voraus ſehen, daß es nicht entſcheidend ſeyn werde, wenn gleich die Pohlen mehr als einmal geſchlagen werden ſollten; da hingegen die Schweden durch eine einzige Niederlage ganz zu Grunde würden gerichtet werden. In dieſer Betrachtung empfohl er auch dem Könige von Schweden den Frieden mit ſo nachdrücklichen Vorſtellungen, daß

man

ſprach es ihm auch die Stadt Elbingen, ſo bald ſie den Schweden würde abgenommen ſeyn, zu einem beſtändigen Eigenthum zu übergeben; doch ſollte er die Feſtungswerke der Stadt ſchleifen laſſen, und ſie wenn ihm der König viermal hundert tauſend Reichsthaler zahlen würde, wieder an Pohlen abtreten. Es wurde auch noch der Artickel von den Hülfsvölkern dergeſtalt verändert, daß Pohlen dem Kurfürſten mit acht tauſend Mann und der Kurfürſt dieſer Krone mit viertauſend Mann beyſtehen ſollte, wenn eines von ihnen in Krieg verwickelt würde; zur Sicherheit aber hundert und zwanzig tauſend Thaler, die dem Kurfürſten für die Koſten des gegenwärtigen Kriegs ausgemacht wurden, verpfändet man ihm die Caſtellaney Draheim ſo lange, bis dieſes Geld bezahlt ſeyn würde.

Friedrich Wilhelm zeigte ſelbſt dem Könige von Schweden die Urſachen an, die ihn zu dieſem Vergleiche genöthigt hätten, und erbot ſich zum Friedensmittler; darauf aber folgten nur Vorwürffe von beyden Seiten, indem jeder, wie es in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt, die Schuld auf den andern warf. Deſtomehr fand der Kurfürſt vor dienlich, ſich durch Bündniſſe mit Schwedens andern Feinden zu verſtärken. Dasjenige welches er mit dem Könige von Dänemark ſchloß, verband beyde, den Krieg ſo lange gemeinſchaftlich wider die Schweden zu führen, bis ſie von dieſer Krone alle Genugthuung erlangt hätten: der Kurfürſt verſprach inſonderheit, dieſes in Pommern zu thun; und auch nach dieſem Kriege wollten beyde einander wider die Schweden beyſtehen, wenn ſie von denſelben angegriffen werden ſollten. Er würde, nebſt den Pohlen, dem Könige ſogleich nach Hollſtein zu Hülfe gezogen ſeyn, wenn nicht die Unentſchloſſenheit des Königs Leopold, deſſen Kriegs-

in die alte Verbindlichkeit gegen dieſes Reich einlaſſen, im übrigen aber Schadloß gehalten werden ſollte. Friedrich Wilhelm fand außerdem, daß die Holländer immer kaltſinniger gegen ihn wurden, weil ſie ihn ſo ſehr auf Schwediſcher Seite ſahen: und er mußte zufrieden ſeyn, ſo viel auszurichten, daß ſie ihm nur nicht ſchadeten. In Engeland begehrte er vergebens einige Hülfe an Gelde; und aus Frankreich konnte er noch weniger Beyſtand erwarten. Deſto eifriger drang er in den König von Schweden, annehmliche Bedingungen des Friedens vorzuſchlagen. Dieſer aber ſuchte ihn zu bereden, ſich den Oeſterreichiſchen Kriegsvölkern, die ihn Pohlen einrückten, entgegen zu ſetzen, und machte ſich fertig, Pohlen auf eine Zeitlang zu verlaſſen, um ſich den Dänen zu wiederſetzen.

Von dieſer Zeit an trennte ſich der Kurfürſt nach und nach von den Schweden, und zog zuerſt ſeine Kriegsvölker, zu Beſchützung von Preußen, zurück. Carl Guſtav gab es zwar der Verzögerung und den ungewiſſen Maaßregeln deſſelben Schuld, daß ſich ſein Zuſtand ſo ſehr verändert habe; allein der Kurfürſt beklagte ſich noch mehr darüber, daß er jetzt mitten unter ſeinen Feinden hülflos gelaſſen würde. Endlich willigte der König darein, daß ſich der Kurfürſt, doch ohne ſeinen Nachtheil, mit den Pohlen vergleichen möchte. Darüber wurde auch die Unterhandlung bald angefangen, und der Kurfürſt ließ deswegen auch durch ſeine Mutter an die Königinn von Pohlen, die alles über ihren Gemahl vermochte, nicht ohne gute Würkung ſchreiben. Anfänglich ſuchte er Partheylos zwiſchen beyden Theilen zu bleiben; allein man wollte ihm dieſes ſchlechterdings nicht zugeſtehen: und da er ſah, daß der Krieg zwiſchen den Schweden und Dänen ſich verlängern würde, entſchloß

gehalten hatten, urtheilte er, daß daſſelbe bey dem gegenwärtigen Zuſtande von Deutſchland, eben wegen ſeiner Macht, jedem andern vorzuziehen ſey und trug ſehr viel dazu bey, daß der König Leopold im Jahr 1658. gewählt wurde. Hingegen war ſeine Stimme auch entſcheidend, als man vorſchlug, daß Leopold ſich durch die Wahlcapitulation verbinden ſollte, er wolle ſich in den Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien weder als Kayſer, noch als Erzherzog von Oeſtreich, mengen: auch dieſes hielt der Kurfürſt, zum Beſten des Reichs, vor nothwendig, ſo ſehr es immer dem neuen Kayſer mißfiel.

Da die Gelegenheit, Dänemark beyzuſtehen, verſäumt worden war, wollte der Kurfürſt nichts mehr von einem Angriff in Deutſchland auf die Schweden wiſſen; obgleich ſeine übrigen Bundsgenoſſen nunmehro auf denſelben drangen: er empfohl ihnen vielmehr den Frieden. Bey dem Könige von Pohlen beſchwerte er ſich auch ſehr nachdrücklich, daß ſein Beichtvater, ein Jeſuit, ſich unterſtanden hatte, ihn auf der Kanzel zu ermahnen, er möchte den mit dem Kurfürſten eingegangenen Vergleich nicht halten; es ſey auch, hatte er hinzugeſetzt, leicht, ihn von dem Eide loßzubinden, mit welchem er denſelben beſtätigt habe. Um alles Mißtrauen von beyden Seiten zu heben, kam die Königin von Pohlen 1658. nach Berlin, und man gab einander neue Verſicherungen. Der König ernannte daher auch Abgeordnete, welche den Preußiſchen Ständen alle Verpflichtungen gegen Pohlen erlaſſen, und ſie an den Kurfürſten verweiſen ſollten. Allein dieſe Stände äußerten ſo viele Bedenklichkeiten dabey, daß Friedrich Wilhelm dieſe Sache auf ruhigere Zeiten verlegte.

Er ſchickte unterdeſſen auch an den König von Schweden Geſande, um ihn zum Frieden mit Poh-

len zu bewegen. Allein dieser Fürst war überaus gegen ihn erbittert: und da die Gesandten nicht gewisse vorläuffige Erklärungen thun wollten, erhielten sie kein Gehör. Zugleich bekamen die Schweden durch das Rheinische Bündniß, das von vielen Deutschen Fürsten, mit Frankreichs Beytritt, zu ihrer Vertheidigung geschlossen wurde, eine neue Unterstützung. Dadurch aufgemuntert fiel Carl Gustav, ohngeachtet des eben geschlossenen Friedens, die Dänen von neuem in Seeland an. Sogleich beschloß der Kurfürst mit seinen Bundsgenossen, ihnen zu Hülfe zu kommen. Und da ihn der Kayser ersuchte, nebst ihm auch darauf bedacht zu seyn, daß das Rheinische Bündniß getrennt werde: so antwortete ihm der Kurfürst, er werde dieses zwar bey den Protestantischen Fürsten, die an demselben Antheil hätten, versuchen; er befürchte aber, daß er wenig bey ihnen ausrichten dürfte, ehe der Kayser den Evangelischen in seinen Ländern besser begegnete. Die Verfolgung so getreuer Unterthanen sey dem Hause Oestreich nachtheilig: und wenn sich der Kayser gegen sie bey einer Sache, die ohnedem von keinen menschlichen Befehlen abhängen könne, glimpflicher bezeigen wollte, so werde er mehr gewinnen, den Feinden seines Hauses einen größern Schaden zufügen, als durch viele Siege; er werde sich dadurch allein mehr Freunde und Bundsgenossen erwerben, als durch jede Art von Wohlthaten und schmeichelhafte Reden.

Der Kurfürst zog also im September des Jahres 1658. mit seinem Heere und drey tausend Kayserlichen Reutern gegen die Schweden in dem Herzogthum Hollstein. Sie verließen dasselbe, und ersetzte ihnen in das Schleswigische nach. Der Herzog von Hollstein-Gottorp wurde zur Partheylosigkeit genöthigt, und aus der Insel Alssen an der Küste von Schleswig

wurden

wurden die Schweden wieder vertrieben. Nachdem dieſe in Friedrichsodde eingeſchloſſen waren, und der Kurfürſt ſeine Kriegsvölcker auf den Winter in Jütland vertheilt hatte, gieng er im Anfang des Jahrs 1659. ein engeres Bündniß mit Dänemark wider die Schweden ein. Er ſuchte auch die Holländer in dieſe Verbindung zu ziehen; ſie gaben ihm aber vielmehr zu großen Beſchwerden Anlaß, indem ſie mit England und Frankreich das Haager Bündniß trafen, durch welches ſie ſich vereinigten, zwiſchen Schweden und Dänemark Frieden zu ſtiften; wobey ſie wenig auf den Kurfürſten, und noch weniger auf ſeine Bundsgenoſſen ſahen. Es ruthe, vermöge dieſes Bündniſſes, die Holländiſche Flotte, welche Dänemark zu Hülffe gekommen war, eine Zeitlang; ſo daß die Schweden die kleinen Däniſchen Inſeln deſto leichter erobern konnten: und der Kurfürſt fand darinnen viele Hinderniſſe ſeiner Abſichten. Er zwang endlich wohl die Schweden, Friedrichsodde zu räumen; allein da dieſe zu mächtig auf der See waren, nahm ſein Angriff auf die Inſel Fühnen einen unglücklichen Ausgang. Deſto mehr Mühe gab er ſich, den König von Dänemark von einem abgeſonderten Vergleiche mit Schweden, den ihm die Haagner Bundesgenoſſen anriethen, abzuhalten: und die Standhaftigkeit dieſes Fürſten war auch weit davon entfernet.

Dieſer Krieg aber, den der Churfürſt in ſo entlegenen Gegenden führte, mißfiel dem Kayſer: er wünſchte ihn nach Pommern verſetzt zu ſehen; vermuthlich, um die Schweden bey dieſer Gelegenheit aus einem Theil von Deutſchland, aus welchem ſie den Krieg immer erneuern konnten, zu vertreiben. Eben dieſes verlangte der König von Dänemark: man hatte auch Vorwand und Urſachen genug ſolches zu thun. Allein der Kurfürſt, welcher mit Recht

len zu bewegen. Allein dieser Fürst war überaus gegen ihn erbittert: und da die Gesandten nicht gewisse vorläuffige Erklärungen thun wollten, erhielten sie kein Gehör. Zugleich bekamen die Schweden durch das Rheinische Bündniß, das von vielen Deutschen Fürsten, mit Frankreichs Beytritt, zu ihrer Vertheidigung geschlossen wurde, eine neue Unterstützung. Dadurch aufgemuntert fiel Carl Gustav, ohngeachtet des eben geschlossenen Friedens, die Dänen von neuem in Seeland an. Sogleich beschloß der Kurfürst mit seinen Bundsgenossen, ihnen zu Hülfe zu kommen. Und da ihn der Kayser ersuchte, nebst ihm auch darauf bedacht zu seyn, daß das Rheinische Bündniß getrennt werde: so antwortete ihm der Kurfürst, er werde dieses zwar bey den Protestantischen Fürsten, die an demselben Antheil hätten, versuchen; er befürchte aber, daß er wenig bey ihnen ausrichten dürfte, ehe der Kayser den Evangelischen in seinen Ländern besser begegnete. Die Verfolgung so getreuer Unterthanen sey dem Hause Oestreich nachtheilig: und wenn sich der Kayser gegen sie bey einer Sache, die ohnedem von keinen menschlichen Befehlen abhängen könne, glimpflicher bezeigen wollte, so werde er mehr gewinnen, den Feinden seines Hauses einen größern Schaden zufügen, als durch viele Siege; er werde sich dadurch allein mehr Freunde und Bundsgenossen erwerben, als durch jede Art von Wohlthaten und schmeichelhafte Reden.

Der Kurfürst zog also im September des Jahres 1658. mit seinem Heere und drey tausend Kayserlichen Reutern gegen die Schweden in dem Herzogthum Hollstein. Sie verließen dasselbe, und ersetzte ihnen in das Schleswigische nach. Der Herzog von Hollstein-Gottorp wurde zur Partheylosigkeit genöthigt, und aus der Insel Alssen an der Küste von Schleswig

wurden

In Preußen waren die Feindſeligkeiten mit den Schweden im Jahr 1658. gleichfalls ſtärker angegangen, und im folgenden ſo glücklich fortgeſetzet worden, daß die Schweden den größten Theil von Churland verlohren. Sie wurden zu gleicher Zeit von den Kriegsvölkern des Kurfürſten, die ſich mit den Dänen und Holländern vereiniget hatten, in einer entſcheidenden Schlacht auf der Inſul Fühnen überwunden. Dieſe und andere Begebenheiten, die Vermittelung von Frankreich, die Neigung der Pohlen, und die Bemühungen des Kurfürſten, brachten es endlich dahin, daß gegen das Ende des Jahres 1659. in den Kloſter Oliva bey Danzig Friedensunterhandlungen angefangen wurden. Der Kurfürſt ſuchte vergebens auch dem Könige von Dänemark einen Platz in dem bevorſtehenden Friedensſchluß zu verſchaffen: dieſer wurde genöthiget, ſich mit Schweden beſonders zu vergleichen. Auch zum Beſten der Dißidenten in Pohlen konnte er dabey wenig ausrichten; ob er ſich gleich erklärte, daß er alles, was ihnen Gutes oder Böſes wiederführe, ſo anſehen wollte, als wenn es ihm ſelbſt erzeigt würde. Er wünſchte eben ſo vergeblich, zu einiger Schadloßhaltung, einen Theil von Vorpommern, inſonderheit Stettin zu erhalten. Carl Guſtavens Tod erleichterte noch den Frieden, der bald darauf im Jahr 1660. geſchloſſen wurde. Durch dieſen Oliviſchen Frieden wurden die Verträge, welche der Churfürſt während des Kriegs mit Schweden eingegangen hatte, gänzlich aufgehoben, er verſprach, ſeine Eroberungen in Pommern, Hollſtein und Schleswig, zurück zu geben: und die Pohlen beſtätigten den Welauiſchen und Brombergiſchen Vertrag, die ihm die Unabhängigkeit des Herzogthums Preußen, und verſchiedene eingeräumte Beſitzungen verſicherten.

Kraft des leztern dieſer Verträge ſollte nun der Kurfürſt in den Beſitz von Elbingen geſetzt werden. Allein nachdem die Stadt von den Schweden an die Pohlen abgetreten worden war, ſuchten dieſe allerhand Ausflüchte, um ſeine Forderung zu vernichten. Da ſie nicht im Sande waren, ihm das Geld zu zahlen, durch welches ſein Pfandrecht auf die Stadt gehoben worden wäre, warfen ſie ihm vor, daß er in der Königlichen Stadt Danzig, den Rechten der Krone zu wider, eine eigene Poſt errichtet habe: ſie verlangten, daß er, vor der Uebergabe der Stadt, Brannsberg räumen, ingleichen, daß er einen beträchtlichen Theil von der Summe, für welche ſie verpfändet war, fallen laſſen ſollte. Elbingen ſelbſt widerſetzte ſich dieſer Abtretung, und brachte eine Anzahl Bedingungen vor, welche der Kurfürſt vorher bewilligen möchte. Ueberhaupt aber ſuchte der Pohlniſche Bevollmächtigte bey dieſer Sache, mehrere Monathe hindurch, ſo merklich, durch Kunſtgriffe die Stadt für Pohlen zu erhalten, und ſein Betragen wurde von dem Hofe ſo ſehr genehmigt, daß der Kurfürſt genöthigt wurde, die Behauptung ſeines Rechtes andern Zeiten vorzubehalten, und nicht die Freundſchaft mit der Krone ſo geſchwind zu unterbrechen.

Die ruhigen Jahre, welche hierauf für ſeine Länder folgten, wandte Friedrich Wilhelm hauptſächlich zur Aufnahme derſelben, nach einem ſo harten Krieg, an. Er unterſtüzte die durch denſelben zu Grunde gerichteten Familien: die niedergeriſſenen Mauern der Städte wurden wieder aufgebauet, und neue Dörfer angelegt; womit auch die Aufmunterung des Ackerbaues verbunden war. Unter den Denkmälern ſeiner Fürſoge von dieſer Art, iſt der Graben oder Canal, den er, zur Beförderung der Handlung, vom Jahr 1662. bis 1668. aus der Spree in die

Oder

Oder ziehen ließ, der drey Meilen in der Länge beträgt, und, außer dem Nahmen des Mühlroser oder neuen Graben, vorzüglich Friedrich Wilhelms Graben heißt, eines der vornehmsten.

Er suchte aber auch das gute Vernehmen mit auswärtigen Fürsten zu unterhalten, und schickte deswegen Gesande nach Frankreich, Spanien, England und Dänemark, deren Aufträge mehr als bloße Höflichkeitsbezeigungen enthielten. Pohlen allein gab ihm noch immer Ursache zum Mißvergnügen. Er hob zwar seine Post zu Danzig auf; es wurde aber ausgemacht, daß an den Gränzen seines Landes die Pohlnischen Postbedienten alles an die Seinigen abliefern sollten: da jene also gleichwohl sein Land betraten, ließ er sie in Verwahrung bringen. Dieses diente zu einen neuen Vorwande, ihm Elbingen zu versagen: man häufte noch andere gezwungene Beschwerden über ihn und der Hof bezeigte sich sehr feindseelig. Die Königin schien dieses Betragen gegen ihn vornemlich in der Absicht zu unterstützen, um ihn zu nöthigen, ihren Maaßregeln, wegen der Ernennung eines Thronfolgers beyzutreten; sie konnte aber die Pohlen nicht überreden, so lange der König lebte, daran zu denken. Bey dieser Gelegenheit erfuhr der Kurfürst, daß die meisten Pohlnischen Stände vor noch nicht langer Zeit ihn zu ihrem Könige zu haben gewünscht hatten, wenn er nur die Messe besuchen wollte. Sein Gesandter antwortete darauf, der Kurfürst werde niemals, wegen einiger Vortheile, seine Religion verändern, da er sonst wohl dadurch Hofnung zur Kayserkrone erlangt haben würde; und er sehe auch die Pohlnische Krone nicht vor sehr wünschenswerth an.

Da der König von Frankreich sich um diese Zeit des Fürstenthums Orange oder Oranien unter mancherley Vorwande bemächtiget hatte, nahm sich der

Kurfürst

Kurfürſt ſeines Anverwandten, des Prinzen von Oranien, dem der König dieſes ſein Gebiete erſt bey ſeiner Volljährigkeit zurück geben wollte, in Franckreich und England an. In dieſes leztere Reich ſchickte er im Jahr 1661. Geſandten, die ein Vertheidigungsbündniß mit dem Könige auf zehn Jahre ſchloſſen, das beſonders auch auf die Länder des Kurfürſten aus der Jülichſchen Erbſchaft gerichtet war, und im übrigen die Schiffarth und Handlung ihrer Staaten mit einander betraf. Der Kurfürſt erhielt auch in dieſem Jahre von dem Kayſer die Belehnung über ſeine Reichsländer; und Schweden, welches die geſammte Hand dabey verlangte, wurde nur bey der beſondern Belehnung mit Pommern und Camin, zum Angreifen des Mantels gelaſſen. Frankreich ſuchte ihn zu bewegen, daß er einem franzöſiſchen Prinzen zur Thronfolge in Pohlen helfen möchte; er nahm aber deſto weniger Antheil an allen dieſen Bemühungen, je nachtheiliger ſie der Freyheit von Pohlen waren.

Noch hatte Friedrich Wilhelm, den unabhängigen Beſitz von Preußen nicht behaupten können. Die Verweigerungen von Elbingen und die Ränke der Königinn ſtärkten die Preußiſchen Stände in ihrer Abneigung, ihn vor ihrem unumſchränkten Herrn zu erkennen. Sie befürchteten den Verluſt aller ihrer Rechte und Freyheiten, und beklagten ſich über die unter ſeiner Regierung getragenen Laſten, die doch nur eine Folge des Krieges waren, und von ihm nach und nach gehoben wurden. Auf dem Landtage, inſonderheit im Jahr 1661. behaupteten ſie, daß ſie noch nicht feyerlich genug von dem Eide gegen Pohlen wären loßgeſprochen worden; und daß das Recht, ſich bey einer Verlezung ihrer Freyheiten nach Warſchau zu wenden, immer ſtehen bleiben müſſe. Die kleinen Städte unterwarfen ſich zwar; allein viele vom Adel

thaten

thaten dreiſte Vorſtellungen dagegen. Sie ſagten, man habe ihren Zuſtand, ohne ihre Einwilligung, nicht verändern können, weil Preußen nicht als eine Eroberung, ſondern durch eine freywillige Uebergabe an Pohlen gekommen ſey; die Verbindung des Herzogthums mit Pohlen ſey demſelben ſtets ſehr nützlich geweſen, und wenn ſie aufhören ſollte, würde Preußen in die gefährliche alte Verfaſſung unter den Deutſchen Ordensrittern zurückfallen. Die Stände würden auch dem Kurfürſten, wenn Händel zwiſchen ihm und Pohlen entſtünden,, keine Hülfe leiſten können, weil ſie auch dieſem Reiche ſchwören müßten; und er werde durch ſeine Trennung von Pohlen nur ſchwächer werden, ſich größerer Gefahr und Beſchwerlichkeiten auszuſetzen. Königsberg that ſich vor andern durch ſeine Widerſetzung hervor: man machte daſelbſt zwiſchen einer unabhängigen und einer ganz eigenmächtigen, willkührlichen Regierung, die jedem Lande, zumal einem ſolchen, das große Recht beſitzt, fürchterlich iſt, keinen Unterſcheid. Die Schuld von dieſer ſchlimmen Vorſtellung lag zum Theil an einigen Staatsbedienden des Kurfürſten, die, wenn Klagen über gewiſſe Bedrückungen des Landes geführet wurden, dieſe allemal mit der unabhängigen Herrſchaft entſchuldigten. Dazu kamen noch die Streitigkeiten, zu welchen damals ein Theologe zu Königsberg, Chriſtian Dreier Gelegenheit gab, der von den übrigen beſchuldigt wurde, daß er, unter dem Scheine einer Vereinigung der Proteſtanten, die dort ſo verhaßten Lehrſätze Calvins einzuführen ſuchte. Der Kurfürſt verbot dieſe Händel, die den Widerwillen nicht nur gegen die Reformirten, ſondern gegen ihn ſelbſt vermehrten, nicht ferner auf die Canzel zu bringen, auf welche theologiſche Zwiſtigkeiten ohnedem nicht gehören; im übrigen betrug er ſich ſehr glimpflich gegen die Preußen

damit

Kurfürſt ſeines Anverwandten, des Prinzen von Oranien, dem der König dieſes ſein Gebiete erſt bey ſeiner Volljährigkeit zurück geben wollte, in Franckreich und England an. In dieſes leztere Reich ſchickte er im Jahr 1661. Geſandten, die ein Vertheidigungsbündniß mit dem Könige auf zehn Jahre ſchloſſen, das beſonders auch auf die Länder des Kurfürſten aus der Jülichſchen Erbſchaft gerichtet war, und im übrigen die Schiffarth und Handlung ihrer Staaten mit einander betraf. Der Kurfürſt erhielt auch in dieſem Jahre von dem Kayſer die Belehnung über ſeine Reichsländer; und Schweden, welches die geſammte Hand dabey verlangte, wurde nur bey der beſondern Belehnung mit Pommern und Camin, zum Angreifen des Mantels gelaſſen. Frankreich ſuchte ihn zu bewegen, daß er einem franzöſiſchen Prinzen zur Thronfolge in Pohlen helfen möchte; er nahm aber deſto weniger Antheil an allen dieſen Bemühungen, je nachtheiliger ſie der Freyheit von Pohlen waren.

Noch hatte Friedrich Wilhelm, den unabhängigen Beſitz von Preußen nicht behaupten können. Die Verweigerungen von Elbingen und die Ränke der Königinn ſtärkten die Preußiſchen Stände in ihrer Abneigung, ihn vor ihrem unumſchränkten Herrn zu erkennen. Sie befürchteten den Verluſt aller ihrer Rechte und Freyheiten, und beklagten ſich über die unter ſeiner Regierung getragenen Laſten, die doch nur eine Folge des Krieges waren, und von ihm nach und nach gehoben wurden. Auf dem Landtage, inſonderheit im Jahr 1661. behaupteten ſie, daß ſie noch nicht feyerlich genug von dem Eide gegen Pohlen wären loßgeſprochen worden; und daß das Recht, ſich bey einer Verlezung ihrer Freyheiten nach Warſchau zu wenden, immer ſtehen bleiben müſſe. Die kleinen Städte unterwarfen ſich zwar; allein viele vom Adel

thaten

Um ſich immer mehr zu verſtärken und in Sicherheit zu ſetzen, ſchloß er im Jahr 1664. ein Bündniß mit Frankreich, das die alte Freundſchaft mit dieſer Krone erneuerte, und abermals die Gewährleiſtung des Oliviſchen Friedens von derſelben hervorbrachte. Er trat auch in dieſem Jahre zu dem Rheiniſchen Bündniſſe, ſo weit es zur Erhaltung der Ruhe in Deutſchland errichtet worden war. Noch früher hatte er ſich bemüht, die Einigkeit mit Schweden ganz wieder herzuſtellen. Allein das Bündniß, welches er dieſer Krone antrug, fand in den Beſchwerden und Forderungen deſſelben viele Hinderniſſe. Sie warf unter andern den Kurfürſten vor, daß er gegen die Evangeliſchen in ſeinen Ländern übelgeſinnt ſey, wie man beſonders aus ſeinem Verbote ſehen könne, daß niemand unter ihnen auf der hohen Schule zu Wittenberg ſtudiren ſollte, wenn er nicht alle Hoffnung zu einem Amte in ſeinem Gebiete verlieren wollte. Der Kurfürſt antwortete, daß dieſes Verbot die Religion nicht angienge; daß es aber nothwendig geweſen ſey, weil die Theologen zu Wittenberg ſeinen Unterthanen den bitterſten Haß wider die Reformirten eingeprägt hätten, woraus Unruhen entſtünden, die er zu verhüten ſchuldig ſey. Schweden ſuchte auch dem Kurfürſten das Recht, eine Flotte auf der Oſtſee zu halten, ſtreitig zu machen. Das Bündniß kam alſo erſt im Jahr 1666. zu Stande. Schweden und der Kurfürſt verſprachen einander in den nächſten zehn Jahren Beyſtand gegen alle Angriffe; aber weil der letztere mit dem Zar ebenfals in einem Bündniſſe ſtand, wollte er, wenn dieſer die Schweden bekriegen ſollte, ihnen an Statt der Kriegsvölker, funfzig tauſend Reichsthaler bezahlen.

Es war noch die groſſe und lange Streitigkeit über die Länder der Jülichſchen Erbſchaft übrig, die

zwar

zwar auf eine Zeitlang zwiſchen dem Kurfürſten und dem Pfalzgrafen von Neuburg ausgemacht worden, war; aber eben deswegen, weil ſie im Grunde unentſchieden blieb, oft in Mißhelligkeiten unter ihnen ausbrach. Eine ſolche entſtand im Jahr 1663. da der Pfalzgraf die Proteſtanten aus Düßeldorf vertrieb; um dieſes zu ahnden, wurden die Capuciner aus Cleve gejagt. Darauf aber ließen beyde Fürſten an einem immerwährenden Vergleiche arbeiten. der im Jahr 1666. geendigt wurde. Sie kamen nunmehro mit einander überein, doch ohne andern Fürſten die rechtliche Behauptung ihrer Anſprüche auf die Jülich-Cleviſchen Länder dadurch abzuſprechen, daß Friedrich Wilhelm und ſeine Nachkommen in völligen und beſtändigen Beſitze des Herzogthums Cleve, und der Grafſchaften Mark und Ravensberg, mit allen dazu gehörenden Rechten; der Pfalzgraf aber nebſt ſeinen Nachkommen in gleichem Beſitz von den Herzogthümern Jülich und Bergen, ingleichen von den Herrſchaften Winnenthal und Breskeſant bleiben ſollte. Ihre beyderſeitigen Rechte auf die Herrſchaft Ravenſtein überließen ſie dem Ausſpruche eines von ihnen zu wählenden Schiedsrichters. Obgleich die Länder künftig getheilt bleiben, und alle gegenſeitige Anforderungen unter ihnen gehoben ſeyn ſollten; ſo ſollten dieſelben doch nicht aus der alten Verbindung unter einander geriſſen, weiter nicht getheilt, oder etwas von denſelben veräuſſert, ſondern ſie gemeinſchaftlich von ihren Fürſten geſchützt werden. Jeder von dieſen ſollte den Titel und das Wappen aller dieſer Länder führen, und die Stände in denſelben Liebe Getreue nennen. Außerdem wurde noch vieles über die innere Verfaſſung dieſer Länder, über den Zuſtand der Religion in denſelben, über das gemeinſchaftlich Directorium, daß beyde Fürſten wegen derſelben in Weſtphäliſchen

phäliſchen Kreiſe neben dem Biſchof von Münſter führen ſollten, und über andere Dinge ausgemacht. Wegen Ravenſtein vereinigte ſich der Kurfürſt und der Pfalzgraf durch einen Vertrag im Jahr 1671. dergeſtalt, daß jener dieſem ſein Recht auf dieſe Herrſchaft für funzig tauſend Thaler verkaufte; doch die Nachfolge in derſelben ſich auf den Fall vorbehielt, wenn der männliche Stamm des Pfalzgrafen verlöſchen ſollte. Hingegen wurde zu gleicher Zeit die Grafſchaft Mörs, welche an das Herzogthum Cleve gefallen war, dem Kurfürſten abgetreten. Dieſen zu Cleve geſchloſſenen Vergleich beſtätigte der Kayſer erſt im Jahr 1678. doch den Rechten anderer unbeſchadet: und weder der Kurfürſt noch ſeine Nachkommen haben wegen dieſer Länder die Belehnung des Kayſers und Sitz und Stimme auf den Reichs-Tag erhalten können.

Der Kayſer erſuchte unterdeſſen den Kurfürſten um Hülfsvölker wider die Türken: er ſchickte daher im Jahr 1663. zweytauſend Mann nach Ungern unter Anführung des Herzogs Auguſt von Holſtein welche daſelbſt glückliche Dienſte leiſteten. Aber auf das Verlangen des Kayſers und der meiſten Reichsfürſten, daß er ſelbſt die Anführung des Kayſerlichen Heeres wider die Türken übernehmen möchte, antwortete er, daß ihm dieſes weder die Regierung ſeiner Staaten, noch die geringe Unterſtützung erlaubte, welche man dieſem Krieg in Deutſchland ertheilen wollte. Er legte darauf im Jahr 1665. die Streitigkeiten bey, welche zwiſchen den Brüdern des verſtorbenen Herzogs von Zelle, Chriſtian Ludwig über ſein hinterlaſſenes Land entſtanden waren: man hatte ihn auch dabey ausdrücklich um ſeine Vermittelung gebeten. In eben demſelben Jahre half er die Händel zwiſchen dem Kurfürſten von der Pfalz und

einigen Fürsten am Rhein, über das Wildfangs-Recht des erstern, das heißt, über sein altes Recht, alle Fremden, die sich in seinem und in dem benachbarten Gebiete niederließen, zu Leibeigenen zu machen, dergestalt stillen, daß dieses Recht einigermaaßen eingeschränckt wurde. Da die Schweden im Jahr 1666. die Reichsstadt Bremen sich unterwerffen wollten, nahm sich der Kurfürst nicht nur ihrer Rechte an, sondern verhinderte es zugleich, daß die wider die Schweden schon zusammen gezogene Kriegsvölker zu welchem, nach dem Kayserlichen Auftrage, auch die seinigen hätten stoßen sollen, keine Feindseeligkeiten begiengen, und daß auch hier ein Vergleich alles zu Ende brachte. Die Stadt Magdeburg hingegen weigerte sich, dem Kurfürsten, dem sie, nebst dem ganzen Erzstifte, nach dem Tode des Herzogs August von Sachsen bestimmt war, die Huldigung zu leisten; sie berief sich auf ihre Freyheiten, und führte sich fast wie eine Reichsstadt auf. Allein er nöthigte sie nicht allein im Jahr 1666. durch Drohungen, ihm zu huldigen; sondern auch eine Besatzung von ihm einzunehmen. Er hatte dieses mit dem Herzoge August als Administrator des Stifts; verabredet; hinderte aber diesen, sich nach seinem Vorsatze, von sechshundert Reutern begleitet, daselbst huldigen zu lassen. In Pohlen waren unterdessen die Bemühungen der Königinn noch beym Leben ihres Gemahls, den Nachfolger desselben wählen zu lassen, zu einem innerlichen Kriege ausgeschlagen. Sie brachte es im Jahr 1664. dahin, daß der Krongroßmarschall Lubomirski, der sich ihr darinne am heftigsten widersetzt hatte, genöthiget wurde, nach Schlesien zu flüchten. Dieser bat den Kurfürsten um Hülfe: er erlangte zwar keine Kriegsvölker, weil dadurch die Ruhe von Pohlen und Preußen zu voreilig gestört worden wäre; aber

eine

eine deſto nachdrücklichere Fürſprache, die jedoch vergebens war. Als darauf die Anhänger des Lubomiroski die Königliche Parthey mehrmals geſchlagen hatten, beförderte der Kurfürſt den Vergleich zwiſchen beyden Theilen, empfohl auch dem Pfalzgrafen von Neuburg zur Königlichen Würde von Pohlen.

In eben dieſen friedfertigen, aber immer zugleich auf ſeinen Ruhm und gerechten Nutzen ziehlenden Geſinnungen, betrachtete Friedrich Wilhelm auch die Mißhelligkeit, welche ſich damals zwiſchen England und Holland zeigte. Seine Freundſchaft mit Holland, deſſen Vortheile gleichwohl mit den ſeinigen ſo ſehr verbunden waren, hatte bisher immer abgenommen, weil er, wegen ſeiner Verwandſchaft mit dem Hauſe Oranien, das beſte deſſelben beförderte; dem aber die damals herrſchende Parthey des Johann de Witt ſich eifrig entgegen ſetzte. Dieſe wußte auch eine alte Schuld des Kurfürſten an Holland die ſich von ſeinem Großvater Johann Siegmund herſchrieb, und durch rükſtändige Zinſen ſehr hoch aufgeſchwollen war, lebhaft zu betreiben, allen Anſehen nach in der Abſicht, damit die holländiſchen Beſatzungen noch immer in ſeinen Cleviſchen Städten unter dieſem Vorwande bleiben könnten, und die Schuld zuletzt, indem ſie den Werthe des Herzogthums gleich käme, Gelegenheit geben möchte, dieſes zu behalten. Der Kurfürſt wollte alſo jetzt verſuchen, ob er jene Beſatzungen bey der gedachten Veranlaſſung loß werden könnte. Er ſchickte im Jahr 1664. einen Geſandten nach England, der in Holland die Vermittelung des Kurfürſten zur Einigkeit mit dieſem Reiche anbot, in England einen gleichen Antrag that, zu gleich aber die Beſchwerden des Kurfürſten wider Holland mittheilte, und den König erſuchte, ſich nicht eher mit dieſer Republik zu vergleichen, bis ſie dieſel-

ben abgestellt hätte. Allein, da er an dem Kriege der zwischen diesen Staaten gleich darauf entstand, keinen Antheil nehmen woollte, verlohr sich diese Hofnung. Der unruhige Bischof von Münster, **Bernhard von Galen**, machte diesen Krieg auch für Deutschland gefährlich, indem er die Holländer im Jahr 1665. angriff: und der Kurfürst gab sich vergebliche Mühe, dieses zu hintertreiben. In diesen Umständen begehrte er von den Holländern die Zurückgabe seiner Clevischen Städte. Sie verlangten dargegen daß er ein Bündniß mit ihnen schließen möchte, und waren nicht abgeneigt, eine oder die andere dieser Städte zu räumen; man sahe aber wohl, daß weder sie noch die Franzosen den Churfürsten in dieser Gegend mächtig werden lassen wollten. Er schloß würklich im Jahr 1666. ein Vertheidigungsbündniß mit ihnen; doch behielt er sich den Weg zu einem gütlichen Vergleiche mit dem Bischof von Münster offen, der auch gleich darauf durch ihn hauptsächlich zu Stande kam. Den König von England verdroß diese Vermittelung, die seinem Kriege mit Holland nachtheilig, für Deutschlands Ruhe aber desto wichtiger war: unterdessen erlangte es doch **Friedrich Wilhelm**, daß er in den Frieden zu Breda im Jahr 1667. eingeschlossen wurde. Er hatte auch im Jahr 1666. mit einigen Deutschen Fürsten und mit Dänemark Bündnisse zu seiner Sicherheit getroffen, und war in gleicher Absicht dem vierfachen Bündniß im Haag, an welchem Dänemark, Holland, und die Herzoge von Lüneburg Antheil hatten, beygetreten.

Als hierauf in den Jahren 1667. und 1668. **Ludwig der Vierzehnte** unter dem Vorwande eines sehr streitigen Rechtes, Flandern und die Grafschaft Burgund angriff, verlangte Spanien Hülfe dagegen auch von dem Kurfürsten. Dieser sah wohl

ein-

ein, wie viel Deutſchland daran gelegen ſey, ſich Frankreichs Eroberungsſucht zu widerſetzen; allein er glaubte nicht, daß die Verfaſſung von Deutſchland und Spanien eine ſolche Theilnehmung von ſeiner Seite faſt allein vertrüge. Er gab den Spaniern gute Rathſchläge und bedingte Verſprechungen ſchonte zugleich Frankreich, und genehmigte das Bündniß nicht, daß ſein Geſandter, wider ſeine Befehle mit Spanien eingegangen hatte. Er ſchloß ſogar im Jahr 1667. einen Vertrag mit dem Könige von Frankreich, dem er verſprach, auſſer Vorſchlägen zum Frieden, bey dieſem Kriege nichts zu thun: und dieſer machte ſich anheiſchig, nebſt ihm den Pfalzgrafen von Neuburg, zur Pohlniſchen Krone zu befördern. Darüber hatte der Kurfürſt mit dem leztern bereits einen Vertrag aufgerichtet: er empfohl ihn auch an dem Kayſerlichen Hofe und in Schweden zu einer Unterſtützung, und nochmals in Pohlen ſelbſt.

Hier ſchienen durch den Tod des Lubomirsky, und der Königin im Jahr 1667. die bisherigen Unruhen ihrem Ende nahe zu ſeyn. Doch das Beſtreben nach der Thronfolge unterhielt dieſelben immerfort. Frankreich ſuchte ſolche dem Prinzen Conde zu verſchaffen. Dieſen Bewerbungen ſetzte der Kurfürſt andere Bemühungen entgegen; allein dem König Johann Caſimir war dieſes ſo unangenehm, daß er dem Kurfürſtlichen Geſandten das Gehör verſagte. Der Kurfürſt drohte dieſe Beleidigung durch die Waffen zu rächen, und man ließ ihn wieder Gerechtigkeit wiederfahren. Frankreich fieng auch nunmehro an, ſich für den Pfalzgrafen von Neuburg zu erklären. Allein Johann Caſimir legte ſeine unglückliche Regierung im Jahr 1668. nieder, und geſtand dem Geſandten des Kurfürſten ſeine Verwunderung, daß ein regierender Fürſt, wie der Pfalzgraf,

ſich nach einer ſolchen Krone, als die Pohlniſche wäre ſehnen könne, von der er auch zu einer andern Zeit ſagte, es müſſe ſie nur derjenige annehmen, der ſonſt nicht zu leben hätte. Noch vorher erlangte der Kurfürſt endlich den längſt verſprochenen Beſitz der Caſtellaney Draheim, nicht ohne Schwierigkeiten, welche ihm die Pohlen erregten.

Bey der Wahl eines neuen Königs von Pohlen, welche nun erfolgte, blieb Friedrich Wilhelm, ſeinem Verſprechen gegen den Pfalzgrafen von Neuburg ſehr getreu. Frankreich gab ſich anfänglich das Anſehen, als wenn es demſelben ebenfalls beyſtehen wollte, und der Vertrag mit dem Kurfürſten ließ dieſes erwarten; allein es wandte bald alle Mühe für den Prinzen von Conde, ſo wie der Kayſerliche Hof für den Herzog von Lothringen, an. Viele rechtſchaffene Männer wünſchten den Kurfürſten zum Könige: und der Primas des Reichs ſagte, man werde ihn dazu wählen, wenn er zur Römiſchen Kirche treten wollte. Doch dieſer ließ hierauf die Erklärung thun, auf dieſe Bedingung habe er nicht einmal die Kayſerkrone annehmen wollen; er habe der Gnade Gottes ſo viele Länder zu danken, daß er mehrere nicht begehre, und er werde niemals in die Veränderung ſeiner Religion willigen; ja die Pohlen ſelbſt, ſetzte er hinzu, würden niemals eine günſtige Meinung von ihm hegen, wenn man ihn beſchuldigen könnte, daß er Gott ungetreu geworden ſey, und Vortheile dem Gewiſſen vorgezogen habe. Außer der kräftigen Empfehlung des Pfalzgrafen, ließ er auch bey dieſer Wahl Vorſtellungen, zum Beſten der Dißidenten, in Pohlen thun. Es wurde zwar, wider die Erwartung aller Partheyen, ein Polniſcher Edelmann, Michael Wiesnowizky, im Jahr 1669. zum Könige gewählt; allein der Kurfürſt war damit wohl zufrie-

den,

den, weil er von demſelben weniger als von einem andern zu beſorgen hatte.

Unterdeſſen hatten England Holland und Schweden im Jahr 1668. Frankreichs ſchleunigen Eroberungen durch das dreyfache Bündniß ein Ziel geſetzt. Zu demſelben wurde auch Friedrich Wilhelm eingeladen; er glaubte aber nicht, daß daſſelbe auſſerdem noch groſſe und lange Dienſte leiſten werde. Frankreich hingegen, das von dieſer Zeit an die Holländer welche den erſten Grund zu dieſem Bündniſſe gelegt hatten, zu demüthigen beſchloß, zumal da es von denſelben ſtets die größten Hinderniſſe bey ſeinem Abſichten auf die Spaniſchen Niederlande befürchten mußte, ſuchte nach und nach die Deutſchen Fürſten auf ſeine Seite zu ziehen, um den Krieg wider Holland deſto freyer und ſtärker führen zu können. Schon im Jahr 1669. kam ein Franzöſiſcher Geſander in dieſer Abſicht zu dem Kurfürſten, auf welchen gleich der Fürſt von Fürſtenberg, wiewohl nur im Nahmen des Kurfürſten von Cölln folgte. Der letztere ſchlug auf eine verdeckte und zweydeutige Art ein Bündniß vor, von welchem man aber deutlich genug merken konnte, daß es auf den Untergang der Holländer gerichtet ſey, deren Länder verſchiedene Fürſten mit dem Kurfürſten theilen ſollten. Darauf antwortete dieſer auf eine Art, die eine weit rühmlichere Staatsklugheit verrieth. Er geſtand, daß ihm viel daran gelegen ſey, wenn die Holländer etwas beſcheidner und gegen ihre Nachbarn verträglicher gemacht würden, indem er nicht weniger Klagen über ſie zu führen hätte; es ſey ihm auch die Schwäche ihres Staats bekannt, und man werde ſie daher leichter unterdrücken können. Aber ſeine Bündniſſe mit ihnen verpflichteten ihn, der Republik zu Hülfe zu kommen, und ohne Zweifel würde daraus ein allgemeiner Krieg entſtehen

ſtehen. Er werde die Holländer ernſtlich ermahnen, Frankreichs Beſchwerden abzuſtellen, und ihnen erklären, daß er ihnen keine Hülfe ſchicken werde, wenn ſie Gelegenheit zum Kriege gäben; aber er wünſchte auch die Urſachen der Uneinigkeit zwiſchen ihnen und Frankreich genauer zu erfahren. Würcklich ſchickte er im Jahr 1670. einen Geſanden nach Frankreich, der dem König vom Kriege abrathen, ihm Statt deſſelben eine billige und gewiſſe Genugthuung empfehlen ſollte. Allein der Kurfürſt wurde daſelbſt nur noch offenbarer eingeladen, an dem Bündniſſe wider Holland Antheil zu nehmen. Er ließ alſo die noch nachdrücklichere Erklärung thun, daß er dieſem Bündniſſe nicht beytreten könne, wenn er nicht ſeinen Zuſtand und ſeine Länder einer offenbaren Gefahr ausſetzen, ſein Gewiſſen beflecken, und öffentliche Verträge, die er feyerlich mit ſeinem Worte beſtätigt habe, verletzen wollte.

Zugleich warnete Friedrich Wilhelm die Holländer, für ihre Sicherheit zu ſorgen, und die Forderungen des Königs von Frankreich lieber einzugehen, als den Krieg zu erwarten. Sie nahmen dieſe Ermahnung einigermaaßen froſtig an, weil ſie ſich noch gar nicht überreden konnten, daß Frankreich ſie unter einem ſo nichtigen und allgemeinem Vorwande, als es gebrauchte, bekriegen würde. Der Kurfürſt aber blieb ſtandhaft bey ſeinem Entſchluſſe, ohngeachtet im Jahr 1671. abermals ein Franzöſiſcher Geſandter nach Berlin kam, um ihn davon abzubringen. Er ſagte immer, er wiſſe nicht, was der König vor zulängliche Urſachen habe, dieſen Krieg anzufangen: zweifelte ſogar, auch weñ derſelbe gerecht ſeyn ſollte, ob er den wahren Vortheilen des Königs gemäß ſey, und that alles was einen Vergleiche befördern konnte. Er ſchloß daher auch in dem gedachten Jahre zu Bielefeld einen Ver-

trag

trag mit den Pfalzgrafen von Neuburg, und dem Biſchof von Münſter durch welchen ſie ſich gegen jeden Angriff Hülfe verſprachen. Dabey ſchlug er vor, daß ſie ihre Kriegsvölker vollzählig machen, alsdenn von den Holländern Genugthuung gegen Frankreich verlangen, und wenn der Krieg gar nicht vermieden werden könnte, doch verhüthen möchten, daß Holland nicht von Weſtphalen aus angegriffen werde. Der Kurfürſt von Cölln trat zwar zu dieſer Verbindung ebenfalls bey; aber er ſowohl als der Biſchof machten ſich ſo verdächtig, daß Friedrich Willhelm den Vertrag nicht genehmigte: ſie waren auch längſt mit Frankreich über alle Abſichten deſſelben einig geworden. Dieſe Krone horte nicht auf, in den Kurfürſten zu dringen, daß er eben dieſes thun möchte, da er bey dieſer Gelegenheit ſeine Cleviſchen Städte befreyen könnte: wenigſtens verlangte ſie von ihm eine Partheyloſigkeit während des Kriegs; aber auch dieſe bewilligte er nicht, indem er von dieſem Kriege ſehr viel für ſein angränzendes Gebiet befürchtete.

Man hatte gemuthmaßt, daß der Kurfürſt ſo vielen Verſuchen des Franzöſiſchen Hofs, ſich mit ihm gegen Holland zu verbinden, entweder deswegen widerſtanden habe, weil er den Verluſt von Cleve beſorgte, wenn erſt die Republik zu Grunde gerichtet wäre; oder weil er auf die Herzoge von Hanover eiferſichtig war, die Frankreichs Parthey ergriffen, hatten. Aber keine von dieſen beyden Urſachen ſcheinet die wahre geweſen zu ſeyn. Mit Frankreich vereinigt, hatte er vielmehr Hofnung, die Holländiſchen Beſatzungen aus dem Cleviſchen zu nöthigen, und einen Theil von dem Gebiete der Republik für ſich zu behalten. Die Eiferſucht konnte noch weniger bey ihm ausrichten: denn ſo viele andere Deutſche Fürſten hatten ſich ebenfals für Frankreich erklärt, und die

übrigen nebst dem Kayser waren zum wenigsten gesonnen, sich in dem bevorstehenden Kriege auf keine Seite zu schlagen. Friedrich Wilhelm allein hatte Einsicht und Muth genug, zu Deutschlands und der Protestanten Besten gegen ein so mächtiges Bündniß für Holland zu sorgen; er war zu großmüthig, als daß er sich für die Begegnung der Republik bey dieser Gelegenheit zu rächen gesucht hätte: und seine treue Beobachtung der geschlossenen Verträge, sein Abscheu vor leichtsinnigen Kriegen, überwanden, alle angebotene Vortheile.

Er fand sich und Holland, das er zu schützen suchte, so völlig von allen verlassen, daß Schweden und England, die mit diesem Staate das dreyfache Bündniß errichtet hatten, jetzt, nach Frankreich die gefährlichsten Feinde desselben waren. Schweden, wo er seine Gesinnungen beliebt zu machen trachtete, schloß mit Frankreich im Jahr 1672, gewissermaaßen ein Bündniß wider ihn, indem es versprach, mit einem beträchtlichen Heere zu verhindern, daß Holland aus dem Deutschen Reiche keine Hülfe bekäme, und diejenigen, welche sie leisten wollten, anzugreifen. Der König von England war im Begriff, die Holländer zur See zu bekriegen. Dreymal schickte der Kurfürst einen Gesanden nach Dänemark, um den Holländern eine Hülfe auszuwürken, ohne daß ihm solches gelungen wäre. Die Holländer selbst ersuchten ihn erst im Anfange des Jahres 1672 um seinen Beystand, und machten auch bey den billigsten Bedingungen desselben Bedenklichkeiten, bis das Bündniß mit ihm in April dieses Jahres zu Stande kam.

Durch dieses Bündniß, das Holland von seinem Untergange gerettet hat, versprach Friedrich Wilhelm unverzüglich ein Heer von zwanzig tausend Mañ aufzubringen, von dem die Holländer nur die Hälfte

bezahlen

bezahlen ſollten, und daß er in zwey Monathen zur Vertheidigung ihres Landes anführen wollte. Damit nicht zu frieden, bemühte ſich der Kurfürſt, auch den Kayſer zu einem ſolchen Bündniſſe zu bewegen: ihn, der weniger als ein anderer Fürſt, bey dieſem Anfalle auf Holland gleichgültig hätte bleiben ſollen; den aber Staatsbediente, Geiſtliche und ſein eigener Religionseifer, dieſen Sitz von vermeynten Ketzern ſo abgeneigt gemacht hatten, daß er wider alle ſeine Vortheile im Jahr 1671. ein Bündniß mit Frankreich eingegangen war, welches die Verſicherung enthielt, daß er ſich in den Krieg mit Holland nicht miſchen werde. Jetzt that der Kurfürſt hierbey in Deutſchland dasjenige, was man von dem Kayſer hätte erwarten können. Dieſer hatte nichts gegen ſeine Gründe einzuwenden; ſein Beyſpiel beſchämte ihn, und der Kurfürſt gab ihm ſogar zu verſtehen, daß er ſich mit Frankreich über einen Theil der Vereinigten und Spaniſchen Niederlande vergleichen werde, wenn der Kayſer bey dieſem Kriege einen bloßen Zuſchauer abgeben wollte. Ohne alſo das Bündniß mit Frankreich umzuſtoßen, ſuchte der Kayſer einen Mittelweg zu gehen, und kam mit dem Kurfürſten durch einen beſondern Vertrag überein, daß ein jeder von ihnen, zu Erhaltung der Friedensſchlüſſe, ſeit dem Weſtphäliſchen zwölftauſend Mann ins Feld ſtellen ſollte. Allein wie überhaupt auf ſolchen Mittelwegen nichts Entſcheidendes vollbracht wird, und diejenigen, welche ſie bey einen Kriege wählen, ſich meiſtentheils ſelbſt ſchaden: ſo fehlte es noch beſonders dieſen ſchwachen, halb erzwungenen Maaßregeln an einer ernſtlichen Neigung zu helfen; obgleich der Kayſer in einem Bündniſſe mit den Holländern ihnen noch anſehnlichere Hülfsvölker verſprach.

Der

übrigen nebſt dem Kayſer waren zum wenigſten geſonnen, ſich in dem bevorſtehenden Kriege auf keine Seite zu ſchlagen. Friedrich Wilhelm allein hatte Einſicht und Muth genug, zu Deutſchlands und der Proteſtanten Beſten gegen ein ſo mächtiges Bündniß für Holland zu ſorgen; er war zu großmüthig, als daß er ſich für die Begegnung der Republik bey dieſer Gelegenheit zu rächen geſucht hätte: und ſeine treue Beobachtung der geſchloſſenen Verträge, ſein Abſcheu vor leichtſinnigen Kriegen, überwanden, alle angebotene Vortheile.

Er fand ſich und Holland, das er zu ſchützen ſuchte, ſo völlig von allen verlaſſen, daß Schweden und England, die mit dieſem Staate das dreyfache Bündniß errichtet hatten, jetzt, nach Frankreich die gefährlichſten Feinde deſſelben waren. Schweden, wo er ſeine Geſinnungen beliebt zu machen trachtete, ſchloß mit Frankreich im Jahr 1672, gewiſſermaaßen ein Bündniß wider ihn, indem es verſprach, mit einem beträchtlichen Heere zu verhindern, daß Holland aus dem Deutſchen Reiche keine Hülfe bekäme, und diejenigen, welche ſie leiſten wollten, anzugreifen. Der König von England war im Begriff, die Holländer zur See zu bekriegen. Dreymal ſchickte der Kurfürſt einen Geſanden nach Dänemark, um den Holländern eine Hülfe auszuwürken, ohne daß ihm ſolches gelungen wäre. Die Holländer ſelbſt erſuchten ihn erſt im Anfange des Jahres 1672 um ſeinen Beyſtand, und machten auch bey den billigſten Bedingungen deſſelben Bedenklichkeiten, bis das Bündniß mit ihm in April dieſes Jahres zu Stande kam.

Durch dieſes Bündniß, das Holland von ſeinem Untergange gerettet hat, verſprach Friedrich Wilhelm unverzüglich ein Heer von zwanzig tauſend Mañ aufzubringen, von dem die Holländer nur die Hälfte

bezahlen

dem man den Holländern wenigſtens die beträchtliche Erleichterung verſchaft hatte, daß ein groſes Franzöſiſches Heer ſich von ihnen gegen das verbundene hatte kehren müſſen. Auch brachte es Friedrich Wilhelm noch in dieſem Jahre dahin, daß der Kayſer mit dem König von Dänemark, dem Herzogen von Zelle und Wolffenbüttel, und der Landgräfin von Heſſencaſſel, zu Braunſchweig ein Bündniß, um ihrer gemeinſchaftlichen Vertheidigung willen ſchloſſen; das aber von keiner Würkung war: ſo wie er ſich auch bey den Spaniern und Schweizern vergebens bemühete ſie in ähnliche Verbindung zu ziehen. Der König von England, von dem er gleichfalls Hülfe gegen den Franzöſiſchen Einfall in das Cleviſche begehrte, antwortete ihm in heftigen Ausdrücken, denen er mit einem ernſthaften Anſtande begegnete. Ohngeachtet aber der Kurfürſt alles für die Holländer in Bewegung zu ſetzen ſuchte; beklagten ſie ſich doch darüber, daß er ſein Bündniß nicht völlig erfüllt habe.

Gleich mit dem Anfange des Jahres 1673. fieng er an, mit ſeinen Kriegsvölkern nach Weſtphalen zu ziehen; die Kayſerlichen verbanden ſich mit ihm, und Bournonville ihr neuer Feldherr, bekam Befehl, ein Treffen mit den Franzoſen nicht länger zu vermeiden. Der Kurfürſt veranſtaltete auch bereits alles zu demſelben, als ihn einige ſeiner Räthe eifrig baten, ſich nicht dem ungewiſſen Ausgange einer Schlacht zu überlaſſen, die, wenn ſie gewonnen würde, ihm wenig Nutzen brächte; deren Verluſt hingegen ſeinen Zuſtand überaus verſchlimmerte. Er glaubte ihnen, und verſchob die Schlacht, um noch an den folgenden Tage darüber zu berathſchlagen; aber mittlerweile nahm der franzöſiſche Feldherr Türenne eine ſolche Stellung, daß man ihn nicht nöthigen konnte, ſich in eine Schlacht einzulaſſen. Die Fehler groſſer

Männer

Männer werden bald und auf andern Seiten erſetzt; dieſer hatte jedoch die Folge, daß ſich das verbundene Heer in die Winterläger begeben, und daß Türenne verſtärkt auf daſſelbe losdrang, Weſtphalen verlaſſen mußte. Dazu hatte aber auch dieſes viel beygetragen, daß die Franzoſen von den Holländern zu wenig beſchäftigt wurden, und daher ihre größere Macht in Deutſchland gebrauchen konnten. Außerdem zahlten dieſe dem Kurfürſten nicht einmal die bewilligten Hülfsgelder mehr. Faſt ſein ganzes Gebiete in Weſtphalen war verheert worden, und in die Hände der Franzoſen und des Biſchofs von Münſter gerathen; er ſah auch nicht die geringſte Hoffnung zu einem glücklichen Fortgange, weil ihm alles im Deutſchen Reich und außer demſelben zuwider blieb. Daher entſchloß er ſich, durch einen Vergleich mit Frankreich wenigſtens für ſein Wohl zu ſorgen, empfohl aber auch eben dieſen den Holländern, indem er ihnen vorſtellte, daß ihre Aufführung hauptſächlich denſelben nothwendig mache. Dieſer Vergleich kam im Junius des Jahres 1663. zu Voſſem, einem Flecken bey Löwen, zu Stande. Die Vornehmſten Bedingungen deſſelben waren dieſe, daß der Kurfürſt den Feinden des Königs weiter gar keine Hülfe leiſten, und ihre Kriegsvölcker in ſeinen Staaten nicht dulden ſollte; dagegen verſprach der König, ihm ſeine entriſſene Länder, bis auf einige Plätze am Rhein, zurück zu geben, welche er aber nach dem Frieden ebenfalls erhalten ſollte. Dem Kurfürſten ſollte es zwar frey ſtehen, das Deutſche Reich zu vertheidigen, wenn es angegriffen würde; doch ſollte es vor keinen Angriff deſſelben angeſehen werden, wenn der König genöthiget wäre, irgend einen Reichsfürſten zu bekriegen, der ihn angreiffen, oder ſeinen Feinden, wider den Weſtphäliſchen Frieden beyſtehen wollte. Beyde

Fürſten

Fürſten verabredeten noch insgeheim, daß der König die Rechte und Anſprüche des Kurfürſten beſonders an die Holländer, unterſtützen, ihm achtmal hundert tauſend Livres zahlen, und diejenigen Fürſten, welche, wegen der Durchzüge oder andere Forderungen an den Kurfürſten machten, bewegen wollte davon abzuſtehen.

Unter andern Vortheilen, welche Friedrich Wilhelm aus dieſem Vergleiche zog, war auch die Einnahme der Cleviſchen Städte, in denen die Holländer ſeit langer Zeit Beſatzung gehalten hatten; und die ihm nunmehro die Franzoſen übergaben. Dieſe hatten kurz vorher Gelegenheit gehabt, ſeine edle Denkungsart hochzuſchätzen. Denn da ihm ein gewiſſer Vicomte von Villeneuve den Antrag that, daß er den Marſchall Türenne heimlich ermorden oder vergiften wollte, warnete er den Franzöſiſchen Feldherrn vor dieſem Menſchen: Türenne dankte ihm dafür, und nannte dieſen Dienſt eine auſſerordentliche Großmuth.

Während daß der Kurfürſt ſeine größte Aufmerkſamkeit auf die Angelegenheiten der Holländer gewandt hatte, war er auch wegen ſeiner eigenen in Streitigkeiten eingeflochten worden. Der Graf von Tettenbach, Beſitzer der Grafſchaft Regenſtein oder Reinſtein, eines Lehns vom Bißthum Halberſtadt, wurde auf Befehl des Kayſers, als des Hochverraths ſchuldig enthaupter. Daher zog der Kurfürſt im Jahr 1670 dieſe Grafſchaft ein. Der Herzog von Braunſchweig, machte auf dieſelbe Kraft eines heimlichen Vertrags, den er mit den Grafen geſchloſſen hatte, Anſpruch, ſuchte Beſitz davon zu ergreifen, und übte einige Feindſeeligkeiten darinnen aus. Darüber beklagte ſich der Kurfürſt bey dem Kayſer, der einen gütlichen Vergleich anbefol, an welchem auch der Kurfürſt von

Sachſen,

Männer werden bald und auf andern Seiten ersetzt; dieser hatte jedoch die Folge, daß sich das verbundene Heer in die Winterläger begeben, und daß Türenne verstärkt auf dasselbe losdrang, Westphalen verlassen mußte. Dazu hatte aber auch dieses viel beygetragen, daß die Franzosen von den Holländern zu wenig beschäftigt wurden, und daher ihre größere Macht in Deutschland gebrauchen konnten. Außerdem zahlten diese dem Kurfürsten nicht einmal die bewilligten Hülfsgelder mehr. Fast sein ganzes Gebiete in Westphalen war verheert worden, und in die Hände der Franzosen und des Bischofs von Münster gerathen; er sah auch nicht die geringste Hoffnung zu einem glücklichen Fortgange, weil ihm alles im Deutschen Reich und außer demselben zuwider blieb.

Daher entschloß er sich, durch einen Vergleich mit Frankreich wenigstens für sein Wohl zu sorgen, empfohl aber auch eben diesen den Holländern, indem er ihnen vorstellte, daß ihre Aufführung hauptsächlich denselben nothwendig mache. Dieser Vergleich kam im Junius des Jahres 1663. zu Vossem, einem Flecken bey Löwen, zu Stande. Die Vornehmsten Bedingungen desselben waren diese, daß der Kurfürst den Feinden des Königs weiter gar keine Hülfe leisten, und ihre Kriegsvölcker in seinen Staaten nicht dulden sollte; dagegen versprach der König, ihm seine entrissene Länder, bis auf einige Plätze am Rhein, zurück zu geben, welche er aber nach dem Frieden ebenfalls erhalten sollte. Dem Kurfürsten sollte es zwar frey stehen, das Deutsche Reich zu vertheidigen, wenn es angegriffen würde; doch sollte es vor keinen Angriff desselben angesehen werden, wenn der König genöthiget wäre, irgend einen Reichsfürsten zu bekriegen, der ihn angreiffen, oder seinen Feinden, wider den Westphälischen Frieden beystehen wollte. Beyde

Fürsten

halten möchte, gab er zur Antwort, andere Fürsten hielten die Anwesenheit solcher Gesanden für sich vor rühmlich und nützlich, und er werde auch nicht, wegen jedes einzelen Geschäftes, den Aufwand einer besondern Gesandschaft machen. Man hielt die Bestätigung der Verträge mit dem Kurfürsten, noch unter anderm Scheine auf, bis sie im Jahr 1672. erfolgte. Er leistete darauf dem Reiche Hülfe wider die Türken; allein die Pohlen ließen seine Kriegsvölker beynahe vor Hunger umkommen, und der König wollte sich ihrer bedienen, um die gegen ihn feindselig gesinnte Parthey in Pohlen zu unterdrücken.

Nachdem sich Friedrich Wilhelm aus dem Holländischen Kriege gezogen hatte, arbeitete er auch an dem allgemeinen Frieden, indem er die dazu, unter Vermittelung der Schweden, zu Cölln angesetzte Versammlung im Jahr 1673. beschickte. Ihr Vorschlag gefiel ihm jedoch nicht, daß die Reichsfürsten mit Schweden eine dritte Parthey aufrichten möchten, welche den Kayser und die Holländer, die jetzt auch Spanien auf ihrer Seite hatten, zum Frieden nöthigen sollte: er sah darinne nur eine Vergrösserung des Kriegs auf eigene Kosten, und ein Mittel den Schweden ein ausnehmendes Ansehn in Deutschland zu geben. Da sie ihm aber nach der Trennung der Friedensversammlung, bey den Aussichten eines noch weiter sich ausbreitenden Kriegs, ein Vertheidigungsbündniß anboten, schloß er dasselbe mit ihnen noch in dem gedachten Jahre; doch entfernt von der Absicht, welche sie hatten, ihn dadurch von der Parthey des Kayſers abzuziehen. Vielmehr verband er sich im Jahr 1674 mit dem Kayser, den Spaniern und Holländern genauer zur Vertheidigung des Deutschen Reichs, in welchem die Franzosen damals die ärgsten Verwüstungen anrichteten. Er versprach zu dieser

Sachsen, allein vergebens, arbeitete. Man brachte daher diese Streitigkeit vor das Reichskammergericht, von welchen sie zwar nicht entschieden worden ist; doch blieben der Kurfürst und seine Nachkommen in dem Besitze dieser Grafschaft.

Längere Händel bekam er ebenfalls, im Jahr 1670. mit den Pohlen. Er verlangte von ihrem neuen Könige Michael die Erneuerung der mit ihnen geschlossenen Verträge. Allein sie erregten zum Theil dagegen viele Schwierigkeiten: entweder weil ihnen die Unabhängigkeit des Kurfürsten verhaßt war; oder weil sie aus Mißvergnügen über den König, der fast gar keine Gaben zur Regierung besaß, des Kurfürsten wider ihn zu reitzen suchten. Darauf fiel eine Begebenheit vor, die einen Vorwand abgab, sein Begehren abzuschlagen. Ein Unterthan des Churfürsten, Christian Ludwig von Kalkstein, der sich wegen vieler Vergehungen, eine Strafe zugezogen hatte, welche für dieselben noch zu gelinde war, gieng wider sein Verbot nach Warschau: und da er ihn vergebens ausgeliefert wissen wollte, wurde derselbe immer schmähsichtiger und tollkühner, um alles wider den Kurfürsten aufzuwiegeln. Dieser beschloß endlich, weil der Hof diesen Verbrecher wider ihn beschützte, denselben heimlich nach Preußen wegführen zu lassen. Sein Gesandter zu Warschau richtete dieses im November des Jahres 1670. aus; aber es entstand daraus in Pohlen die höchste Erbitterung wider ihn. Der König verlangte, daß alle diejenigen, welche an dieser Wegführung Antheil gehabt hätten, aufs schärfste bestraft werden sollten: und der Kurfürst, welcher vorgab, daß dieses ohne sein Vorwissen geschehen sey, belegt sie auch verstellter Weise mit Strafen. Aber auf das Verlangen des Königs, daß er künftig keinen beständigen Gesandten zu Warschau

halten

gegen das Ende dieſes Jahrs plötzlich auf dieſe zerſtreueten Kriegsvölker loß. Der Kurfürſt war eben im Begriff einen Einfall in Burgund vorzunehmen; ietzt aber zog er eilig ſeine Soldaten zuſammen, und gab den Bournonville von dem Anzuge der Feinde, die mitten unter ſeine Quatiere eindrangen, Nachricht. Dieſer flüchtete ſich in einer ziemlichen Verwirrung und mit ſtarkem Verluſte gegen Colmar zu. Hier mußte der Kurfürſt wieder zugeben, daß dieſer Feldherr dem verbundenen Heere eine Stellung gab, in welcher es weder ſelbſt angreifen noch angegriffen werden konnte. Ein Theil deſſelben kam endlich zu einem nachtheiligen Gefechte mit den Franzoſen, und die weit geſchicktern Wendungen derſelben, durch welche das geſchwächte Heer von Straßburg abgeſchnitten, und auch ſonſt in Verlegenheit geſetzt werden konnte, nöthigte daſſelbe über den Rhein zurück zu gehen. Bournonville that dieſes noch geſchwinder, als er mit dem Kurfürſten verabredet hatte: und dieſer würde daher ohne ſeine Wachſamkeit noch zwo ſeiner Schwadronen verlohren haben, welche die Kayſerlichen im Stiche ließen. Ein ſo beſchimpfender Rückzug war nicht bloß, wie es die Franzoſen rühmen, der größern Klugheit und Entſchloſſenheit des Türenne, ſondern eben ſo ſehr denen zuzuſchreiben, die dem Kurfürſten einen Bournonville an die Seite, und offenbar genug entgegen geſetzt hatten. Faſt immer wurden die Deutſchen um dieſe Zeit, unter einer herrſchenden Uneinigkeit, von Ausländern angeführt, in welche ſie wenig Vertrauen ſetzen konnten, und Fürſten, die zu ihren Feldherrn gebohren waren — der größeſte unter dieſen war Friedrich Wilhelm — wurden bey ihren Unternehmungen auf allen Seiten eingeſchränkt. Er merkte es jetzt deutlich, daß der Kayſerliche Hof durch den unglücklichen Religions-

eifer zum Mißtrauen gegen ihn gebracht worden war, und beſchwörte ſich ſehr nachdrücklich bey demſelben über die Unterhandlungen, die er mit dem Biſchof von Münſter, zur Aufrichtung eines neuen Heeres in Weſtphalen pflog. Dieſer Prälat ſollte den Proteſtantiſchen Bundsgenoſſen des Kayſers das Gegengewicht halten: allein der Kurfürſt erklärte ſich, eine ſolche Abhängigkeit, in welche ſeine Weſtphäliſchen Länder durch dieſes Heer gerathen würden, durchaus nicht zu dulden.

Aber mittlerweile, da er dem deutſchen Reiche ſo viele Dienſte leiſtete, als man ihn mitten in demſelben zu leiſten vergönnte, brachte Frankreich, um ihm dieſes ganz unmöglich zu machen, einen Feind in ſeinem Rücken wider ihn auf. Dieſes waren die Schweden, welche ihr Bündniß mit Frankreich darzu vorbereitet, und anſehnliche Hülfsgelder von dieſer Krone völlig zum Willen derſelben gelenket hatten. Dem Kurfürſten machten ſie den Vorwurf, daß er dem mit ihnen geſchloſſenen Bündniſſe zuwider gehandelt habe: ein Vorwand, der, ſo unerweislich er auch war, doch bey ihren öffentlichen Erklärungen gebraucht werden konnte. **Wrangel** alſo, ihr Feldherr fiel am Ende des Jahres 1674. mit einem beträchtlichen Heere in die Mark Brandenburg ein. Er verſicherte dabey dem Fürſten von Anhalt, welcher Statthalter derſelbe war, daß er bloß deswegen Befehl bekommen habe, in dieſes Land einzurücken, weil aller Vorrath für ſeine Soldaten in Pommern aufgezehret ſey, und weil man dadurch den Kurfürſten von der Parthey der Bundsgenoſſen abzuziehen hoffte; ſobald derſelbe dieſe mit ſeinen Kriegsvölkern verlaſſen würde, werde er auch die Mark räumen; im übrigen aber wollte ſein König dieſes vor kein Zeichen des gebrochenen Friedens angeſehen wiſſen, was nur zur Erweiterung

weiterung der Quartiere vorgenommen werde: zumal da der Kurfürſt öfters auf gleiche Art mit den Deutſchen Reichsſtänden verfahren werde.

Dieſe Rechtfertigung, die nicht einmal ſcheinbar war, beantwortete der Kurfürſt nicht: und da man ihm die Nachricht von dem Einfall der Schweden nach Elſaß, wo er mit ſeinem Heere ſtand, heimlich brachte, erzählte er dieſelbe öffentlich mit einem heiteren Geſichte, und ſezte hinzu daß ihm dieſes die Eroberung von ganz Pommern vorher ſage. Dem Fürſten von Anhalt aber antwortete er: er bedaure zwar „das Schickſaal ſeiner lieben Unterthanen ungemein; „allein es ſey zu hoffen, daß ihnen eben hierdurch auf „das Künftige eine gewiſſe Ruhe und Sicherheit werde „erworben werden, und daß ein ſolches Verfahren „das unter den Reichsſtänden unerhört ſey, niemals „wieder zu befürchten ſeyn werde. Die Schweden „irrten ſich, wenn ſie glaubten, durch dieſen Einfall „ihre Abſichten gegen ihn zu erreichen. Wenn ſie ſein „Land erſchöpft hätten, würde ihm nur das Leben „übrig ſeyn: allein auch dieſes wollte er lieber der „Gefahr ausſetzen, als ſeine Parthey verändern, und „ſich nicht rächen; er werde eben bey dieſer Gelegenheit zeigen, daß er nicht ſo veränderlich ſey, als ſie „ausſtreueten; er vertraue auf die Gerechtigkeit ſeiner „Sache: und da ihn Gott aus ſo vielen Gefahren „befreyet habe, ſo habe er jezt eine gleiche Hoffnung.„ Er befohl zwar auch nachher dieſem Fürſten, daß er ſich bemühen möchte, die im ganzen Lande zerſtreueten Schweden zurück zu treiben; allein da er durch keine auswärtige Hülfe unterſtützt wurde, mußte ihnen die Mark noch auf einige Zeit überlaſſen werden.

Da unterdeſſen im Jahr 1673. der König Michael von Pohlen der allgemeinen Verachtung, in welcher er bey ſeinen Unterthanen ſtand, durch den

eifer zum Mißtrauen gegen ihn gebracht worden war, und beschwörte sich sehr nachdrücklich bey demselben über die Unterhandlungen, die er mit dem Bischof von Münster, zur Aufrichtung eines neuen Heeres in Westphalen pflog. Dieser Prälat sollte den Protestantischen Bundsgenossen des Kayfers das Gegengewicht halten: allein der Kurfürst erklärte sich, eine solche Abhängigkeit, in welche seine Westphälischen Länder durch dieses Heer gerathen würden, durchaus nicht zu dulden.

Aber mittlerweile, da er dem deutschen Reiche so viele Dienste leistete, als man ihn mitten in demselben zu leisten vergönnte, brachte Frankreich, um ihm dieses ganz unmöglich zu machen, einen Feind in seinem Rücken wider ihn auf. Dieses waren die Schweden, welche ihr Bündniß mit Frankreich darzu vorbereitet, und ansehnliche Hülfsgelder von dieser Krone völlig zum Willen derselben gelenket hatten. Dem Kurfürsten machten sie den Vorwurf, daß er dem mit ihnen geschlossenen Bündnisse zuwider gehandelt habe: ein Vorwand, der, so unerweislich er auch war, doch bey ihren öffentlichen Erklärungen gebraucht werden konnte. Wrangel also, ihr Feldherr fiel am Ende des Jahres 1674. mit einem beträchtlichen Heere in die Mark Brandenburg ein. Er versicherte dabey dem Fürsten von Anhalt, welcher Statthalter derselbe war, daß er bloß deswegen Befehl bekommen habe, in dieses Land einzurücken, weil aller Vorrath für seine Soldaten in Pommern aufgezehret sey, und weil man dadurch den Kurfürsten von der Parthey der Bundsgenossen abzuziehen hoffte; sobald derselbe diese mit seinen Kriegsvölkern verlassen würde, werde er auch die Mark räumen; im übrigen aber wollte sein König dieses vor kein Zeichen des gebrochenen Friedens angesehen wissen, was nur zur Erweiterung

sen Entschluß faßten. Der Kayser hingegen verschob es von einer Zeit zur andern, ihm wider diesen Einfall beyzustehen. Von den Reichsfürsten hatte er noch weniger zu erwarten, und er mußte zufrieden seyn, den Herzog von Hannover, der mit den Schweden verbunden war, Partheylos zu sehen. In der Mark schlug sich eine Anzahl bewaffneter Bauern zusammen die sich selbst zu vertheidigen entschlossen waren, und in ihren Fahnen, neben den Nahmenszuge und dem Wappen des Kurfürsten die Worte führten: **Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.** Alles sah auf **Friedrich Wilhelmen**, und keiner von seinen Bundsgenossen wollte die Schweden eher angreifen, bis er den Anfang dazu gemacht hätte.

Er brach also im Sommer des Jahrs 1675. aus Franken, wo er seine Kriegsvölker seit dem Winter erfrischt und vermehrt hatte, mit denselben in so geschwinden Zügen nach Magdeburg auf, daß die Schweden nichts von seiner Ankunft daselbst erfuhren. Um sie ihnen noch länger zu verbergen, ließ er die Thore dieser Stadt zween Tage lang verschlossen halten, und eilte darauf mit einem Theil seines Heeres fort, um sich ihnen zu nähern. Er stand schon bey Rathenau, wo sie eine Besatzung hatten, ohne daß sie es wußten. **Dörffling**, sein bester Feldherr, gab sich in der Morgendämmeruug mit einem Haufen Soldaten vor Schweden aus, die von den Brandenburgern verfolgt würden, und verlangte eingelassen zu werden; er erhielt es, und hieb die Wache nieder. Andere Schaaren, welche der Kurfürst während der Nacht über die Havel hatte setzen lassen, griffen die Stadt von andern Seiten an, und drangen hinein; die Schwedischen Kriegsbedienten aber, welche am vorigen Tage von einem Edelmanne in der Stadt,

Tod entzogen worden war, nahm Friedrich Wilhelm an der neuen Wahl wiederum einigen Antheil, ob er ſich gleich für keinen Bewerber um die Krone ausdrücklich erklärte. Er wünſchte nur, daß ſie ein ſolcher Prinz erhalten möchte, der ſich mit der Königlichen Wittwe vermählen könnte: und auch deswegen waren ihm unter den Prinzen, die dabey in Betrachtung kamen, der Herzog von Lothringen und der Erb-Prinz von Pfalz-Neuburg die angenehmſten. Ihm ſelbſt oder ſeinem Kurprinzen, Carl Aemil, hatten viele Pohlniſche Große das Reich zugedacht, wenn ſie ihre Religion verändern wollten; aber dieſe Bedingung wurde von ihm zum drittenmal abgewieſen. Die Pohlen wählten endlich im Jahr 1674. den fähigſten aus ihrem Mittel zur Regierung, den Johann Sobieski. Der Kurfürſt, deſſen Freund der neue König immer geweſen war, ließ darauf ſein Recht, bey der Wahl ſeine Stimme zu geben, von neuem ins Andenken bringen, ſchickte auch der Republik einige Hülfsvölker wider die Türken, die er im Anfange des Jahrs 1675. zu ſeiner eigenen Vertheidigung zurück zog.

Die Bedrückungen, welche ſeine Unterthanen in der Mark von den Schweden damals ausſtehen mußten, ſtiegen immer höher, und ſelbſt im dreyßigjährigen Kriege war dieſes Land nicht durch ſo viele Ausſchweifungen der Grauſamkeit und des Muthwillens verwüſtet worden: ſieben tauſend Einwohner flüchteten daher in kurzer Zeit daraus nach Pohlen. Gleichwohl wollte der Kurfürſt nicht ſogleich Feindſeeligkeiten gegen ſie ausgeübt wiſſen, damit ſie ihm nicht irgend einen unerſetzlichen Schaden zufügen möchten. Er ſuchte auch vorher, ſich wider die Schweden zu verſtärken, und brachte es dahin, daß ihnen die Holländer den Krieg ankündigten, auch die Dänen dieſen

wurde allgemein. Indem er ſich ſelbſt der äuſſerſten Lebensgefahr ausſetzte, erlangte er einen der vollkommenſten Siege; und nur der Mangel an Fußvolk hinderte ihn, das Schwediſche Heer aufzureiben. Es verlohr unterdeſſen in allen über viertauſend Mann, und zog ſich eilig in das Meklenburgiſche. Zu dem Landgrafen von Homburg, der bey nahe alles verdorben hätte, ſagte er nach der Schlacht, er habe, nach der Strenge der Kriegsgeſetze, den Tod verdient; „aber, ſezte er hinzu, Gott behüte mich, daß ich meine „Lorbern mit dem Blute eines Prinzen beflecken „ſollte, der eines der vornehmſten Werckzeuge meines „Sieges geweſen iſt.„

Dieſer Sieg bey Fehrbellin, der in Anſehung aller Umſtände ſeines gleichen in der Geſchichte nicht hat, befreyete nicht nur die Mark auf einmal von zahlreichen Feinden, die unter die beſten Soldaten von Europa gerechnet wurden; ſondern verſchafte auch den Kurfürſten die Hülfe ſeiner Bundsgenoſſen, wider die Schweden. Auf dem Deutſchen Reichstage wurden ſie vor Feinde des Reichs erklärt; doch gab der Kayſerliche Hof zu erkennen, daß er dem Kurfürſten ungern eine Schadloshaltung an Ländern, wegen ihres Angriffs, zugeſtehen würde. Der König von Dänemark fieng an, ſie zur See zu bekriegen, und ſchloß ein geheimes Bündniß mit ihm, Kraft deſſen beyde den König wider die Schweden ſo lange fortſetzen ſollten, bis ſie alle Genugthuung, welche ſie fordern konnten, erhalten würden. Der Kurfürſt inſonderheit ſollte ganz Vorpommern; Dänemark aber Wismar und die Inſel Rügen bekommen. Der Herzog von Hanover verſprach ihnen, dem Kayſer und dem Biſchof von Münſter, bey ihren gemeinſchaftlichen Abſichten gegen Schweden, keine Hinderniß in den Weg zu legen. Auch die Herzoge von

nach der Abrede die er mit dem Kurfürsten genommen hatte, herrlich waren bewirthet worden, wachten kaum auf, als sie, gleich ihren Soldaten, entweder gefangen wurden, oder das Leben verlohren.

Durch diese glückliche Unternehmung trennte der Kurfürst den Feldmarschall Wrangel, der mit einem Theil des Heeres sich zu Havelberg befand, von dem andern Theile, welcher in der Gegend von Brandenburg stand. Er befohl, daß sein Fußvolk, das er bey nahe ganz zu Magdeburg gelassen hatte, zu ihm stoßen sollte. Aber da er Nachrichten bekam, daß die Schweden von Brandenburg aufgebrochen wären, um sich mit denen bey Havelberg zu vereinigen, beschloß er, nicht einmal sein Fußvolk zu erwarten; sondern setzte ihnen so schnell nach, daß er sie erreichte, ehe sie zu Fehrbellin anlangen konnten, wo die Vereinigung erfolgen sollte: er ließ alle Brücken in ihrer Nähe abwerfen, und nöthigte sie durch die Hitze, mit welcher er sie verfolgte, sich eine Stunde von Fehrbellin in Schlachtordnung zu stellen. Er ließ noch in einem Kriegsrathe untersuchen, ob es rathsam sey, das beträchtliche und vortheilhafte gelagerte Heer der Schweden bloß mit fünftausend sechshundert Reitern, die durch geschwinde Züge vieler Tage abgemattet waren, anzugreifen. Da die meisten seiner Feldherren dieses widerriethen, zeigte er dagegen, daß der Feind in die Enge getrieben sey, nicht von seinen berühmten und erfahrnen Feldherrn angeführet werde, und daher nicht aus den Händen gelassen werden dürfe. Er ließ also die kleinen Canonen, die er mitgenommen hatte, auf einen Sandhügel führen, und fieng das Treffen am 18. Junius an. Der Landgraf von Hessen-Homburg, den er nur abgeschickt hatte, um die Stellung der Feinde zu besichtigen, ließ sich, wider seinen Befehl, in ein Gefechte ein; er kam ihm zu Hülfe, und dieses

wurde,

fuhr, wegnehmen, und ihn nach Cüſtrin bringen, wo er bis zum Frieden verbleiben ſollte. Strauch behielt ſeine Heftigkeit noch in der Gefangenſchaft: er nannte den Kurfürſten in einer Bittſchrift an denſelben einen Tyrannen, der dem Pharao ähnlich ſehe. Er wurde auch nicht eher als im Jahr 1678. loßgelaſſen, als die Abgeordneten von Danzig dem Kurfürſten vorſtellten, daß dieſer Mann allein die Mißhelligkeit zwiſchen dem Rathe und den Bürgern ihrer Stadt beylegen könne; er mußte aber zugleich ſchwören, daß er nichts zum Nachtheil des Kurfürſten und ſeiner Bundsgenoſſen vornehmen, noch wegen ſeiner Gefangenſchaft ſich rächen wollte. Dieſe Begebenheit trug einiges dazu bey, daß man dem Kurfürſten von Seiten der Pohlen immer mehr Vorwürfe und Schwierigkeiten machte, da es auf die neue Beſtätigung ſeiner Verträge mit dem Staate ankam: zumal, da der König vergebens um Strauchs Befreyung angehalten hatte.

Nunmehr ſollten im Jahr 1676. die Friedensunterhandlungen zu Nimwegen ihren Anfang nehmen: daher kam die Schadloßhaltung des Kurfürſten von neuem an dem Kayſerlichen Hofe in Bewegung. Allein man gönnte ihn bald gar keine, bald verlangte man einen Theil von Pommern für den Kayſer; oder daß ihm Croſſen abgetreten würde, wenn der Kurfürſt ganz Pommern bekommen ſollte. Er wich dieſen und andern Anträgen aus, und blieb wenigſtens darinne mit dem Kayſer einig, daß die Schweden aus Deutſchland vertrieben werden müßten. Dagegen ließ der Kayſer eine Vermählung von Friedrich Wilhelms Kurprinzen mit der Wittwe des letzten Königs von Pohlen, einer Oeſterreichiſchen Prinzeßinn, vorſchlagen. Der Kurfürſt hatte für denſelben ſchon in dem Heßiſchen Hauſe geſorgt; aber, um

doch

doch die Gesinnungen des Kayſers bis auf ihren Grund zu erfahren, bot er demſelben eine Erbverbrüderung ihrer Häuſer an, zu der ſie die gegenwärtigen Zeiten, ſelbſt einladen könnten, indem die Schweden durch ihren Einfall ſich des Folgerechts in Pommern und in der Neuen Mark verluſtig gemacht hätten. Darauf antwortete der Kayſer, dieſer Vorſchlag würde nicht wohl Statt finden, weil in den Kayſerlichen Erbländern zum Theil auch die weiblichen Nachkommen zum Beſitz gelangen könnten, und daher auch dem Kurfürſtlichen Hauſe ein ähnliches Recht ausgemacht werden müßte: auſſerdem dürfte auch der Kayſer nichts zum Nachtheil der bereits vorhandenen Erbverträge mit Spanien beſchließen. Man glaubte indeſſen, daß der Kayſer zu einem ſolchen Vertrage geneigter geweſen ſeyn würde, wenn er ſchon damals männliche Erben gehabt hätte; dahingegen jetzt der überwiegende Vortheil auf der Seite des Churfürſten war. Eben der Biſchof, der die gedachte Vermählung empfohl, hatte auch einen Entwurf zur Vereinigung der Proteſtanten mit den Römiſchcatholiſchen fertig; allein Friedrich Wilhelm wollte mit ihm in keine Unterhandlung darüber treten: er hielt davor, daß man durch dergleichen Leute nur hintergangen würde, und daß die Proteſtanten mit dem Römiſchen Biſchof gar keine Friedensbemühungen anſtellen könnten, weil ſeine Vortheile den ihrigen gerade entgegen geſetzt wären. Der Geſande des Kurfürſten zu Wien erklärte ſich auch, daß die Proteſtanten, wenn ſie an dieſer Vereinigung arbeiten ſollten, erſt mehr Vertrauen auf die Redlichkeit der Römiſchcatholiſchen gewinnen müßten, als ſie aus der damaligen grauſamen Verfolgung ihrer Glaubensgenoſſen in Ungarn zu ſchöpfen im Stande wären; der Kurfürſt habe dem Kayſer davon vergebens abgemahnet, und

doch

doch wären die besten Kayserlichen Bundesgenossen Protestanten. Alles dieses hinderte den Kurfürsten nicht, als der Kayser sich damals zum zweytenmale vermählen wollte, ihm die Tochter seines Freundes, des Pfalzgrafen von Neuburg, zu empfehlen: und er hatte bald das Vergnügen, sie als Kayserin zu sehen.

Seine Bundsgenossen waren immer noch mit ihm und untereinander uneins. Die Herzoge von Lüneburg und der Bischof von Münster verabredeten endlich die Besetzung des Bremischen und Verdenschen mit einander, ohne ihn und den Könige von Dänemark darüber zu befragen. Gleichwohl, da der Krieg fortgesetzt werden mußte, schloß er einen Vertrag mit ihnen, vermöge dessen sie ihm vier tausend Mann zur Hülfe nach Pommern schicken sollten; allein der Bischof erfüllte diesen Vertrag so schlecht, als es ihm möglich war. Destomehr verband sich Friedrich Wilhelm mit dem Könige von Dänemark, weil beyden ihre Freundschaft eine wichtige Stütze abgab. In dem neuen Bündnisse, das er mit denselben am Ende des Jahres 1776. ergieng, wurde nicht allein ausgemacht, daß sie beyde den Krieg wider Schweden aufs nachdrücklichste fortführen, und sich bemühen wollten, für einander eine hinlängliche Genugthuung zu erhalten; sondern der Kurfürst versprach auch noch insgeheim, dem Könige zum wenigsten den fünften Theil des Bremischen und Verdenschen zu verschaffen, und der König dagegen, daß, wenn der Kurfürst nicht durch Pommern völlig schadlos gehalten würde, der Abgang aus Bremen und Verden ersetzt werden sollte ingleichen, daß er demselben, wo es möglich wäre; wider Pohlen beystehen wollte, wenn er von diesem Staate während des Krieges angegriffen würde.

Zu dieser stärkern Verbindung waren beyde Fürsten durch den glücklichen Ausgang des Feldzuges von diesem Jahre ermundert worden. Friedrich Wilhelm hatte gleich beym Anfange desselben Wolgast entsetzen lassen, daß die Schweden viele Wochen lang belagerten. Ihre Flotte war von der Holländischen und Dänischen geschlagen worden, und die Kaper des Kurfürsten brachten auch Schwedische Schiffe auf. Er selbst brach in das Schwedische Pommern ein, eroberte Anclam und Demmin, nebst andern Oertern, und schlug den Königsmark zurück, der sich ihm entgegen setzte. Er schloß auch Stettin ein, und würde es noch in diesem Jahre belagert haben, wenn nicht die späte Ankunft der Lüneburgischen und Münsterischen Hülfsvölker, und der Anfang des Winters solches gehindert hätten. Die Schweden suchten ihn vergebens von den übrigen Bundsgenossen abwendig zu machen; ob er gleich, wie im vorigen Jahre, sich darüber beschweren mußte, daß die Reichsstände seinen Kriegsvölkern die Winterläger, deren sie benöthigt waren, nicht ohne Billigung des Kayserlichen Hofs, versagten.

Er hatte auch am Ende dieses Jahrs seine Gesandten, Somnitz und Blaspiel, nach Nimwegen geschickt. Sie bekamen unter andern Befehl, weil der Kurfürst, in Ansehung Schwedens, als der vornehmste Kriegführende Fürst zu betrachten sey, nicht zuzugeben, daß bey der Berathschlagung über die Schwedischen Angelegenheiten, die Kayserlichen Gesandten den Vortrag hätten, oder daß die Streitigkeiten des Kurfürsten mit den Schweden vor ein gemeines Reichsgeschäfte angesehen würden, in welchem die Mehrheit der Stimmen entscheiden könnte. Sie sollten für den Kurfürsten ganz Pommern; oder, wenn man dieses nicht bewilligen wollte, einen Theil

vom

vom Bremiſchen begehren; ingleichen eine Vergütung des Schadens, den die Franzoſen im Cleviſchen angerichtet hätten. Allein die Friedensunterhandlungen nahmen einen ſo langſamen Fortgang, daß der Kurfürſt vielmehr auf den Krieg bedacht ſeyn mußte, um ſie einigermaaßen anzufeuern. Er hoffte ganz Pommern zu erobern: alsdenn wollte er nebſt den übrigen Bundsgenoſſen ſeine völlige Macht wider Frankreich wenden, damit dieſer Krone der Weg zu einem Einfall in Deutſchland verſchloſſen würde. Er hatte jedoch an Spanien und Holland dreyzehnmal hundert tauſend Reichsthaler Hülfsgelder zu fordern; der Kayſerliche Hof, der nun von den Schweden nichts mehr für ſeine Länder befürchtete, war weniger geneigt, dem Kurfürſten beyzuſtehen, und die Stände des Niederſächſiſchen Kreiſes faßten im Jahr 1677. ebenfalls einen ihm nachtheiligen Schluß. Hingegen kam ihm der neue Sieg, den die Dänen in dieſem Jahre über die Schroeden zur See erfochten, und ihre Eroberung der Inſel Rügen zu Statten.

Im Junius alſo des Jahrs 1677. fieng Friedrich Wilhelm an, Stettin, die ſtärkſte Feſtung in dem Schwediſchen Pommern, zu belagern. Einige tauſend Lüneburger kamen ihm zu Hülfe; die Kayſerlichen Kriegsvölker aber, die dazu beſtimmt waren, wurden hauptſächlich zu Stillung der Ungriſchen Unruhen angewandt. Bey dieſer Belagerung waren Angriff und Vertheidigung ohngefähr gleich ſtark. Der Kurfürſt gebrauchte gegen 160 Stücke und 40 Feuermörſer, funfzehn tauſend Centner Pulver, zweymal hundert tauſend Stückkugeln, und vielen andern Kriegsvorrath; eine Anzahl Schiffe, um die Zufuhr zu Waſſer in die Stadt abzuhalten, und dreyßig Regimenter. Ein großer Theil der Stadt

wurde

wurde durch das Geschütz des Kurfürsten in die Asche gelegt, und die Schweden übergaben die Stadt erst im December dieses Jahres. Sein Heer war zu Gefechten im freyen Felde geschickter als zu Belagerungen: daher verlohr es auch in dieser gegen zehn tausend Mann. Neue Schwierigkeiten wurden ihm darauf von dem Kayserlichen Hofe, in Absicht auf die Winterquartiere gemacht, und die Eifersucht desselben gegen den Kurfürsten, wegen seiner siegreichen Feldzüge, war merklich, daß einer von den Kayserlichen Räthen sagte: **es gefalle dem Kayser gar nicht, daß ein neuer König der Wenden an der Ostsee anstünde.**

Der König in Pohlen bezeigte noch mehr Abneigung gegen den Kurfürsten: er begünstigte die Absichten der Franzosen und Schweden wider ihn, besonders wider das Herzogthum Preußen; wollte seinen Residenten nicht länger an seinem Hofe leiden und schickte einen Gesanden an ihn, über dessen Trotz und Ungestüm sich der Kurfürst beklagen mußte. An dem Hofe eben dieses Königs sprach der Schwedische Gesande von ihm noch heftiger und schmähsüchtiger. Der Kurfürst vergaß sich einen Augenblick, indem er in der Hitze des Unwillens über das Betragen desselben sagte, er verdiente geprügelt zu werden. Allein der Gesande vergaß sich auf die unverzeihlichste Art, indem er in einem öffentlichen Gehöre bey dem Könige, Drohungen wider die Person des Kurfürsten ausstieß. Dieser beschwerte sich bey den Königen von Schweden und Pohlen darüber, konnte aber keine Genugthuung und Ahndung dafür erhalten.

Zu Nimmwegen hatten seine und andere Gesandten in diesem Jahre zwar nach unzähligen Streitigkeiten über den Rang und über gewisse vorläufige Punkte, den würcklichen Anfang der Friedes-Bemühungen gemacht;

gemacht; aber ohne einen merklichern Erfolg. Seine Gesandten trugen ihre Forderung nur in allgemeinen Ausdrücken vor; die Dänischen hingegen verlangten, daß dem Kurfürsten ganz Pommern abgetreten würde, Rügen und Wismar ausgenommen, welches sie sich vorbehielten. Darüber beschwerten sich die Kayserlichen, weil Pommern, wenn es als ein verlohrnes Lehn betrachtet werde, nicht ohne Bewilligung des Kayſers vergeben werden könne; begehrte man es aber aus dem Rechte des Kriegs, so gehörte auch dem Kayser ein Antheil davon, weil er ebenfalls zur Eroberung dieses Landes etwas beygetragen habe: es hätte also wenigstens nicht so uneingeschränkt verlangt werden sollen. Als sich der Kurfürst über diesen sehr unvermutheten Widerspruch bey dem Kayser beklagte, erhielt er allerhand Entschuldigungen; im Grunde aber hielt sich dieser Hof vor beleidigt, daß der Kurfürst, ohne sein Zuthun, mit den Feinden Unterhandlungen pflegen, und den Kayser nur als einen Bundsgenossen betrachten wollte. Gegen Schweden drang der Kurfürst sehr auf sein Recht, Pommern zurück fordern zu können, das er, aus Liebe zum Frieden, abgetreten hätte, das man aber ohne Ursach zu einem Zeughause des Kriegs wider ihn gemacht hätte. Er gab sich auch viele Mühe, die Holländer zu verhindern, daß sie keinen abgesonderten Frieden mit Frankreich schließen möchten.

Allein im Jahr 1678. sah der Kurfürst immer mehr, daß alle seine Erwartungen hintergangen würden. So glücklich er die Schweden bekriegt hatte, so viel hatte der Kayser, Spanien und Holland gegen die Franzosen verlohren, und ihr Zustand verschlimmerte sich noch in diesem Jahre. Holland schloß also seinen besondern Frieden mit Frankreich, verließ seine Bundsgenossen, und darunter auch den verdienten

wurde durch das Geschütz des Kurfürsten in die Asche gelegt, und die Schweden übergaben die Stadt erst im December dieses Jahres. Sein Heer war zu Gefechten im freyen Felde geschickter als zu Belagerungen: daher verlohr es auch in dieser gegen zehn tausend Mann. Neue Schwierigkeiten wurden ihm darauf von dem Kayserlichen Hofe, in Absicht auf die Winterquartiere gemacht, und die Eifersucht desselben gegen den Kurfürsten, wegen seiner siegreichen Feldzüge, war merklich, daß einer von den Kayserlichen Räthen sagte: **es gefalle dem Kayser gar nicht, daß ein neuer König der Wenden an der Ostsee anstünde.**

Der König in Pohlen bezeigte noch mehr Abneigung gegen den Kurfürsten: er begünstigte die Absichten der Franzosen und Schweden wider ihn, besonders wider das Herzogthum Preußen; wollte seinen Residenten nicht länger an seinem Hofe leiden und schickte einen Gesanden an ihn, über dessen Trotz und Ungestüm sich der Kurfürst beklagen mußte. An dem Hofe eben dieses Königs sprach der Schwedische Gesande von ihm noch heftiger und schmähsüchtiger. Der Kurfürst vergaß sich einen Augenblick, indem er in der Hitze des Unwillens über das Betragen desselben sagte, er verdiente geprügelt zu werden. Allein der Gesande vergaß sich auf die unverzeihlichste Art, indem er in einem öffentlichen Gehöre bey dem Könige, Drohungen wider die Person des Kurfürsten ausstieß. Dieser beschwerte sich bey den Königen von Schweden und Pohlen darüber, konnte aber keine Genugthuung und Ahndung dafür erhalten.

Zu Nimmwegen hatten seine und andere Gesandten in diesem Jahre zwar nach unzähligen Streitigkeiten über den Rang und über gewisse vorläufige Punkte, den würcklichen Anfang der Friedes-Bemühungen gemacht;

die Schweden mit sechszehn tausend Mann, unter der Anführung des Heinrich Horn, aus Liefland in das Herzogthum Preußen ein. Pohlen handelte damals den Verbindungen nicht gemäß, in denen es mit dem Kurfürsten stand. Der König gab stillschweigend seine Einwilligung dazu, daß die Schweden durch das Pohlnische Gebiete ziehen durften; die Pohlen waren darüber uneinig, ob man sich ihnen widersetzen sollte, und der König war sogar von den Franzosen gewonnen, um den Kurfürsten bey Gelegenheit auch öffentlich zu schaden. Friedrich Wilhelm entschloß sich sogleich, den Schweden entgegen zu gehen; ob er gleich täglich erwarten mußte, daß der Kayser eben sowohl als Holland und Spanien für sich allein den Frieden mit Frankreich schließen dürfte. Allein er wandte sich stets mit einem so gelassenen Muthe auf diejenigen Seiten, wo seine Gegenwart am nöthigsten war, daß er noch im Anfange des Jahrs 1678. mit den Holländern, da sie bereits im Begriff waren, ihn zu verlassen, ein Bündniß, zu Beylegung einiger alten Streitigkeiten, mit ihnen schloß, und es auch alsdenn genehmigte, da sie ihm bereits undankbar genug den Rücken gewandt hatten. Durch dasselbe verglichen sie sich über die Hülfe, welche sie einander bey einem Angriffe nach diesem Kriege leisten wollten, und hoben alle Forderungen gegen einander auf: zugleich überließ der Kurfürst den Holländern, um ihre beyderseitigen Gränzstreitigkeiten zwischen Cleve und Geldern wenigstens eine Beylegung zu nähern, die Schenkenschanz nebst dem Boden, worauf sie erbauet war, zur völligen Oberherrschaft. Sie wurden auch, nachdem er mit ihm völlig über die Gränzen einig geworden war, im Jahr 1681 in den Besitz derselben gesetzt.

Friedrich Wilhelm wußte die Geſchwindigkeit, die bey großen Unternehmungen unentbehrlich iſt, zu ſchätzen und auch zu gebrauchen: ſie war bey dem Einfall der Schweden in Preußen deſto nothwendiger, da ſie aus dieſem Lande nicht ſo leicht hätten vertrieben werden können, wenn man ihnen Zeit gelaſſen hätte, ſich darinne feſt zu ſetzen. Er ſchickte alſo noch während der Belagerung von Stralſund ſeinen Feldherrn Görtzke mit drey tauſend Mann nach Preußen, wo er ſich verſtärken und vor allem Königsberg decken ſollte. Er ſelbſt folgte gleich mit dem Anfange des Jahrs 1679 nach. Vor ihm her zogen neun tauſend ſeiner beſten Kriegsvölker, die, ob ſie gleich im vorigen Jahre einen langen und harten Feldzug ausgeſtanden hatten, doch jetzt im ſchärfſten Winter zu einem neuen, über hundert deutſche Meilen weit, geführt wurden. Die Schweden waren unterdeſſen tief in Preußen eingedrungen, hatten aber anfänglich, durch Mangel an Lebensmittel, ſodann durch Krankheiten ſchon viel verlohren. Kaum betrat der Kurfürſt ſein Gebiet, ſo zogen ſie ſich eilfertig zurück. Er ließ ihnen bey dieſem Rückzuge, durch einen großen Haufen Reiterey, ſo vielen Abbruch thun, daß ſie bald nur acht tauſend geſunde Soldaten ſtark waren; zumal da auch die Pohlen bey ihrem Heere ſie verlaſſen hatten. Um ſie ſchneller einzuholen, ſetzte ſich der Kurfürſt, den ſeine Gemahlinn begleitete, mit ſeinem Fußvolke und Geſchütze auf Schlitten, gieng auf dieſe Art über das gefrorne Friſche Haff, und nach einigen Tagen auch über das Curiſche Haff; zwey Seen, darunter der letztere funfzehn Meilen lang, und an manchen Orten ſechs Meilen breit iſt, beyde aber von dem Meere nur durch ein ſchmales Land und Gebürge getrennt werden. Dieſe kühne That war zwar eine Nachahmung von

Carl

Carl Guſtavs Uebergang über den gefrornen Belt; aber ſie iſt demſelben in keiner Betrachtung nachzuſetzen. Beſtändige unglückliche Gefechte mit den Feldherren des Kurfürſten nöthigten die Schweden noch mehr, aus Preußen zu eilen. Sie wurden durch Samogitien, Litthauen und Curland bis nahe an die Gränze von Liefland verfolgt, in welches Land nicht drey tauſend ihrer Soldaten zurück kamen. So war Preußen innerhalb vierzehn Tagen, mitten unter der ſchärfſten Kälte, die nur den Feinden zum Verderben gereichte, von dieſen befreyet, und ihr Heer, ohne eine entſcheidende Schlacht, zu Grunde gerichtet worden; eine Unternehmung, die gewiſſermaaßen noch bewundernswürdiger war, als der Sieg bey Fehrbellin.

Aber auch von dieſen großen Vortheilen, die Friedrich Wilhelm mit einer ſolchen Anſtrengung ſeiner Gaben und Kräfte gewonnen hatte, konnte er die Früchte nicht genießen. Zu eben der Zeit, da er ſich in Preußen den Weg zur Fortſetzung des Kriegs in Deutſchland bahnte, um durch dieſes einzige übrige Mittel, einen rühmlichen und billigen Frieden zu erlangen, ſchloß der Kayſer in ſeinem und des Deutſchen Reichs Nahmen einen Frieden mit Frankreich und Schweden, der weder rühmlich, noch in Anſehung ſeiner Bundsgenoſſen billig war. Er brauchte zwar denſelben, und Frankreich, das dieſes einſah, bediente ſich auch anderer nachtheiliger Umſtände und Fehler des Kayſerlichen Hofs zur Beſchleunigung des Friedens; aber nur, wenn ſich der Kayſer von dem Könige von Dänemark und von dem Kurfürſten (der ihm und dem Deutſchen Reiche zu Hülfe ſich in einen ſo koſtbaren und gefährlichen Krieg hatte verwickeln laſſen) nicht getrennt hätte, würde dieſer Friede zur Ehre von ihnen allen ausgeſchlagen ſeyn. Er wurde

am 5ten Februar des Jahrs 1679. zu Nimwegen unterzeichnet, und enthielt, in Anſehung der Nordiſchen Bundsgenoſſen nur folgende Artickel: Da es für die öffentliche Ruhe wichtig ſey, daß der Krieg, den die Könige von Frankreich und Schweden noch mit Dänemark, Kurbrandenburg, Münſter und Lüneburg, führten, ſo bald als möglich, geendiget werde, ſo wollte der Kayſer bey den gedachten Fürſten, und der König von Frankreich bey dem Könige von Schweden es dahin zu bringen ſuchen, daß ſie zur Wiederherſtellung des Friedens ſogleich in einen Waffenſtillſtand willigen möchten. Sollten aber ihre Bemühungen fruchtlos ſeyn, ſo wollte der Kayſer und die in dieſen Frieden begriffene Fürſten den Feinden Frankreichs und Schwedens auf keine Art beyſtehen, auch nicht zugeben, daß dieſe außerhalb ihren Ländern einige Läger aufſchlügen, Frankreich ſollte ſogar einige Städte in Deutſchland ſo lange beſetzt halten, bis der Friede mit dieſen Fürſten geſchloſſen ſey. — Dieſe feyerliche Abſonderung des Kayſers von dem Kurfürſten, machte unter andern, daß die Franzoſen ſich gleich darauf erklärten, daß ſie, wenn der König von Dänemark und der Kurfürſt nicht vor dem Ende des März Schweden die verlangte Genugthuung nach dem Weſtphäliſchen und Kopenhagner Frieden leiſteten, die Freyheit behalten wollten, neue Bedingungen zu begehren. Allein der Kurfürſt pflegte ſo gebieteriſchen Forderungen nicht nachzugeben; er drang vielmehr in ſeine bisherige Bundsgenoſſen, den Kayſer, Holland und Spanien, ihm eine Genugthuung zu verſchaffen. Nach ihrem Bündniſſe mit ihm waren ſie ſchuldig, es zu thun; aber ſie dachten wenig mehr an daſſelbe. Lüneburg und Münſter verließen ihn ebenfalls, um ſich mit Frankreich und Schweden beſonders zu vergleichen.

Ohn-

Ohngeachtet aller dieſer mißlichen Umſtände, blieb Friedrich Wilhelm, nebſt Dänemark entſchloſſen die Bedingungen die man ihm, gleichſam als wenn er überwunden oder Urſache an dieſem Kriege wäre, vorſchreiben wollte, zu verwerfen. Doch da im März des Jahres 1679. dreyßig tauſend Franzoſen in das Herzogthum Cleve einfielen, ſah er ſich, um den Untergang der Einwohner zu verhüten, genöthigt, einen monatlichen Stillſtand mit Frankreich zu ſchließen. Während deſſelben wurde am Frieden gearbeitet; allein der Streit in Pommern hinderte denſelben ſtets; obgleich der Kurfürſt dafür einen Theil von Cleve anbot. Der Stillſtand ward darauf verlängert, nachdem Weſel und Lippſtadt den Franzoſen eingeräumt worden waren, um zu zeigen, wie aufrichtig der Kurfürſt den Frieden verlange. Doch dieſes edlere Betragen half ihm nichts: gleich nach dem Ende des Stillſtandes rückten die Franzoſen gegen Minden an: ſeine Kriegsvölker wurden von ihnen und von den Lüneburgern dergeſtalt eingeſchloſſen, daß ſie ohne Rettung waren, und alle ſeine Weſtphäliſchen Staaten waren der Verwüſtung Preiß gegeben. Umſonſt ſtellte er den König von Frankreich in einem ſchönen Schreiben vor, daß darinne nur ein wahrer Ruhm zu ſuchen ſey, diejenige Parthey zu beſchützen, welche die Gerechtigkeit für ſich habe, und daß es den König am erſten gereuen werde, ihn zu Grunde gerichtet zu haben, der ihm ſo aufrichtig ergeben ſey. Er machte auch den Holländern, um deren willen er im Grunde dieſes alles litt, lebhafte Vorwürfe deswegen, behielt ſich und ſeinen Nachkommen die Schadloßhaltung von ihnen vor, und gieng einſt ſchon damit um, ihnen dieſelbe mit einem Kriegsheere abzuzwingen. Wenn es ſchmerzhaft iſt, Unrecht zu erdulden, wie weit kränkender mußte es für den Kur-

am 5ten Februar des Jahrs 1679. zu Nimwegen unterzeichnet, und enthielt, in Anſehung der Nordiſchen Bundsgenoſſen nur folgende Artickel: Da es für die öffentliche Ruhe wichtig ſey, daß der Krieg, den die Könige von Frankreich und Schweden noch mit Dänemark, Kurbrandenburg, Münſter und Lüneburg, führten, ſo bald als möglich, geendiget werde, ſo wollte der Kayſer bey den gedachten Fürſten, und der König von Frankreich bey dem Könige von Schweden es dahin zu bringen ſuchen, daß ſie zur Wiederherſtellung des Friedens ſogleich in einen Waffenſtillſtand willigen möchten. Sollten aber ihre Bemühungen fruchtlos ſeyn, ſo wollte der Kayſer und die in dieſen Frieden begriffene Fürſten den Feinden Frankreichs und Schwedens auf keine Art beyſtehen, auch nicht zugeben, daß dieſe außerhalb ihren Ländern einige Läger aufſchlügen, Frankreich ſollte ſogar einige Städte in Deutſchland ſo lange beſetzt halten, bis der Friede mit dieſen Fürſten geſchloſſen ſey. — Dieſe feyerliche Abſonderung des Kayſers von dem Kurfürſten, machte unter andern, daß die Franzoſen ſich gleich darauf erklärten, daß ſie, wenn der König von Dänemark und der Kurfürſt nicht vor dem Ende des März Schweden die verlangte Genugthuung nach dem Weſtphäliſchen und Kopenhagner Frieden leiſteten, die Freyheit behalten wollten, neue Bedingungen zu begehren. Allein der Kurfürſt pflegte ſo gebieteriſchen Forderungen nicht nachzugeben; er drang vielmehr in ſeine bisherige Bundsgenoſſen, den Kayſer, Holland und Spanien, ihm eine Genugthuung zu verſchaffen. Nach ihrem Bündniſſe mit ihm waren ſie ſchuldig, es zu thun; aber ſie dachten wenig mehr an daſſelbe. Lüneburg und Münſter verließen ihn ebenfalls, um ſich mit Frankreich und Schweden beſonders zu vergleichen.

Ohn-

konnte darinne mit vieler Ehre unterliegen, nachdem ihn seine Standhaftigkeit bis zum äusserſten Ziele begleitet hatte. Französische Schriftsteller erzählen, er habe sich bey der Unterhandlung um diesen Frieden gegen den König so sehr gedehmüthiget, daß er denselben Gnädiger Herr, (Mouseigneur) genannt und unter vielen Versicherungen seiner Dienstbegierde, eifrig gebethen habe, ihm das Eroberte zu lassen. Wenn diese Nachrichten auch gewiß seyn sollten, so würden sie nur einen Beweis abgeben, daß sich der hohe Sinn des Kurfürsten in diesem Nothfalle nach dem Ehrgeitze und der Herrschbegierde Ludwigs des Vierzehnten bequemt habe. Der mitten unter seinen Siegen und bey der gerechteſten Sache von allen Bundsgenossen verlassene, und von einem sehr mächtigen König unterdrückter Kurfürst hat in dieser Geschichte ein glänzenderes Ansehen, als eben dieser mächtige, fast überwundene König, der in einem ohne hinlängliche Ursachen angesponnenem Kriege so vielen Fürsten Widerstand gethan, und endlich den Frieden vorgeschrieben hat, weil seine gewaltigen Kräfte alles zu Boden warffen, was seine schlauen Kunstgriffe nicht entkräften konnten. Man erzählt, daß Friedrich Wilhelm nachdem er diesen Frieden unterzeichnet hatte, mit der sterbenden Dido beym Virgil ausgerufen habe: Exoriare aliquis noſtris ex oſſibus ultor. (einſt stehe noch ein Rächer aus meiner Asche auf.) Und dieser Rächer ist in der That aufgestanden.

Wie wenig der Kurfürst gewohnt sey, seine Macht zur Unterdrückung der Schwächern, auch solcher, wider welche er gegründete Beschwerden hatte, anzuwenden, sah man noch im Jahr 1679. bey den Absichten des Königs von Dänemark auf die Reichsstadt Hamburg. Dieser Fürst wollte sich der Stadt, auf

die er alte Ansprüche machte, mit seinem in der Nähe stehenden Heere bemächtigen, und ersuchte den Kurfürsten um Hülfe, der auch in den lezten Kriege von dieser Stadt war beleidigt worden. Allein, da er fürchtete daß diese Unternehmung zu einem neuen Kriege Gelegenheit geben möchte, und da ihm selbst an der Erhaltung dieser Stadt in ihrem bisherigen Zustande viel gelegen war, bot er vielmehr seine Vermittelung zwischen ihr, die ihn selbst um Beystand bat, und dem Könige an. Sie wurde angenommen, und der Vergleich kam durch eine Summe Geldes, welche Hamburg zahlte, zu Stande.

Eine Gesandschaft, die der Kurfürst am Ende dieses Jahres vor dem Chan, der Tartaren erhielt, machte ihn nicht allein seinen weit ausgebreiteten Ruhm bekannt, sondern belustigte ihn zugleich. Der Gesandte, den man erst anständig kleiden mußte, ehe er vor dem Kurfürsten erscheinen konnte, führte einen Dollmetscher mit sich, der eine hölzerne Nase und keine Ohren hatte. Er sollte den Antritt der Regierung des Chan melden, und dem Kurfürsten zu seinen großen Thaten Glück wünschen. Allein er verübte bey seinem Durchzuge in der Neumark solche Gewaltthätigkeiten, daß die Bauern mit der Sturmglocke zusammen gerufen werden mußten, um sein Gefolge zu entwaffnen. So unbekannt er mit dem Europäischen Völkerrecht war; so wenig schien auch seine Bestimmung mit den Absichten der unter uns gewöhnlichen Gesandschaften gemein zu haben.

Selbst der Friede, dessen Friedrich Wilhelm jetzt genoß, war für ihn ein Bewegungsgrund, sich durch eine neue Verbindung zu verstärken. Er war zu derselben hauptsächlich durch die Untreue seiner Bundsgenossen genöthigt worden, hatte verwüstete Länder zurück bekommen, und war in beträchtliche

Schulden

Schulden verwickelt: es hatte auch nicht das Anſehen, daß er ohne ein Kriegsheer beyzubehalten, Sicherheit genug gegen Neid oder Groll haben werde. Um dieſe durch einen Bundsgenoſſen ſo lange zu erhalten, bis er ſich vom Kriege erholt haben würde, warf er die Augen auf Frankreich, das er bey den damaligen Umſtänden leichter als jemals von ſeinem Bündniſſe mit Schweden abzuziehen hoffte. Allein da er dabey dieſes zum Grunde legte, daß ihm dieſe Krone jährliche Hülfsgelder zahlen möchte, von welchen er Kriegsvölker und eine kleine Flotte unterhalten könnte: geſtand Frankreich bey aller ſeiner Neigung zu dieſem Bündniſſe, es ſey durch den vorigen Krieg zu ſehr erſchöpft worden, als daß es im Stande wäre, ſolche Bedingungen zu bewilligen. Von England hingegen wurde zwar der Kurfürſt im Jahr 1680 zu einem neuen Bündniſſe eingeladen: allein er wollte es darum nicht eingehen, weil andere Fürſten daraus Gelegenheit zum Argwohn nehmen könnten: vermuthlich trauete er auch dem Engliſchen Hofe zu wenig. Der Kayſer gab ſich noch größere Mühe, ihn und andern Reichsfürſten in ein Bündniß wider Frankreich zu ziehen: denn er fieng jetzt an zu merken, was vor einen ſchädlichen Frieden er zu Nimwegen geſchloſſen habe. Dieſes hatte der Kurfürſt voraus geſagt, und wollte deſto weniger ſich von neuem in die Gefahr begeben, von Bundsgenoſſen, für welche er ſich aufopfern ſollte, verlaſſen zu werden. Er antwortete alſo kaltſinnig, das Deutſche Reich ſey jetzt in einer gefährlichern Verfaſſung, als während des letzten Krieges, weil die vornehmſten Mitglieder deſſelben uneins und unbewaffnet wären; dadurch werde es Frankreich leicht fallen, einen Reichsſtand nach dem andern zu unterdrücken, und es könnten daher auch keine nachdrückliche Maaßregeln genommen werden.

Dagegen

die er alte Ansprüche machte, mit seinem in der Nähe stehenden Heere bemächtigen, und ersuchte den Kurfürsten um Hülfe, der auch in den lezten Kriege von dieser Stadt war beleidigt worden. Allein, da er fürchtete daß diese Unternehmung zu einem neuen Kriege Gelegenheit geben möchte, und da ihm selbst an der Erhaltung dieser Stadt in ihrem bisherigen Zustande viel gelegen war, bot er vielmehr seine Vermittelung zwischen ihr, die ihn selbst um Beystand bat, und dem Könige an. Sie wurde angenommen, und der Vergleich kam durch eine Summe Geldes, welche Hamburg zahlte, zu Stande.

Eine Gesandschaft, die der Kurfürst am Ende dieses Jahres vor dem Chan, der Tartaren erhielt, machte ihn nicht allein seinen weit ausgebreiteten Ruhm bekannt, sondern belustigte ihn zugleich. Der Gesandte, den man erst anständig kleiden mußte, ehe er vor dem Kurfürsten erscheinen konnte, führte einen Dollmetscher mit sich, der eine hölzerne Nase und keine Ohren hatte. Er sollte den Antritt der Regierung des Chan melden, und dem Kurfürsten zu seinen großen Thaten Glück wünschen. Allein er verübte bey seinem Durchzuge in der Neumark solche Gewaltthätigkeiten, daß die Bauern mit der Sturmglocke zusammen gerufen werden mußten, um sein Gefolge zu entwaffnen. So unbekannt er mit dem Europäischen Völkerrecht war; so wenig schien auch seine Bestimmung mit den Absichten der unter uns gewöhnlichen Gesandschaften gemein zu haben.

Selbst der Friede, dessen Friedrich Wilhelm jetzt genoß, war für ihn ein Bewegungsgrund, sich durch eine neue Verbindung zu verstärken. Er war zu derselben hauptsächlich durch die Untreue seiner Bundsgenossen genöthigt worden, hatte verwüstete Länder zurück bekommen, und war in beträchtliche

Schulden

Schiffe, die ihnen begegnen würden, wegzunehmen. Sie bemächtigten ſich auch bald eines reichbeladnen Schiffes dieſer Nation an der Küſte von Oſtende, und führten es nach Königsberg, wo die Ladung deſſelben verkauft wurde. Die Spanier machten eine Schrift voll harter, zum Theil offenbar falſcher Vorwürfe bekannt, in welcher ſie zeigen wollten, daß der Kurfürſt in dem letzten Kriege eigennützig, und jetzt gegen ſie ungerecht gehandelt habe; ſie ſuchten auch England und Holland zu bereden, daß er damit umgehe, die Handlung zur See zu ſtören. Aber dieſe Vorſtellungen machten einen geringen Eindruck; die Schiffe des Kurfürſten ſeegelten nach America, wo ſie ebenfalls zwey Spaniſche Schiffe eroberten; darauf kamen ſie im Jahr 1681 nach Europa zurück, und kreuzten gegen die Spaniſche Silberflotte. Man rüſtete gegen ſie zwölf Schiffe aus, von welchen ſie bey dem Vorgebürge St. Vincent angegriffen wurden, aber nach einem Gefechte von zwo Stunden ſich ohne beträchtlichen Verluſt zurück zogen, und am Ende des Jahrs wieder in Pillau einliefen. Dieſer kleine Krieg nahm ſtillſchweigend ein Ende: Spanien lag auch damals ſo ohnmächtig darnieder, daß es eine ſolche Begegnung ertragen mußte. Friedrich Wilhelm hingegen vermehrte nicht nur durch dieſe dreiſte Unternehmung ſein Anſehen in Europa; ſondern behauptete auch das Recht, das im Schweden noch immer ſtreitig machte, eine Flotte unter der Anführung eines Admirals in der Oſtſee zu halten. — Noch wichtiger war der Beſitz des Erzſtiftes Magdeburg, zu welchem er endlich im Jahr 1680. nach dem Tode des Herzogs Auguſt von Sachſen, gelangte. Durch einen beſondern Vergleich erließ er im folgenden Jahre dem Fürſtlichen Hauſe Anhalt die Lehnsverbindlichkeit, in welcher ſie bisher

gegen

dieſes Erzſtift, das nunmehro ein Herzogthum hieß, wegen einiger Beſitzungen geſtanden hatten.

Die unglücklichen Folgen des Nimweger Friedens, welche der Kurfürſt vorher verkündigt hatte, brachen jetzt völlig aus. Frankreich hatte die Deutſchen Reichsſtände, durch abgeſonderte Unterhandlungen und Friedensſchlüſſe ſo mißtrauiſch und uneinig unter einander gemacht, auch durch andere Mittel ſo ſehr entkräftet, daß es beynahe ſicher war, bey allen ſeinen herrſchſüchtigen Unternehmungen in Deutſchland nur einen ſehr geringen Widerſtand zu finden. Inſonderheit ſpotte Ludwig der Vierzehnte Deutſchlands gleich nach geſchloſſenen Frieden, im Jahr 1680, durch die Errichtung der Reunionskammern, oder Wiedervereinigungs-Gerichte, welche alles Gebiete, was zu den vom Deutſchen Reiche an Frankreich abgetretenen Ländern ehemals noch gehört haben ſollte, ihrem Könige zuſprachen, der daſſelbe ſogleich den Deutſchen Fürſten entriß. Die Reichsſtände, welche nicht im Stande waren, dieſe Beſchimpfung alsbald zu rächen, beklagten ſich darüber in einem Schreiben an den König; das aber der Kurfürſt nicht unterzeichnen ließ, weil er an dem Nimweger Frieden, auf welchen man ſich darinne berief, keinen Antheil nahm. Man beſchloß zwar darauf, den Franzöſiſchen Gewaltthätigkeiten Kriegsvölker entgegen zu ſtellen; allein der Kurfürſt widerrieth es, weil man wider das große Franzöſiſche Kriegsheer nur Kreisſoldaten gebrauchen wollte, und Frankreich daraus den Vorwand zu einem neuen Kriege ziehen könnte, dem das Deutſche Reich durch ſeine eigene Schuld nicht gewachſen war. Dieſen zu vermeiden, war jetzt die vornehmſte Abſicht des Kurfürſten; er ſchloß auch mit Kurſachſen und mit dem

Hauſe Lüneburg ein Bündniß im Jahr 1681, beſonders zur Erhaltung des Weſtphäliſchen Friedens.

Der Kayſer trug ihm und den übrigen ausſchreibenden Fürſten des Weſtphäliſchen Kreiſes in eben dieſem Jahre auf, die Händel, welche ſich in Oſtfrießland zwiſchen der Regierung und den Landesſtänden erhoben hatten, beyzulegen, damit ſich dieſes Land nicht dem Schutze der Holländer ergeben möchte. Er und die übrigen Fürſten nahmen zwar dieſes an; allein die Wittwe des Fürſten von Oſtfrießland und die Holländer, welche ſchon öfters Schiedsrichter bey ſolchen Angelegenheiten des Landes abgegeben hatten, waren damit nicht zufrieden. Der Vormund des minderjährigen Fürſten, der Herzog Ernſt Auguſt von Braunſchweig, war es auch nicht, und ſuchte Kriegsvölker nach Oſtfrießland zu ſchicken. Friedrich Wilhelm verglich ſich alſo im Jahr 1682. mit den daſigen Ständen, daß er die Unterhandlungen mit der Regierung fortſetzen, aber auch ſie gegen Unterdrückung beſchützen wollte, wenn dieſelben nicht glücklich ausſchlügen. Er verabredete mit ihnen, das Schloß und den Hafen Gretſiel mit einigem Fußvolke zu beſetzen, das ſie unterhalten wollten, und das nach Beylegung dieſer Streitigkeit wieder heraus gezogen werden ſollte. Dieſes geſchah auch bald darauf, nachdem dreyhundert Mann ſeines Fußvolks mit Bewilligung des Königs von Dänemark zu Glückſtadt waren eingeſchifft worden. Die Holländer bezeigten darüber einige Unruhe: der Kayſer ſelbſt verlangte, daß dieſe Kriegsvölker wieder abziehen ſollten; allein auf ſeine Vorſtellungen blieben ſie daſelbſt immer, zumal da dieſe Händel gar nicht geendigt werden konnten.

Dieſer Gelegenheit bediente ſich der Kurfürſt, eine Handlungsgeſellſchaft zu Embden anzulegen, welche

an

an der Küſte von Guinea ihren Handel zu treiben anfieng. Zur Unterſtützung derſelben ſchickte er zwey Kriegsſchiffe unter dem Otto Friedrich von der Gröben an dieſe Afrikaniſche Küſte, welcher auch auf einem von den Afrikanern erkauften Strich Landes, bey dem Vorgebürge Tros Puntas, das Caſtell oder Schloß Groß-Friedrichsburg auf dem Berge Manfort anlegte, das am erſten Tage des Jahrs 1683. eingeweiht wurde. Zugleich verſprachen die Einwohner, daſſelbe zu beſchützen, und ſich nur mit Brandenburgern in Handlung einzulaſſen: einer von ihnen kam auch, zur Beſtätigung dieſes Vergleichs, nach Berlin. In den beyden folgenden Jahren unterwarfen ſich dem Kurfürſten noch mehrere Afrikaner in der herumliegenden Gegend: es wurde die Dorotheen-Schanze bey Accada angelegt; und dieſe Handlung hatte einige Zeit glücklichen Fortgang. Gleich im Anfange widerſetzte ſich zwar derſelben die Holländiſche Weſtindiſche Handlungsgeſellſchaft; ſie und die Franzoſen bemächtigten ſich einiger Brandenburgiſcher Schiffe. Allein man erſetzte dem Kurfürſten bald den Werth derſelben, da er ſein Recht der Schiffahrt und des Seehandels nachdrücklich vertheidigte: die Holländer verglichen ſich beſonders mit ihm, daß ſie einander gegen alle Stöhrung des Handels beyſtehen wollten.

Indem Friedrich Wilhelm auf dieſer Seite großen Ausſichten, zum Beſten ſeiner Unterthanen, nachgieng, ſorgte er auch für die Vergrößerung und Befeſtigung ſeines Hauſes in Pohlen. Er vermählte im Anfange des Jahrs 1681. ſeinen Prinzen, den Markgrafen Ludwig, mit der Prinzeſſinn Radzivil. Ihr Vater, Bogislaus Fürſt von Radzivil, war Statthalter des Herzogthums Preußen geweſen; und dieſe Vermählung brachte nicht nur ſehr anſehnliche

liche Güter an das Kurfürſtliche Haus, unter andern die Herrſchaft Serrey in der Woywodſchaft Trock in Großlitthauen; ſondern verſchafte auch demſelben eine Stütze in Pohlen an einer der mächtigſten Familien. Der König von Pohlen hatte dieſe Prinzeſſinn für ſeinen Prinzen beſtimmt: deſto mehr Einwendungen machte er nebſt vielen Pohlniſchen Großen gegen dieſe Vermählung. Man führte beſonders ein Litthauiſches Geſetz an, Kraft deſſen der Prinzeſſinn nicht erlaubt geweſen wäre, ohne Einwilligung ihrer Anverwandten, eine ſolche Verbindung zu treffen; man machte auch dem Kurfürſten das Recht eines Eingebohrnen in Pohlen ſtreitig, das er und ſeine Vorfahren als Herzoge von Preußen genugſam behauptet hatten. Doch dieſer Streit wurde nach vortheilhaften Anerbietungen an den König, im Jahr 1683. beygelegt.

Unglücklicher und länger war derjenige, an welchem der Kurfürſt damals als ein Mitglied des Deutſchen Reichs Antheil nahm. Er mißbilligte die Franzöſiſchen Wiedervereinigungen ſehr; aber gewarnt durch den letzten Krieg, glaubte er nicht, daß Deutſchland einen neuen mit dieſer Krone anfangen dürfe, ehe es ſeine Kräfte beſſer geſammlet und geſtärkt hätte. Die vornehmſten Deutſchen Fürſten, an welche er im Jahre 1682. Geſandten ſchickte, um ihre Meinung hierüber zu erfahren, traten meiſtentheils der ſeinigen bey: und ſchon im Anfange deſſelben ſchloß er zu Berlin ein Bündniß mit Frankreich, durch welches er verſprach, den Frieden zwiſchen dem Deutſchen Reiche und dieſer Krone zu erhalten, auch die gegenwärtigen Händel zu einem gütlichen Vergleiche zu lenken; Frankreich hingegen ſollte keine Wiedervereinigungen mehr vornehmen, und ſo lange noch Hoffnung zum Frieden übrig wäre, die

Waffen nicht ergreifen. Die Fortdauer des Friedens schien ihm, so sehr auch Frankreich denselben gestört hatte, für Deutschland wünschenswerther zu seyn, als ein Krieg, der alle Vermuthung eines übeln Ausgangs wider sich hatte. Sein Gesandter auf dem Reichstage sprach sehr freymüthig über die schlechten Maaßregeln, die Deutschland in dem letzten Kriege und sonderlich bey Schließung des Friedens getroffen habe, wodurch es sich selbst außer Stand gesetzt hätte, Frankreichs Angriffe abzuwehren. Der Kurfürst beschwerte sich daher auch über das Bündniß, welches der Kayser im Jahr 1682. zu Laxenburg mit einigen Reichsständen eingegangen hatte, weil dasselbe zu einem fruchtlosen Reichskriege führen würde. Man darf wohl nicht leugnen, daß der Verdruß des Kurfürsten über die ehemalige Untreue seiner Bundsgenossen, und die Besorgniß einer ähnlichen Uneinigkeit, wie im letzten Kriege, sehr viel zu seinen friedfertigen Gesinnungen beygetragen haben: sonst hätte er damals der gerechten Rache Deutschlands wider Frankreich ein noch größeres Gewicht als in jenem Kriege geben können. Dazu muß man auch dieses setzen, daß seine und andere Deutsche Länder einer langen Erholung bedurften, und daß Deutschland in keinem Vertheidigungsstande wider ein so mächtiges Heer war, als Frankreich sogleich in dasselbe einrücken lassen konnte.

Um die Ruhe desto gewisser zu erhalten, schloß er vom Jahr 1682. an, auch mit Dänemark, Cölln und Münster Bündnisse, zu ihrer Vertheidigung unter einander. Er begehrte zwar von Frankreich vergebens Hülfsgelder, um seine Kriegsvölker zu dieser mißlichen Zeit zu verstärken: denn diese Krone wollte ihn keinesweges zu mächtig werden lassen. Allein er suchte gleichwohl immer den Frieden zu befördern,

der damals desto nothwendiger in Deutschland wurde, da die Türken, von Frankreich, wie man glaubte, angestiftet, die Kayserlichen Länder im Jahr 1682. anfielen. Er bewilligte nicht allein dem Könige von Pohlen eine Anzahl Kriegsvölker, als derselbe sich zur Hülfe des Kayſers rüstete; sondern bot auch dem Kayser selbst acht tausend Mann gegen die Türken an, die er selbst unterhalten wollte. Durch einen besondern Vertrag mit dem Kayser versprach der Kurfürst, ihm noch zwölf tausend Mann zu schicken, welche sich bereits fertig machten, durch Schlesien zu ziehen. Allein Frankreich beraubte den Kayser dieses Beystandes, indem es bey ihm den Argwohn zu erwecken wußte, der Kurfürst möchte sich mit seinem Heere der Schlesischen Fürstenthümern bemächtigen, auf die er Ansprüche hatte. Der Kayser schlug daher Bedingungen vor, die der Kurfürst nicht annehmen konnte, und seine Kriegsvölker blieben zurück. Diejenigen unterdessen, welche er dem Könige von Pohlen zugeschickt hatte, thaten bey dem Heere desselben, nach dem Entsatze von Wien im Jahr 1683. einige Dienste wider die Türken in Ungarn.

Da um diese Zeit auch der König von Dänemark, und das Haus Lüneburg, das mit Schweden verbunden war, in Streitigkeiten mit einander gerathen waren, welche Frankreich zu einem offenbaren Kriege anzufachen suchte: verhinderte Friedrich Wilhelm den Ausbruch desselben glücklich; ohngeachtet ihn Frankreich durch herrliche Versprechungen bereden wollte, an diesem Kriege nebst Dänemark Antheil zu nehmen. Er schloß vielmehr im Jahr 1684. mit Dänemark und Cölln ein neues Bündniß, um dem immer mehr zu befürchtenden Kriege in Deutschland Einhalt zu thun: in dieser Absicht wollten sie, sobald es nöthig wäre, in Westphalen und

Niederſachſen ein gemeinſchaftliches Heer von mehr als vierzig tauſend Mann zuſammen ziehen. Auch die Holländer brachte er dahin, von dem Vorſatze eines Kriegs mit Frankreich abzuſtehen. Und endlich kam in eben dieſem Jahre, hauptſächlich durch ſeine Bemühungen, der zwanzigjährige Stillſtand zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu Stande, der zwar Deutſchlands Verluſt nicht erſetzte, aber ihm doch Zeit zur Ruhe gab, um denſelben dereinſt in einer glücklichern Verfaſſung erſetzen zu können. Die Hülfe, welche der Kurfürſt noch im Jahr 1684. dem Könige von Pohlen wider die Türken leiſtete, und die Annehmung des Titels eines Grafen von Hohenzollern, zu der er ſich auch in dieſem Jahre entſchloß, weil er aus dieſem Hauſe herſtammte, ſind ebenfalls Begebenheiten, die nicht ganz vergeſſen werden dürfen.

Nach ſo vielen Verdienſten, die ſich Friedrich Wilhelm um das gemeine Beſte von Europa erworben hatte, trachtete er auch die Rechte ſeines Hauſes in Sicherheit zu ſetzen. Er ließ daher durch ſeinen Geſandten, Otto von Schwerin, den er im Jahr 1685. an den Kayſerlichen Hof ſchickte, nicht nur um die Belehnung über das Herzogthum Magdeburg, und um den Kayſerlichen Lehnbrief über alle Länder, welche er gegen Pommern erhalten hatte, anſuchen; ſondern er verlangte auch, daß ſeine Anſprüche auf Jägerndorf, Beuthen, Liegnitz, Brieg und Wohlau endlich befriedigt werden, und daß man ihm wegen der vier Aemter, die durch den Prager Frieden von dem Erzſtifte Magdeburg abgeriſſen worden, eine Genugthuung verſchaffen möchte. Er begehrte zugleich für alle ſeine Länder dasjenige Recht, welches er bereits in der Kurmark beſaß, daß man ſich von ſeinen Urtheilen auf keine Reichsgerichte berufen dürfte

Nächſt-

Nächſtdem ließ er auch für die Proteſtanten in den Kayſerlichen Erbländern, die von Zeit zu Zeit verfolgt wurden, eine lebhafte Fürbitte einlegen. Allein von allem dieſen erhielt er weiter nichts, als was man ihn gar nicht abſchlagen konnte, die geſuchte Belehnung.

Jacob der Zweyte betrat damals den Engliſchen Thron. Dieſem Catholiſchen Fürſten ließ der Kurfürſt die Erhaltung der reformirten Religion nach den Geſetzen ſeines Reichs ſogleich empfehlen, und bekam von ihm wenigſtens allgemeine Verſicherung. Aber das gegründete Mißtrauen gegen denſelben machte den Kurfürſten deſto geneigter, ſich von neuem mit Holland zu vereinigen, und auch die erkaltete Freundſchaft mit dem Prinzen von Oranien, ſeinem Anverwandten, zu beleben. In dem Bündniſſe, welches er im Jahr 1685. mit den Holländern ſchloß, wurde ausgemacht, daß ſie ihm für alle ſeine Anforderungen vier mal hundert und vierzig tauſend Reichsthaler zahlen, daß das Bündniß vom Jahr 1678. bis 1700. verlängert werden, und beyde Theile ſich bemühen wollten, alle neue Unruhen abzuwehren. Frankreich, das dieſes Bündniß zu verhindern geſucht hätte, bezeigte ſich über daſſelbe mißvergnügt, gleich als wenn es ſeiner Verbindung mit dem Kurfürſten nachtheilig wäre. Im Grunde aber wollte es ihn in einer gewiſſen Abhängigkeit erhalten, ſo daß er nur diejenigen zu Bundsgenoſſen wählen ſollte, welche Frankreich gefielen. Der Franzöſiſche Geſandte zu Berlin verlangte ſogar von dem Kurfürſten, daß er ſich ſchriftlich erklären möchte, er habe mit Beſtürzung vernommen, daß gewiſſe Leute die Freundſchaft zwiſchen ihm und Frankreich durch eine üble Auslegung ſeiner Handlungen zu ſtören ſuchten; da er aber die Ehre der Gewogenheit und Freundſchaft des

Königs beyzubehalten wünſchte, ſo bezeige er hiemit, daß er alles dasjenige getreu erfüllen werde, wozu ihn ſein Bündniß mit Frankreich verpflichte, und daß er ſich künftig ohne Einwilligung des Königs, mit niemanden in eine Verbindung einlaſſen wolle, welche die Kraft ſeines Bündniſſes mit Frankreich ſchwächen könnte. Ein ſo erniedrigendes Zumuthen verwarf der Kurfürſt, und Frankreich begnügte ſich zuletzt an ſeinem Verſprechen, das Bündniß mit dieſer Krone zu beobachten, welches er auch mit Beſchwerden über jene Forderung begleitete.

Allein Frankreich gab ſelbſt immer zu neuen Mißhelligkeiten mit dem Kurfürſten Gelegenheit. Als Carl, der letzte Kurfürſt von der Pfalz aus der Linie von Simmern, im Jahr 1685. geſtorben war, und der Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Wilhelm, von ſeinen Ländern Beſitz genommen hatte: machte Carls Schweſter, die an den Herzog von Orleans vermählt war, ſehr weit ausgedähnte Anforderungen an die Verlaſſenſchaft deſſelben, und wurde darinne von Frankreich unterſtützt. Friedrich Wilhelm, bey dem der letzte Wille des Verſtorbenen niedergelegt worden war, nahm ſich auch des neuen Kurfürſten durch die bündigſten Vorſtellungen an dem Franzöſiſchen Hofe an. Inſonderheit mißbilligte er den Vorſchlag dieſes Hofes ſehr, daß dieſe Streitigkeit der Entſcheidung des Pabſtes überlaſſen werden ſollte: denn ſogar zu der Zeit, ſagte er, da das Päbſtliche Anſehen unverletzt geſtanden habe, hätten ſich die Reichsſtände darüber beſchwert, daß ſolche Händel an den Pabſt verwieſen würden; jetzt aber kämen bey dieſer Sache auch die Proteſtanten in Betrachtung. Dagegen wurde der Kurfürſt von Frankreich beſchuldigt, daß er ſich dabey nicht als einen Bundsgenoſſen betrage:

betrage: gleichſam als wenn das Bündniß mit Frankreich alle Verbindlichkeiten aufgehoben hätte.

Zu dieſem allen kam die unmenſchliche Verfolgung der Reformirten in Frankreich, welche den guten Vernehmen zwiſchen dieſer Krone und dem Kurfürſten ein Ende machte. Das Unglück ſeiner Glaubensgenoſſen rührte ihn ungemein: er empfand auch darüber noch ein beſonders Mißvergnügen, daß Frankreich ſich erklärt hatte, es wolle die Ruhe des eben geſchloſſenen Stillſtandes zur Unterdrückung der Reformirten Religion anwenden; Denn durch ihn war eben dieſer Stillſtand, nicht ohne Feindſchaft, Verdacht und Vorwürfe der Höfe, die einen Krieg vor nützlicher hielten, zur Reife gebracht worden. Er bot alſo durch eine Verordnung, die er im October des Jahres 1685. bekannt machte, allen Reformirten Franzoſen die um der Religionsfreyheit willen, ihr Vaterland mit Gefahr ihres Lebens verlaſſen muſten, eine Zuflucht in ſeinen Staaten an: verſprach ihnen viele Freyheiten und Rechte, deren ſie daſelbſt genieſſen ſollten, und gab ihnen zum Theil Vorzüge vor ſeinen gebohrnen Unterthanen, deren ſie zur Erleichterung ihres Zuſtandes benöthiget waren. Gegen zwanzig tauſend dieſer Flüchtlinge bedienten ſich ſeines Anerbietens: ſie haben ihm und ſeinen Nachfolgern dieſe Wohlthätigkeit reichlich belohnet. Außerdem daß er in ſeine durch die Kriege entvölkerte Staaten eine Menge dankbarer und getreuer Einwohner verſetzte, von denen er auch im Kriege vieles erwarten konnte, brachten ihr Fleiß und ihre Geſchicklichkeit die ſchönſten Früchte hervor. Sie baueten viele Gegenden in ſeinen Ländern weit beſſer an, und vermehrten die Fruchtbarkeiten derſelben. Durch ſie kamen Künſte, Fabricken und Handgewerbe von aller Art zuerſt darinne in Aufnahme. Man verfertigte

ſeitdem dasjenige in ſeinem Gebiete, was bisher nur aus Frankreich oder England und Holland mit vielen Koſten geholt worden war. Selbſt das Wachsthum des Witzes und der Gelehrſamkeit hatte dieſen neuen Abkömmlingen manches zu danken, und die Sitten erhielten durch ſie eine merkliche Milderung, Anmuth und Geſelligkeit; Eigenſchaften des Umgangs der Franzoſen, die jedoch nicht in gleichem Grade der deutſchen Gemüthsart anſtändig ſind. Um dieſe arbeitſamen und nützlichen Unterthanen noch mehr aufzumuntern, ſetzte ihnen Friedrich Wilhelm ein Jahrgeld von vierzigtauſend Thalern aus, deſſen ihre Nachkommen noch genießen.

Durch die Bedrückungen der Reformirten in Frankreich wurde der Kurfürſt auch perſönlich beleidigt, da Ludwig der Vierzehnte auch in dem Fürſtenthum Orange, das dem Prinzen gleiches Nahmens zugehörte, und an welches er, wegen ſeiner erſten Vermählung, ebenfalls ein Recht hatte, die Religionsübung der Reformirten aufhob. Der König antwortete kaltſinnig auf die Klagen, die er darüber führte, und beſchwerte ſich dagegen, daß ihm der Kurfürſt eine Verfolgung vorgeworfen habe: — ſie übertraf würklich an Härte viele Verfolgungen in der Geſchichte des Chriſtenthums — daß er die Unterthanen des Königs von der ſchuldigen Treue abzuziehen, und aus dem Lande zu ziehen ſuchte; überhaupt aber ſich den Vortheilen Frankreichs abgeneigt erweiſe. Der Kurfürſt rechtfertigte ſein Betragen überaus wohl und ſtandhaft; allein der Widerwillen blieb zwiſchen beyden Höfen, und wurde gleich darauf vermehrt, als der König dem Geſandten des Kurfürſten nicht geſtatten wollte, in Franzöſiſcher Sprache predigen zu laſſen, damit die Reformirten Franzoſen nicht zuhören könnten. Zur Vergeltung verbot der

Kurfürſt

Kurfürſt, daß auch keine Römiſchcatholiſche von Berlin bey dem Gottesdienſte des Franzöſiſchen Geſandten daſelbſt gegenwärtig ſeyn ſollten.

Frankreich hatte unter ſeine Beſchwerden gegen den Kurfürſten ſogar Drohungen gemiſcht; allein er verachtete dieſe mehr als alles andere; und da er beſorgte Ludwig möchte ſich mit Schweden gegen ihn verbinden, that er dieſem Reiche den erſten Antrag zu einem Bündniſſe. Er neigte ſich zugleich nach und nach auf die Seite des Kayſers, nachdem er ſo wenig Zufriedenheit in der Freundſchaft mit Frankreich gefunden hatte, das Frieden und Waffenſtillſtand immer übertrat. Dem Kayſer fehlte nur eine genaue und wohl unterhaltene Verbindung mit den Kurfürſten, um in ſeinen wichtigſten Unternehmungen glücklich zu ſeyn. Sie ſchloſſen daher im Jahr 1685. ein Bündniß mit einander, durch welches ſich der Kurfürſt zu einer anſehnlichen Menge Hülfsvölker in dem fortdauernden türkiſchen Kriege anheiſchig machte. Darauf folgte ein noch engeres, geheimes Bündniß zwiſchen ihnen, im Jahr 1686. zu ihrer beyderſeitigen Vertheidigung, wobey dem Kurfürſten beſtändige Hülfsgelder verſprochen wurden. Zur Tilgung aber ſeiner Anſprüche auf die Schleßiſchen Fürſtenthümer, überließ ihm der Kayſer den Schwiebuſiſchen Kreis in Schleſien, und die Lichtenſteiniſche Geldforderung auf Oſtfrießland. Doch zu gleicher Zeit wußte der Kayſerliche Geſandte, der dieſen Vertrag vollendete, den Kurprinzen Friedrich zu bewegen, daß er insgeheim in einer von ihm unterzeichneten Schrift ſich verbindlich machte, nach ſeines Vaters Tode, den gedachten Kreis gegen zwo Herrſchaften oder hundert tauſend Thaler zurück zu geben. Eine Uneinigkeit, in welcher er damals

mit seinem Vater stand, und Mißvergnügen über die bisherige Freundschaft desselben mit Frankreich, verleiteten ihn zu diesen gefährlichen Schritte.

Desto redlicher erfüllte **Friedrich Wilhelm** seine eben eingegangene Verbindlichkeit. Die Kriegsvölker, welche er dem Kayser im Jahr 1686. gegen die Türken zu Hülfe schickte, erwarben sich einen vorzüglichen Ruhm bey der Eroberung von Ofen. In eben diesem Jahre kam auch das Vertheidigungsbündniß mit Schweden zu Stande, durch welches unter andern in den geheimen Artikeln verabredet wurde, daß beyde Theile bey den damaligen Verfolgungen der Protestanten, die Rechte derselben nach dem Westphälischen Frieden beschützen sollten. Allein dem Augsburger Bündnisse wollte er nicht beytreten, um noch nicht gänzlich als ein Feind von Frankreich angesehen zu werden. Zu Hamburg hatten sich im Jahr 1685 Unruhen erhoben, deren sich der König von Dänemark zu bedienen suchte, um sich dieser Stadt zu bemächtigen; der Kurfürst aber nahm sich ihrer Freyheit noch einmal so kräftig an, daß er im Jahr 1686. einen Vergleich vermittelte, und auch einen weitläuftigen Krieg dadurch verhütet.

Als Frankreich im Jahr 1687. den Vorschlag that, das deutsche Reich möchte den mit ihm geschlossenen Stillstand in einen beständigen Frieden verwandeln, widerrieth **Friedrich Wilhelm** dieses, weil die Bedingungen des Friedens zu nachtheilig für Deutschland waren. Sein Gesandter zu Regenspurg **Gottfried von Jena** schien bey den Berathschlagungen über diese Sache zu Französisch gesinnt zu seyn: daher rief er ihn von dieser Stelle ab; Frankreich war darüber mißvergnügt, und seitdem fieng es an, sich ziemlich offenbar gegen den Kurfürsten zu erklä-

erklären. Er verglich ſich damals mit dem Herzoge Johann Adolph von Sachßen Weiſenfelß über die ehemals zu dem Magdeburgiſchen gehörenden vier Aemter dergeſtalt, daß er den Anſprüchen auf Querfurt, Jüterbock und Dame entſagte, dagegen aber die Stadt und das Amt Burg abgetreten bekam und dem Herzoge vier und dreyßig tauſend Thaler zahlte, dem er auch gewiſſe Vortheile verſprach. Dem Kayſer empfohl er nochmals gemäßigte Geſinnungen gegen die Proteſtanten ſeiner Erbländer, erſuchte ihn, denſelben in Ungern nicht dasjenige zu rauben, was ihnen ſelbſt die Türken bey ihrem Einfalle gelaſſen hätten, und ſtellte vor, wie ſehr es die Proteſtantiſchen Fürſten ſchmerzen müßte, daß ſeine Siege über die Türken, welche ſie mit dem größten Eifer befördert hätten, zur Verfolgung ihrer Glaubensgenoſſen angewandt würden. Er billigte zwar die Wahl des Frankreich ergebenen Wilhelm Egon Grafen von Fürſtenberg im Jahr 1688. zum Coadjutor oder Nachfolger des Kurfürſten von Cölln nicht, die auch nachher Veranlaſſung zum Krieg gab; aber übrigens rieth er dem Kayſer und dem deutſchen Reiche, einen Krieg mit Frankreich, ohngeachtet vieler Beſchwerden gegen dieſe Krone, zu vermeiden, damit die Türken deſto glücklicher bekriegt werden könnten. Immer ein Friedensſtifter bey allen ſeinen groſſen Gaben zum Kriege gab er ſich in den Jahren 1687. und 1688. viele Mühe, die alten eingewurzelten Streitigkeiten zwiſchen dem Könige von Dänemark und dem Herzoge von Hollſtein Gottorp beyzulegen. Paul von Fuchs gieng deswegen in ſeinen Nahmen nach Altona; allein die Unterhandlung zerſchlug ſich an Dänemarks Weigerung, dem Herzoge, Schleswig zurück zu geben dafür es ihm die Grafſchaften Oldenburg und Dol-

menhorſt

menhorſt anbot. Zu dieſer Zeit vertraute auch der Prinz von Oranien dem Kurfürſten die Unternehmung, welche er gegen England auszuführen im Begriff war; und dieſer billigte ſie vollkommen, als das einzige Mittel, das zur Rettung der Religion und Freyheit von England übrig war.

Allein Friedrich Wilhelm erlebte die große Staatsveränderung nicht, welche dieſer Prinz zu Stande brachte: er ſtarb zu Potsdamm am 29 April des Jahres 1688. Sein Ende war wie ſein Leben, ehrwürdig, lehrreich, und von einer immer gleichen Größe des Geiſtes unterſtützt. Die Gichtſchmerzen mehrerer Jahre, die er ausgeſtanden hatte, ſchlugen zuletzt in eine Waſſerſucht aus; er merkte ſeinen herannahenden Tod, und berief daher 2. Tage zuvor demſelben ſeinen Geheimen Rath zuſammen. In dieſer Verſammlung redete er erſt ſeinen Kurprinzen an, meldete ihm, daß er derſelben zum letztenmale beywohne, und ertheilte ihm viele mündliche und ſchriftliche Ermahnungen, auf ſeine künftige Regierung. Seinen Räthen dankte er für die treuen Dienſte und hofte wie er ſagte, daß ſie dieſelben auch ſeinem Sohne leiſten würden. Er bedauerte zugleich, daß er ſeinen Unterthanen, wegen der unruhigen Zeiten, die aufliegende Laſt nicht nach ſeinem Wunſche habe erleichtern können. Da alle Gegenwärtige unter rührenden Antworten und Merkmalen ihres Schmerzes, in Thränen zerfloſſen, und die Abnahme ſeiner Kräfte ihn ſchon fortzureden hinderte, ließ er gleichwohl noch einige Geſchäfte zur Berathſchlagung vortragen, über welche er ſeinen Entſchluß ſo ruhig ſagte, als wenn ſeine Geſundheit ohne allen Anſtoß wäre. In ſeinem Gemach wiederholte er die Ermahnungen an ſeinen

Kur-

Kurprinzen, seegnete und beschenkte ihn. Er ertheilte auch seinen Kammerbedienten und endlich seiner Gemahlinn selbst Geschenke, welche letztere er mit den standhaften Gesinnungen eines Christen tröstete. Darauf ließ er seine Hofprediger kommen, mit denen er sich Hoffnungsvoll auf die Ewigkeit gerichtet, und erfahren in den Empfindungen der wahren Gottseeligkeit, unterredete. Er seegnete seine Kinder und seine Gemahlinn mehr als einmal; besonders aber warnte er seine Schwiegertochter, die Wittwe des Markgrafen Ludwigs, überaus eifrig, niemals zur Römisch-catholischen Religion zu treten, wenn sie des göttlichen Seegens versichert bleiben wollte. Er bezeigte außerdem, wie sehr ihm die Verfolgungen betrübten, welche die Protestanten hin und wieder zu dulden hätten, und wie viel ihm an der Verträglichkeit derselben unter einander gelegen sey: er empfohl auch noch dem Kurprinzen die Französischen Flüchtlinge nachdrücklich. Unter so rührenden Gesprächen und Gebetern brachte er seine beyden übrigen Tage zu. Er hatte eben die freudige Erwartung, in welcher er aus der Welt gieng, mit den Worten Hiobs: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, ausgedrückt, als er, nach einer sanften Neigung des Hauptes, die Augen schloß. Wenige Fürsten sind mit solchen Kennzeichen einer aufgeklärten und feurigen Frömmigkeit, so sehr über den Verdacht erhaben, daß Aberglauben, Furcht vor dem Tode, oder Betäubung mitten in demselben, ihre letzten Reden und Handlungen eingenommen haben möchten, gestorben.

Friedrich Wilhelm hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Zwar von sechs Kindern aus seiner ersten Ehe mit Louisen Henrietten, Prinzeßinn

zeßinn von Oranien, überlebte ihn nur der Kurprinz Friedrich, der nach ihm regiert, und dasjenige, was nicht ſeinem Vater gefehlt hat, wohl aber der Welt an dem Glanze ſeines Hauſes noch zu fehlen ſchien, die königliche Würde, demſelben verſchaft hat. Nach dem Tode der Kurfürſtinn vermählte ſich Friedrich Wilhelm im Jahr 1668 mit Dorrotheen, einer Tochter des Herzogs Philipp von Hollſtein-Sonderburg-Glücksburg, die bereits Wittwe eines Herzogs von Braunſchweig war, und ſich zur Reformirten Kirche gewandt hatte. Sie gewann durch ihre Ergebenheit, Sorgfalt und Treue gegen ihn, eine größere Gewalt über ſeine Neigungen, als es dem Kurprinzen nützlich war, indem ſie ihren Gemahl wider denſelben, und zum Vortheil ihres älteſten Prinzen Philipp Wilhelm einnahm. Außer dieſem hatten ihr noch drey Prinzen und eben ſo viel Prinzeßinnen das Leben zu danken; aber nur die Nachkommen des älteſten dieſer Prinzen haben ſich bis auf unſere Zeiten in dem Hauſe der Markgrafen von Schwed fortgepflanzt.

Das Leben Friedrich Wilhelms, das man bisher geſehen hat, iſt zugleich ſein Lob und ſeine ſittliche Schilderung. Allein man würde ihn nicht ganz kennen, wenn dasjenige, was in ſeiner Geſchichte keinen bequemen Platz gefunden hat, hier nicht beſonders nachgeholt würde. Geſchichtſchreiber, die ihn gekannt haben, verſichern, daß ſein Geſicht eben ſo viel Majeſtät als Güte vereinigt habe: er flößte daher Liebe und Verehrung ein, und war auch gewohnt, ſich oft zu den Seinigen ſehr vertraulich herabzulaſſen. Sein Körper hatte alle Stärke, die zu den Beſchwerlichkeiten des Kriegs erfordert wird, und unter den Speiſen wählte er nur einfache und gemeine. Er liebte

den

den Wein nicht; ob er gleich viel davon vertragen konnte, und wenn es die deutschen Sitten seiner Zeit erforderten, auch denselben reichlich genoß.

Mit einer ungemeinen Leutseeligkeit pflegte er sich mit Personen jedes Standes, besonders auch mit Fremden, immer nach eines jeden Fähigkeit, zu unterreden. Dadurch erwarb er sich eine ausgebreitete Kenntniß vieler Dinge; aber diese zeigte sich nirgends stärker als in der vollkommenen Einsicht in die innere Beschaffenheit aller seiner Länder. Bey einer solchen Begierde sich zu unterrichten, gab er keinem Stande den Vorzug, schätzte Verdienste und nützliche Eigenschaften überall hoch. Er untersuchte alles selbst, was vor ihn gebracht wurde, ward durch die Menge der Angelegenheiten nie verdrießlich, beschleunigte die Endigung derselben, und ließ sich von den täglichen Anhören der vorgelesenen Briefe weder durch Ergötzlichkeiten noch durch Krankheiten abziehen. Er war gerecht und streng, ohne grausam zu seyn; freygebig und prächtig nach dem Maaße seiner Einkünfte; vor allem aber einer der großmüthigsten und klügsten Fürsten seiner Zeit. Seine Liebe zur Religion, die er kannte, zeigte die lauterste Andacht, einen Abscheu vor Verfolgungen anderer Glaubensgenossen, und eine gleiche Zuneigung gegen alle seine Unterthanen, obgleich der größere Theil derselben über die Religion nicht ganz einstimmig mit ihm dachte.

Er war mehr als Held, sobald man diesen nur im Kriege sucht: man muß ihn auch den Vater und Wiederhersteller seines Landes nennen. Unter den größten Feldherren des vorigen Jahrhunderts gebührt ihm zwar eine vorzügliche Stelle; aber nicht unter den

den Kriegern und Eroberern, nach deren Nahmen und Ruhm er nicht strebte. Er ergriff die Waffen nur zu seiner und seiner Bundsgenossen Vertheidigung; war tapfer, reich an Hülfsmitteln, die er aus sich selbst zog, und desto bewundernswürdiger im Kriege, mit je mehrern Schwierigkeiten er darinne zu kämpfen hatte. Zuerst unter den Kurfürsten von Brandenburg unterhielt er ein beständiges wohlgeübtes Kriegsheer, gab dem Drittheil seiner Bataillonen Piken, und ließ seine Schwadronen öfters Canonen mit sich führen.

Sein lebhafter und fähiger Geist, mit einem vortrefflichen Gedächtnisse versehen, hatte in seiner Jugend nicht alle Nahrung, die er verlangte, erhalten. Gleichwohl hatte er meistentheils durch eigenen Antrieb die lateinische Sprache bis zum Verstehen erlernet; die französische und holländische redete er häufig: er machte sich auch mit der neuern Geschichte, mit der bürgerlichen und Kriegsbaukunst, mit ausgesuchten Büchern, Münzen, Gemählden und Bildhauerarbeiten so bekannt, daß er über dieses alles urtheilen konnte. Daher kommen so viele Proben einer großen Liebe zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Künsten. Er legte die hohe Schule zu Duisburg an, und vermehrte die Einkünfte der Frankfurter und Königsbergischen. Schon war er auch darauf bedacht, in dem neuerlangten Herzogthum Magdeburg zu Halle eine Universität zu gründen; allein der Tod übereilte ihn über diesen Vorsatze. Die königliche Bibliothek zu Berlin, ietzt eine der ansehnlichsten von Europa, ist von ihm gestiftet worden. Sogar bis zur Chinesischen Sprache erstreckte sich seine Wißbegierde. Da der Probst Müller zu Cölln an

der

der Spree ſich rühmte, einen Schlüſſel zur leichtern Erlernung der Chineſiſchen Sprachwiſſenſchaft entdeckt zu haben, ließen der Kurfürſt und ſeine Gemahlinn denſelben öfters zu ſich kommen, hörten ſeinem Vortrag zu, beſchenkten und ermunterten ihn, ſich dieſer Arbeit ganz zu ergeben. Müller verlangte zur Verfertigung ſeines Schlüſſels eine anſehnliche Summe Geldes: der Kayſer verſprach ſie ihm bereits; allein Friedrich Wilhelm wollte nicht, daß dieſes Werk durch eine andere als ſeine Freygebigkeit befördert würde. Selbſt in dem Lager vor Stettin, gab er deswegen Befehle an Müllern, und bis nach Oſtindien an Cleyern, der für ihn Chineſiſche Bücher daſelbſt kaufte. Er rief auch den Couplet, da er aus China zurück kam, an ſeinen Hof, um ſeinen Leibarzt Menzel im Chineſiſchen zu unterrichten, wofür er ihm ein ſehr beträchtliches Geſchenk machte.

Wie Friedrich Wilhelm überhaupt große und edle Entwürfe liebte; ſo nahm er auch ſolche willig an, die zum Beſten der Wiſſenſchaften gereichen konnten. Ein Schwediſcher Gelehrter Benedikt Skytte, that ihm im Jahr 1666. den Vorſchlag, eine Univerſität für alle Völker, Religionspartheyen, Wiſſenſchaften und Künſte, anzulegen. Der Kurfürſt ließ den Entwurf deſſelben unterſuchen: und verſprach, ſo wenig auch damals ſeine Einkünfte nach einer ſo koſtbaren Unternehmung gewachſen waren, in einem beſondern Stiftungsbrief vom Jahr 1667. eine ſolche allgemeine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte aufzurichten. Skytte hatte freylich diejenigen Gaben und Einſichten nicht, welche dazu gehörten, nur den Grundriß eines ſolchen Gebäudes zu verfertigen, geſchweige denn, wie er verlangte,

langte, den Aufſeher deſſelben abzugeben. Aber auch Schwierigkeiten aller Art hinderten es, daß nicht weiter daran gedacht wurde; ob man gleich eine ſolche Anſtalt nicht, als einen ſchönen Traum, verwerfen darf. Glücklicher gelang dem Kurfürſten die rühmliche Sorgfalt, welche er für die würdige Beſchreibung der Brandenburgiſchen Geſchichte trug. Er wandte viele tauſend Thaler darauf, und ernannte nach und nach mehrere Gelehrten zu ſeinen Geſchichtſchreibern. Was einige derſelben zu Stande gebracht haben, iſt zwar noch nicht gedruckt worden; allein wenigſtens iſt ihm von den trefflichſten unter denſelben, von Pufendorfen, ein bleibendes Denkmal errichtet worden.

Er legte auch, zur Aufnahme der ſchönen Künſte, den bleibenden Grund in ſeinen Ländern. Verſchiedene auswärtige Baumeiſter wurden von ihm nach Berlin berufen, wo ſie den guten Geſchmack in der Baukunſt gründeten, und ſehenswürdige Denkmale deſſelben hinterließen. Er richtete eine Sammlung von Gemählden berühmter Meiſter an, die er zum Theil in Holland gekauft hatte. Mahler, Bildhauer und andere Künſtler thaten ſich unter ſeiner Regierung, und von ihm unterſtützt, häufig hervor. Zum Gebrauche der Gelehrten brachte er nach und nach ein treffliches Cabinet der Alterthümer und Münzen zu Stande; ſonderlich nachdem ihm der Kurfürſt Carl von der Pfalz ſeinen Vorrath dieſer Art vermacht hatte. Lorenz Beger, der ihm denſelben überbrachte, trat in ſeine Dienſte, und wurde Aufſeher über dieſes Cabinet, das er öffentlich beſchrieben hat. Auch der ſchätzbarſte deutſche Dichter dieſer Zeit, der Freyherr von Canitz, lebte an

Friedrich

Friedrich Wilhelms Hofe, der ſich ſeiner als eines geſchickten Staatsmannes bediente.

Man hat ihm, außer dem jähen Zorn, zu welchem er von Natur geneigt war, und ſich bald nach einigen harten Worten zu verlieren pflegte, keinen ſcheinbaren Vorwurf gemacht, als dieſen, daß er ſeine Bündniſſe zu oft und leicht verändert habe, und zu unbeſtändig von einer Parthey zur andern übergegangen ſey. Allein die unruhigen Zeiten, in denen er regierte, die Lage ſeiner zerſtreueten Länder, ſeine erſt nach und nach anwachſende Macht, und andere Umſtände, können dieſes Verhalten ziemlich entſchuldigen. Es war ſein Schickſal, immer ein Opfer des Kriegs zu werden; Pommern, Pohlen und Holland machten ihn dazu, und nöthigten ihn deſto mehr, ſeine Sicherheit immer in neuen Bündniſſen zu ſuchen. Auch ſieht man nicht, daß ihm dieſe Bündniſſe Eigennutzen, Habſucht, oder Leichtſinn eingegeben hätten: ſie waren alle auf die Erhaltung ſeines Hauſes, ſeiner Länder und Bundsgenoſſen gerichtet. Man hat zwar angemerkt, daß dieſer Grundſatz, von ſeinen Bündniſſen ſo oft abzugehen, als es der Vortheil der Unterthanen erfordert, jede Treuloſigkeit der Bundsgenoſſen bedecken könne; aber es iſt genug, daß ihn Friedrich Wilhelm nie dazu gebraucht hat.

Der gröſte unter ſeinen Königlichen Nachkommen hat eine Vergleichung zwiſchen ihm und Ludwig dem Vierzehnten angeſtellt, die wahr und unterrichtend iſt; aber nicht abgekürzt werden darf. Die Hauptzüge aus derſelben fallen unterdeſſen leicht in die Augen, wenn man auf die Geſchichte beyder Fürſten blickt. Fürchterliche Macht, unermeßliche Reich-

thümer; eine blendende Pracht, Siege und Eroberungen ohne Zahl, ein von Wiſſenſchaften und Künſten glänzendes Land, in das jeder nützlichen und ſchönen Anſtalt den Weg geöfnet worden iſt; alles dieſes ſcheint Ludwigen den Vorzug zu ertheilen. Aber wenn man ſieht, daß Friedrich Wilhelm, ohne alle Vorbereitung und Hülfe, ſein unglückliches Land blühend, ſein ſchwaches Haus groß gemacht hat; daß er mit kleinen Heeren, die er ſelbſt anführte, die herrlichſten Thaten verrichtet, Ludwig aber nur durch die zahlreichſten Heere und beſten Feldherren ſeine Unternehmungen ausgeführet hat; daß der erſtere keinen ungerechten Krieg, der letztere faſt keinen gerechten, vorgenommen hat; daß Ludwig viele tauſend ſeiner Unterthanen genöthigt hat, ihre Gewiſſensfreyheit in einem fremden Lande zu ſuchen, und daß ſie Friedrich Wilhelm aufgenommen und beſchützt hat: ſo kann man kaum mehr zweifeln, wer unter beyden der größere ſey.

Friedrich Wilhelm iſt einer von den wenigen Fürſten, welche den Nahmen der Großen, den ihnen die Geſchichte beygelegt hat, in ſeinem ganzen Umfange verdienen; welche ihn ſchon vor ihren Zeitgenoſſen führen konnten. Seine Geſchichte macht den Jahrbüchern der Deutſchen Ehre, wenn ſie ihn gleich ſo wenig, als andere ihrer größten Fürſten, genugſam kennen ſollten.

* * *
* * *

Faſt alles, was ich von Friedrich Wilhelms Leben geſagt habe, bin ich des Freyherrn von Pufendorf de rebus geſtis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris Brandenburgici, Commentarior. Libris XIV.

(Berlin

(Berlin 1695. Fol.) ſchuldig. Er iſt ſehr tief in die Handlungen deſſelben eingedrungen, ſchreibt mit vortrefflicher Einſicht, Zuverläßigkeit und Beurtheilung, nicht ſelten auch mit einer rühmlichen Freymüthigkeit; vielleicht aber läßt er den Feinden des Kurfürſten nicht überall Gerechtigkeit wiederfahren. Er hat mich verleitet von den Staatsunterhandlungen des Kurfürſten weitläuftiger zu reden, als ich geſonnen war; aber ſie ſind auch, wie ich glaube, in ſeiner Geſchichte beſonders wichtig, um mit ihm bekannt zu werden. Bey der zweyten Ausgabe dieſer Lebensbeſchreibung, habe ich die neue Berliner Ausgabe des Pufendorfiſchen Werks vom Jahr 1733 gebraucht. Sie geht von der erſten in keiner Stelle, oder irgend einem Ausdrucke ab; ob man gleich ſonſt geglaubt hatte, es wären verſchiedene Stellen aus dieſer Geſchichte, auf Befehl des Brandenburgiſchen Hofs, ausgemerzt worden. Freylich ſchrieb Pufendorf mit einer ungewöhnlichen Aufrichtigkeit für manche noch neue Begebenheiten. Dieſes wurde anſtößig; und gereicht ihm doch zum Ruhm. Wenn er ausführlicher von der innern Landesregierung des Kurfürſten Nachricht gegeben, und eine ſchöne lateiniſche Schreibart in ſeiner Gewalt gehabt hätte: ſo würde man ihm nicht leicht einen erheblichen Vorwurf machen können. Immer mag man jedem Fürſten ein ſolches Ehrengedächtniß wünſchen, von dem man ſagen kann: „Das Werk iſt groß; aber dieſer Fürſt „hat auch viele und große Dinge, und hat ſie faſt alle „durch ſich ſelbſt gethan.„ Wie leicht hätte der vermeintliche witzige Einfall eines franzöſiſchen Bibliothekars: „Pufendorfs Werk ſey ſo ſtark als die „Körper der Deutſchen,„ von den Deutſchen, die ihn anhörten, im vollen und empfindlichen Maaße zurückgegeben werden können.

In den Mémoires pour ſervir à l' Hiſtoire de Brandebourg, de main de maitre, wird Friedrich Wilhelm von einem Schriftſteller geſchildert und beurtheilt, der unter allen das höchſte Recht dazu gehabt hat.

Der Fleiß, den Herr D. Pauli im fünften Bande ſeiner Allgemeinen Preußiſchen Staatsgeſchichte bey der Geſchichte dieſes Kurfürſten angewandt hat, iſt mir ſehr brauchbar geweſen.

Die Anekdoten von den Nachſtellungen nach dem Leben des Kurfürſten unter der Regierung ſeines Vaters, hat Herr D. Oelrichs in der Nachricht von dem Leben und den Schriften des D. Guſtav Caſimir Gahrliep von der Mühlen, (Greifswald 1769. 4) zuerſt bekannt gemacht.

Zwey andern Schriften eben dieſes gelehrten Mannes bin ich Zuſätze ſchuldig, welche ich dieſer Ausgabe beygefügt habe. Sie führten die Aufſchrift: Commentationes de conſilio Frider. Wilh. M. condendi novam Univerſitatem omnium gentium ſcientiarum et artium, et de Hiſtoriographis Brandenburgicis, (Berlin 1751. 8.) und Supplementum ad Comment. de Hiſtorieogr. Brandenburg. (ebendaſ. 1752. 8.)

Die Nachricht von Friedrich Wilhelms Liebe zur Chineſiſchen Litteratur, iſt aus der Zuſchrift von Theophr. Sigfr. Bayeri Lib. ſingulari de Eclipſi Sinica. (Königsberg 1718. 4.) genommen.

Manche einzelne Umſtände habe ich noch aus andern Schriftſtellern gezogen, die nicht genannt zu werden brauchen.

Ende des dritten Theils.

Vorrede.

Dieſes Werk ſcheint der Vorreden, beſonders der langen, immer leichter entbehren zu können, je weiter es fortgeht. Meine Abſicht bey demſelben, und die Methode, welche ich vor die beſte halte; beydes iſt von mir hinlänglich vorgetragen worden. Daß ich die Leſer nicht bloß deswegen im Vorhofe aufzuhalten ſuche, damit ich mich gegen jeden Tadel rechtfertigen könne, dieſes habe ich nicht nur ehemals verſichert; ich glaube auch mein Verſprechen nicht übertreten zu haben. Wenn ich mich wider Vorwürfe vertheidigt habe: ſo habe ich nur ſolche gewählt, die theils vorzüglich wichtig waren, theils inſonderheit zu allgemeinen, nicht unnützen Unterſuchungen Gelegenheit geben konnten. Um dieſer Willen ſind eigentlich jene beantwortet; aber eine ängſtliche, ins Kleine ſich verlierende Schutzſchrift für jeden Theil des Werks zu ſchreiben, wäre

gewiß für mich eben so ermüdend und ekelhaft, als für den Leser. Man hat mir vorausgesagt, daß die gegenwärtige Vorrede sehr lang gerathen dürfte. Noch weiß ich nicht, ob dieses eintreffen werde; gewiß aber ist es, daß sie nicht darum geschrieben wird, damit ich durchaus Recht behalten möge.

Zuerst muß ich einiges von dem Inhalte dieses Theils sagen. Da ich noch immer entschlossen bin, große Deutsche mehr als die Helden anderer Völker in dieser Biographie aufzustellen: so hatte ich hier dem Leben des Herzogs **Bernhard von Sachsen-Weimar** den ersten Platz, und sein Bild in den Ein[illegible]ng dieses Theils bestimmt. Allein, was schon öfters ein unüberwindliches Hinderniß gewisser meiner Entwürfe geworden war, der Mangel an Hülfsmitteln, dieser trat auch hier in den Weg. Ich habe alle Mühe vergebens angewandt, um unter andern **Ernst Salomo Cyprians** Adversaria historica, quibus *Bernhardi Magni* vita illustratur, zu erhalten: und dieser Vorsatz mußte also aufgegeben werden. Unterdessen habe ich doch nicht alle Hoffnung verloren, daß ich das Leben jenes großen Feldherrn im folgenden Theile werde beschreiben können.

Ihm sollte der Papst **Adrian der Sechste** an der Seite stehen: jezt hat er sogar seine Stelle eingenommen; und vielleicht gesteht man ihm auch

auch einige Anſprüche auf den Nahmen und Charakter eines Deutſchen zu. Ich habe ihn aus einer Art von Neigung oder Achtung gewählt: einen in der Geſchichte faſt eben ſo unglücklichen Mann als in ſeiner Regierung; und der doch gewiſſermaaßen ein beſſeres Schickſal verdient zu haben ſcheint. Nach ſolchen und ähnlichen Beſtimmungsgründen werde ich auch künftig die berühmten Männer ausſuchen, welche in dieſem Werke erſcheinen ſollen: und darunter diejenigen vor allen andern, von denen meine Leſer wünſchen ſie hier anzutreffen.

Aus dieſer leztern Veranlaſſung iſt die Lebensbeſchreibung **Conſtantins des Großen** erwachſen, die ich ſonſt allem Anſehen nach niemals geſchrieben haben würde. Warum niemals? werden vermuthlich einige fragen. Nicht, weil es ein Fürſt aus ältern Zeiten iſt; oder, weil ſchon unzählige ſeine Geſchichte bearbeitet haben: dieſe Urſachen könnten eher Ermunterungen abgeben, dieſelbe von neuem, und für dieſes Jahrhundert brauchbar zu erzählen. Aber wer nach ſo vielen beynahe ausſchweifenden Streitigkeiten über **Conſtantins** Verdienſte und Charakter, bis auf die neueſten Jahre, ſich ohne eine beſondere Gelegenheit zum Biographen deſſelben aufwirft, der giebt ſich in der That das Anſehen, als wenn er, weitſehender als alle ſeine Vorgänger, die auf zween einander entgegenſtehenden Wegen begriffen, ſich einander nie zu nä-

herrn wußten, die Mittelſtraße allein glücklich erreicht, und entſcheidend bewieſen habe, wo jene beyden Wege zuſammenſtoßen können. Ich brauche nicht erſt darzuthun, daß ich vor dieſen ſcharfſichtigen Kenner nicht angeſehen werden will; auch, wenn ich es vor leicht hielte, zur Feſtigkeit im Urtheil über dieſen Fürſten zu gelangen, würde ich es öffentlich kaum behaupten.

Ein gelehrter und rechtſchaffener Mann in entfernten Gegenden, den ich vorher niemals gekannt hatte, verlangte nebſt einigen ſeiner Freunde vor faſt anderthalb Jahren von mir, daß ich **Conſtantins** Leben beſchreiben möchte. Da ich vorausſetzen konnte, daß ein Leſer dieſes Werks berechtiget ſey, von dem Verfaſſer eine ſolche Willfährigkeit zu begehren: ſo nahm ich bloß deswegen keinen Anſtand, ſie würklich zu leiſten; zumal da ſie ſich mit meinem Hauptendzwecke wohl vereinigen ließ. Dieſe Lebensbeſchreibung, dachte ich, zu deren Abfaſſung ich ſonſt keinen Trieb empfunden hatte, wird nicht als eine Streitſchrift wider alle, die ſich für oder wider den **Conſtantin** erklärt haben, bekannt gemacht; auch nicht als ein vollkommenes Muſter ſeiner Abſchilderung: ſie ſoll nur die Erwartung einiger Leſer befriedigen; gefällt ſie auch dieſen nicht, ſo bin ich wenigſtens von ihnen dazu aufgefordert worden. Warum ich gleich darauf die Lebensbeſchreibung **Julians**, die ich anfänglich gar nicht in den Umriß dieſes Bandes gebracht hatte, hin-

hinzugesetzt habe, wird man im Anfange derselben sehen. Es sollen also keine eigentlichen Parallel-Leben seyn; obgleich alles, was zur Vergleichung dieser beyden Fürsten mit einander nöthig ist, sich darinne finden muß.

Vielleicht erneuert man gegen diese Lebensbeschreibungen, oder wenigstens gegen eine derselben, den ehemaligen Vorwurf, daß sich darinne eine herrschende Begierde zeige, meine Helden fast überall zu entschuldigen, auch wo sie andern sehr tadelhaft vorkommen, und ihren Charakter auf eine gezwungene Art zu verschönern. Diese Beschuldigung kann eben sowohl einen grossen Fehler als eine Eigenschaft treffen, die dem Geschichtschreiber überaus anständig und rühmlich ist. Wenn er, um sich oder seinen Lesern das Vergnügen zu machen, einen durchaus vollkommenen Mann abzubilden, Tugenden sucht, wo keine vorhanden sind; was nur eine Wirkung des Naturells oder gewisser günstiger Umstände war, zur Anstrengung eines großen Geistes oder Frucht eines vortrefflichen Herzens macht; freygebig in Zueignung edler Bewegungsgründe ist; und auch alsdenn alles glänzend vorstellen will, wenn ihn zuweilen ein Flecken oder gar eine schwarze That erinnern sollte, daß es ein Mensch sey, dessen Leben er nachzeichnet: wer zweifelt daran, daß er seines Nahmens unwürdig sey, weil er die Geschichte verfälscht hat? Aber es giebt auch eine gewisse Nachsicht, eine

billige ſanfte Beurtheilung, eine Neigung, den Mann von ausnehmenden Gaben und würklichen Verdienſten um die Menſchen, nicht ſogleich vor einen Thoren oder Böſewicht zu halten, weil er einige Ausſchweifungen begangen hat; die Fehler eines andern, die großentheils von den Vorurtheilen ſeiner Zeit, von ſeiner unglücklichen Stellung herkamen, zwar nicht zu vertheidigen, aber doch mit einiger Gelindigkeit zu behandeln; und wo ſich wahrſcheinliche Muthmaaßungen, beſonders hiſtoriſche Spuren angeben laſſen, eine gütige Auslegung dem feindſeeligen Argwohn immer vorzuziehen. Ich habe jenen Fehler zu vermeiden, dieſe Neigung innerhalb der Gränzen zu halten geſucht, welche ſie von Partheilichkeit, Lobſucht oder Entwürfen idealiſcher Schönheiten abſondern. Ob ich darinne glücklich geweſen bin, kann bloß die Geſchichte, das heißt der ganze glaubwürdige Zuſammenhang von den Geſinnungen und Handlungen derer, welche ich beſchrieben habe, und das geprüfte Urtheil von Zeugen aller Art, die es fordern können, abgehört, und nach ihren Ausſagen unter einander verglichen zu werden, entſcheiden. Die Geſchichtskunde und die Geſchichtsbeſchreibung gewinnen ohne Zweifel unter uns täglich neue Stärke. Und dennoch hat man vielleicht niemals mehr Urſache gehabt, denen, welche ſich um die leztere verdient machen wollen, zuzurufen: Geſchichte! Geſchichte! Nicht bloße Declamation und Raiſonnement! Kein Spinnengewebe von Witz,

ſchalk-

ſchalkhaften Vermuthungen, ſchimmernder Beredſamkeit, vermeinter eindringender Scharfſichtigkeit in die Tiefen des menſchlichen Herzens, alles ohne hiſtoriſchen Grund in der Luft aufgehängt! Durch ſolche und andere verwandte Künſte, die wir von unſern Nachbarn geborgt haben, kann zwar der ſchwächſte Faden zu einem ganzen neuen Gebäude ausgedähnt werden, das diejenigen bewundern werden, die nicht wiſſen, wie es mit deſſen Aufführung zugegangen iſt; aber es ſteht auch außerhalb der Gränzen der Geſchichte, und erhält ſich nur eine ſehr kurze Zeit.

Man hat ein Recht, da ich einmal auf dieſem Wege bin, nunmehr diejenigen Erläuterungen über einzele getadelte Stellen der erſtern Theile zu erwarten, die ich in den beyden lezten Vorreden verſprochen habe. Aber ich bin, ohne Eitelkeit zu ſagen, ſehr wohl mit mir ſelbſt zufrieden, daß ich ſie bisher zurück gehalten habe. Eine geheime Abneigung ließ ſie eben ſo wenig als die angewachſene Länge der Vorreden zum Vorſchein kommen; jezt aber iſt es beſchloſſen, daß ſie niemals das Licht ſehen ſollen. Wenn ſie gleich zu manchen Erörterungen über gewiſſe Begebenheiten, Urtheile und Schriften hätten führen können; ſo war es doch unvermeidlich, daß ſie langweilig ausfallen, und die gar zu armſeelige Geſtalt einer kleinen Zänkerey annehmen mußten. Dazu kam die neue Ausgabe des erſten Theils, bey welcher ich völlig überzeugt wurde,

die beste Antwort auf einen Tadel, der entweder zu unerheblich oder zu leicht ist, als daß man ihn fühlen sollte, sey gar keine; auf einen solchen aber, der die Hand des Kenners und des billigen Richters verräth, der treffend und wichtig ist, sey es eine stille Ueberlegung, und die schleunigste Verbesserung, die der Verfasser leisten kann. Männer von Einsicht antworten leicht bey der erstern Art des Tadels im Nahmen des Verfassers: und bey der andern nehmen sie oft Parthey gegen ihn, wenn er gleich alles anwendet, um untadelhaft zu scheinen. Um der übrigen Willen aber, bey denen immer die lezte Vorrede oder die lezte Recension, oder auch der Schriftsteller, welcher sich bey ihnen das meiste Ansehen erworben hat, Recht behält, um solcher Willen jede Vorrede in eine Streitschrift zu verwandeln, belohnt doch wohl die Mühe nicht. Und wie viele gemeine, überflüßige, sogar unangenehme Dinge müßten darinne gesagt werden, wenn man jedem Tadel **nach Würden und Standesgebühr** begegnen wollte! Es sey mir erlaubt dieses noch etwas deutlicher zu erklären, weil ich niemals wieder auf diese Materie zurück zu kommen gedenke, und künftig nur schweigen, oder zugleich schweigen und bessern werde.

Wenn ich einen Mann von gutem Geschmacke und einiger Belesenheit, der aber durch nichts beweiset, daß er in der Geschichte sehr geübt sey, bloß um die Schreibart und die Reflexionen eines histo-

historischen Werks herumflattern, niemals aber bis auf den Grund der schärfsten Wahrheit und Genauigkeit dringen sehe: so verwundere ich mich zwar darüber, daß er einen Kunstrichter bey demselben abgeben will; allein er mag so viele Forderungen wegen desselben an mich machen, als es ihm gefällt, ich erfülle von denselben nicht mehr als ich vor gut befinde, weil Ausdruck, Betrachtungen, alles was er darinne zu übersehen glaubt, sich schlechterdings nach dem historischen Grunde richten muß; der Grad von Beredsamkeit aber und Schönheit an dem Werke, von den Kräften und Absichten des Schriftstellers abhängt.

Wenn mich eben derselbe meine eigenen Grundsätze lehrt, und nicht einsieht, warum sie an gewissen Stellen des Werks nicht haben angewandt werden können; wenn er dasjenige in demselben vergebens sucht, was ich nur nicht witzig und hervorstechend genug für ihn gesagt habe; wenn er verlangt, daß ich von gewissen Personen oder Begebenheiten ausführlicher hätte reden sollen, und nicht weiß, warum es unmöglich gewesen sey, dieses zu thun, gar nicht zeigen kann, woher andere zuverläßige Nachrichten gezogen werden sollen; wenn er mir wohl gar Muster der Nachahmung vorweiset, die nach den strengern Regeln der Geschichtskunst zur Warnung aufgestellt werden müssen: was soll ich auf alles dieses antworten? Oeffentlich in der That nichts;

aber insgeheim wird es mir vergönnt seyn, darüber zu lachen.

So hat man sich gewundert, daß ich einen großen Mann oder Personen von vermischten Eigenschaften bisweilen entschuldigt habe, wo ihnen andere einen unleugbaren Fehler beylegten: und man hat daraus geschlossen, daß ich die Wahrheit zu wenig achtete, um nur Männer, welche ich in meinen Schutz genommen hätte, nicht verächtlich werden zu lassen. Aber, hat man hinzugesetzt, indem ich eben dieselben, an denen ich ein Bild der Vollkommenheit hätte entwerfen wollen, an andern Stellen wieder getadelt hätte, sey daraus ein offenbarer Widerspruch entstanden. Ein anderer würde vielmehr daraus geschlossen haben, daß der Verfasser, indem er eben denselben Mann bald getadelt, bald vertheidigt habe, weit davon entfernt gewesen sey, ihn als unverbesserlich vorzustellen. Er würde in den glaubwürdigsten gleichzeitigen Schriftstellern, in den Umständen der Zeiten selbst, den Grund meiner Entschuldigungen gefunden haben. Das habe ich vorausgesetzt, daß man die Quellen der Geschichte gelesen haben müßte, ehe man über dieselbe urtheilte: freylich hätte ich es nicht immer voraussetzen sollen, sehe ich.

An statt mehr solcher Beyspiele anzuführen, da ich die Vorwürfe kaum im Vorbeygehen zu beantworten nöthig habe, gestehe ich vielmehr, daß

daß ein Fehler, den ich ſchon ehemals, [illegible] mehr als Einem Orte, geſtanden habe, die Weitläufigkeit im Erzählen, die zuweilen bis ins Weitſchweifige ausgeartet ſeyn mag, noch nicht völlig in dieſem Werke hat vermieden werden können. Gleichwohl ſchien es mir, ſo oft ich demſelben auszuweichen ſuchte, daß ich in einen andern verfallen würde, der vielen Leſern noch weit unerträglicher ſeyn könnte: in einen abgebrochenen, oft dunkeln, und auf eine gezwungene Art fruchtbaren Ausdruck, der die Begebenheiten mehr zu verſtehen giebt, als entwickelt, und ſie bloß dem Nachdenken derer flüchtig vorhält, welche ſie bereits nach allen Umſtänden kennen. Ich bin mir bewußt, keine Periode hingeſetzt zu haben, die zu der Abſicht, in welcher ich ſchreibe, nicht wenigſtens etwas, nach meinem Urtheil, beytragen könnte. Ohne alle Begierde, mit der ausführlichſten Vollſtändigkeit zu erzählen, und ſogar abgeneigt gegen dieſelbe, häufften ſich doch nicht ſelten reichlichere Nachrichten, weil es das Anſehen hatte, als könnten ihrer die Leſer nicht entbehren, um den Mann, welchen ſie betrafen, ſicher zu beurtheilen. Eben darum breiteten ſich auch gewiſſe Unterſuchungen über zweifelhafte Erzählungen weiter aus, als ich anfänglich wünſchte. Und dennoch war ich nicht Herr genug darüber, um beyde merklich abkürzen oder gar weglaſſen zu können. Denn ich befürchtete immer, es möchten alsdenn viele der wichtigſten und nützlichſten Erläuterungen eines merkwürdigen Le-

bens

bens fehlen, oder zu mangelhaft werden, als daß man sich ihrer zuversichtlich bedienen könnte. Giebt es also, wird man hier einwenden, kein Mittel, eine Lebensbeschreibung vollkommen lehrreich zu machen, ohne daß sie zugleich weitschweifig und gedähnt würde? — So habe ich mich in der That oft selbst gefragt, und nach einer unzählichemal mitten unter dem Ausarbeiten wiederholten Ueberlegung, habe ich keine bessere Antwort gefunden als diese: Gewisse Erzählungen oder Untersuchungen werden, weil es ihnen am Anziehenden oder Abwechselnden fehlt, immer zu weitläuftig vorgetragen scheinen, wenn sie gleich nur eben den Umfang einnehmen, der ihnen gebührt; und gewissen Lesern, die nichts als ihren Geschmack zu befriedigen suchen, wird alles langweilig vorkommen, was sie nicht in einem Lauf vom Außerordentlichen und Unerwarteten, durch reizende kleine und vorübereilende Bilder, zur Bewunderung der Begebenheiten, oder doch der sinnreichen Art, mit welcher sie vorgestellt worden sind, fortreißt. Ob diese Antwort hinreichend sey, ist vielleicht nicht schwer zu entscheiden.

Diese Berathschlagung mit meinen Lesern ist, wie man leicht sieht, keine Vertheidigung des erstgedachten Fehlers; sie kann nur zeigen, daß ich alle Mühe angewandt habe, ihn zu verhüten, und daß er es nicht überall sey, wo man ihn beym ersten Anblicke zu finden glaubt. Es kann seyn,

daß

I.

Leben des Kaiſers Conſtantin des Großen.

Es giebt Fürſten und andere berühmte Männer, deren Geſchichte faſt ein Heiligthum zu ſeyn ſcheinet, das man eben ſo wenig als die Religion ſelbſt, welche ſie ausgebreitet, beſchüzt oder wiederhergeſtellt haben, mit einiger Dreiſtigkeit angreifen darf. Diejenigen, welche dieſe Religion ehren und lieben, ſetzen meiſtentheils ihrer Bewunderung und Dankbarkeit gegen dieſelben keine Gränzen; oder ſehen es doch ungerne, wenn ſie getadelt werden, entſchuldigen alles, was ihnen vorgeworfen werden kann, und ſuchen den hohen Begriff, den ſie ſich von ihnen gemacht haben, deſto eifriger zu retten, je weniger ſie glauben können, daß Gott zum Dienſte der Religion Menſchen gewählt haben ſollte,

die viele und große Fehler begangen haben. Andere hingegen wagen es zuweilen, auch bey so verdienten Männern eine schwächere und wohl gar eine schwarze Seite zu zeigen. Sie finden an einigen derselben nur ordentliche Menschen, die ohne ausnehmende Gaben und hohe Einsichten, sich bloß glücklicher Umstände, unter welchen sie lebten, bedient haben, um gewisse gute Absichten, die ihnen selbst vortheilhaft waren, auszuführen: und sie glauben, daß die Vergehungen derselben desto freymüthiger aufgedeckt werden müssen, weil sie durch den Schein der Religion, unter welchem sie glänzen, gar zu leicht das Ansehen der Tugenden gewinnen können. Wenn sie bey diesem Widerspruche gegen herrschende Urtheile nichts anders suchen, als die Wahrheit frey zu sagen, wie sie dieselbe entdeckt haben: so werden sie dieselbe mit Beweisen unterstützt, sanft und lehrreich vortragen. Ist ihnen aber auch daran gelegen, der Welt es sehen zu lassen, daß sie zuerst eine neue Vorstellungsart gefunden, und einen gewöhnlichen, beynahe geheiligten Irrthum zu verbessern im Stande sind; ist ihre Ueberlegung nicht kalt, ihre Wissenschaft nicht reif genug, um Flecken von Bosheit, und einen vermischten Charakter von einem völlig schlimmen zu unterscheiden; oder gönnen sie vielleicht der Religion und Kirche den großgeachteten Mann nicht, der beyden Ehre und Nutzen gebracht hat: so werden sie, an Statt ihn etwas zu erniedrigen, ihn häßlich und verächtlich abschildern, und, um nichts mit dem großen Hauffen gemein zu haben, ihn gar als den Abschaum des menschlichen Geschlechts beschreiben. Daß Tadler von dieser Art der Feindschaft wider die Religion beschuldigt werden, ob sie gleich mehr durch Eitelkeit und schwärmenden Ungestüm sündigen, ist eben nicht wunderbar. Aber daß auch jene rechtschaffene Manner, die nur Feinde der Partheylichkeit und

knechti-

knechtiſchen Verehrung in der Geſchichte ſind, dieſen Vorwurf wenigſtens in der Stille leiden müſſen; dieſe Ungerechtigkeit würde ſehr empfindlich ſeyn, wenn man nicht den hitzigen Bewunderern, wie die meiſten Menſchen ſind, einige Nachſicht ſchuldig wäre. Beyde dieſer entgegengeſetzten Fehler ſind in der Geſchichte Conſtantins des Großen, mehr als in irgend einer andern, begangen worden. Die Leſer aber ſind gewarnet, ſich von keinem derſelben verführen zu laſſen, wenn er auch in dieſe Lebensbeſchreibung gedrungen wäre.

Conſtantinus kam zu einer Zeit auf die Welt, da das Römiſche Reich, nach einer Dauer von mehr als tauſend Jahren, und ſchon ſeit dreyhundert Jahren gewohnt, einem einzigen Oberhaupte zu gehorchen, zwar noch einen weiten Umfang des Gebiets in allen drey Welttheilen, große Macht und ein furchtbares Anſehen beſaß; aber auch bereits vieles von ſeiner innern Feſtigkeit und Stärke verloren hatte. Bürgerliche Kriege hatten es zuerſt ungemein geſchwächt; darauf war es durch unwürdige Fürſten zerrüttet und verächtlich geworden; die Wahl und Regierung der Kaiſer hieng oft von dem Willkühr und von den ausſchweifenden Begierden der Soldaten ab; längſt war auch die patriotiſche Liebe des Vaterlandes mit dem Geiſte der alten Römer größtentheils untergegangen; und wenn verſchiedene weiſe und tapfere Kaiſer den alten Glanz des Reichs wieder herſtellten, ſo wurden ihre Arbeiten geſchwind wieder vernichtet. Die unaufhörlichen Empörungen, die Anfälle und Verwüſtungen, welche die ſogenannten barbariſchen, eigentlich großentheils deutſchen Völker vornahmen, und die Ermordung der ruhmwürdigſten Kaiſer; dieſes waren Merkmale genug von dem tiefen Verfall des Staats. Ihn regier-

regierte damals Aurelianus, einer der verdientesten und siegreichsten Kaiser, als Constantinus, der mit seinem vollständigen Nahmen Flavius Valerius Constantinus hieß, am 24 Februar des Jahrs 274, nach der christlichen Zeitrechnung, zu Naißus, einer Stadt in Dardanien, welche Landschaft zu Ober-Mösien gehörte, (jezt Nissa in Servien,) gebohren wurde.

Sein Vater Constantius Chlorus war ein Nachkomme des Kaisers Claudius des Zweyten. Er hatte sich ganz dem Kriege ergeben, und fochte eben um diese Zeit glücklich in der Schweitz, welche damals Helvetien hieß. Carus, einer der folgenden Kaiser, ernannte ihn um das Jahr 282 zum Statthalter von Dalmatien: und da er sich immer mehr als ein geübter Feldherr hervorthat, erklärte ihn Diocletianus, der nicht glaubte, daß ein einziger Fürst der Regierung des Reichs mehr gewachsen sey, und der schon den Maximianus zum Reichsgenossen angenommen hatte; oder vielmehr dieser letztere wählte ihn mit dessen Bewilligung, im Jahr 292 zum Cäsar, oder Reichsgehülfen und bestimmten Nachfolger; so wie der erstere dem Galerius eben diese Würde beylegte. Constantius sah sich zugleich genöthigt, um mit diesen Fürsten in eine genauere Verbindung zu treten, sich von seiner Gemahlin Helena, Constantins Mutter, zu scheiden, und Maximians Tochter Theodora zu heyrathen. Helena war von sehr niedriger Herkunft, und scheint nicht einmal seine rechtmäßige Gemahlin gewesen zu seyn. Selbst christliche Schriftsteller gestehen dieses deutlich: und wenn es gleich andere geleugnet haben; so war es doch wenigstens eine sehr alte, weit ausgebreitete und wahrscheinliche Nachricht. Genug, daß Constantius als Cäsar, Gallien, Spanien, Britannien

nien und Mauritanien, (das heißt, einen Theil vom nördlichen Africa,) zu regieren bekam. Er erwarb sich durch seine Tugenden eine ungemeine Liebe der Völker, und einen weit größern Ruhm, als die übrigen drey Fürsten. Dabey hatte er so viele Kenntniß vom Christenthum, und eine so merkliche Neigung zu demselben, daß ihm beynahe nichts mehr fehlte, als das öffentliche Bekenntniß desselben. Da endlich Diocletianus und Maximianus im Jahr 305 die Regierung niederlegten, wurden Constantius und Galerius an ihrer Stelle Kaiser: sie theilten sich darauf dergestalt in das Reich, daß der erstere Italien, Sicilien, Spanien, Gallien, Britannien, Deutschland, und das meiste von Africa, der letztere aber den übrigen größern Theil erhielt. Allein Constantius trat ihm bald freywillig Italien und Africa ab, um sein kleineres Gebiet desto besser übersehen zu können.

Während dieser Zeit hatte sein Sohn Constantinus große Hoffnungen erweckt. Er war zu Naissus erzogen worden: Diocletianus behielt ihn an seinem Hofe und in seinem Gefolge, mit Zeichen einer besondern Achtung, gleichsam als einen Geisel für das Verhalten seines Vaters; er machte ihn auch frühzeitig zu einem der vornehmsten Kriegsobersten. Constantinus verband mit einer schönen Leibesgestalt und vorzüglichen Stärke, viele Geschicklichkeit im Kriegswesen, tugendhafte Sitten, und eine ungemeine Leutseligkeit. Die Soldaten liebten ihn, und andere wünschten, daß er einst an der Regierung Antheil nehmen möchte. In verschiedenen Feldzügen gegen die Perser, ingleichen in Aegypten, und an der Donau, legte er ausnehmende Proben der Unerschrockenheit ab, unter andern in einem Zweykampfe mit einem Kriegsbefehlshaber der Barbaren: denn andere, als solche Zwey-

kämpfe im Kriege, kannten die Römer nicht. Daneben hatte er auch einen glücklichen Anfang gemacht, sich mit der Gelehrsamkeit bekannt zu machen. Aber eben die Eigenschaften, welche ihn bey den Römern beliebt machten, hinderten ihn eine Zeitlang an einem höhern Glücke. Galerius, der nach der Abdankung der beyden vorhergehenden Kaiser der mächtigste blieb, ernannte zween Cäsaren, den Severus, welchem er Italien und Africa übergab, und den Maximinus, dem einige morgenländische Provinzen unterworfen wurden; da hingegen Galerius das übrige von seinem Antheil selbst regierte. So ließ er nicht nur den Constantinus außer Acht, auf den jedermann bey dieser Gelegenheit die Augen gerichtet hatte, und wählte sich Gehülfen ohne alle Fähigkeit, von denen er desto weniger etwas zu befürchten hatte; er suchte ihn auch auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen, indem er ihn bald im Kriege großen Gefahren aussetzte, bald unter dem Vorwande der Ergötzlichkeit und Uebung seiner Kräfte, mit wilden Thieren zu kämpfen nöthigte. Endlich konnte Galerius der Begierde Constantins bey seinem Vater zu leben, womit allem Ansehen nach auch die Sehnsucht nach einem Antheil an der Regierung, oder nach dem völligen Besitze derselben, verbunden war, nicht länger widerstehen. Er ertheilte ihm also die schriftliche Erlaubniß, sich der Pferde, die überall zum Dienste des Staats bereit standen, auf seiner Reise zu bedienen; setzte aber hinzu, er möchte dieselbe erst des andern Morgens antreten, wenn er vorher noch seine Befehle würde abgeholt haben. Seine Absicht war, ihn entweder auf irgend eine Art zurück zu halten, oder durch den Severus aufhalten zu lassen, durch dessen Gebiete Constantinus gehen muste; er blieb daher auch des andern Tages bis gegen Mittag im Bette. Allein Constantinus reiste eben

des-

deswegen noch an dem Abende, da es ihm bewilligt worden war, eilfertig von Nicomedien ab, und tödtete oder lähmte auf ſeinem Wege alle Pferde des Staats, die er nicht brauchte, damit man ihm deſto weniger nachſetzen könnte. Seine Liſt gelang ihm: denn Galerius erkannte den Tag darauf, als er ſeine Abreiſe ſpät erfuhr, daß es vergeblich ſey, ihn verfolgen zu laſſen.

Dieſer Schritt Conſtantins war auch entſcheidend für ſein Glück und übriges Leben. Wäre er wenige Monate länger in der Gewalt des Galerius geblieben, ſo war ihm vermuthlich der Zugang zum Throne auf lange Zeit verſchloßen: denn ſein Vater ſtarb bald nach ſeiner Ankunft im Jahr 306 zu Eboracum, dem jetzigen York. Bey ſeinem Tode empfol er dieſen Sohn ſeinem Heere in Britannien zu ſeinem Nachfolger. Er hinterließ zwar noch mehrere Söhne, die von ſeiner zweyten, oder, wie andere behaupten, von ſeiner einzigen rechtmäßigen Gemahlinn kamen; allein von einer zu zarten Jugend, als daß ſie einen Anſpruch an die Regierung hätten machen können. Sobald ſich alſo Conſtantinus ſehen ließ, ward er von den Soldaten zum Kaiſer ausgerufen, und mit dem Purpur bekleidet. Es fehlte noch daran, daß ihn auch die übrigen Regenten des Reichs in dieſer Würde erkannten, und Galerius inſonderheit ſeine Einwilligung dazu gab: daher ſchickte er ihnen, wie es gewöhnlich war, ſein mit Lorbeern bekränztes Bildniß. Galerius konnte ſich bey dieſem Anblicke kaum mäßigen, daß er nicht das Bild und denjenigen, welcher es brachte, ins Feuer werfen ließ; ſo wenig gönnte er dem Conſtantinus dieſen erhabnen Rang. Doch da er einen Krieg nicht würde haben vermeiden können, wenn er ihm denſelben gänzlich ſtreitig gemacht hätte, ſchickte

er ihm den Purpur, zum Zeichen, daß er es sey, der ihn erhöhe; erklärte ihn aber nur zum Cäsar, und an seiner Statt den Severus zum Augustus oder Kaiser. Die Absichten des Galerius in Ansehung seiner Nachfolger in der Regierung, wurden zu gleicher Zeit noch von einer andern Seite zerstört. Denn Maxentius, der Sohn des ehemaligen Kaisers Maximianus, bediente sich des Mißvergnügens der Einwohner von Rom, um sich daselbst zum Kaiser ausrufen zu lassen, und beredete auch seinen Vater, diese Würde von neuem anzunehmen. Galerius schickte zwar den Severus mit einem Heere nach Italien; allein dieses gieng zum Maximianus über, und Severus verlor das Leben.

Unterdessen gab Constantinus, der nun über Britannien, Gallien und Spanien (wozu auch Lusitanien, oder das heutige Portugall gerechnet ward,) herrschte, gleich nach dem Antritte seiner Regierung, den Christen in seinem Gebiete die Freyheit der Religion wieder, welche seit einigen Jahren durch die Verfolgung des Diocletianus, und vornehmlich des Galerius, unterdrückt worden war; wenn man anders diese Nachricht dem einzigen Schriftsteller, der sie meldet, Lactantius, glauben darf. Denn Eusebius sagt ausdrücklich, Constantius Chlorus habe nicht zugegeben, daß die Christen seiner Länder verfolgt würden. Gewisser ist es, daß Constantinus gleich anfänglich die ihm unterworfenen Länder besucht, und mit einigen deutschen Völkern Krieg geführt hat. Die Franken, welche am Niederrhein saßen, hatten ihren Vergleich mit den Römern gebrochen, und waren in Gallien eingefallen; diese schlug er nicht nur, sondern ließ auch ihre beyden Könige, die er gefangen hatte, bey den öffentlichen Schauspielen, die er anstellte,

mit

mit den wilden Thieren kämpfen. Man hat diese Grauſamkeit vergebens dadurch zu entſchuldigen geſucht, daß die Römer ſtets in ähnlichen Fällen eben ſo verfahren hätten, und daß dieſe Strenge bey einem ſo treuloſen Volke nöthig geweſen ſey. Das erſtere iſt offenbar falſch, und auch das zweyte bedarf noch eines Beweiſes. Zu eben dieſer unmenſchlichen Todesart verurtheilte Conſtantinus die mit den Franken verbundene Alemanniſche Könige, die er in ſeine Gewalt bekommen hatte, auch eine Menge Kriegsgefangene aus dem Lande der Bructerer, die zwiſchen dem Rhein und der Weſer wohnten, und die nebſt einigen andern angränzenden deutſchen Völkern von ihm waren überfallen und überwunden worden. Um die häufigen Streifereyen der Deutſchen nach Gallien abzuwehren, beſetzte er die kleinen Feſtungen am Rheine mit genugſamen Soldaten, unterhielt auch auf dieſem Fluße eine wohlbemannte Flotte. In eben dieſer Abſicht war er geſonnen, eine Brücke über den Rhein bey Colonia Agrippina (jetzt Cölln) zu ſchlagen; ob aber dieſes Werk würklich zu Stande gekommen ſey, und ob er zur Vertheidigung deſſelben die Cölln am andern Ufer gegen über liegende Feſtung Duitz gebauet oder wiederhergeſtellt habe, dieſes kann nicht ausgemacht werden. Er ſtiftete übrigens zum Andenken ſeines Siegs Spiele, welche die Fränkiſchen genannt wurden.

Unterdeſſen beſchloß Maximianus, der ſich vor der Rache des Galerius fürchtete, ſich genauer mit dem Conſtantin zu verbinden, um von ihm unterſtützt zu werden. Er kam zu ihm nach Gallien, und brachte ihn dahin, daß er ſeine Tochter Fauſta zur Gemahlin nahm. Conſtantin hatte bereits in ſeiner frühen Jugend, gegen das Jahr 300. und man ver-

führt, es sey aus Liebe zur Keuschheit geschehen, die Minervina geheyrathet, mit welcher er den Crispus zeugte: diese war jetzt vermuthlich gestorben. Zugleich ertheilte ihm Maximian im Jahr 307 den kaiserlichen Titel, den Constantin seitdem zu führen anfieng; an Statt daß er sich bisher nur an dem Namen eines Cäsar begnügt hatte. Galerius war damals wider den Maxentius zu Rom mit einem Heere gezogen; hatte sich aber bald genöthigt gesehen, Italien schimpflich wieder zu verlassen. Der schlaue Maximianus, der alle diese Fürsten, einen durch den andern, zu unterdrücken gedachte, suchte den Constantinus zu überreden, daß er den Galerius auf seinem Rückzuge verfolgen möchte; allein er fand bey diesem kein Gehör. Er wollte seinen eigenen Sohn, den Maxentius, stürzen, weil er in größerm Ansehen als er stand; doch die Soldaten empörten sich wegen dieses Versuchs gegen ihn. Und da er hierauf nach Gallien zum Constantin flüchtete, fand er abermals die Mühe vergebens, die er anwandte, ihn zum Kriege wider seinen Sohn zu reizen. Vielmehr mußte er zugeben, daß Galerius seinen Freund Licinius damals zum Kaiser ernannte. So war das Römische Reich zwischen sechs Fürsten getheilt, darunter Constantinus noch immer vom Galerius nicht als Kaiser erkannt wurde, bis dieser durch den Maximinus, seinen Anverwandten, der sich im Jahr 308 zum Kaiser aufwarf, gewissermaaßen dazu genöthigt ward. Es kam in eben diesem Jahre noch der siebente Fürst hinzu, Alexander, Statthalter in Africa, den die Soldaten zu Carthago mit dem Purpur krönten.

In dieser Verwirrung regierte Constantinus am sichersten und ruhigsten unter allen. Maximianus, der nirgends mehr geschätzt oder gefürchtet wurde, flüchtete sich

ſich im Jahr 308 zu ihm nach Gallien, immer noch in der Abſicht, ihm einen Fallſtrick zu legen. Er begab ſich daher der kaiſerlichen Würde zum zweytenmale. Conſtantin ließ ihn in ſeinem Palaſte mit ſo vieler Pracht und Ehrfurcht bedienen, daß er nichts von ſeiner Macht verloren zu haben ſchien. Zu gleicher Zeit zog dieſer abermals wider die Franken am Rhein zu Felde, von denen zwar ein Theil in Friedensunterhandlungen mit ihm begriffen war; die übrigen aber von neuem in den Waffen ſtanden. Hier gab ihm Maximianus den Rath, nur wenige Kriegsvölker wider die Franken zu führen. Dadurch hoffte er ihn einer groſſen Gefahr auszuſetzen; ſelbſt aber im Stande zu ſeyn, den zurückgebliebenen beträchtlichern Theil des Heeres auf ſeine Seite zu ziehen. Conſtantinus folgte ſeinem Schwiegervater, als einem erfahrnen Alten. Kaum aber war er in das feindliche Land eingerückt, als Maximianus zum drittenmale den Namen eines Kaiſers annahm, ſich der Schätze Conſtantins bemächtigte, den Soldaten deſſelben reiche Geſchenke davon machte, und die nachtheiligſten Gerüchte von ihm ausſtreuete. Auf die Nachricht, welche Conſtantinus davon erhielt, eilte er mit ſeinen Kriegsvölkern nach Gallien zurück, überfiel den Maximianus, da ſeine Unternehmung noch nicht zur Reife gekommen war, und die verführten Soldaten kehrten wieder unter ſeinen Gehorſam. Sein Feind ſchloß ſich in Maßilia (jezt Marſeille) ein: gleich umringte Conſtantin dieſe Stadt, und er würde ſie beym erſten Angriff erſtiegen haben, wenn die Sturmleitern nicht zu kurz geweſen wären. Dem Maximianus, der ſich auf der Mauer zeigte, machte er wegen ſeines Verfahrens lebhafte Vorwürfe, welche dieſer mit Schmähreden beantwortete. Plözlich aber öffnete man auf einer andern Seite eines von den Thoren der Stadt.

Con-

Constantins Kriegsvölker drangen hinein; Maximianus wurde gefangen genommen; er mußte den Purpur zum drittenmale ablegen; blieb aber dennoch ferner, wie es das Ansehen hat, in dem Palaste seines Eydams.

Dieser hatte unterdessen seine Absicht erreicht, die Franken zur Ruhe zu nöthigen. Er wandte nun seine Aufmerksamkeit wieder auf den innern Zustand von Gallien. Er stellte die Mauern von Treviri (dem jetzigen Trier) wieder her, und richtete daselbst verschiedene öffentliche Gebäude auf, denen es nicht an Pracht fehlte. Auch in andern Gegenden dieses Landes bezeigte er sich gleich sorgfältig und freygebig. Allein Maximianus unterbrach diese Bemühungen durch einen neuen Versuch wider sein Leben im Jahr 310. Er nöthigte seiner Tochter Fausta das Versprechen ab, ihren Gemahl an ihn zu verrathen, indem sie das Schlafgemach desselben offen stehen, und sehr nachläßig bewachen lassen wollte: er setzte hinzu, sie sollte einen würdigern Gemahl aus seinen Händen erhalten. Fausta meldete dieses alles sogleich ihrem Gemahl: und dieser traf dagegen solche Anstalten, die zwar zu seiner Sicherheit und zur Ueberführung des Verbrechers dienlich waren; aber auch den Tod eines Unschuldigen nach sich ziehen mußten. Es ward ein schlechter Verschnittener dazu bestimmt, an Statt Constantins ermordet zu werden; gleichsam als wenn bey einer so gewiß vorhergesehenen Nachstellung eines einzigen Menschen, das Leben eines andern, auf welchen sie gar nicht gerichtet war, nicht hätte erhalten werden können. Maximianus, der sich auf die Verabredung mit seiner Tochter verließ, stand mitten in der Nacht auf, und fand alles seiner Erwartung gemäß. Er sagte zu der kleinen Wache, die in der Entfernung

fernung ſtand, er wollte ſeinem Schwiegerſohne einen Traum erzählen, den er eben gehabt hätte, drang in das Schlafgemach hinein, tödtete den darinne liegenden Verſchnittenen, und kam freudig heraus, indem er ſich rühmte, den Conſtantinus umgebracht zu haben. Aber in dem Augenblicke erſchien dieſer mit einer Anzahl Bewaffneter von der andern Seite. Der Körper des Ermordeten wurde herausgebracht; Maximian verſtummte bey dieſem Anblicke, und mußte die bitterſten Vorwürfe des Kaiſers anhören. Darauf ward ihm, als eine Art von Gnadenbezeigung, die Wahl der Todesart gelaſſen; er nahm ſich alſo durch einen Strick das Leben. Die chriſtlichen Schriftſteller ſagen, daß Conſtantinus nicht anders mit einem Manne habe verfahren können, vor deſſen Ränken und mörderiſchen Abſichten er niemals ſicher geweſen ſeyn würde; der auch ein ſolches Schickſal durch ſeine Verfolgung gegen die Chriſten verdient hätte. Allein es giebt neben der Gerechtigkeit eine andere Tugend, die ſich mit derſelben wohl vereinigen läßt, und in gewiſſen Fällen kaum ohne Schande von ihr getrennt werden darf: die Großmuth. Conſtantinus würde zugleich für ſeine Sicherheit geſorgt, einen Treuloſen beſtraft und im Zaum gehalten, und vielen Ruhm erlangt haben, wenn er dem alten Manne, deſſen Tochter er zur Ehe, gegen den er auch noch andere Verbindlichkeiten hatte, der durch keinen Anhang fürchterlich war, und der in einer engen Verwahrung ihm nicht weiter hätte ſchaden können, wenn er demſelben das Leben geſchenkt hätte. Die Rachbegierde Conſtantins gieng noch weiter: er ließ einige Zeit darauf alle Bildſäulen und Bilder des Maximianus niederreißen. Da derſelbe zugleich mit dem Diocletianus regiert hatte: ſo betraf dieſe Beſchimpfung auch die Bilder des letztern, wenn ſie mit jenen vereinigt waren. Dieſer in mancher Betrach-

trachtung ehrwürdige Greis lebte noch in der Stille auf seinem Landgute, als er diese kränkende Nachricht empfieng, und sie trug vermuthlich sehr viel dazu bey, seinen Tod zu beschleunigen. Constantinus hätte sich wenigstens erinnern sollen, daß Diocletianus seinem Vater und ihm zuerst den Weg zum Kaiserthum gebahnt habe.

Er hatte um diese Zeit, gegen das Jahr 311, abermals einen Krieg mit einigen deutschen Völkern zu führen, die gemeinschaftlich wider die Römer fochten. Um die Verfassung dieses verbundenen Heeres auszukundschaften, begab er sich verkleidet und von zwo Personen begleitet in ihr Lager. Hier fand er, daß sie nicht Muth genug hatten, sich in ein Treffen mit ihm einzulassen, und im Begriff waren, sich von einander zu trennen. Allein dieser Entschluß würde den Krieg sehr verlängert haben: er versicherte ihnen also, der Kaiser wäre nicht in der Nähe, griff sie bald darauf an, und erlangte einen völligen Sieg. Hierauf gieng er nach Britannien über, und setzte auch dieses Land gegen die Barbaren in Sicherheit. Galerius wurde unterdessen von einer der schmerzhaftesten und langwierigsten Krankheiten angegriffen. Da er seinen Todt unvermeidlich sah, gab er im Jahr 311 nebst den beyden andern Kaisern, dem Constantinus und Licinius, eine Verordnung, durch welche die bisherige Verfolgung der Christen, die hauptsächlich von ihm herrührte, gänzlich aufgehoben wurde. In dieser Verordnung sagten sie, daß sie zwar die Christen durch Strafen hätten nöthigen wollen, ihre väterliche Religion wieder anzunehmen, und daß viele deswegen auch wären hingerichtet worden; da sie aber sähen, daß eine Menge derselben bey ihrem Unsinne verblieben, und weder den Götzen opferten, noch den christlichen

lichen Gottesdienſt verrichteten: ſo hätten ſie nach ihrer Leutſeligkeit und Bereitwilligkeit allen Menſchen zu verzeihen, auch hierinne Nachſicht gebrauchen wollen. Sie erlaubten alſo den Chriſten die Häuſer, in welchen ſie ſich zu verſammeln pflegten, wieder aufzubauen; damit ſie nicht nöthig hätten, wider ihre Einſicht zu handeln. Wegen dieſer Gnadenbezeigung aber, (ſetzen die Kaiſer hinzu,) ſollten die Chriſten ihren Gott um die Wohlfahrt der Kaiſer, des Staats und um ihre eigene bitten. Galerius ſtarb gleich nachdem dieſe Verordnung war bekannt gemacht worden, und Licinius theilte ſich mit dem Maximinus in ſeine Beſitzungen. Conſtantin machte ſich damals in Gallien immer beliebter. Er erließ der Stadt Auguſtodunum (jezt Autün) die Abgaben, welche ſie ſeit fünf Jahren an ihn ſchuldig war, freywillig, und geſtand ihr noch andere Erleichterungen zu: dadurch rettete er dieſe Stadt, deren Elend ihn ungemein gerührt hatte, von ihrem Untergange.

Bey dieſer Sorgfalt für die Ruhe und Aufnahme der Länder ſeines Gebiets, ſah Conſtantinus bereits auf den Krieg, der ihm mit dem Maxentius bevorſtand. Dieſer Sohn des Maximianus, der noch immer Italien und auch Africa wieder beherrſchte, ſtellte ſich, als wenn er den Tod ſeines Vaters rächen wollte; im Grunde aber war er auf Conſtantins Größe eiferſüchtig. Er rüſtete ſich alſo zum Kriege wider denſelben, und verſtärkte ſich durch das Bündniß, welches ihm Maximinus antrug, der, weil Conſtantinus ſeine Schweſter mit dem Licinius verlobt hatte, argwohnte, ſie möchten ſich beyde wider ihn verbinden. Maxentius war zwar zu Rom wegen der abſcheulichſten Ausſchweifungen ſeiner Grauſamkeit, Habſucht und Wolluſt äußerſt verhaßt; allein

sein Heer hatte ein Heer von hundert und siebzig tausend Mann Fußvolk, und achtzehn tausend Reitern zu seinen Dienſten: andere ſehen es, indem ſie vielleicht die Beſatzungen abrechnen, auf hundert tauſend Soldaten herab. Auf der andern Seite hatte Conſtantinus, wenn wir dem Euſebius glauben, ſchon lange gewünſcht, die Hauptſtadt des Reichs von der Unterdrückung dieſes Wüterichs befreyen zu können; er hatte aber dieſe Ehre immer den ältern Kaiſern überlaſſen. Doch da er ſah, daß dieſe es vergeblich verſucht hatten, verſicherte er, daß er nicht länger leben könne, wenn er dieſe vortreffliche Stadt noch ferner in ſolchen Händen ſehen ſollte. So tugendhafte Bewegungsgründe ſind nicht leicht die einzigen oder vornehmſten, die einen Fürſten zu einem großen Kriege fortreißen; allein ſie geben ihm vor der Welt ein rühmliches Anſehen, und werden daher öfters gebraucht. Eben dieſes hat vermuthlich auch Conſtantinus, um die Begierde, Herr von Rom zu ſeyn, damit zu verdecken. Die Feindſeeligkeiten des Maxentius, und, wenn es wahr iſt, auch die Abgeordneten von dem Senat und Volke zu Rom, die ihn um Hülfe baten, gaben ihm eine weit glaubwürdigere Veranlaßung an die Hand. Sein Heer war höchſtens acht und neunzig tauſend Mann ſtark; nach andern aber weit geringer. Unterdeſſen waren es meiſtentheils ſehr geübte Soldaten: und als Feldherren betrachtet, konnte man den Maxentius noch weit weniger mit dem Conſtantinus vergleichen, als wenn man an ihm die Gaben eines geſchickten Fürſten ſuchte. Er war anfänglich geſonnen, Gallien anzugreifen; allein da er ſeine Kriegsvölker nicht über die Alpen ziehen ließ, ſetzte Conſtantinus die ſeinigen mit deſto mehr Freyheit im Jahr 312 gegen Italien in Bewegung.

Damals,

Damals, sagt Eusebius, sah Constantinus ein, daß er wegen der zauberischen Künste, auf welche sich Maxentius verließ, einer göttlichen unüberwindlichen Hülfe noch über den Beystand seines Heeres benöthigt sey. Er überlegte also bey sich selbst, was er sich vor einen Gott zum Beschützer wählen sollte. Bey dieser Untersuchung fiel ihm ein, daß unter so vielen, welche vor ihm regiert hatten, diejenigen, welche ihr Vertrauen auf die Götter gesetzt, und sie mit Opfern und Geschenken verehrt hätten, zuerst durch schmeichelhafte Weißagungen und günstige Orakelausspruche hintergangen worden, und endlich auf eine unglückliche Art gestorben wären; so daß sie keiner unter den Göttern von ihrem göttlich bestimmten Ende habe retten können; da hingegen sein Vater allein, weil er dem einzigen höchsten Gott in seinem ganzen Leben gedient hätte, von ihm errettet, beschützt, und mit allem Guten beschenkt worden sey. Da er außerdem bemerkte, daß diejenigen, welche sich auf viele Götter verlassen hätten, auch in vieles Unglück verfallen wären; der Gott seines Vaters aber demselben sehr viele und kräftige Beweise seiner Macht gegeben habe, und daß überdieß diejenigen, welche vormals wider den Maxentius als Verehrer vieler Götter gezogen wären, einen schändlichen Ausgang gewonnen hätten; nachdem er alles dieses bedacht hatte, so urtheilte er, daß es Thorheit sey, sich in eine eitle Beschäftigung mit Göttern einzulassen, die nicht vorhanden sind, und nach so vielen Beweisen sich immer noch betrügen zu lassen. Er hielt vielmehr davor, daß er den Gott seines Vaters allein verehren müsse. Diesen rief er also an, und bat ihn, er möchte sich ihm zu erkennen geben, und ihm bey der gegenwärtigen Angelegenheit seinen Beystand leisten.

Man kann sich kaum enthalten, diese Erzählung unter diejenigen zu rechnen, welche oft bey dem Uebertritte eines angesehenen Mannes zu einer andern Religionsparthey ausgebreitet worden sind, um seinen Entschluß weiser und rühmlicher vorzustellen: so viel verdächtige Umstände schließt sie in sich ein, und so sehr scheinet sie zu einem Eingange für die gleich folgende Geschichte, um derselben zum voraus mehr Wahrscheinlichkeit zu ertheilen, gemacht zu seyn. Constantinus spricht darinne von seinen Vorgängern, den heydnischen Kaisern, als wenn sie alle lasterhaft gewesen wären, und ein unglückliches Ende genommen hätten; und gleichwohl gab es darunter einige vortreffliche Fürsten, und viele, deren Tod sehr ruhig war. Er beschreibt seinen Vater völlig als einen Christen; aber wenn er dieses würklich in einem so strengen Verstande gewesen ist, davon doch die Geschichte keinen Beweis giebt: so muß man sich desto mehr wundern, daß der Sohn bis in sein acht und dreyßigstes Jahr ein Heyde geblieben ist. Zwar die erste Kenntniß der christlichen Religion, und einige Gewogenheit gegen ihre Bekenner, scheinet ihm in der That von seinem Vater eingeflößt worden zu seyn; aber noch hatte sie sich nur in einer solchen Beschützung der Christen gezeigt, als sie von mehrern heydnischen Kaisern genossen hatten. Es ist auch befremdlich, daß Constantinus den Gott der Christen bittet, sich ihm zu erkennen zu geben: ihm, der diese Kenntniß von seinem christlichen Vater längst hatte erlangen können; der sie auch noch aus den so bekannten heiligen Büchern der Christen schöpfen konnte. Es hat beynahe das Ansehen, daß diese Bitte eine Vorbereitung der Leser auf das Wunder abgeben müsse, welches gleich darauf erfolget seyn soll. Nennt man diese Anmerkungen und Vermuthungen etwas hart und beynahe feindseelig:

so

ſo wird man doch nicht ſagen können, daß ſie gezwungen und unnatürlich bey dieſer Erzählung angebracht ſind. Leſer, welche ſelbſt bey Gelegenheiten zum Mißtrauen, über dieſelben lieber wegſehen, als dabey ſtehen bleiben wollen, dieſe werden auch hier keine Bedenklichkeiten finden, warum ſie nicht alles glauben ſollten. Es iſt in der That, um es aufrichtig zu geſtehen, nicht ganz unmöglich, den eben angeführten durch gewiſſe Wendungen auszuweichen.

Das Gebet des Kaiſers an den Gott der Chriſten, wurde, nach dem Euſebius, ſehr bald erhöret. Als er mit ſeinem Heere fortzog, vermuthlich noch in Gallien, ſah er einſt Nachmittags, da ſich die Sonne bereits gegen Abend wandte, das Siegszeichen des Kreuzes über der Sonne aus Lichtſtrahlen gebildet, mit der Ueberſchrift: Hierdurch überwinde! Conſtantinus, und alle ſeine Soldaten, welche dieſe Erſcheinung ebenfalls geſehen hatten, erſtaunten ſehr über dieſelbe. Er dachte lange über die Bedeutung derſelben nach, bis ihn die Nacht überfiel. Darauf erſchien ihm Chriſtus im Schlafe mit eben demſelben Zeichen, welches ihm am Himmel gezeigt worden war, und befohl ihm, eine ähnliche Fahne verfertigen zu laſſen, deren er ſich in ſeinen Schlachten als eines Beyſtandes wider die Feinde bedienen ſollte. Kaum war der Tag angebrochen, ſo erzählte es dieſes Geheimniß ſeinen Freunden, ließ die Künſtler, welche in Gold und Edelgeſteinen arbeiteten, vor ſich kommen, und beſchrieb ihnen genau, wie ſie die Fahne machen ſollten. Es war ein mit Goldblech bedeckter langer Spieß, der eine Queerſtange in der Geſtalt eines Kreuzes hatte. An der Spitze deſſelben wurde eine aus Gold und Edelgeſteinen gearbeitete Krone befeſtigt, in deren Mitte ſich die beyden ineinander geſchlun-

schlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Nahmens Christus befanden: Buchstaben, die der Kaiser auch nachmals auf seinem Helm trug. An der Queerstange hieng eine aus Purpurfarbigter Seide gewebte, mit Edelgesteinen besetzte, und mit Gold durchwürkte Fahne herab. Unter derselben aber, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes, sah man die goldenen Bilder des Kaisers und seiner Söhne. Diese Fahne, die unter dem feyerlichen Nahmen Labarum berühmt ist, zwar schon lange vorher, aber in einer andern Gestalt, gebräuchlich war, ließ Constantinus seitdem immer bey seinen Heeren als eine Schutzwehr gegen alle Feinde vortragen, und mehrere nach diesem Muster verfertigen. Aber er vergaß auch den Gott nicht, an den er sich gewandt, und der sich ihm gezeigt hatte. Entschlossen, keinen andern als diesen zu verehren, fragte er die Ausleger der Lehre desselben, was dieses vor ein Gott sey, und was jene Erscheinung bedeute. Sie antworteten ihm, es wäre Gott, der einzige Sohn des Einen und allein wahren Gottes; das Zeichen aber, welches er gesehen hätte, sey ein Sinnbild der Unsterblichkeit, und ein Denkzeichen des Siegs, den dieser Gott, da er sich ehemals auf der Welt befand, über den Tod erhalten hätte. Sie lehrten ihn auch die Ursachen, warum derselbe in die Welt gekommen sey, und erklärten ihm die Art seiner Menschwerdung sehr genau. Constantinus hörte ihre Reden lehrbegierig an, und bewunderte die göttliche Erscheinung, die ihm zu Theil geworden war. Da er beydes mit einander verglich, wurde er in seinem Gemüthe gestärkt: er zweifelte nun nicht mehr, daß ihm Gott selbst diese Wissenschaft ertheile. Darauf fieng er selbst an die göttlichen Schriften zu lesen, und indem er die christlichen Lehrer in seine Gesellschaft aufnahm, hielt er den Gott, welchen er gesehen hatte, vor höchst

ver-

verehrungswürdig. Im Vertrauen auf denſelben gieng er nun auf den Tyrannen los, um die Wuth deſſelben zu dämpfen.

So wird die Bekehrung Conſtantins zum Chriſtenthum beſchrieben: die einzige von ihrer Art in der ganzen chriſtlichen Geſchichte; eben ſo wunderbar als unerwartet. Die Erzählung ſcheint über alle Zweifel hinausgeſetzt zu ſeyn, weil Euſebius, (obgleich nicht in ſeiner Kirchengeſchichte, wo er eine ſehr bequeme Gelegenheit dazu hatte; ſondern in dem Leben Conſtantins,) dieſelbe aus dem Munde des Kaiſers ſelbſt aufzeichnete, der ihm ſogar die Wahrheit des am Himmel geſehenen Kreuzes mit einem Eide bekräftiget hat. Dieſer Geſchichtſchreiber, könnte man denken, durfte es nicht einmal wagen, falſche Nachrichten darunter zu ſetzen, weil ſehr viele Zeugen zu ſeiner Zeit noch lebten, die im Stande waren, ihn der Unwahrheit zu überführen. Die Begebenheit ſelbſt hat ſo große Folgen nach ſich gezogen, daß man es wohl der göttlichen Weisheit würdig halten möchte, den Beherrſcher des mächtigſten Reichs dieſer Zeiten, durch ein außerordentliches Mittel, zur Annehmung der chriſtlichen Religion zu leiten. Die Denkmäler der oftgedachten Erſcheinung auf Fahnen und Münzen; die ſeitdem unveränderliche, immer wachſende und ausnehmende Gewogenheit Conſtantins gegen die Chriſten und ihre Religion, zu welcher er ſich endlich öffentlich bekannte; auch ſelbſt die Uebereinſtimmung der chriſtlichen Schriftſteller ſeit den Zeiten des Kaiſers bis auf die letzten hundert Jahre, in dem Hauptinhalte dieſer Erzählung; alles dieſes ſcheint ihre Gewißheit noch mehr zu beſtätigen.

Gleichwohl sind wenige Geschichten so unglaublich als eben diese. Schon der Umstand, daß sie auf einem Wunder beruhet, und auf einem solchen, als in der ersten Ausbreitung des Christenthums nirgends vorkommt, erregt ein billiges Bedenken. Die Zeit, da Wunder zum Dienste der christlichen Religion geschahen, war längst vorbey; und wenn man auch unter einem der Nachfolger Constantins eine Art derselben in den fürchterlichen Hindernissen zu finden geneigt seyn möchte, welche die Juden bey der versuchten Wiederaufbauung ihres Tempels zu Jerusalem angetroffen haben: so war die Gelegenheit dazu von der äußersten Wichtigkeit für die Ehre des Christenthums. Damit aber kann die Bekehrung eines Fürsten nicht verglichen werden, der, wenn er würklich Wahrheitsliebe besaß, sich der gewöhnlichen und vor seinen Augen liegenden Mittel bedienen konnte, dieselbe in Ansehung des Christenthums auszuüben. Durch diese, deren Gebrauch jedermann dargeboten ward, offenbarte sich Gott täglich den Heyden; allein Constantinus bat, daß er sich ihm besonders zu erkennen geben sollte: und er erhielt auch ein außerordentliches Zeichen. Man fühlt das Unwahrscheinliche in dieser Nachricht, da weit vortrefflichere heydnische Kaiser als Constantinus, die nicht weniger als er begierig waren, Gott zu kennen, auf keinem so übernatürlichen Wege zu ihm geführt worden sind, und dieser einer solchen Anleitung kaum zu bedürfen schien, da er von seinem Vater die christliche Religion sehr wohl konnte kennen gelernt haben. Was noch mehr ist, Constantinus fand das gedachte Wunder nicht einmal deutlich genug zu der Absicht, die Gott dadurch erreichen wollte: ein sehr unerwarteter Zusaz bey dieser Geschichte. Gott, dessen Unterricht immer so hinlänglich ist, läßt ihn das Zeichen des Kreuzes sehen, das

den

den Christen und ihrer Religion so eigenthümlich und so berühmt war; er erklärt es sogar durch eine beygefügte Ueberschrift: und weder der Kaiser, noch so viele andere, die es bemerkten, verstanden die Bedeutung desselben. Noch muß ihm der Erlöser der Welt im Traum erscheinen, wenn er einigen Gebrauch von dem großen Wunder des Tages machen soll. Man vermuthet im voraus, daß Christus ihm die Lehren seiner Religion offenbaren, und Vorschriften eines heiligen Lebens ertheilen werde. Nichts von diesem geschieht: er lehrt ihn bloß eine Fahne mit seinem Nahmenszuge zum Schutze gegen seine Feinde verfertigen zu lassen. Alles dieses bringt den Leser beynahe auf die Gedanken, daß es dem Urheber dieser Nachrichten mehr um den abergläubischen Gebrauch des Kreuzes, als um die Religion selbst zu thun gewesen sey. Und noch immer wußte Constantinus nach diesen beyden Erscheinungen nicht, was vor einen Gott er verehren sollte, bis ihm die christlichen Lehrer solches erklärt hatten. Er mußte also doch zu dem gewöhnlichen Mittel menschlicher Unterweisung seine Zuflucht nehmen, und das göttliche Wunder war gewissermaaßen ohne Nutzen.

Doch diese ersten Einfälle, die bey einer so sonderbaren Erzählung aufsteigen können, und zum Theil in der That von scharfsinnigen Männern vorgebracht worden sind, schwächen erst alsdann ihre Glaubwürdigkeit auf eine merkliche Art, wenn man auch auf die Zeugen derselben mißtrauisch wird. Und man muß dieses werden, sobald man sieht, daß sie über die vornehmsten Umstände derselben nicht mit einander einig sind. An Statt der doppelten Erscheinung bey Tage und im Schlafe, die Eusebius und nach ihm andere beschreiben, setzt sie Lactantius, der gleichwohl

an dem Hofe Constantins gelebt hat, bloß in einen nächtlichen Traum; oder er erzählt vielmehr nur, der Kaiser sey während daß er schlief, erinnert worden, die Schilde seiner Soldaten mit dem Kreuze zu bezeichnen, und alsdann erst dem Maxentius ein Treffen zu liefern; welches auch geschehen sey. Sozomenus, der ohngefähr hundert Jahre später schrieb, erzählt, Constantinus habe im Traume das Kreuz am Himmel gesehen, und da er darüber erstaunt sey, hätten die dabey stehenden Engel zu ihm gesagt: O Constantin! hierdurch sollst du überwinden. Philostorgius schrieb zu gleicher Zeit, die Bekehrung des Kaisers sey durch seinen Sieg über den Maxentius bewürkt worden, und eben damals habe man in den Morgenländern ein sehr glänzendes Kreuz am Himmel erblickt; die Sterne hätten es gleich einem Regenbogen umgeben, und die Worte mit lateinischen Buchstaben gebildet: Hierdurch überwinde! Aus allen diesen Abweichungen der Geschichtschreiber von einander, kann man sicher schließen, daß die Erzählungsart des Eusebius nicht durchgehends vor wahr gehalten worden sey; oder wenigstens, daß Nachrichten, die ihr entgegen standen, mit derselben, so gut es möglich war, vereinigt worden sind.

Freylich löset sich das Ansehen aller dieser Zeugen zuletzt in die Frage von der Zuverläßigkeit der Versicherungen des einzigen Kaisers auf. Man darf hier wider ihn nicht dasjenige gebrauchen, was Zosimus berichtet, daß Constantinus öfters seinen Eid gebrochen habe: er wird also, könnte man hinzusetzen, auch eben so leicht falsch geschworen haben. Dieser heydnische Schriftsteller ist nicht unpartheyisch genug gegen den Kaiser, um seiner Beschuldigung allein zu trauen. Aber ist wohl selbst der Eid eines Fürsten, dem man

den

den Ruhm der Aufrichtigkeit und Treue zugestehe, hinlänglich, eine von den unwahrscheinlichsten Umständen begleitete Erzählung außer Streit zu setzen? Auch gegen den rechtschaffensten Mann, der ein Kreuz und Buchstaben am Himmel gesehen haben will, wird man erinnern, entweder seine Einbildungskraft habe ihn hintergangen; oder er habe nur davon geträumet: zumal, wenn dieses letztere unter seinen Zeitgenossen ein Schriftsteller ausdrücklich meldet. Antwortet man darauf, daß Constantinus nicht allein, sondern sein ganzes Heer mit ihm das Kreuz am Himmel gesehen habe, und daß sich schwerlich so viele tausend Menschen auf gleiche Art haben irren können: so entsteht eben, wenn man dieses zugiebt, eine neue Art von Widerspruche. Haben Constantins Soldaten einerley mit ihm gesehen: so war nichts überflüßiger als sein Eidschwur, die Erscheinung zu bestätigen. Denn was acht und neunzig tausend Menschen von mehr als Einem Volke, Alter, Religion, Einsicht und Neigung, vor eine gewisse Begebenheit halten, die sich vor ihren Augen zugetragen habe, das gewinnt durch den Eid eines Kaisers nicht die geringste Stärke; und wenn er denselben dabey vor nöthig befindet, so fängt man vielmehr an zu muthmaaßen, es möchten nicht alle, auf welche er sich beruft, eben eine solche Meinung als er von derselben haben. Der Gedanke, daß sehr viele dem Eusebius eine Unwahrheit Schuld gegeben haben würden, wenn er die oftgedachte Begebenheit, auch selbst nach der Erzählung des Kaisers anders berichtet hätte, als sie würklich vorgefallen ist; dieser Gedanke fällt nach einer mäßigen Ueberlegung von selbst weg. Man weiß wohl, wie wenig eine Geschichte, die ein Fürst vor wahr angesehen wissen will, die mit der herrschenden Religion verbunden ist, und die sogar ein Wunder zur Ehre derselben, enthält,

angegriffen werden darf. Man kann aber noch mehr sagen: sie hat in der That Widerspruch erlitten, wie man bereits gesehen hat, und dieses von einem Schriftsteller, der sie eben so gut als Eusebius wissen konnte. Beyde hatten einen Hang zum Wunderbaren, und schrieben als Lobredner ihres Fürsten: Lakrantius drückt sich sogar sehr heftig gegen alle Reichsgenossen und Feinde des Kaisers aus; gleichwohl begnügt er sich, jene Erscheinung in einen bloßen Traum zu verwandeln.

Allein sie mag ein nächtliches Gesicht des Kaisers, oder eine Erscheinung am hellen Himmel vor einem Theile seiner Unterthanen gewesen seyn: so ist man mit Rechte begierig zu erfahren, was ein so außerordentliches Mittel vor eine außerordentliche Veränderung hervorgebracht habe. Constantinus, antworten die Schriftsteller, wurde dadurch sogleich geneigt, die christliche Religion anzunehmen. Man sieht unterdessen doch nicht, daß er dieses bald darauf gethan habe, und erst mehrere Jahre darnach findet man einige gegründete Ursache, ihn einen würklichen Christen zu nennen. Eben derselbe, fährt man fort, trug kurz nach dieser Erscheinung den vollkommenen Sieg über seinen Feind davon, der ihm durch dieselbe versprochen worden war. Allerdings besiegte ihn Constantinus gänzlich; aber, wenn wir nichts von seiner Erscheinung wüßten, so würden wir diesen Sieg bloß aus der Ueberlegenheit erklären, die ein geübter und tapferer Feldherr über einen trägen, wollüstigen und unerfahrnen Fürsten hat; so natürlich scheint jener Sieg erfolgt zu seyn. Fragt man nach andern großen Würkungen, die einer so wunderbaren Begebenheit würdig gewesen wären, die man augenscheinlich aus derselben hätte herleiten können: so sieht man überall kei-

keine. Der Kaiſer, für den Gott ſelbſt einen ſichtbaren Führer zur chriſtlichen Religion abgegeben haben ſoll, der beynahe ein Chriſt werden mußte, um das feindliche Heer zu beſiegen, wurde darum kein Beyſpiel einer erhabenen, der Vollkommenheit gleichen Tugend; er legte, ohngeachtet eines ſolchen Lehrers, ſeine herrſchenden Laſter und Fehler, beſonders den von ſeinen frühen Jahren an merklichen Hang zur Grauſamkeit, nicht ab. Wenn Gott ſeinen Verſtand durch ein Wunder erleuchtete, wie kam es, daß nicht auch zugleich ſein Herz durchaus gebeſſert ward, durch welches Gott noch würdiger verehrt werden konnte? Eine andere beträchtliche Nebenfolge, die man von dieſem Wunder hätte erwarten können, wäre die Bekehrung vieler heydniſcher Soldaten von dem kaiſerlichen Heere geweſen, die es angeſehen hatten, und die Bedeutung deſſelben ſehr bald, unter andern auch durch die Fahne, die vor ihnen hergetragen wurde, erfahren mußten. Doch davon ſagt die Geſchichte nichts, und bey ihrem Stillſchweigen iſt es überflüßig, mehrere Fragen aufzuwerfen. Man findet eher davon Spuren, daß die Erzählung von dieſer geprieſenen Erſcheinung, die abergläubiſche Neigung Wunder zu ſehen, geſtärkt habe. Nachdem die Chriſten angefangen hatten zu glauben, daß ſich der Himmel durch ein Kreuz und durch griechiſche Worte einmal für den Conſtantinus erklärt habe, zweifelten ſie bald nicht, daß dieſes auch mehrmals geſchehen ſey. Man verſichert, daß der Kaiſer nach der Ueberwindung des Licinius, und zum drittenmale in dem Kriege mit den Scythen, eben dieſes am Himmel geſehen habe. Lange nach ſeinem Tode, ſollte ſich ſeinem Sohne Conſtantius in einem ſeiner Feldzüge ebenfals ein Kreuz am Himmel zur Vorbedeutung des Siegs gezeigt haben. Endlich kam es ſo weit, daß auch andere Chriſten ähnliche Geſich-

ten

ter hatten; unter andern wurde Probianus, ein Arzt, dem es unglaublich vorkam, daß vom Kreuze das Heil des ganzen menschlichen Geschlechts herstammen sollte, durch die Erscheinung desselben, welche Gott veranstaltete, davon überzeuget.

Von was vor einer Seite man also auch diese berühmte Erzählung betrachtet: so bleibt sie entweder ungewiß oder verdächtig. Allein selbst nach dieser schärfern Untersuchung scheint man noch nicht berechtiget zu seyn, sie ganz und gar vor eine Erdichtung zu erklären. Immerhin mag man dem Kaiser zutrauen, daß er, wie zur Befestigung seiner Herrschaft, also auch zur Empfehlung derjenigen Religion, welche ihm gefiel, falsch und betrügerisch möchte gehandelt haben: eine Voraussetzung, zu der man gleichwohl noch keinen Grund sieht. — aber manche haben sie angenommen, und nichts dadurch gewonnen. Wenn Constantinus die oftgenannte Erscheinung völlig ersonnen hat: so konnte er sich unmöglich darauf berufen, daß auch sein ganzes Heer dieselbe gesehen habe; ein solcher Betrug wäre viel zu grob gewesen, und hätte keine Würkung gethan; und schwerlich würden, wenn er denselben versucht hätte, die heydnischen Schriftsteller, welche seine Geschichte beschreiben, davon geschwiegen haben. Es ist daher glaublich, daß er und seine Soldaten würklich etwas ihnen ungewöhnliches am Himmel erblickt haben.

Diese Vermuthung wird dadurch desto wahrscheinlicher, weil diejenigen, welche hier nichts als eine schlaue Erdichtung erfinden, die Absichten sehr gezwungen angeben, zu welchen sie gebraucht worden seyn sollte. Einige unter ihnen meinen, es sey eine Kriegslist gewesen, durch welche der Kaiser seinen Soldaten

Muth

Muth zu machen gesucht habe, indem er behauptete, er habe das Zeichen eines göttlichen Beystandes wider ihre Feinde am Himmel gesehen. Sie erinnern sich aber nicht, daß Constantins Heer gröstentheils aus Heyden, nemlich aus den barbarischen Völkern, wie sie die Römer nannten, bestanden habe, die ihm in Germanien, Gallien und Britannien unterworfen waren; und selbst seine Römischen Soldaten kann man nicht vor lauter Christen ausgeben. Bey diesen Heyden mußte die Ankündigung eines erschienenen Kreuzes, von dem sie nicht einmal etwas bemerkten, einen schlechten Eindruck machen. Hätte ihr Feldherr eine Krone, das Sinnbild des Siegs bey allen Völkern, oder irgend einen von den heydnischen Schutzgöttern gesehen: so würde dieses weit kräftiger zu ihrer Aufmunterung gedient haben. So gab einige Zeit darauf Licinius, als er dem Maximinus ein Treffen liefern wollte, vor, ein Engel Gottes sey ihm im Traume erschienen, und habe ihn ein Gebet gelehrt, welches er mit seinem Heere zu dem höchsten Gotte sprechen sollte, so würde er den Sieg erhalten. Er that es, und war Ueberwinder. Hier zweifelt wohl niemand, daß ein Betrug vorgegangen sey; allein Licinius wollte nur allein den Engel gesehen haben, und seine Erdichtung war gerade so beschaffen, wie sie einem aus Christen und Heyden zusammengesetzten Heere gefallen konnte.

Vgl. T. 54

Andere sehen dagegen die Nachricht, welche Constantinus von der ihm wiederfahrnen Erscheinung ausgebreitet hat, vor einen Kunstgriff an, der christlichen Religion einen Vorzug zu verschaffen, sie im Römischen Reiche ehrwürdig und beliebt zu machen. Die sogenannten frommen oder heiligen Betrügereyen, die dieses Nahmens so unwürdig sind, waren damals unter

ter den Christen schon lange üblich, und wurden vor einen erlaubten Dienst angesehen, den man der Wahrheit und Tugend erzeigte: darunter könnte also auch die gegenwärtige Erzählung gehören. Allein Constantinus war noch kein Christ, als er sie bekannt machte; er stand vielmehr in der Ungewißheit, welche Religion er ergreiffen sollte: und erst lange nachher trat er zum Christenthum. Nicht die Ausbreitung desselben, sondern die glückliche Führung seines Kriegs, der die Religion nichts angieng, war damals sein Hauptgeschäffte. Wenigstens kann man nach allen Spuren der Geschichte nicht anders urtheilen, und geheime Absichten zu beweisen, ist mehr nöthig als eine Muthmaaßung.

Es giebt noch eine Entwickelung dieser verworrenen Geschichte: und man hat sie gleichfalls gebraucht. Die ganze Erscheinung Constantins, sagt man, war nur ein Traum: er bildete sich im Schlafe ein, Christum mit seinem Nahmenszuge in der Hand, der eine Art von Kreuze vorstellte, zu sehen: dieses hielt er vor ein göttliches Gesicht, und vor eine Anzeige, daß ihm die Annehmung der christlichen Religion den Sieg erwerben würde; die übrigen Umstände aber setzte er willkührlich hinzu, um sich bey den Bischöfen ein desto größeres Ansehen zu geben. Durch diese Erklärung wird freylich das meiste leicht und natürlich; die abgeschmackten Umstände fallen weg, und sie stützt sich ausserdem auf das Zeugniß des Laktantius, der auch eines bloßen Traumes gedenkt. Gleichwohl ist es hart, die eidliche Versicherung des Kaisers eine Verstellung, und den Antheil seines Kriegsheeres an dieser Erscheinung eine Lüge zu nennen: und dieses, weil man ihm eine Absicht zuschreibt, die er wenigstens um die Zeit dieser Begebenheit schwerlich gehabt hat. Es ist auch

nicht

nicht unmöglich, die Erzählungen des Eusebius und Laktantius mit einander zu vereinigen. Jener nahm seinen Bericht aus dem Munde des Kaisers mit allem Wunderbaren, das sich dieser dabey eingebildet hatte. Dieser aber wählte von der gewöhnlichen Erzählung nur denjenigen Theil, der am ersten geglaubt werden konnte, und doch zu eben dem Endzwecke führte, als die vorgegebene Erscheinung des Tages.

Nichts bleibt also übrig, als zu glauben, daß Constantinus und seine Soldaten in der That etwas Außerordentliches am Himmel gesehen haben; das aber, an Statt aus der Naturlehre erklärt zu werden, als ein Wunder gedeutet worden ist. Zu allen Zeiten haben seltene Lufterscheinungen bey dem großen Hauffen Erstaunen und Bestürzung verursacht, und gar zu leicht sind sie von demselben in Wunderzeichen verwandelt worden. Wenn man hier ebenfals eine solche ungewöhnliche Veränderung am Himmel annimmt: so geschieht es nur, nachdem man vergebens gesucht hat, die gemeine Erzählung zu retten. Einsichtsvolle Männer der neuern Zeiten haben angemerkt, daß ein lichter Kreis um die Sonne, den man einen Hof um die Sonne zu nennen pflegt, dergleichen auch zuweilen den Mond umgiebt, sich zu dieser Begebenheit nicht übel schicken würde. Dieses himmlische Bild hat zuweilen einige Aehnlichkeit mit einem Kreuze: und für die Einbildungskraft braucht sie nicht einmal sehr groß zu seyn, um ihr ein würkliches Kreuz darzustellen, sobald sie mit dieser Erscheinung ganz unbekannt ist. Ein solcher Hof um die Sonne konnte noch natürlicher als eine Krone, und mithin als ein Vorbild des Siegs, angesehen werden. Selbst die Worte des Eusebius, die man zu übersetzen pflegt: mit folgender um das Kreuz herumgehenden Schrift: hierdurch über-

überwinde! leiden auch gar wohl diese Uebersetzung: mit einem herumgehenden Gemählde, welches so viel sagte, als: Hierdurch überwinde! Und unter diesem Gemählde könnte eine Krone verstanden werden, die auch Constantinus auf seine Fahne setzen ließ. Man wußte damals die Ursachen von den seltnern Abwechselungen der Natur zu wenig, als daß man diese wie in unsern Zeiten hätte erklären können. Auch bey dem Einzuge des Kaisers Augustus in Rom, hatte sich einige hundert Jahr vorher, ein Hof um die Sonne gezeigt, und war vor eine Wundervolle Vorbedeutung gehalten worden. Mitten in einem Kriege, der sich einer entscheidenden Schlacht näherte, konnte eine solche Erscheinung keinen geringern Eindruck auf den Constantinus machen. Es ist wahr, daß auch diese Erklärung ihre Schwierigkeiten hat; aber vielleicht sind sie nicht so groß und fast unüberwindlich, als bey den übrigen. Daß man ihr noch durch einige Vermuthungen zu Hülfe kommen muß, würde ihr allein, unter solchen Umständen dieser ganzen Geschichte, nicht nachtheilig seyn: denn sie sind nicht unwahrscheinlich. Vorausgesetzt, welches keines Beweises bedarf, daß sich in dem Gefolge Constantins verschiedene Christen befunden haben: so ist es sehr glaublich, daß sie entweder den Kaiser darauf gebracht haben, in dieser Gestalt der Sonne das Kreuz und ein Sinnbild des bevorstehenden Siegs zu entdecken; oder, daß sie ihn, wenn er selbst darauf gerieth, in dieser Meinung mit allem Eifer bestärkt haben werden. Vom Kaiser gieng diese Vorstellung desto leichter auf sein Kriegsheer über, da es würklich etwas Außerordentliches am Himmel erblickte, und nur einer Anleitung nöthig hatte, wovor es dasselbe halten sollte. Daß endlich Constantinus in einem Traume der darauf folgenden Nacht, bereits eingenommen und leb-

haft

haft gerührt von dieſem vermeinten Wunderzeichen, eben daſſelbe, noch einmal, und zu der beſondern Abſicht gebildet, die er ſich bereits vorgeſetzt haben mochte, geſehen hat; dieſer Umſtand iſt noch leichter als andere zu begreifen.

Ueberhaupt würde die Erörterung dieſer Frage, ob Conſtantinus ein Kreuz über der Sonne geſehen habe, eben ſo unbeträchtlich ſeyn, als die Prüfung anderer ungewiſſen Wunder, mit denen die chriſtliche Geſchichte angefüllt iſt, wenn dieſes nicht durch das Urtheil der Chriſten ſeit vielen hundert Jahren ein wichtiges Anſehen bekommen hätte. Man hat die Ehre des Chriſtenthums damit verbunden, zu glauben, daß der erſte Kaiſer, welcher ſich zu demſelben bekannt, und ſich um die Ausbreitung deſſelben unbeſchreiblich verdient gemacht hat, einen übernatürlichen göttlichen Wink bekommen habe, um dieſes zu thun. Und ein Fürſt, dem die Chriſten ſo vielen Dank ſchuldig ſind, ſcheinet auch viel von ſeinem Ruhme zu verlieren, wenn er dieſe Erſcheinung, wo nicht erſonnen, doch wenigſtens falſch ausgelegt, und durch ſeine Einbildung vergrößert hat. Allein viele ehrwürdige und vortreffliche Männer vor ſeinen Zeiten, die der chriſtlichen Religion durch ihre Lehren und Sitten wohl größere Dienſte als Conſtantinus durch Macht und Geſetze geleiſtet haben, ſind zur Erkenntniß derſelben auf dem ordentlichen, für jedermann offenen Wege des Nachforſchens, gelangt. Man ſieht daher nicht, warum für ihn eine völlig neue Bahn hätte gebrochen werden ſollen, und es gereichte dem Chriſtenthum mehr zur Ehre, durch die Stärke ſeiner Wahrheit Anhänger zu erhalten, als durch eine Erſcheinung für die Sinnen. Hat aber Conſtantinus bey jener Erſcheinung geirrt: ſo hindert dieſes noch

nicht, daß sein Uebergang zum Christenthum aufrichtig gewesen seyn könnte. Schwache Einsichten und eine hitzige Einbildungskraft können gar wohl mit redlichen Absichten bestehen. Die Bekehrung dieses Kaisers wird vielleicht zu streng nach der Wahrheit dieser Geschichte abgemessen, die ihre vornehmste oder doch nächste Veranlaßung, aber nicht ihr einziger Bewegungsgrund gewesen ist. Da unterdessen die ersten Spuren derselben eben zu dieser Zeit sichtbar geworden sind: so scheint auch hier der bequemste Ort in seinem Leben zu seyn, um ihrem Ursprunge und ihrer wahren Beschaffenheit nachzuspüren.

Constantinus glaubte kaum, daß der Stifter der christlichen Religion ihn durch das Sinnbild seines Todes zu sich und zu einem gewissen Siege zu führen suchte, als er diese Religion allen andern vorzuziehen anfieng, sich in derselben unterrichten ließ, und ihr immer deutlichere Merkmale seiner Zuneigung gab. Zwar die Zeit, da er sie öffentlich und feyerlich angenommen hat, kann nicht genau bestimmt werden: und wenn man sie von dem Tage seiner Taufe an rechnen will, so gehört sie erst in die letzten Tage seines Lebens. Aber diesen einzigen Umstand ausgenommen, ist nie ein Uebertritt zum Christenthum unleugbarer gewesen, als der seinige. Alle übrige äußerliche Merkmale desselben sind so häuffig und anhaltend durch sein ganzes folgendes Leben verbreitet, und dieses ist so offenbar der eifrigsten Beförderung und Empfehlung der christlichen Religion durch alle Mittel, die in seiner Gewalt standen, gewidmet, daß man ihn nicht allein, wenn er dieselbe nicht vor die einzige wahre gehalten hätte, den arglistigsten und schändlichsten Heuchler unter allen Fürsten nennen müßte; sondern auch nicht einmal einen hinlänglichen Grund von einer so langen und beschwer-

ſchwerlichen Verſtellung, die er täglich ohne Gefahr ablegen konnte, anzugeben im Stande wäre. An ſeinem ſichtbaren Bekenntniſſe des Chriſtenthums fehlte nichts; wenn er gleich den Nahmen eines Chriſten nicht völlig auf die gewöhnliche Art angenommen hat.

Dennoch haben es neuere Schriftſteller geleugnet, daß Conſtantinus ein Chriſt geweſen ſey. Sie berufen ſich zuerſt darauf, daß er ſich erſt kurz vor ſeinem Tode habe taufen laſſen. Allein die Urſachen ſind ihnen nicht unbekannt, warum auch viele andere Chriſten jener Zeiten ihre Taufe ſo lange verſchoben haben, und nur Catechumenen, oder Lehrlinge im Chriſtenthum, den größten Theil ihres Lebens hindurch, geblieben ſind. Es waren freylich Vorurtheile; gleichwohl zweifelte man an ihrer redlichen Ergebenheit gegen das Chriſtenthum nicht. Conſtantinus handelte nach gleicher Denkungsart, und hatte noch einen eigenen Grund, die Taufe bis in ſeine letzten Tage aufzuſchieben; wie man in dieſer Gegend ſeines Lebens ſehen wird. Aber, fährt man fort, er war ehrgeizig, grauſam, üppig, auch da er bereits ein Chriſt hieß; man kann ſogar behaupten, daß er es damals in einem höhern Grade geweſen ſey, als da man ihm dieſen Nahmen noch nicht beylegte: würden aber wohl ſolche Laſter bey ihm herrſchend geblieben ſeyn, wenn er ſich ganz dem Chriſtenthum ergeben hätte? Dieſer Einwurf wird zwar ſehr übertrieben: es hat oft, wenn er vorgetragen wird, das Anſehen, als wenn das ganze ſpätere Leben Conſtantins eine unaufhörliche Reihe von Ausſchweifungen der Unmenſchlichkeit und Wolluſt geweſen wäre; unterdeſſen hat doch dieſe Beſchuldigung einigen Grund. Sie beweiſet unterdeſſen nichts mehr, als daß das Herz des Kaiſers nicht gebeſſert worden ſey, da er das Chriſtenthum annahm, und daß alſo ſeine

Bekehrung schwerlich eine außerordentliche Würkung Gottes gewesen seyn könne; keinesweges aber folgt daraus, daß auch sein Verstand die Wahrheit der christlichen Religion nicht eingesehen habe. Unzählige Beyspiele von Christen, welche ihre Religion ehren, und für die einzige Gott anständige halten; gleichwohl aber die Vorschriften derselben nicht beobachten, bestätigen dieses Urtheil: und wer den Kaiser eben so eifrig vertheidigen will, als er gehäßig angeklagt wird, der wird manche rühmliche und fromme Handlungen desselben seinen Fehlern entgegen stellen, um darzuthun, daß diese doch von jenen überwogen werden. Eben so wenig fließt aus der langen Nachsicht, welche Constantinus gegen die Heyden und ihre Religion bezeigt hat, der Verdacht, daß er dem Christenthum nicht aufrichtig zugethan gewesen seyn möchte. Die Klugheit rieth ihm dieses Betragen an: und wenn auch seine Gefälligkeit hierinne zu weit gegangen seyn sollte, welches sich nicht darthun läßt; so raubt sie ihm noch nicht das Recht an den Nahmen eines Christen.

Er war würklich ein Christ, sagen andere; aber er hatte diese Religion nur aus Gründen der Staatsklugheit angenommen. Da er allein über das Römische Reich herrschen, und so viele Mitbewerber aus dem Wege räumen wollte: so trat er zu der mächtigen Parthey der Christen, und wurde von derselben so nachdrücklich unterstützt, daß alle seine Wünsche in Erfüllung giengen. Er kannte die Treue und Rechtschaffenheit der Christen, die für ihren Glaubensgenossen und Beschützer das Leben willig aufopferten. Durch eine gleiche verstellte Neigung gegen die Christen, suchten auch Maximinus, Maxentius und Licinius sich dieselben günstig zu machen; allein Constantinus war schlauer als sie alle. Er verbarg seine wahren Sinnun-

ſinnungen; da ſie hingegen durch jedes Laſter dieſelben nur gar zu bald offenbarten. Alle ſeine Schritte beſtärkten die Chriſten in der Meinung, daß er zu ihrer Gemeine gehöre. Er ſetzte ſich endlich in ihrer Gunſt durch manche politiſche Kunſtgriffe feſt, zu welchen beſonders dieſe gehörten, daß er ihrer Geiſtlichkeit viele Einkünfte und Rechte verſchaffte, ihr auf das ehrerbietigſte begegnete, und durch die Gewogenheit derſelben auch die Neigung des Volks an ſich zog; dieſem aber eine erwünſchte Ruhe, Freyheit und Sicherheit der Beſitzungen ertheilte. Man vergißt auch hier wiederum nicht, die Ausbrüche der Laſter Conſtantins als Beweiſe anzuführen, daß ſein Chriſtenthum nur politiſch (ſo nennt man es,) geweſen ſey, weil er ſonſt ſeiner neuen Religion mehr Ehre gemacht haben würde.

Wenn man alles dieſes hört, ohne die Geſchichte und ihre Zeugen zu befragen: ſo hat es einen deſto größern Schein der Wahrheit, je mehr man dieſen Kaiſer als einen Fürſten kennt, der vieles aus Gründen der Staatskunſt, zur Befriedigung ſeiner Herrſchſucht gethan hat. Aber man hat alle Urſache, hier und bey einer Menge anderer Erzählungen, gegen die allzu weiſe und durchdringende Scharfſichtigkeit ſo mancher neuern Schriftſteller mißtrauiſch zu ſeyn, welche oft großen und berühmten Männern Bewegungsgründe und Abſichten einer tief verſteckt liegenden Staatsklugheit beymeſſen, von denen doch weder in dem Zuſammenhange ihrer Handlungen, noch bey den Geſchichtſchreibern, welche ſie am ſchärfſten beurtheilt haben, eine Spur anzutreffen iſt. Zu einer Uebung im Nachdenken, zur witzigen Vorbereitung auf die Geſchichtskunde, dienen ſolche Vermuthungen wohl; aber allein angewandt, helfen ſie die Geſchichte unvermerkt

verfälschen. Dieses ist auch der Fall, (ich kann entscheidend reden,) bey den geheimen Gründen der Bekehrung Constantins, die man entdeckt haben will. Freylich kann man von den christlichen Schriftstellern seiner Zeit nicht erwarten, daß sie es sagen sollten, wenn sie es auch wußten und glaubten, daß ihn der Ehrgeiz allein zu ihrer Parthey geführt habe. Aber es sind noch heydnische Schriftsteller aus seinen und den gleich folgenden Zeiten übrig, die seiner keineswegs geschont haben: Zosimus, ein ernster Geschichtschreiber, und Julianus, ein feiner Spötter. Sie geben eine sehr schimpfliche Ursache seines Uebertritts zu den Christen an, die bald genannt werden soll; allein daß er bloß aus herrschsüchtigen Absichten ein Christ geworden seyn sollte, davon sagen sie nichts: und Zosimus würde es am wenigsten verschwiegen haben, wenn er es vor wahrscheinlich gehalten hätte.

Constantins Geschichte selbst von diesen Jahren begünstigt die eben gedachte Muthmaaßung noch weit weniger. Ihm soll die Annehmung des Christenthums dazu gedient haben, seine Mitkaiser desto gewisser zu überwinden; und man sieht doch nichts, was sie dazu beygetragen haben könnte. Das Heer, mit welchem er diese Absicht erreichen wollte, war größtentheils aus Heyden zusammengesetzt; gleichwohl erklärt er sich für die Christen. Man sollte glauben, wenn hier ein Merkmal seiner Staatsklugheit gezeigt wird, er habe sich gleich nach dem ersten Gedanken den Maxentius zu bekriegen, öffentlich zu der christlichen Religion bekannt, die Christen hätten sich darauf von allen Seiten zu ihm geschlagen, und ein fürchterliches Heer ausgemacht, durch dessen Hülfe Constantinus Sieger geworden wäre. Ganz willkührlich macht man ferner die Christen zu einer so mächtigen Parthey im Staa-

Staate, daß ſie dieſen Fürſten zum einzigen Beherrſcher deſſelben hätten machen können. Sie waren gewiß nicht nur an der Anzahl der ſchwächere Theil der Einwohner; ſondern es waren auch die höchſten Würden und Bedienungen, Reichthum und Anſehen meiſtentheils in den Händen der Heyden. Die eifrigſte Beſchützung alſo der heydniſchen Religion, deren Anhänger ſo ſehr das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten, würde ein weit kräftigeres Mittel geweſen ſeyn, durch welches ſich Conſtantinus über ſeine Mitbewerber hätte empor ſchwingen können. Immerhin mag man auch behaupten, daß er den Krieg wider den Maxentius mit ehrgeizigen Abſichten angefangen habe; er wurde doch zu demſelben genöthigt; hatte die Gerechtigkeit und die Wünſche des beſſern Theils der Römer auf ſeiner Seite, und außerdem ſo viele andere Vorzüge vor ſeinem Feinde, die ihm den Sieg verſprachen, daß man deſto weniger begreifen kann, warum er ſich um die Unterſtützung der Chriſten beworben haben ſollte. Es fehlt ſogar, wie bereits angemerkt worden iſt, viel daran, daß Conſtantinus gleich zu der Zeit, da er des Beyſtandes der Chriſten am meiſten benöthigt geweſen ſeyn ſoll, ihre Religion würklich angenommen, oder ſie nur öffentlich über die heydniſche erhoben hätte. Man kann ſicher aus dieſem allem den Schluß ziehen, daß Conſtantinus bey dieſem Kriege von der Annehmung des Chriſtenthums keine Vortheile erwartet habe, und daß die Verſtellung in Anſehung deſſelben am wenigſten ein Kunſtgriff ſeiner Staatskunſt geweſen ſeyn könne. Das Beiſpiel der übrigen Kaiſer, womit man das ſeinige vergleicht, iſt hier ſehr übel angebracht. Sie gaben ſich auf eine kurze Zeit das Anſehen der Gerechtigkeit und Gewogenheit gegen die Chriſten, die ſie nicht verfolgt wiſſen wollten, um den Ruhm der Güte zu erlangen, und

sich auch bey ihnen beliebt zu machen. Allein vor Christen wollten sie niemals gehalten seyn; man sah sie auch nicht davor an, und ihre fälschlich angenommene Gesinnungen verloren sich bald wieder. Constantinus hingegen fiel so wenig in den Verdacht, als wenn seine Neigung gegen die christliche Religion erdichtet wäre, daß er vielmehr von Jahren zu Jahren als ein eifrigerer Freund desselben betrachtet wurde. War dieses nur eine Frucht seiner Staatsklugheit: so ist es schwer zu glauben, daß man seine Verstellung nie entdeckt habe, und daß er selbst ihrer endlich nicht müde geworden sey. Die Anstalten, welche er getroffen hat, um die Gunst der christlichen Geistlichkeit und der Christen überhaupt zu erhalten, lassen sich immer natürlicher aus einer wahren Liebe gegen sie, als aus den Staatsabsichten eines Fürsten erklären, dessen Regierung so fest gegründet war, daß sie solcher Mittel gar nicht bedurfte. Und aus den Lastern, die er nach seiner Bekehrung verübt hat, folgt ebenfals nicht, daß diese nur zum Schein, um seine Unternehmungen zu befördern, angestellt worden sey. Alles dieses wird jedoch nicht in der Absicht angeführt, um es ganz unglaublich zu machen, daß Constantinus neben der Einsicht, die ihm das Christenthum annehmungswürdig vorstellte, durch keine Betrachtungen der Staatsklugheit in dieser Gesinnung gestärkt worden sey; wenn man nur dieselben nicht vor die einzigen Triebfedern seines Entschlusses erklärt. Er könnte gar wohl durch die Umstände gerührt worden seyn, daß die christliche Religion dem Staate treue und ruhige Bürger verschafft habe; daß ihre Anzahl sehr groß sey, und daß die Neigung zu ihrem Glauben sich immer weiter ausbreite; daß er sie begünstigen könne, ohne die Heyden zu verfolgen, und daß auf diese Art alle seine Unterthanen mit ihm zufrieden seyn würden.

Doch

Doch die Heyden jener Zeiten gaben einen ganz andern Bewegungsgrund an, durch welchen Constantinus genöthigt worden sey, ein Christ zu werden. Sie sagten nach dem Berichte des Sozomenus, der gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts zu Constantinopel lebte, der Kaiser hätte aus Reue über die Hinrichtung seines Sohnes und anderer aus seiner Familie, den Philosophen Sopater, den vornehmsten Platonischen Lehrer dieser Zeit, um Rath gefragt, wie er sich wegen dieser Verbrechen reinigen und mit den Göttern aussöhnen lassen sollte; dieser aber hätte geantwortet, für so grobe Verbrechen gebe es gar keine Reinigung. Da der Kaiser hierdurch, fuhren sie fort, sehr beunruhigt worden sey, wäre er mit christlichen Bischöffen bekannt worden, die ihm versprochen hätten, ihn durch die Buße und die Tauffe von allen Missethaten völlig zu reinigen; und diese Erklärung, die so sehr nach seinem Wunsche gewesen wäre, hätte ihn ganz zum Freunde der christlichen Religion gemacht. Der Kaiser Julianus, der nicht lange nach dem Constantinus regierte, folgte eben diesem Gerüchte in der Spottschrift auf seine Vorgänger in der Regierung. Er läßt in dem Sitze der Weichlichkeit und Ueppigkeit, welche er dem Constantinus zu seinen Schutzgöttinnen giebt, im Nahmen derselben, und vielleicht gar durch den Stifter des Christenthums, folgendes ankündigen: „Jeder Hurer, jeder Mörder, jeder ver„wünschte und abscheuliche Verbrecher, komme getrost „hierher! Denn sobald er mit diesem Wasser wird ab„gewaschen seyn, werde ich ihn sogleich ganz rein ma„chen. Und sollte er sich abermals solcher Schand„thaten schuldig machen: so will ich ihn aufs neue „reinigen, wenn er sich nur an die Brust und an den „Kopf schlägt.“ Endlich stimmt auch Zosimus, welcher zu gleicher Zeit mit dem Sozomenus lebte,

mit demselben in seinem Berichte größtentheils überein. Nur setzt er zu den Verbrechen Constantins noch seinen häuffigen Meineyd; läßt ihn die Priester fragen, wie er sich aussöhnen lassen sollte, und versichert, derjenige, welcher dem Kaiser die Meinung beygebracht habe, daß durch die christliche Religion alle Sünden vernichtet würden, sey ein Aegyptier gewesen, der aus Spanien nach Rom gekommen, mit dem Frauenzimmer im kaiserlichen Palaste bekannt geworden sey, und sich mit dem Kaiser selbst unterredet habe.

Ob es gleich Heyden sind, welche diese Nachricht geben; so kann sie doch darum nicht schlechterdings vor eine Lüge erklärt werden. Lange war es schon unter den Heyden bekannt, daß die Christen ihre Tauffe als ein Mittel, die Vergebung aller Sünden von Gott zu erlangen, betrachteten; Constantinus konnte dieses leicht erfahren, und dadurch in seiner Neigung gegen das Christenthum vorzüglich bestärkt werden: die übrigen Umstände würden in diesem Falle von den Heyden hinzugedichtet worden seyn. Man hat sogar gemuthmaaßt, daß der Aegyptier, dessen Zosimus gedenkt, der Aegyptier Hosius aus Cordua gewesen seyn möchte, der bey dem Kaiser sehr beliebt worden ist. Allein diese Erzählung kann überhaupt nicht wohl vertheidigt werden. Es war ein früher Vorwurf der Heyden gegen die Christen, den man schon beym Celsus im zweyten Jahrhunderte findet, daß sie alle Sünder, Thoren und Verbrecher in ihre Gemeinen mit dem Versprechen einzuladen pflegten, es sollte ihnen alles vergeben werden; da sie hingegen, sagten die Heyden von sich, nur reine und unbefleckte Personen zu ihren Opfern zuließen. Eine entweder aus Unwissenheit oder aus Bosheit entstandene Mißdeutung der Vergebung

der

der Sünden, welche das Christenthum anbot, der Bestimmung der Taufe, auch mancher Stellen der Evangelischen Geschichte. Diese Beschuldigung wurde offenbar auf die Religionsveränderung Constantins angewandt. Aber unglücklicher Weise heftete man zween falsche Umstände an dieselbe. Der erste war dieser, daß die Hinrichtung seines Sohns und seiner Gemahlinn, die er anbefohlen hatte, die Veranlassung zu diesem Schritte gewesen sey. Gleichwohl ließ er beyde erst viele Jahre nach seinem Kriege mit dem Maxentius, zu einer Zeit ums Leben bringen, da schon lange niemand daran zweifelte, daß er das Christenthum angenommen habe. Will man sagen, (oder man hat es vielmehr würklich gesagt,) daß Constantinus bis auf diese Zeit die heydnischen Begriffe von der Religion noch nicht gänzlich abgelegt habe, und also wohl eine solche Nachricht von dem Christenthum für ihn entscheidend habe werden können: so räumt man mehr ein, als nach der Geschichte verlangt werden kann, indem Constantinus, ohngeachtet aller Unvollkommenheit seines Religionsbekenntnisses, doch mit Rechte längstens als ein Christ angesehen wurde, der nicht erst so spät lernen durfte, daß durch den Glauben an Christum Vergebung der Sünden erhalten würde. Aber auch das ist unrichtig, daß es in der heydnischen Religion keine Aussöhnungsmittel für solche Verbrechen, als der Kaiser begangen hatte, gegeben habe. Man hat dagegen das Beyspiel des Hercules angeführt, der für den Mord an seinen Kindern, durch die geheiligten Gebräuche der Göttinn Ceres zu Athen gereinigt worden ist. Und an sich ist es schon unwahrscheinlich, daß die Priester einer Religion, die dem Lauf der Laster einen sehr schwachen Damm entgegen setzte, einen mächtigen Fürsten sollten abgewiesen haben, der sich ihren nichtsbedeutenden Reinigungsgebräu-

bräuchen unterwerfen wollte, von dessen Rache und Gewalt sie alles zu befürchten hatten; zumal da eine andere weit vernünftigere Religion sich schon lange neben der ihrigen ausgebreitet hatte, und ihr täglich größern Abbruch that. Es sind noch andere wenig wahrscheinliche Umstände in jener Erzählung bemerkt worden; wie unter andern die Unterredung des Constantinus mit dem Sopater, der von den Gegenden so weit entfernt war, in welchen sich derselbe für die Christen zu erklären anfieng.

Man kann es daher immer die sicherste Meinung nennen, durch welche, wo nicht alle Schwierigkeiten dieser Geschichte, doch die meisten erheblichen gehoben werden, daß Constantinus um die Zeit, da er wider den Maxentius ins Feld rückte, einige genauere Kenntniß von der christlichen Religion erhalten habe, und ihr günstig geworden sey; daß er eine natürliche Begebenheit am Himmel als eine Aufmunterung zu derselben betrachtet, und solches durch ein öffentliches Denkmal vor den Augen seiner Soldaten zu erkennen gegeben habe; daß die Christen, welche zu ihm Zutritt hatten, an diesen seinen Gesinnungen vielleicht noch größern Antheil gehabt haben mögen, als er selbst; und daß er gleichwohl noch eine Zeitlang auf dem Mittelwege zwischen der heydnischen und christlichen Religion, doch näher an der letztern, gestanden habe. Ein griechischer Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, Codinus, versichert, daß Constantinus durch seinen Hofbedienten Euphrates zum Christenthum bekehrt worden sey. Diese Nachricht kommt freylich sehr spät; unterdessen könnte sie eine aufbehaltene alte Sage seyn, und würde selbst zur Bestätigung des vorhergehenden Urtheils dienen. Denn daraus, daß Euphrates ein Kammerherr oder mit irgend einer

andern

andern Hofbedienung bekleidet gewesen ist, zu schliessen, daß er den Kaiser bloß durch Staatsgründe überredet habe, sich das Ansehen eines Christen zu geben, dieses würde ein allzuwillkührliches Verfahren mit der Geschichte heißen. Es ist überhaupt beynahe unbegreiflich, warum es so viele Neuere nicht glauben können, daß Constantinus die christliche Religion aus Ueberzeugung von ihrer Wahrheit angenommen habe. Nichts war für ihn leichter, als diese Ueberzeugung zu erlangen. Sein Vater war schon auf dem Wege zu derselben begriffen; sein Hof, sein Heer, alle Bedienungen seines Staats, und alle Stände desselben waren mit Christen angefüllt; die nähern Hülfsmittel dazu konnten ihm nicht unbekannt seyn; und alles, was er in der Folge für die Christen und ihre Religion that, schien aus dieser immer wachsenden Ueberzeugung zu entspringen. Die Zweifel, die man dagegen erregt, beweisen bald zu viel, bald zu wenig. Man ist vielleicht am meisten abgeneigt zuzugeben, daß dieser Kaiser auf eine ausserordentliche, von Gott veranstaltete Art in jener Einsicht und Neigung befestigt worden sey. Und eben dieses hat man auch am wenigsten nöthig zu glauben. Dennoch trift man selbst bey dem heydnischen Redner Nazarius, dessen Lobrede auf den Kaiser, seinen Zeitgenossen, noch vorhanden ist, eine Spur an, daß man es vor gewiß gehalten habe, Constantinus habe eine ungewöhnliche Lufterscheinung gesehen. „Es ist, sagt er, in ganz Gallien „bekannt, daß sich Kriegsvölker in der Luft gezeigt haben, die ihre göttliche Sendung deutlich bezeigten. „Alles soll an ihnen bewunderungswürdig gewesen seyn, „und besonders sollen ihre Waffen einen fürchterlich „feurigen Glanz von sich geworfen haben; ja sie selbst „sollen die Worte haben hören lassen: Wir ziehen zum „Constantinus; wir kommen ihm zu Hülfe. Ihr

re ich nicht, so ist diese Erzählung aus dem Gesichte, dessen sich der Kaiser rühmte, entstanden. Den Christen war es ein Kreuz; den Heyden ein Heer, das die Götter abgeschickt hätten. So haben Leichtgläubigkeit, Unwissenheit, Aberglauben und Einbildungskraft zu allen Zeiten seltene Veränderungen des Himmels in Wunderzeichen verwandelt, und desto mehr mit Zusätzen vergrößert, je weiter sie sich fortpflanzen.

Aber es ist Zeit, den Constantinus aus Gallien, wo ihn diese lange, doch nothwendige Ausschweifung bisher gleichsam aufgehalten hat, mit seinem Heere über die Alpen ziehen zu sehen. Voll Vertrauen auf den Gott der Christen, den er eben erkannt hatte, sagt Eusebius, und unter Vortragung des Kreuzes in seiner Fahne, das ihm den Sieg verkündigt hatte; aber wider den Rath fast aller seiner Feldherren und Großen, die ihr Mißvergnügen über diesen Feldzug durch öffentliche Merkmale der Furcht verriethen, auch selber die Erinnerungen der Wahrsager, (wie ein ungenannter Lobredner des Kaisers berichtet,) rückte er im Jahr 312 in Italien ein, indem er zugleich eine Flotte gegen die Italiänischen Häfen absandte. Maxentius hatte die Festungen gegen die Alpen zu stark besetzt: daher fand Constantinus gleich an der Stadt Segusium, (jetzt Susa im Fürstenthum Piemont,) einen muthigen Widerstand. Allein er ließ Feuer an die Thore derselben, und die Sturmleitern an ihre Mauern anlegen: so wurde sie gleich am ersten Tage des Angriffs erstiegen; doch verhütete er, daß sie nicht geplündert wurde, und daß sich das Feuer nicht weiter daraus ausbreiten konnte. Dieses ist die Erzählung des Nazarius; Zosimus hingegen scheint anzuzeigen, daß der Kaiser sowohl diese Stadt als alle andere, die sich [illegible] hatte, [illegible]. Als Con-

stan-

ſtantin hierauf gegen Auguſta Taurinorum, (woraus das jetzige Turin entſtanden iſt,) fortzog, traf er in der Ebene bey dieſer Stadt ein anſehnliches Heer an, das beſonders durch einen großen Hauffen Küraßirer fürchterlich war, die ſowohl ſelbſt als ihre Pferde ganz mit Eiſen bedeckt waren. Hier befohl er, daß ſich ſein Herr öffnen, und dieſe vor unüberwindlich gehaltene Reuterey, die den heftigſten Angriff that, in ſeine Mitte aufnehmen ſollte: nachdem dieſes geſchehen war, ſchloß ſich das Heer wieder zuſammen, und die Küraßirer, welche nicht verwundet werden konnten, empfiengen deſto ſtärkere Schläge mit Streitkolben an ihre Köpfe, von denen ſie ermüdet zu ſinken anfiengen; ihre ſchwere Rüſtung erlaubte ihnen nicht, ſich durch eine geſchwinde Bewegung zu retten, und ſie wurden endlich alle getödtet. Dieſe Niederlage zog die Ueberwindung der übrigen, und die Ergebung von der erſtgenannten Stadt nach ſich. Alle Städte längs dem Po, und Meyland inſonderheit, öffneten ihm gleichfals freywillig ihre Thore. Er zerſtreuete auch einen Hauffen Reiterey bey Brixia, (dem jetzigen Breſcia im Venetianiſchen;) aber zu Verona verſammlete ſich unter der Anführung des Ruricius Pompejanus, eines der beſten Feldherren des Maxentius, ein beträchtliches Heer. Es kam zu einer der hitzigſten Schlachten, die tief in die Nacht hinein fortdauerte; Pompejanus verlor das Leben, und Conſtantinus erhielt einen vollkommenen Sieg. Dieſer hatte ſo ſehr mit der Tapferkeit eines Soldaten gefochten, und ſich einer ſo augenſcheinlichen Lebensgefahr ausgeſetzt, daß ihm ſeine Befehlshaber darüber nach der Schlacht Vorwürfe machten, die von ihrem Eifer für ſeine Sicherheit zeugten. Verona wurde bald darauf erobert, und gänzlich zu Grunde gerichtet. Auch der übrige Theil des obern Italiens unterwarf ſich in kurzem dem

Constantin. Die Menge der Kriegsgefangenen war so groß, daß seine Soldaten wegen der Bewachung derselben in Verlegenheit geriethen: daher ließ er aus den Degen derselben Fesseln verfertigen, mit welchen ihre Hände angeschlossen wurden.

Nun hinderte den Kaiser nichts mehr, auf Rom selbst loßzugehen. Laktantius läßt ihn einmal der Gegenparthey ein unglückliches Gefechte liefern; allein die übrigen Schriftsteller wissen von demselben nichts, und es müßte also wenigstens unerheblich gewesen seyn. Genug, er lagerte sich in der Nähe der Hauptstadt, auf einer Ebene, der Milvischen Brücke über die Tiber gegen über. Er befürchtete jetzt nichts mehr, als daß Maxentius in der Hauptstadt bleiben, und sich eine geraume Zeit darinne vertheidigen möchte: denn er hatte einen unermeßlichen Vorrath von Lebensmitteln daselbst zusammengetragen. Roms Eroberung war nichts leichtes, und der Krieg würde dadurch sehr verlängert worden seyn. In der That hatte Maxentius bisher gar keine Neigung gehabt, die Stadt zu verlassen; er wünschte sogar öffentlich, daß Constantinus so weit heran rücken möchte: entweder im Vertrauen auf seine Macht; oder weil er hoffte, daß denselben seine Soldaten, eben so wie ehemals den Severus die seinigen, verlassen würden. Dazu kam noch, daß ihm die Wahrsager, vielleicht eben weil sie diese seine Gesinnung kannten, den Untergang verkündigt hatten, wenn er sich aus Rom begäbe. Unterdessen stellte er doch sein Heer dem Constantin entgegen, und ließ oberhalb der Milvischen Brücke eine Schiffsbrücke bauen, die in eisernen Hacken und Bändern dergestalt in der Mitte zusammenhieng, daß sie, wenn diese weggerissen wurden, plötzlich einstürzte. Seine Absicht war dabey, (wie er auch den Baumeistern die dahin

gehörl-

gehörigen Befehle gab,) daß die Brücke zerreißen sollte, während daß Constantin mit einem Theile seiner Soldaten darüber ziehen würde.

In dieser Verfassung bekam Constantin, wenn man dem Lactantius glauben will, in der Nacht vor dem Treffen, oder vor dem 28 Oktober des Jahres 312, durch einen Traum den göttlichen Befehl, die Schilde seiner Soldaten mit dem Bilde des Kreuzes dergestalt zu bezeichnen, daß zugleich die Anfangsbuchstaben des Nahmens Christi (XP) herauskämen: und er that dieses gleich am andern Morgen. Daß er dieses würklich gethan habe, leidet wohl keinen Zweifel: es könnte ihm auch füglich davon geträumt haben; allein daß es der Wille Gottes gewesen sey, erfordert einen stärkern Beweis, als das Zeugniß des gedachten Schriftstellers. Die Neuigkeit der Sache war nach der berühmten Erscheinung am Himmel, und mit dem bisherigen ausnehmenden Glücke ihres Kaisers verbunden, wohl hinlänglich, den Soldaten vielen Muth einzuflößen. Darauf folgte die entscheidende Schlacht; von der man aber nicht völlig übereinstimmende Nachrichten hat. Lactantius versichert wiederum allein, daß die beyden Heere bereits mit einander gefochten hätten, als Maxentius immer noch zu Rom geblieben sey; das Volk aber, vor welchem er eben Spiele anstellte, habe ihn einen Verräther des Vaterlands genannt, und ausgerufen, Constantin sey unüberwindlich; dadurch erst, und durch die Aussage der Sibyllinischen Bücher, daß an diesem Tage der Feind der Römer umkommen sollte, sey er bewogen worden, sich zu seinem Heere zu verfügen. Doch nach dem Berichte anderer Schriftsteller, welche mehr Glauben verdienen, führte Maxentius sein Heer selbst über die von ihm errichtete Schiffbrücke; stellte es aber mit dem

Rücken so nahe an die Tiber, daß es sich, wenn es fliehen wollte, in diesen Fluß stürzen mußte. Constantin griff dieses dem seinigen an Menge weit überlegene Heer an, wie er immer zu thun pflegte, als Feldherr und als Soldat, und seine Reiterey schlug zuerst die feindliche. Die Römer und die Italiänischen Bundsgenossen, die unter dem Maxentius dienten, fochten weniger tapfer als seine übrigen Kriegsvölker, weil sie von seinen Gewaltthätigkeiten befreyet zu werden wünschten. Allein der Sieg blieb lange zweifelhaft, bis die Reiterey des Maxentius gänzlich in die Flucht getrieben war, der selbst, indem er sich zu retten suchte, von der zerbrochenen Brücke in die Tiber stürzte.

Sein Tod endigte diesen Krieg, und öffnete dem Constantin die Hauptstadt, in welcher er mit ungemeinen Freudensbezeigungen aufgenommen wurde. Der Senat und das Volk giengen ihm entgegen; die Einwohner Roms konnten sich nach allem, was sie sechs Jahre hindurch gelitten, an dem Anblicke ihres Erretters nicht sättigen; einige verlangten sogar laut, daß er außerhalb des Palastes stehen bleiben sollte. Er zog verschiedene Senatoren aus dem Gefängnisse hervor, in welches sie Maxentius geworfen hatte, und gab allen Römern das ihnen von demselben entrissene wieder. Fast allen Anhängern dieses grausamen Fürsten verzieh er, und einigen derselben ertheilte er neue Bedienungen. Vergebens forderte das Volk öffentlich, daß eine Anzahl von ihnen hingerichtet werden sollte. Doch ließ er wenige Vertraute desselben, und, wie einige glauben, auch seinen Sohn, umbringen. Die Soldaten des Maxentius wurden beybehalten; aber an den Rhein und die Donau geschickt, um die Gränzen des Reichs gegen die sogenannten barbarischen Völker zu vertheidigen. Constantin hob auch die

zahl-

zahlreiche kaiſerliche Leibwache auf, welche nicht nur ſeinem Feinde ſehr ergeben geweſen war; ſondern auch ſehr oft die Wahl und Abſetzung der Kaiſer an ſich geriſſen hatte. Da die groſſe Staatsveränderung, die er im Reiche geſtiftet hatte, der verhaßten Art von Leuten, welche Angeber hieſſen, Gelegenheit gab viele anzuklagen, die unter der vorigen tyranniſchen Regierung ihre Mitbürger bedrückt hatten: ſo verbot er bald darauf, daß die Obrigkeit ihnen kein Gehör geben ſollte, und ſetzte Strafen feſt, mit denen ſie belegt werden ſollten. Im übrigen hatte er eben ſowohl als andere Römiſche Kaiſer eigene Leute, welche die begangenen Verbrechen ausſpähen und den Richtern hinterbringen mußten; aber unter weiſen und nützlichen Einſchränkungen.

Der Senat, deſſen Anſehen Conſtantin wieder herſtellte, und den er mit vielen würdigen Männern vermehrte, ertheilte ihm aus Dankbarkeit den erſten Rang unter den Kaiſern, den ſich Maximinus zugeeignet hatte. Er ließ auch ihm zu Ehren einige Jahre darauf einen Triumphbogen aufrichten, den man noch zu Rom ſieht. Verſchiedene Zierrathen deſſelben wurden, nach einer ſchädlichen Gewohnheit, von den ähnlichen Denkmälern des Marcus Aurelius und anderer Kaiſer genommen, zu deren Zeit die Künſte weit vollkommener blühten als damals: und es ward die Aufſchrift darauf geſetzt, daß der Senat und das Volk dem Kaiſer dieſen Triumphbogen errichtet hätten, weil er auf Antrieb der Gottheit, und durch die Gröſſe ſeines Geiſtes, den Staat ſowohl an dem Tyrannen, als an ſeiner ganzen Parthey, zu Einer Zeit mit gerechten Waffen gerächt habe. Es wiederfuhren ihm noch andere Ehrenbezeigungen, wie es bey ſolchen Fällen gewöhnlich iſt; und er ſeiner Seits ſchmückte

Rom mit vielen Bildsäulen aus, bauete öffentliche Bäder daselbst, und gab den bereits vorhandenen Gebäuden, die zum gemeinen Gebrauche und Vergnügen bestimmt waren, neue Festigkeit und Pracht. Dieses Betragen, die Leutseeligkeit, mit welcher er so viele Menschen aufnahm, die aus ganz Italien nach Rom kamen, um ihn zu sehen, und seine freygebige Sorgfalt, dem Verluste und den Beschwerden eines jeden abzuhelfen, dieses alles, sagt Nazarius, vermehrte die Liebe des Volks gegen ihn ungemein, und er konnte es daher durch seine sanfte Regierung lenken, wie es ihm gefiel.

Aber zugleich gab er auch ausnehmende Merkmale seiner Ergebenheit gegen das Christenthum. Eines der vornehmsten war dieses, daß er mitten in Rom seine Bildsäule mit dem Kreuze in der Hand aufrichten, und folgende Worte darunter setzen ließ: „Durch „dieses heilsame Zeichen, einen wahren Beweis der „Tapferkeit, habe ich eure Stadt von dem Joche ei„ner tyrannischen Herrschaft errettet und in Freyheit „gesetzt; über dieses habe ich den Römischen Senat „und das Volk durch diese Befreyung völlig wieder in „ihr altes Ansehen und in ihren ehemaligen Glanz ver„setzt.“ Bey diesem öffentlichen Bekenntnisse, das er ablegte, unterließ er desto mehr die feyerliche Gewohnheit der Kaiser und Feldherren, die nach einem ausnehmenden Siege ihren Einzug zu Rom hielten, um dem Jupiter im Capitol dafür Dank abzustatten. Es ist wahr, daß er gleichwohl bald darauf den Nahmen und das Kleid des höchsten Priesters der Römischen Religion (Pontifex maximus) angenommen hat. Allein diese Staatscärimonie war damals überhaupt, und noch mehr bey ihm, in Absicht auf den eigentlichen Religions-Eifer sehr unbedeutend. Man hat ver-

vergebens verſucht, dieſe Handlung des Kaiſers zu läugnen. Bald ſollte Zoſimus, der ſie berichtet, kein glaubwürdiger Zeuge ſeyn; bald wollte man bemerkt haben, daß ſich Conſtantin zwar dieſe Würde in öffentlichen Denkmälern habe beylegen laſſen; daß aber aus dieſer Nachſicht nicht folge, er habe ſie ſelbſt übernommen. Es kann jedoch nicht daran gezweifelt werden, daß Conſtantin, und nach ihm mehrere chriſtliche Kaiſer, ſich des gedachten Ehrennahmens bedienet haben. Seit dem Auguſtus hatten die Kaiſer, indem ſie alle wichtige Würden des ehemaligen freyen Römiſchen Staats in ihrer Perſon vereinigten, auch das Amt eines Römiſchen Oberprieſters ſich ausdrücklich von dem Senate ertheilen laſſen: und es wurde immer als eine mit der kaiſerlichen nothwendig verbundene Würde betrachtet. Sie ſchloß nicht allein die höchſte Aufſicht über alle Religionsgebräuche und ſo viele Perſonen, welche dieſelben vollziehen mußten, in ſich; ſondern wurde auch dadurch ſehr anſehnlich, und beynahe fürchterlich, weil derjenige, welcher ſie beſaß, durch Hülfe und unter dem Vorwande der Religion, die wichtigſten Angelegenheiten befördern oder gänzlich hintertreiben konnte. So wenig alſo Conſtantins Vorgänger dieſelbe einem andern überlaſſen durften: ſo natürlich wurde ſie auch auf ihn, gleich beym Antritte der Regierung zu Rom, fortgepflanzt. Als ein Freund des Chriſtenthums, und alſo einer Religion, die der herrſchenden im Staate völlig entgegen geſetzt war, brauchte er dieſe höchſte Gewalt in Religionsſachen, die gewiſſermaaßen von dem Senate und dem Volke unabhängig war, noch weit mehr. Er und ſeine chriſtlichen Nachfolger erhielten gleichſam damit ein bey den Heyden ſelbſt ehrwürdiges Recht, Veränderungen bey der Religion vorzunehmen. Conſtantins Macht wurde dadurch vergröſſert und befeſtigt;

abgöttischen Verehrungen nöthigte ihn diese Ehrerbietung nicht: und da er so vielen andern heydnischen Aberglauben während seiner ganzen Regierung geduldet hat, so ist die Beybehaltung dieses Nahmens fast am leichtesten zu entschuldigen.

Indem er dieses that, offenbarte er dagegen seine Gewogenheit gegen die Christen immer deutlicher. Noch im Jahr 312 gab er gemeinschaftlich mit dem Kayser Licinius eine Verordnung, durch welche ihnen eine vollkommene Religionsfreyheit zugestanden wurde. Sie ist nicht mehr vorhanden; allein man sieht, daß sie nicht ganz die gewünschte Würkung gehabt hat. Denn da in derselben jene Freyheit nicht allen denjenigen unter rechtgläubigen Christen, sondern auch allen mit ihnen äußerlich verwandten Sekten und Religionsmeynungen ertheilt worden war: so scheinen die ersteren durch diese Vermischung beschimpft worden zu seyn, oder sich wenigstens vor beschimpft gehalten zu haben; und die Verordnung, in der auch sonst nichts einziges genauer zu bestimmen war, wurde nicht von allen, für welche sie gehörte, gebraucht und benutzet. Vielleicht waren auch die Heyden über diesen Befehl nicht zufrieden, weil er, wie man wenigstens vermuthen kann, den Christen zu günstig und rührend für sie seyn mochte. Daher gaben Constantinus und Licinius im Jahr 313 zu Meiland ein anderes etwas verändertes Gesetz zum Besten der Christen. Sie gestehen im Eingange desselben, daß sie glauben, es müsse kein Mensch in Ansehung der Religion, die er wählen wolle, im geringsten gezwungen werden; gedenken ihrer ersten Verordnung mit den schon angeführten Umständen, und befehlen darauf, als das gemeinnützigste und nothwendigste was sie nur anordnen könnten, daß die Christen und alle andere Unterthanen

von einer völligen Freyheit genießen ſollten, eine Religion zu bekennen, welche ihnen gefiele; damit, ſagen ſie, jede Gottheit und jedes himmliſche Weſen uns und allen, die unter unſerer Herrſchaft ſtehen, gnädig ſeyn könne. Es ſoll alſo auch niemand gehindert werden, zum Chriſtenthum zu treten, und daſſelbe ohne alle Einſchränkung auszuüben; nur die ketzeriſchen Sekten werden nunmehr von dieſem Vorrechte ausgeſchloſſen. Die beyden Kaiſer ſetzen hinzu, dieſe allgemeine Religionsfreyheit ſey zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe dienlich; und ſie hätten dieſelbe auch deswegen eingeführt, damit es nicht ſcheinen möchte, als wenn ſie irgend eine Art Gott zu verehren herabſetzen wollten. Sie befehlen ferner, daß den Chriſten ihre ehemaligen Verſammlungshäuſer zum Gottesdienſte ſogleich zurückgegeben werden ſollen; wenn gleich jemand dieſelben von der kaiſerlichen Kammer oder von einem andern gekauft, oder auch geſchenkt erhalten hätte, ſo ſollten ſie doch die Chriſten ohne alle Wiedererſtattung zurück bekommen: nur ſollte es denen, welche wegen dieſes Verluſtes eine Vergütung begehren wollten, freyſtehen, ſich darum bey dem Statthalter jeden Landes zu melden. Unter eben dieſen Bedingungen ſollten den Chriſten auch alle andere entriſſene Plätze und Gründe wieder eingeräumt werden, die einer ganzen Gemeine derſelben zugehört hätten. Alles, wie ſie nochmals verſichern, in der vornehmſten Abſicht, damit ſie der Vorſorge Gottes, welche ſie ſchon bey vielen Gelegenheiten erfahren hätten, auf immer gewiß ſeyn möchten. Gleich darauf folgte ein kürzerer Befehl zur Beſtätigung des vorhergehenden, und um es beſonders dem Oberſten von der Leibwache, (der zugleich der höchſte Staatsbediente war,) nochmals einzuſchärfen, daß die Kaiſer die gedachte Wiedererſtattung nur den rechtgläu-

gläubigen Christen, aber, wie man sich schon kurz ausdrückte, der catholischen, das heißt, der allgemeinen den Ketzern entgegen stehenden Kirche, bestimmt hatten.

In diesem Befehle Constantins, (denn er hat ohne Zweifel den meisten Antheil daran gehabt,) ist nicht nur der Grundsatz ungemein merkwürdig, auf welchen er denselben gebauet hat, daß kein Mensch in Absicht auf die Religion einigem Zwange unterworfen seyn müsse: ein sehr richtiger und sehr menschlicher Grundsatz, den ihn die Vernunft allein lehrte; den er aber zum Theil selbst in der Folge, und noch mehr die Christen aller spätern Jahrhunderte, von dem seinigen an, auf die Seite gelegt haben. Es dient aber auch dieser Befehl weit mehr zur gewissen Beurtheilung der damaligen Gesinnungen dieses Kaisers, als viele andere Erzählungen. Weit gefehlt, daß er darinne die christliche Religion vor die einzige wahre erklären, und aus dieser Ursache ihr eine gleich freye Ausübung mit der heydnischen schenken sollte, so ist es vielmehr nur die politische Verträglichkeit eines gegen alle seine Unterthanen gerechten und gnädigen, ihre verschiedenen Religionen aber einander gleich schätzenden Fürsten, die ihn zu diesem Entschluße gebracht hat. Er will jede Gottheit verehrt wissen, um ihren Schutz und ihre Gnadenbezeigungen nicht zu verlieren. Zwar sagt er nicht ausdrücklich, daß er dieses auch von den Göttern, die von den heydnischen Römern angebetet wurden, erwarte; aber die ganze Verbindung seiner Worte leidet kaum eine andere Erklärung. Will man gleich sagen, daß er den Licinius und seine heydnischen Unterthanen habe schonen müssen; so scheint es doch, daß man etwas größeres von einem Fürsten habe erwarten können, der Christo seinen Sieg zueignete.

nete. Daraus folgt, daß Conſtantin damals den Gott der Chriſten zwar vorzüglich geehrt; aber das Heydenthum noch nicht gänzlich verlaſſen habe.

Er und Licinius ſchickten die erſte dieſer Verordnungen an den Maximinus, der über die Morgenländer regierte, in der Abſicht, daß er, der vor ihren Freund gehalten ſeyn wollte, auch in ſeinem Gebiete den Chriſten auf gleiche Art begegnen möchte. Dieſer Fürſt, ein grauſamer Verfolger derſelben, und ein geheimer Bundsgenoſſe des Maxentius, befand gleichwohl vor gut, ſich den beyden vereinigten Kaiſern gefällig zu bezeigen: er gab daher einen ähnlichen Befehl für ſeine chriſtlichen Unterthanen, durch welchen ſie aber nur eine ſehr eingeſchränkte Freyheit erlangten. Bald darauf legte er die Vorſtellung ab, bekriegte den Licinius im Jahr 313; erlitte aber eine gänzliche Niederlage von demſelben, und ſtarb noch in eben dieſem Jahre, nachdem er vorher, während ſeiner tödtlichen und äußerſt ſchmerzlichen Krankheit, eine neue Verordnung ausgefertiget hatte, die den Chriſten eine vollkommene Religionsfreyheit ertheilte. Daß Licinius ihn beſiegte, wurde dem Gebete zugeſchrieben, das er und ſein Heer nach der Vorſchrift, die ihm ein Engel im Traum gegeben hatte, an den wahren Gott richteten: eine zu geſchwinde und zu verdächtige Nachahmung von der Erſcheinung, auf welche ſich Conſtantin berief. Licinius war eben ſo wenig ein Chriſt, oder ein Freund der Chriſten, als Maximinus; er wurde es auch ſeit dieſer Begebenheit nicht, und verfolgte die Familie und die Anhänger des gedachten Kaiſers, auch ſelbſt der vorhergehenden, mit unmenſchlicher Wuth; allein aus Achtung gegen den ſiegenden Conſtantin, deſſen Schweſter er eben jetzt zur Gemahlin bekam, und um ſich mit ihm wider ihren gemeinſchaftlichen

licheu Feind zu verbinden, nahm er auf kurze Zeit den Schein an, als wenn er völlig gleichgesinnt mit ihm wäre.

Unterdessen beschäftigte sich Constantin anfänglich zu Rom mit Handlungen der Freygebigkeit und des Wohlthuns gegen Dürftige jeder Art, besonders aber gegen die Christen. Ihrern Lehrern erwies er viele Hochachtung, zog sie an seine Tafel, und hatte sie immer in seiner Gesellschaft; er unterschied sie auch schon damals von den übrigen Unterthanen durch gewisse Freyheiten, die er ihnen ertheilte. Eine Anzahl christlicher Kirchen erweiterte und vergrößerte er; andern machte er prächtige Geschenke. Die Christen der folgenden Zeiten haben ihn daher zum Stifter von einer Menge Kirchen zu Rom und anderwärts angegeben; aber alle diese besondern Umstände sind ungewiß, so wie auch dieser, daß er den Römischen Bischöfen den Lateranensischen Palast geschenkt haben sollte. Darauf vermählte er im Jahr 313 seine Schwester zu Meiland mit dem Licinius. Zu dieser Feyerlichkeit ladeten beyde Fürsten den alten in seiner Einsamkeit ruhenden Diocletian ein; da er es aber abschlug zu ihnen zu kommen, machten sie ihm so harte und drohende Vorwürfe darüber, er hätte den Maxentius und Maximinus begünstigt, daß diese unverdiente Begegnung seinen Todt beschleunigt haben soll. Constantin, den gleich darauf ein neuer Einfall, mit welchem die Franken Gallien bedrohten, in diese Gegenden rief, setzte sich ihnen so geschwind am Rhein entgegen, daß sie nicht allein zurück gehalten, sondern auch bald in einem Hinterhalte geschlagen, und ihm dadurch der Weg zur Verwüstung ihres Landes geöfnet wurde. Aus diesem führte er eine große Menge Gefangene weg, und warf sie mit seiner gewöhnlichen

Grau-

Grauſamkeit beym öffentlichen Schauſpiel den wilden Thieren vor.

Jetzt war das Römiſche Reich zwiſchen dem Conſtantinus und dem Licinius getheilt. Jener, welcher die Abendländer beherrſchte, hatte nach der Eroberung Italiens, auch das Römiſche Africa und die Inſeln des Mittelländiſchen Meeres ohne alle Gewalt unter ſeine Botmäßigkeit gebracht. Eine beträchtliche Stadt in dem gedachten Welttheil, Cirta, nahm aus Dankbarkeit gegen die Sorgfalt, mit welcher er ſie wiederhergeſtellt und ausgeſchmückt hatte, den Nahmen Conſtantine an, den ſie noch in unſern Zeiten, da ſie zu dem Staate von Algier gehört, führet. Allein Conſtantinus und Licinius waren, nach dem Urtheil des Aurelius Victor, von einer viel zu unähnlichen Gemüthsart, als daß ſie lange mit einander hätten einig bleiben können. Denn jener, ſagt der Geſchichtſchreiber, liebte die Pracht, und ließ ſeinen Feinden ihre Güter und Ehrenſtellen; dieſer aber war auf eine niederträchtige Art ſparſam, und marterte ſelbſt unſchuldige Weltweiſen zu Tode: wie er überhaupt ein erklärter Feind der Gelehrſamkeit war. Im Grunde hatten ſie jedoch beyde in Anſehung des Ehrgeizes, der Herrſchſucht, und des eiferſüchtigen Mißtrauens, mit welchem einer die Macht des andern beobachtete, vieles mit einander gemein. Es iſt ſchwer zu ſagen, welcher von beyden hauptſächlich ihre kurze Verbindung getrennt habe. Zoſimus verſichert, Conſtantinus habe, wie er immer gewohnt geweſen ſey, dasjenige, worüber ſie ſich mit einander verglichen hätten, nicht redlich genug erfüllt; er habe inſonderheit verſucht, einige dem Licinius unterworfene Länder zu ſeinem Gebiete zu ziehen. Mit ihm ſtimmt Eutropius ziemlich überein, indem er meldet, daß Conſtan-

stantinus, als ein Fürst, dem es an Muth und Entschlossenheit nicht fehlte, seine großen Entwürfe auszuführen, in der Absicht die Herrschaft der Welt an sich allein zu reißen, den Licinius bekriegt habe. Aber andere Schriftsteller leiten den Ursprung ihrer Feindschaft vom Licinius her, und ein Ungenannter erzählt davon folgende Umstände. Constantin wollte den Baßianus, den er mit seiner Schwester Anastasia vermählt hatte, zum Cäsar erklären, und ihm die Regierung von Italien übergeben: er ersuchte daher den Licinius um seine Einwilligung dazu. Dieser aber reizte zu eben derselben Zeit den Baßianus zu einer Verschwörung wider den Constantin, wozu er sich des Senecio, der Baßians Bruder war, bediente. Nachdem Constantin dieses entdeckt hatte, ließ er den Baßianus hinrichten; allein den Senecio forderte er vergebens vom Licinius, zu welchem sich derselbe geflüchtet hatte. Man setzt noch hinzu, daß Constantin berechtigt gewesen sey, von dem Licinius, nachdem er den Maximinus überwunden hatte, zu verlangen, daß derselbe in eine neue Theilung des Reichs willigen möchte, weil nunmehr der Antheil des Licinius weit beträchtlicher als seiner gewesen sey. Selbst ihre gemeinschaftliche Regierung habe eine völlige Gleichheit zwischen ihnen erfordert, und Constantin habe die Eroberungen seines Mitregenten dadurch gesichert, daß er das Reich auf einer andern Seite gegen die Einfälle der Barbaren vertheidigt habe. Allein da Licinius sich geweigert habe, eine neue Theilung vornehmen zu lassen, sey er mit desto größerm Rechte bekriegt worden. Dieses Urtheil der Neuern hat einen großen Schein; aber es kann nicht hinlänglich bewiesen werden, und es fehlt insonderheit an einer Nachricht, was beyde Fürsten über die Provinzen, welche sie dem Maxentius und Maximinus

minus entreißen würden, wie eine Abrede getroffen hatten. Der Bericht des Ungenannten kann glaubwürdig seyn, und hebt doch nicht allen Verdacht auf, daß auch Constantin Gelegenheit zu diesem Kriege mag gegeben haben.

Er brach im Jahr 314 zwischen ihnen aus. Constantinus rückte in das Gebiete des Licinius, in Nieder-Pannonien, ein, wo sich derselbe bey der Stadt Cibalis, (in der heutigen Landschaft Sclavonien) gelagert hatte. Hier fiel eine der hartnäckigsten Schlachten zwischen beyden Heeren vor, die vom Aufgange der Sonne bis zum Abend fortdauerte. Römer stritten gegen Römer, und Licinius gab als Feldherr betrachtet dem Constantinus wenig nach; aber endlich wurde er geschlagen, und flüchtete sich mit dem übrig gebliebenen Theile seines Heeres nach Thracien, welches jezt Romanien heißt, um daselbst frische Kriegsvölker an sich zu ziehen. Die Geschwindigkeit im Kriege war dem Constantin vorzüglich eigen: er verfolgte daher den Licinius mit vieler Hitze, bis er zu Philippopolis in Thracien angekommen war. Daselbst ließ ihm Licinius den Frieden anbieten; allein dieser hatte auf seiner Flucht, vermuthlich um sich eine neue Stütze zu verschaffen, einen gewissen Valens zum Cäsar ernannt: dieser Schritt mußte dem Constantin mißfallen, und hinderte den Vergleich. Es folgte also eine neue Schlacht zwischen Philippopolis und Adrianopolis. Obgleich aber mitten unter dem Gefechte eine Schaar von Constantins Kriegsvölkern ankam, und dem Heere des Licinius in die Seite zu fallen versuchte, blieb der Sieg doch unentschieden. Man erzählt sogar, daß der letztere durch eine geschickte Wendung dem erstern in den Rücken gekommen sey; ingleichen, daß Constantin seine Reuche in einem

Hin-

Hinterhalte verloren habe. Genug, beyde waren geschwächt, und in einem zweydeutigen Zustande; Constantin hatte zwar mehr Vortheile auf seiner Seite, zumal da er den Krieg tief im feindlichen Lande führte; allein Licinius war auch im Stande, denselben noch eine Zeitlang fortzusetzen. Alles dieses erleichterte den Frieden, der noch im Jahr 314 auf die Bedingung geschlossen wurde, daß Valens nicht mehr Cäsar seyn; Constantin aber Illyrien, Griechenland, Macedonien, und alle andere Europäische Länder jener Gegenden, bis auf die jetzt so genannte Bulgarey und Romanien, (damals Nieder-Mösien und Thracien) welche dem Licinius verblieben, bekommen sollte.

Während dieses Feldzugs, und noch vorher, wandte Constantin auf die heftigen Streitigkeiten, welche die Christen in Africa mit einander führten, eine besondere Aufmerksamkeit. Sie waren seit dem Jahr 311 über die Wahl des Cäcilianus zum Bischof von Carthago entstanden. Eine große Parthey behauptete, daß er diese Stelle mit Unrecht bekleide: nicht allein, weil er von einem Bischof Felix geweiht worden sey, der in der letzten heydnischen Verfolgung einen Traditor abgegeben, das heißt, die heiligen Schriften der Christen an die Heyden ausgeliefert habe, welche sie verbrennen ließen; sondern daß er auch selbst dieses Verbrechen begangen habe. Diese Parthey trennte sich von der Kirchengemeinschaft des Cäcilianus und seiner Anhänger; sie stiftete eine besondere Gemeine, die von einem ihrer vornehmsten Lehrer Donatus den Nahmen der Donatistischen Sekte bekam; da hingegen die Gemeine des Cäcilianus sich die Catholische oder Rechtgläubige nannte. Von den Vorwürfen gegen die Personen, kam es zu Zwistigkeiten

keiten über die Lehre ſelbſt; und da die Donatiſten es zu einem Kennzeichen der wahren Kirche machten, daß in derſelben gar keine öffentliche Sünder geduldet würden: ſo legten ſie ſich dieſen Vorzug vor allen andern chriſtlichen Gemeinen in der Welt bey. Die Beſchuldigungen, auf welche ſich dieſe allgemeine Spaltung unter den Chriſten in Africa, ſo weit es von Aegypten unterſchieden wurde, gründete, wurden endlich zu einer gerichtlichen Unterſuchung gebracht. Conſtantin erklärte ſich, ſobald ſich ihm Africa unterworfen hatte, für die Catholiſchen; befohl, daß ihnen alle entriſſene Kirchengüter zurückgegeben werden ſollten, und ließ dem Cäcilianus mehr als ſiebzig tauſend Thaler (nach unſerer Art zu rechnen) auszahlen, damit er ſie nach einer Vorſchrift, die der Biſchof Oſius aufgeſetzt hatte, unter die catholiſchen Lehrer in dem eigentlichen Africa, Mauritanien und Numidien austheilen möchte; er erbot ſich auch noch mehr Geld zu dieſer Abſicht anzuweiſen, wenn dieſes nicht hinlänglich ſeyn ſollte. Es iſt glaublich, daß er dieſen Lehrern dadurch den Schaden erſetzen wollte, den ſie entweder durch die Donatiſten, oder noch unter der Regierung des Maxentius erlitten hatten. Zugleich gab er dem Statthalter in Africa Befehl, diejenigen im Zaum zu halten, welche die catholiſche Kirche in Verwirrung ſetzen wollten, und Cäcilianus ſollte dieſe Leute bey demſelben angeben. Da die Donatiſten ſahen, daß ihre Gegenparthey völlig die Oberhand gewinne, baten ſie den Kaiſer, ihre Streitſache durch Richter aus Gallien unterſuchen zu laſſen, weil die Verfolgung nicht in dieſes Land gedrungen war, und alſo mehr Unpartheylichkeit von den dortigen Biſchöfen bey der Prüfung des vorgeworfenen Verbrechens eines Traditor erwartet werden konnte.

Er bewilligte ihnen diese Bitte. Es wurde dem Melchiades (oder, wie ihn andere nennen, Miltiades) Bischof von Rom, aufgetragen, die verlangte Untersuchung mit drey gallischen und einigen italiänischen Bischöfen, in Gegenwart von Abgeordneten beyder Partheyen, anzustellen. Dieses geschah auch zu Rom im Jahr 313 in dem lateranensischen Palaste der Kaiserinn Fausta. Die Versammlung erklärte den Cäcilianus vor unschuldig, und fand überhaupt keine Ursache, warum die Christen die Kirchengemeinschaft mit ihm nicht unterhalten sollten. Allein die Donatisten waren mit diesem Ausspruche nicht zufrieden: sie beklagten sich über die geringe Anzahl der Bischöfe, von denen er herrührte, und nannten ihn übereilt. Daher schrieb Constantin eine allgemeine Versammlung aller Bischöfe seines Reichs nach Arles (damals Arelate) aus, bey welcher sich ein jeder mit zween Aeltesten und drey Bedienten, alles auf kaiserliche Kosten, einfinden sollte. Diese Kirchenversammlung wurde im Jahr 314 gehalten: es erschienen zwar nicht alle Bischöfe bey derselben; aber doch war ihre Anzahl sehr beträchtlich. Sie sprachen ebenfals den Cäcilianus von allen Beschuldigungen frey. Auch durch dieses Urtheil nicht beruhigt, beriefen sich die Donatisten auf die Entscheidung des Kaisers selbst. Er verhörte würklich beyde Partheyen im Jahr 316 zu Meiland; allein die Klage der Donatisten wurde auch von ihm abgewiesen.

Diese Angelegenheit beschäftigte ihn weit mehr, als es der Mühe werth ist, solches nach allen Umständen zu erzählen. Bald wollte er selbst nach Africa reisen, um ein desto richtigeres Urtheil darüber fällen zu können; bald schickte er Bischöfe hin, welche den Ausspruch der zu Rom versammleten Bischöfe bestätigen

tigen ſollten: er ließ eben daſelbſt die Beſchuldigung wider den Felix unterſuchen, und ſie wurde falſch befunden. Beyde Theile ſetzten allerley Mittel in Bewegung, um den Kaiſer auf ihre Seite zu ziehen: er war zuweilen mit ſich ſelbſt uneins, wie er dabey verfahren ſollte; und die Donatiſten beſchuldigten den Biſchof Hoſius, daß er ihn ganz für ihre Gegner eingenommen habe. Die Sache ſelbſt war wegen der weit ausgebreiteten Trennung, die daraus entſtanden war, wichtig genug, um dem Kaiſer einige Unruhe zu verurſachen. Allein er war ein zu neues und ungeübtes Mitglied der chriſtlichen Gemeinen, als daß er ſich nicht in Anſehung der Maaßregeln, die er dabey zu beobachten hätte, von den catholiſchen Biſchöfen hätte leiten laſſen ſollen. Ob es gleich eine Kirchenſtreitigkeit war; ſo hatte ſie doch eine Anklage zum Grunde, die von weltlichen Richtern, mit Zuziehung einiger Biſchöfe, füglich unterſucht werden konnte. Dennoch glaubte Conſtantin, daß ſie nur vor einem geiſtlichen Gerichte, und ſogar vor einer allgemeinen Kirchenverſammlung entſchieden werden könnte. Schon fieng er an, ſich ſeiner eigenen Rechte zu begeben, indem er in einem Schreiben an die catholiſchen Biſchöfe ſagt, es komme ihm ſonderbar vor, daß man ſich hierbey auf ihn berufen habe, da in ſolchen geiſtlichen Streitſachen, welche die Biſchöfe nach den Vorſchriften Chriſti beylegen ſollten, keine Berufung auf weltliche Gerichte ſtatt finden könnte. Er bat ſogar in der Folge die Biſchöfe um Verzeihung, daß er hierinne einen Richter abgegeben habe, nachdem ſie bereits einen Ausſpruch gefällt hätten. Man kann dieſes einen der erſten Schritte nennen, den die Geiſtlichkeit unter ſeiner Regierung zur Erlangung einer beſondern Gerichtsbarkeit im Staate, die nachmals Fürſten und Unterthanen ſo fürchterlich geworden iſt, gethan hat.

Unterdeſſen übte doch Conſtantin bey dieſen Händeln die Gewalt eines oberſten Richters völlig aus; und man ſieht in dieſer Geſchichte nicht die geringſte Spur, daß dieſes Anſehen dem Römiſchen Biſchof zugehört hätte; er gehorchte wie die übrigen Biſchöfe den Befehlen des Kaiſers.

Um dieſe Zeit begünſtigte Conſtantin überhaupt die chriſtlichen Lehrer mit mancherley Rechten und Wohlthaten. Darunter gehört beſonders ſeine Verordnung vom Jahr 313, durch welche er die rechtgläubigen Lehrer in Africa von der Verbindlichkeit, öffentliche Bedienungen zu bekleiden, gänzlich loßbindet, damit ſie nicht durch ſolche Zerſtreuungen von den Pflichten ihres Amts abgezogen würden: eine Freyheit, die er nachmals auf alle andere Lehrer dieſer Art in ſeinem Reiche erſtreckte. Die Aemter und Pflichten, die man in dieſen Zeiten dem Staate ſchuldig war, beſtanden theils aus Ehrenſtellen, die mit vielem Aufwande verknüpft waren; theils aus den ſo genannten verächtlichen und niedrigen Dienſtleiſtungen, welche allerhand Frohndienſte und Handarbeiten in ſich begriffen. Sie wurden auch in die perſönlichen eingetheilt, zu welchen nur gewiſſe Perſonen verpflichtet waren, und in diejenigen, welche auf gewiſſen Grundſtücken hafteten. Von allen ohne Ausnahme befreyete Conſtantin die chriſtlichen Lehrer, auch die geringern Kirchenbedienten, die zu ihrem Stande gerechnet wurden; ohne darauf zu ſehen, ob ſie ſelbſt Vermögen beſäßen, oder von den Gütern der Kirche unterhalten würden. Er ſchützte ſie auch bey dieſem Rechte, als die Donatiſten ſie zu hindern ſuchten, deſſelben zu genießen. Aber dieſe Vergünſtigung gab doch zu gegründeten Beſchwerden Anlaß. Die anſehnlichſten Bürger in jeder Stadt trugen durch die Verwaltung der öffentli-

chen

chen Aemter das ihrige zu den gemeinen Ausgaben bey: und dieſe Laſt mußte ihnen weit beſchwerlicher werden, nachdem ſie nunmehr einem ſo großen Theil ihrer Mitbürger abgenommen worden war. Viele reiche Bürger ließen ſich ſogar die unterſten Kirchenbedienungen ertheilen, damit ihnen dieſe Befreyung von allen Aemtern auch zu Statten kommen möchte. Daher befohl Conſtantin, daß Reiche, die zur Annehmung der Ehrenſtellen verbunden wären, nicht in den geiſtlichen Stand treten ſollten; ſondern nur Perſonen von geringem Vermögen, welche billig, ſagte er, von den Reichthümern der Kirche ernährt würden; auch ſollten keine neue Geiſtliche beſtellt werden, wenn nicht Stellen für ſie durch den Todt erledigt wären. Dieſe Einſchränkung des geiſtlichen Standes auf wenniger vermögende Perſonen, war im Grunde eine nicht viel geringere Unbequemlichkeit als diejenige, welche aus der allgemeinen Befreyung der Geiſtlichkeit von öffentlichen Dienſten entſtand. Es ſcheinet jedoch, daß dieſe Freyheit hätte Statt finden, und daß immer zugleich von vermögenden Geiſtlichen ein Beytrag zu den Bedürfniſſen des Staats hätte geleiſtet werden können.

Aber auch von dem größten Theil der öffentlichen Abgaben ſprach Conſtantin die Geiſtlichkeit frey: von der ordentlichen Steuer ſowohl, als von den neuen und außerordentlichen Auflagen. Nur für die liegenden Gründe und Aecker, welche ſie beſaß, zahlte ſie das gewöhnliche Geld wie andere Unterthanen. Auf dieſe erſte Befreyungen bauete ſie ſeitdem immer glücklicher; wußte ſelbſt die geringe übrig gebliebene Laſt abzuwerfen, und wurde auch von dieſer Seite dem Staate deſto beſchwerlicher, je geſchwinder ihre Güter und Reichthümer zunahmen, ſich endlich bis ins Unermeßliche

erweiterten. Auch dazu hat Conſtantin den erſten Grund gelegt. Denn gegen das Jahr 321 erlaubte er durch ein beſonderes Geſetz, Vermächtniſſe an die allgemeine Kirche zu ſtiften, und ſie zur Erbinn einzuſetzen. Nach ſeiner Abſicht ſollten dieſe Schenkungen der Kirche überhaupt hinterlaſſen, und durch öffentliche Anſtalten zu ihrem Dienſte und zur Ehre der Religion angewandt werden. Ein Theil derſelben war für die Armen beſtimmt; das übrige ſollte zur Unterſtützung der Jungfrauen, Wittwen, und Gott geweihten Perſonen, endlich zur Erweiterung und Ausſchmückung der Kirchen, angewandt werden. Allein mit einem allzuweiten Gewiſſen zog die Geiſtlichkeit dieſe Einkünfte ganz an ſich, und nützte ſie nach ihrem Gefallen. Der Betrug führte die Meinung ein, daß man ſich bey Gott dadurch vorzüglich beliebt machen könne, wenn man ſeiner Kirche und ihren Dienern, (in welchen, wie man ſich öfters ausdrückte, Gott ſelbſt ſpeiſe,) viele Einkünfte ſchenkte. Daher wurde endlich derjenige Stand der reichſte unter allen, der nach ſeiner Beſtimmung allen andern ein Beyſpiel der Mäßigung in Anſehung der Güter dieſes Lebens abgeben ſollte; und vor allen in demſelben die Biſchöfe, welche die Aufſicht über die Schätze der Kirche führten.

Andere Geſetze dieſer Zeit, welche Conſtantin vom Jahr 314 an gab, bezeichneten entweder ſeine Ehrerbietung gegen das Chriſtenthum; oder die gütigen Geſinnungen, welche er gegen ſeine Unterthanen hatte. Er verordnete, daß allen, welche durch die Ungerechtigkeit der vorigen Regierung Sclaven geworden waren, ſogleich wieder von ihren Herren die Freyheit ertheilt werden ſollte: er erklärte ſich ſogar, daß nicht einmal eine Verjährung von ſechzig Jahren hinlänglich

länglich seyn sollte, jemanden gänzlich um seine Freyheit zu bringen. Zur Ehre des Kreuzes Christi verbot er, daß künftig unter den Lebensstrafen die Kreuzigung niemals mehr gebraucht werden sollte. Er hob auch das Zerschlagen der Beine auf, welches, so wie jenes, eine Strafe für die Sclaven war. Er wollte nicht, daß man diejenigen an der Stirne brandmarken sollte, welche zu dem Kampfe mit wilden Thieren, oder zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt waren, damit nicht das Gesicht geschändet würde, welches, wie er hinzu setzte, ein Bild von göttlicher Schönheit sey. Die Armuth der Eltern verursachte damals öfters, daß sie ihre zarten Kinder umbrachten. Um dieses zu verhüten, befohl Constantin, daß, wenn ein Vater sein Kind, das er nicht ernähren konnte, zu der Obrigkeit bringen würde, sogleich aus dem öffentlichen Schatze oder aus den Einkünften der kaiserlichen Kammergüter das nöthige Geld zur Erziehung des Kindes genommen werden sollte. Einige Jahre darauf suchte er auch der traurigen Nothwendigkeit vorzubeugen, in welcher sich manche Väter befanden ihre Kinder zu verkauffen, oder an Staat eines Pfandes hinzugeben. Seine Statthalter und Einnehmer erhielten Befehl, solchen Vätern bey Zeiten aus den öffentlichen Kornböden Hülfe zu leisten. Den Ackerbau munterte er so nachdrücklich auf, daß er bey Lebensstrafe verbot, weder Knechte noch Vieh, welches dabey gebraucht wurde, um Schulden wegen anzuhalten. Er bestätigte auch alle diejenigen, welche einen Theil seiner Kammergüter durch Schenkung oder auf eine andere rechtmäßige Art erhalten hatten, in dem Besitze derselben. An Statt daß die Sclaven bisher nur vor der Obrigkeit unter vielen feyerlichen Umständen frey gesprochen werden konnten, erlaubte er, daß solches auch in den Kirchen, in Gegenwart der Gemeine, geschehen könnte;

die Bischöfe, welche sie daselbst loßgaben, brauchten nur ein schriftliches Zeugniß darüber auszustellen: und überhaupt wurde der Geistlichkeit auch sonst die Ausübung dieses Rechts sehr erleichtert.

Desto schärfere Verordnungen gab er bey andern Gelegenheiten. Die Juden verfolgten diejenigen, welche von ihrer Gemeine zum Christenthum übergiengen, mit der äußersten Erbitterung. Constantin verbot ihnen dieses bey der Strafe des Feuers, und er setzte andere Strafen darauf, wenn jemand die jüdische Religion annehmen würde. Er gab nicht zu, daß Juden oder Heyden christliche Sclaven hatten. Und da die Juden wider die Befehle der vorigen Kaiser, auch ohne seine Erlaubniß, versuchten, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen, und ihre ehemalige Staatsverfassung einigermaaßen von neuem aufzurichten: ließ er allen, die daran Antheil gehabt hatten, die Ohren abschneiden, und sie darauf herumführen, um andere ihres Volks von ähnlichen Unternehmungen abzuschröcken. Constantin war überhaupt den Juden nicht günstig: er nahm ihnen auch die Befreyung, welche sie bis auf seine Zeit von den beschwerlichen Ehrenstellen der Städte genossen hatten, größtentheils. Es ist wahr, daß sie die ersten und heftigsten Feinde des Christenthums gewesen sind, und es scheint, daß sich die Christen für alles, was sie ehemals durch sie gelitten hatten, jetzt unter einem Fürsten ihres Glaubens zu rächen gesucht haben. Allein der Kaiser war doch allen seinen Unterthanen gleiche Billigkeit schuldig: eine zu merkliche Abneigung gegen eine Art derselben, setzte diese zu leicht Beleidigungen von Seiten der übrigen aus. In der That liebte er auch sonst die Gerechtigkeit ohne Unterscheid der Personen, und zuweilen bis zur Härte. So befohl er unter andern, daß

Frauen-

Frauenzimmer, wenn ſie gleich wider ihren Willen entführt worden wären, doch ihres väterlichen und mütterlichen Erbtheils verluſtig ſeyn ſollten, weil er voraus ſetzte, daß ihr Betragen gegen ihre Räuber nicht vorſichtig genug geweſen ſeyn möchte.

Conſtantin war in dieſen ruhigen Zeiten ſeiner Regierung bis zum Jahr 322 außerordentlich geſchäftig, die Zufriedenheit, Sittſamkeit und Wohlfahrt ſeiner Unterthanen durch Geſetze zu befeſtigen. Er erleichterte ihnen das Recht ihren letzten Willen aufzuſetzen, das bisher durch eine Menge von Beſtimmungen der Rechtsgelehrten ſchwer zu brauchen geworden war. Er ſorgte ungemein dafür, daß niemand ſo leicht in die Leibeigenſchaft gerathen möchte. Den Gläubigern verbot er, ſich der Güter ihrer Schuldner nicht mehr zu bemächtigen; und den Ehemännern, Beyſchläferinnen zu halten. Selbſt auf die Gefangenen erſtreckte ſich ſeine Aufmerkſamkeit: er wollte nicht, daß ſie von den Auffehern der Gefängniße gemißhandelt, beſonders in ungeſunde Oerter geworfen werden ſollten. Er ließ auch nicht geſchehen, daß diejenigen, welche der kaiſerlichen Kammer etwas ſchuldig waren, wie bisher, in die ordentlichen Gefängniße eingeſperrt wurden. Aber zwey ſeiner Geſetze aus dieſem Zeitraum ſind vor andern merkwürdig. Durch das erſtere hob er die alten Geſetze wider den eheloſen Stand auf. Die Römer hatten zur Bevölkerung ihres Staats das Heyrathen aufgemuntert; und daher das eheloſe Leben mit Beſchimpfung und Strafe belegt. Inſonderheit hatte der Kaiſer Auguſtus zuerſt im Juliſchen, und nachmals noch genauer im Papiſchen und Poppäiſchen Geſetze, theils viele Ehrenbezeigungen und Vortheile für die Ehemänner, noch mehr aber für die Väter feſtgeſetzt; theils Strafen gegen die Eheloſen, und

ſelbſt gegen die Ehemänner, welche keine Kinder hatten. Jene ſollten gar keine Vermächtniſſe ziehen, auſſer von ihren nächſten Anverwandten; dieſe aber nur die Hälfte von dem, was ihnen vermacht worden war. Die Schärfe dieſer Geſetze hatte ſchon Septimius Severus etwas vermindert. Conſtantin aber ſchaffte dieſe Strafen gänzlich ab. Sie ſtanden freylich dem Mönchsleben, das eben zu ſeiner Zeit recht in Aufnahme kam, und überhaupt der Einbildung vieler Chriſten, durch die Enthaltſamkeit von der Ehe vollkommner zu werden, ſehr im Wege. „Da er ſah, „ſchreibt Sozomenus, daß diejenigen, welche aus „Liebe zu Gott unverehlicht und Kinderlos bleiben wollten, wegen dieſes Geſetzes ſich in einem nachtheiligern Zuſtande befanden, als andere: ſo hielt er es „vor thöricht zu glauben, daß das menſchliche Geſchlecht „durch menſchliche Sorgfalt und Fleiß ausgebreitet „werden könne; indem die Natur vielmehr ſtets durch „eine höhere Veranſtaltung verringert oder vermehrt „wird.“ Die Urſache klingt ſehr andächtig, und mag dem Kaiſer wohl von der Geiſtlichkeit beygebracht worden ſeyn; ſie iſt aber in dieſer Anwendung ſeicht, und ſogar ſchädlich. Denn ſie würde alle weiſe Maaßregeln der Fürſten und Staatsmänner, die ſie zur Beförderung der Fruchtbarkeit, Bevölkerung, und andrer Vorzüge eines Landes ergreiffen, zu unnützen und faſt gottloſen Verſuchen machen, weil es Gott allein zukommt, die Länder zu ſeegnen. Wenn Conſtantin bey dieſer Verordnung bloß darauf geſehen hätte, daß jene alten Geſetze, die an ſich löblich waren, doch die Freyheit der Unterthanen ſich in Anſehung der Ehe zu entſchließen, welche ſie mit Recht fordern konnten, gänzlich unterdrückten; und wenn er die gedachten Strafen mehr eingeſchränkt, nur auf diejenigen gerichtet hätte, die ohne rechtmäßige Urſachen, öfters bloß,

um ſich der ausſchweifenden Wolluſt deſto ungehinderter ergeben zu können, den Eheſtand vermieden: ſo würde man nichts daran zu tadeln finden. Allein er that dadurch vielmehr dem Aberglauben und einer träumeriſchen Heiligkeit Vorſchub. Würklich gab er nicht allein den gedachten Chriſten, welche den Eheſtand flohen, gleiche Rechte mit den übrigen; ſondern noch, wider die Römiſchen Sitten, das Vorrecht, daß ſie, ohne Unterſcheid des Geſchlechts, und wenn ſie gleich noch unmündig waren, ein Teſtament aufſetzen konnten. Der erſtgenannte Schriftſteller führt wieder den Bewegungsgrund an, der Kaiſer habe geurtheilt, daß derjenige, welcher ſich allein dem Dienſte Gottes und einer ſtrengern Uebung der Tugend gewiedmet hat, in allen Dingen vernünftige und kluge Maaßregeln treffe. Eine gute Meinung, die man nur in ſo weit billigen darf, als man mit einem frommen Herzen auch einen aufgeklärten Verſtand und viele Erfahrung verbunden ſieht.

Das zweyte dieſer Geſetze Conſtantins, welches im Jahr 321 folgte, führte zuerſt die ſtrengere Feyer des Sonntags ein. Dieſer Tag war allem Anſehen nach von den Apoſteln, zum Andenken der Auferſtehung Jeſu, als eine feyerliche Zeit des äußerlichen Gottesdienſtes eingeführt worden, und die Chriſten verſammleten ſich daher vorzüglich an demſelben zu den Pflichten dieſes Dienſtes. Allein er war ſo wenig an die Stelle des Jüdiſchen Sabbaths geſetzt worden, daß die Chriſten vielmehr, wenn ſie jene Pflichten öffentlich abgetragen hatten, gleich an eben demſelben Tage zu ihren ordentlichen Arbeiten zurückkehrten. Es begiengen ſogar die meiſten chriſtlichen Gemeinen bis ins vierte Jahrhundert neben dem Sonntage auch den Sabbath, weil die zum Chriſtenthum bekehrten Ju-

den, welche anfänglich die größte Anzahl der Christen ausmachten, von ihrem Eifer für das Mosaische Gesetz nicht losgerissen werden konnten. Die christliche Freyheit, welche diese Religion so sehr von der jüdischen unterschied, und wenig an besondere Zeiten, Oerter und Gebräuche des Gottesdienstes gebunden seyn wollte, zeigte sich bey der Feyer des Sonntages mit desto größerm Rechte, da das ganze Leben der ersten Christen durch seine Heiligkeit ein immerwährender Gottesdienst war; zumal da sie auch täglich zum Gebete zusammen kamen. Eine Muße also von ihren täglichen Geschäften würde bey solchen Gesinnungen kaum etwas Großes haben heißen können: und sie hätten auch dabey, so lange sie unter einer heydnischen Regierung lebten, Hindernisse gefunden. Dieses änderte Constantin zu einer Zeit, da sich die Christen selbst schon sehr verändert hatten. Ihre Gottseligkeit und Andacht waren lange nicht mehr so feurig als ehemals; sie fiengen an, den Dienst Gottes zu sehr in Cärimonien zu setzen, und selbst die neu erlangte Ruhe und Sicherheit fesselten sie stärker an die Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten des Lebens. Gesetze schienen also jetzt würklich nöthig zu seyn, um an dem einzigen wöchentlichen Tage, der zur öffentlichen Verehrung des Höchsten ausdrücklich bestimmt war, die erkalteten Triebe der Christen zu entzünden.

Das Gesetz des Kaisers war in diesen Worten abgefaßt: „Alle Richter und Einwohner der Städte, „auch die Arbeiten aller Künste, sollen am ehrwürdi„gen Sonntage ruhen. Doch können sich die Landleu„te mit aller Freyheit auf den Ackerbau legen. Denn „es trägt sich oft zu, daß an keinem andern Tage Ae„cker und Weinberge so bequem bestellt werden können, „als an diesem. Es soll also dieser Vortheil, den die

„Vor-

„Vorsehung des Himmels selbst darbietet, nicht bey „Gelegenheit einer so kurzen Zeit verloren gehen.“ Einige Zeit darauf verbot Constantin durch ein anderes Gesetz noch besonders am Sonntage alle Streithändel und Untersuchungen von Verbrechen vor Gerichte; er erlaubte es jedoch, als eine wohlthätige Handlung, leibeigene Knechte an diesem Tage frey zu lassen. Diese äußerliche Ruhe von allen Geschäften am Sonntage, ist nachmals immer von den christlichen Kaisern und andern Fürsten, obgleich unter einigen Veränderungen, bestätigt worden, und hat theils mit besonderer Strenge, theils unter manchen Mißbräuchen, bis auf unsere Zeiten fortgedauert. Sie verdiente beobachtet zu werden, wenn auch keine weltliche Gesetze sie eingeführt hätten: so anständig ist es dem Christen, sich von den täglichen Arbeiten, die nur eine geringe Anzahl von Jahren einnehmen sollen, ganz zur Betrachtung seines edlern künftigen und unaufhörlichen Lebens abzuziehen; aber es ist ihm noch anständiger, sich mitten unter allen Zerstreuungen und Sorgen, doch öfters und mit Nachdruck zu dem Urheber seines Lebens, zu den Aussichten in eine andere Welt zu erheben.

Der Sonntag sollte nach Constantins Absicht noch in einem genauern Verstande, ein zum Dienste Gottes gewiedmeter Feyertag auch für einen Theil seiner heydnischen Unterthanen seyn. Seine heydnischen Soldaten mußten an demselben auf das Feld ziehen, und daselbst mit gegen den Himmel aufgehobenen Händen ein Gebet sprechen, das er vorgeschrieben hatte. In demselben riefen sie den einzigen wahren Gott als ihren König um Hülfe an, dankten ihm vor die erlangten Siege, und erwarteten von ihm aufs künftige alles Gute; sie baten ihn zugleich um die Wohlfahrt

und

und Erhaltung des Kaisers und seiner Kinder. Freylich war es unvermeidlich bey dieser Anstalt, daß viele Abgötter wider ihre Einsicht beten, oder vielmehr gar nicht dasjenige denken mußten, was sie sprachen. Vielleicht aber verdient der gut gemeinte Zwang des Kaisers einige Nachsicht; besonders, da nicht alle Heyden von dem Begriffe eines höchsten Gottes gleich weit entfernt waren. Man glaubt, daß Constantin noch überdieß entweder den Sonnabend oder den Freytag, zum Andenken der großen Dinge, welche Jesus an demselben verrichtet hatte, auf eine dem Sonntage ähnliche Art zu heiligen befohlen habe. Die Stellen der Alten, auf welche sich diese Nachricht gründet, sind nicht deutlich und übereinstimmend genug; es ist aber wahrscheinlich, daß er dem Freytage diesen Vorzug ertheilt habe. Wenn man auch diese Verordnungen nicht vor Merkmale seines Eifers für die christliche Gottseeligkeit erkennen wollte; so würden sie doch, schon als politische Gesetze betrachtet, ruhmwürdig seyn.

So viel er auch damals zur Ehre und zum Besten des Christenthums that; so arbeitete er doch mit ungemeiner Vorsichtigkeit daran, die heydnische Religion zu stürzen. Noch wurde sie fast ohne Hinderniß ausgeübt; ihre Verehrer hatten nur die Macht verloren, den Christen zu schaden; und nur selten wurden die Gebräuche derselben etwas eingeschränkt. Er erlaubte also durch eine Verordnung, die Wahrsager, welche aus den Eingeweiden der geschlachteten Opferthiere künftige Begebenheiten vorher sagten, noch ferner um Rath zu fragen; allein es sollte dieses bloß in den heydnischen Tempeln geschehen; in die Häuser, selbst ihrer Freunde, sollten sie nicht kommen, und man sollte allen Umgang mit ihnen gänzlich aufheben. Den Wahrsagern,

ſagern, welche dieſes nicht beobachten würden, drohte er mit der Feuerſtrafe, und denen, welche ſie zu ſich kommen ließen, mit der Einziehung ihrer Güter und Landesverweiſung. Er wollte zugleich damit auch alle Opfer, die bisher in manchen Häuſern gebracht worden waren, abgeſchafft wiſſen. Aber ohngeachtet dieſer Schärfe vergönnte er doch in einem andern Geſetze von neuem, ſich dieſer Wahrſager zu bedienen: vermuthlich nicht darum, wie Zoſimus meint, weil er die Richtigkeit ihrer Verkündigungen oft erfahren hätte, und daher befürchtet habe, ſeine Feinde möchten ſich auch nach ſeinen künftigen Schickſalen bey ihnen erkundigen; ſondern weil er vor nöthig befand, der Heyden in dieſer beliebten Art der Aberglaubens, ſo nennt er ſie ſelbſt, zu ſchonen.

Während daß Conſtantin alle dieſe Geſetze gab, reiſte er in verſchiedenen ſeiner Länder, beſonders in den neueroberten herum, und ſein Reich blühte durch ſeine Sorgfalt. Die Einigkeit mit dem Licinius wurde dadurch befeſtigt, daß ſie gemeinſchaftlich drey Cäſares ernannten, den Criſpus und Conſtantinus, Söhne Conſtantins, und den Licinius oder Licinianus, einen Sohn des Licinius. Auch bey den auswärtigen Völkern ſtand er in großem Anſehen: die Perſer, deren Staat damals nach dem Römiſchen der zweyte an Größe in der Welt war, bewarben ſich eifrig um ſeine Freundſchaft, obgleich ſein Gebiete an das ihrige nicht gränzte. Er hatte zwar kleine Kriege mit andern Völkern zu führen; allein ſie waren kurz und glücklich. Criſpus ſchlug die deutſchen Völker am Rhein, die, wie es ſcheint, in Gallien einzubrechen ſuchten. Die Sarmatier kamen von dem jetzigen Aſowſchen Meere (damals Palus Mäotis) her, giengen über die Donau, und verwüſteten ſeine Länder;

ſie

sie wurden aber in die Flucht gejagt, Constantin verfolgte sie über die Donau, und nahm eine Menge derselben gefangen. Ein anderer Schriftsteller erzählt dieses von den Gothen, einem deutschen sehr streitbaren Volke, welches sich damals schon an die Gränzen des heutigen Ungarn, Siebenbürgen und anderer benachbarten Länder gezogen hatte.

Plötzlich nahm der Friede zwischen dem Constantinus und Licinius ein Ende. Sie scheinen eben niemals die aufrichtigsten Freunde gewesen zu seyn, und ihr äußerliches gutes Vernehmen war schon seit einiger Zeit zerstört worden. Licinius, der vielleicht durch die Abtretung so vieler Länder an den Constantin noch eifersüchtiger auf die Macht desselben geworden war, nahm anfänglich geheime Maaßregeln ihm zu schaden; sie wurden aber entdeckt, und er gab daher neue Versicherungen einer treuen Beobachtung des geschlossenen Vergleichs. Allein zu gleicher Zeit verfolgte er seine christlichen Unterthanen, seinen ehemaligen Verordnungen zuwider, mit einer Erbitterung und Härte, welche es glaublich machen, daß er diese Gesinnungen lange Zeit sehr ungerne versteckt habe. Er hatte sie überhaupt im Verdacht, daß sie mehr dem Constantin als ihm zugethan wären, ob sie gleich öffentlich für ihn beteten. Seine übrigen Unterthanen litten nicht viel weniger durch seine Grausamkeit, Habsucht und ausschweifende Unzucht. Alles dieses, sagt Eusebius, konnte Constantin nicht länger gleichgültig ansehen: er beschloß daher, dem Elende so vieler Menschen, besonders der Christen, mit Gewalt ein Ende zu machen. Was in dieser Nachricht von dem Betragen des Licinius gemeldet wird, ist nicht unwahrscheinlich; allein daß Constantinus bloß aus Mitleiden gegen die Unterthanen desselben die Waffen wider

ihn

ihn sollte ergriffen haben, kann seinem Lobredner nicht schlechterdings geglaubt werden. Kriege, die aus Liebe zur Gerechtigkeit und aus andern ganz uneigennützigen Gründen geführt worden seyn sollen, sind eine der größten Seltenheiten in der Geschichte. Allem Ansehen nach suchten Constantinus und Licinius einen Vorwand, um einander von neuem bekriegen zu können. Ein ungenannter alter Schriftsteller führt einen solchen an, der wenigstens die nächste Veranlassung zum Ausbruche der Feindseeligkeiten mag gegeben haben. Constantin, sagt er, betrat mit seinem Heere, indem er die Gothen zurücktrieb, das Gebiete des Licinius; dieser hielt sich dadurch vor beleidigt: und eine so geringe Beschwerde war nur nöthig, um das Mißvergnügen der beyden Fürsten gegen einander in einen Krieg zu verwandeln.

Das Heer des Constantin, mit welchem er im Jahr 323 in das Gebiete seines Feindes nach Thracien rückte, war hundert und zwanzig tausend Mann Fußvolk stark; seine Reiterey und seine Seesoldaten beliefen sich auf zwanzig tausend: er hatte auch in dem Piräelschen Hafen bey Athen eine Flotte von zweyhundert Kriegsschiffen, und mehr als zweytausend Lastschiffen zusammen gebracht. Licinius, der ein Heer von hundert und fünf und sechszig tausend Mann, und eine Flotte von dreyhundert und funfzig Ruderschiffen, welche den Hellespont, jetzt die Dardanellen, besetzt hielten, versammelt hatte, war bey Adrianopel gelagert, und beyde Heere wurden nur durch den Fluß Hebrus getrennt. Da Constantin nicht im Angesichte der Feinde über denselben gehen konnte, stellte er sich gleichwohl, als wenn er vor ihnen eine Brücke darüber schlagen wollte: und indem sie ihre Aufmerksamkeit ganz darauf gerichtet hatten, setzte er in einer andern

dern Gegend, wo der Fluß sehr seicht war, mit einem Hauffen Kriegsvölker über denselben, und griff damit das feindliche Heer so unvermuthet an, daß es in Unordnung gerieth, und schon halb geschlagen war, als Constantin das seinige völlig über den Fluß zog, welches die Niederlage desselben vollendete. Licinius verlor nicht nur vier und dreyßig tausend Soldaten in dieser Schlacht; sondern es ergab sich auch der größte Theil der Flüchtlinge an den Constantin; er selbst aber rettete sich nach Byzantium.

Schon belagerte ihn Constantin in dieser Stadt; [illegible] auch seinem Sohne Crispus Befehl, mit [illegible] Flotte die feindliche anzugreifen. Das Treffen fiel für den letztern glücklich aus, indem ihr Anführer so viele Schiffe in die Meerenge des Hellespont gestellt hatte, daß sie an einander selbst zerscheiterten, und vollends zerstreut wurden; ein heftiger Sturm über den folgenden Tages richtete diese Flotte gänzlich [illegible]. Darauf sollten Constantins Kriegsschiffe [illegible] Byzantium auch von der Seite des Meeres einschließen; die Belagerung der Stadt war auch schon [illegible] genommen: daher flüchtete sich Licinius, ehe ihm alle Wege zum Abzuge versperrt wurden, mit seinen besten Soldaten nach Asien hinüber, um bey Chalcedon ein neues Heer zusammen zu ziehen. Er ernannte zugleich einen seiner vornehmsten Staatsbedienten, den Martinianus, zum Cäsar, um zu dieser entscheidenden Zeit sich einen getreuen Gehülfen zu verschaffen. Würklich versammelte er auch bald ein Heer von hundert und dreyßig tausend Mann.

Ihn verfolgte Constantin mit großer Geschwindigkeit, ohne [illegible] eine Belagerung fortzusetzen. Zwar [illegible] allein

allein da er nur Zeit zu gewinnen ſuchte, brachten ſie entweder die gewünſchte Würkung nicht hervor; oder der Stillſtand, den er geſchloſſen hatte, wurde bald von ihm gebrochen. Eine neue Schlacht alſo, zu welcher es noch im Jahr 323 bey Chryſopolis kam, welches gleichſam der Hafen von Chalcedon war, entſchied die Erwartungen dieſes Kriegs. Conſtantins Soldaten griffen ihre Feinde mit ſo vieler Hitze an, daß ſie dieſelben bald durchbrachen, und von dieſem zahlreichen Heere entkamen kaum dreyßig tauſend Mann. Mit einem Theile derſelben zog ſich Licinius nach Nicomedien; aber auch hier wurde er ſogleich vom Conſtantin belagert. Von allen Hülfsmitteln den Krieg fortzuführen entblößt, ſchickte er ſeine Gemahlinn, Conſtantins Schweſter, in das Lager deſſelben, um ſich das Leben von ihm zu erbitten. Es wurde ihr dieſes mit einem Eidſchwure bewilligt; Licinius kam alſo ſelbſt, fiel dem Sieger zu Füßen, übergab ihm den kaiſerlichen Purpur, nannte ihn ſeinen König und Herrn, und bat ihn um Vergebung ſeiner Beleidigungen. Er wurde gütig aufgenommen, und bald darauf nach Theſſalonich geſandt, (wo Conſtantin eben einen Hafen angelegt hatte,) um daſelbſt, wie es das Anſehen hatte, ruhig und ſicher zu leben.

Man bemerkt bey dieſen Feldzügen mit Verwunderung, daß Conſtantin unter ſeinen Kriegsvölkern eine Anzahl Gothen gehabt habe, welche ſeine Bundsgenoßen genannt werden. Dem erſten Anblicke nach war dieſes ein ſehr unvorſichtiger Schritt, die alten Feinde des Reichs mitten unter ſeine Bürger und Vertheidiger, zumal in einem bürgerlichen Kriege, wider Römer ſelbſt, aufzunehmen, ſie mit der innern Stärke und Schwäche des Reichs bekannt zu machen, ſie

gleichsam bey dieser Gelegenheit in den Waffen zu üben, und zu belehren, wie sie die Römer überwinden könnten. Allein die Nachrichten von diesem Umstande sind so kurz und dunkel, daß man nicht ganz zuversichtlich dem Kaiser einen harten Vorwurf darüber machen kann. Vielleicht erforderte es die Sicherheit des Reichs, daß Thrazien von dem Einfall der Gothen befreyet, und gleich darauf mit einem innerlichen Kriege beschwert wurde, sich in einige Verbindung mit ihnen einzulassen. Es ist wahr, daß die Gothen ihre Angriffe auf das Römische Reich bald wieder erneuert, und immer fortgesetzt haben, bis sie den Untergang desselben in den Abendländern vorbereitet hatten; aber dieses Unglück ist gewiß am wenigsten davon herzuleiten, daß Constantin einen Haufen derselben in seine Kriegsdienste genommen hat.

Seine Siege über den Licinius würden noch weit bewundernswürdiger seyn, wenn man den christlichen Schriftstellern glauben könnte, welche sie einem eben so sichtbaren Beystande Gottes zuschreiben, als ehemals die Juden in ihren Kriegen wider die heydnischen Völker erhalten hatten. Das Labarum, sagen sie, oder die kaiserliche Hauptfahne mit dem Zeichen des Kreuzes, machte sein Heer, vor welchem sie getragen wurde, unüberwindlich. Sogar wenn in der Schlacht ein Theil seines Heeres von den Feinden in die Enge getrieben wurde, bekam derselbe sogleich wieder die Oberhand, nachdem der Kaiser diese Fahne dahin hatte tragen lassen. Funfzig Soldaten von seiner Leibwache, die sich durch ihre Leibesstärke und Gottseeligkeit vor andern hervorthaten, hatten daher keine andere Pflicht, als diese heilige Fahne zu bewachen, und einander im Tragen derselben abzulösen. Einer von ihnen, der sie einmal im heftigsten Getümmel des

Treffens

Treffens trug, übergab ſie aus Furcht einem andern, und ſuchte ſich zu retten; kaum aber hatte er dieſes gethan, als er durch einen Pfeil getödtet wurde. Derjenige hingegen, welcher die Fahne übernommen hatte, ward, obgleich von allen Seiten Pfeile auf ihn flogen, doch von keinem einzigen getroffen: die Fahnenſtange nahm alle auf ſich; und niemals überhaupt, wie Conſtantin ſelbſt dieſes alles erzählte, fiel ein Pfeil auf den Fahnenträger. Dieſe göttliche Kraft des Kreuzes, ſetzt man hinzu, kannte Licinius: er verbot daher ſeinen Soldaten, denen er dieſelbe bekannt machte, gegen den Ort, wo ſich dieſe Fahne befand, zu fechten, oder nur die Augen auf dieſelbe zu werfen. Conſtantin aber hatte außerhalb ſeines Lagers ein Betzelt, in welchem das Kreuz aufgerichtet ſtand: darinne betete er allemal, wenn er eine Schlacht zu liefern im Begriff war, mit einigen frommen Hofleuten, und den Biſchöfen, die ihn auch in den Krieg begleiten mußten. Er that dieſes, um durch ſein Gebet den Willen Gottes zu erfahren: Gott offenbarte ihm ſolchen auch immer; er kam daher wie von einer göttlichen Begeiſterung getrieben, aus dieſem Zelte hervor, und gab darauf ſeinem Heere das Zeichen zur Schlacht. — Warum alles Wunderbare in dieſen Nachrichten vor ſehr verdächtig gehalten werden müſſe, braucht wohl kaum gezeigt zu werden. Es gehört ein ganz anderer Zuſammenfluß von öffentlichen, unerhitzten und unpartheyiſchen Zeugen dazu, um Begebenheiten von dieſer Art glaubwürdig zu machen. Unzählichemal ſind bloß außerordentliche Vorfälle vor Wunder angeſehen worden: zumal wenn ſie eine gewiſſe Verbindung mit der Religion hatten; und Chriſten von einer feurigen Einbildungskraft haben ſogar tauſend Dinge erblickt, gefühlt und geglaubt, die einem andern etwa nur im Traume begegnen dürften. Nachdem Conſtantin

einmal ein Kreuz am Himmel gesehen haben wollte, welches er in seinem übrigen Leben bis zum Aberglauben verehrte, das er besonders als ein sicheres Unterpfand der göttlichen Hülfe betrachtete: so war es nichts unerwartetes, daß seine Unterthanen sich hierinne wie er zu denken gewöhnten. An Statt natürliche Ursachen anzugeben, warum die Träger der Kreuzfahne einigemal am Leben geblieben waren, sollte sie die Fahne allein erhalten haben. Die Soldaten des Kaisers, denen sein Vertrauen auf das Kreuz bekannt war, konnten desto leichter bey seinem übrigen Glücke, schon durch die Erblickung desselben in ihrem Muthe gestärkt werden. Ihre Hoffnung breitete sich bey dem feindlichen Heere aus; jeder neue Sieg bestätigte sie, und Licinius mußte daher Anstalten treffen, um die seinigen gegen diesen schlimmen Eindruck zu verwahren. Andere Wunderzeichen, die sich um eben diese Zeit für den Constantin zugetragen haben sollen, können nach diesen und ähnlichen Gründen leicht beurtheilt werden; eine insonderheit die in der Luft vorbey ziehenden Kriegsvölker, durch welche Gott den Sieg dieses Kaisers vorher verkündigt haben soll. Dieses Beyspiel dient wenigstens dazu, um die Leichtgläubigkeit und fruchtbare Einbildung dieses Zeitalters auch bey andern Fällen begreiflich zu machen. Und dennoch ist es seltsam, daß man das Vorgeben, als wenn Constantin unmittelbare Offenbarungen von Gott bekommen hätte, ein Vorgeben, das nicht ohne die stärksten Beweise angenommen werden darf, ohne alle Beweise geglaubt hat.

Dieser Fürst, der nach göttlichen Eingebungen gehandelt haben soll, ließ gleichwohl den Licinius, dem er das Leben eidlich versichert hatte, bald darauf mit einem Stricke erdrosseln. Vergebens sucht man, um

dieſe That zu entſchuldigen, aus einigen Schriftſtellern an, daß Conſtantins Soldaten den Todt des Licinius gefordert hätten, und aus andern, daß dieſer gefangene Fürſt ein heimliches Verſtändniß mit den Barbaren eingegangen habe, um mit ihrer Hülfe einen neuen Krieg anfangen zu können. Dieſe letztere Gefahr ſcheint bey einem Manne, den Conſtantin in ſeiner Gewalt hatte, nicht ſehr fürchterlich geweſen zu ſeyn; aber ſchimflich für den Kaiſer könnte man den Bewegungsgrund nennen, wenn er dem blutgierigen Geſchrey eines wilden Hauffens nachgegeben hätte. Sein Eidſchwur, die Blutsfreundſchaft, welche ihn mit dem unglücklichen ehemaligen Mitgenoßen des Reichs verband, ſelbſt die Frömmigkeit, die er damals mit einer Art von Gepränge an ſich zeigte; alles dieſes hätte ihn weit von dem Gedanken entfernen ſollen, dem Licinius das Leben zu nehmen. Ein neuerer Schriftſteller ergreift noch die letzte, aber ſeiner unwürdige Ausflucht, indem er ſagt, der Todt des Licinius mag von Seiten der Menſchen beurtheilt werden, wie man will; ſo ſey er doch von Seiten Gottes gerecht geweſen, und dieſer Fürſt habe verdient, wie die andern Verfolger der Kirche umzukommen. So ſpricht der ungeſtüme Religionseifer, ohne zu überlegen, daß Conſtantin keine Vollmacht von Gott empfangen habe, den Licinius wegen ſeiner Bedrückung der Chriſten zu ſtrafen: und überhaupt würde ein ſolcher Grund die grauſamſte und treuloſeſte Rache der Chriſten an ihren Verfolgern rechtfertigen. Auch Martinianus, den Licinius zum Cäſar ernannt hatte, ward auf Conſtantins Befehl umgebracht; wiewohl die Parthey, welche ihn unterſtützt hatte, nun ganz zu Grunde gerichtet war, und er, der vermuthlich dem Willen ſeines Fürſten hatte gehorchen müſſen, durch eine enge Gefangenſchaft hinlänglich geſtraft ge-

weſen ſeyn würde. Es war noch der junge Licinius übrig, ein Prinz von acht Jahren, deſſen Unſchuld aber ſeinen Todt nur verzögerte: er ward drey Jahre darauf ebenfals hingerichtet. Dieſe Wuth, mit welcher Conſtantin eine ihm verhaßte Familie ausrottete, bewies mehr als alle ſeine Andachtsübungen; ſie zeigte, daß die Religion, welche er äußerlich ausübte, ſein Herz noch nicht durchdrungen hatte.

Unterdeſſen fieng er ſeit der Unterdrückung des Licinius an, einen neuen und vorzüglich großen Eifer für die Aufnahme des Chriſtenthums zu bezeigen. Ein ſcharfſinniger Schriftſteller glaubt ſogar, daß Conſtantin erſt vom Jahr 323 an ein würklicher Chriſt geworden ſey, und die noch bey ihm übrige Neigung zur heydniſchen Religion gänzlich abgelegt habe. Das gewiſſeſte, was man ſagen kann, iſt dieſes, daß er zu dieſer Zeit in den Stand geſetzt worden ſey, ſeinen günſtigen Geſinnungen gegen die Chriſten den freyeſten Lauf zu laſſen. Er war nun, wie er vielleicht lange gewünſcht hatte, allein Herr im Römiſchen Reiche. Licinius hatte die heydniſche Religion noch mächtig unterſtützt; aber nachdem er aus dem Wege geräumt war, erlaubte es erſt die Staatsklugheit, ſich ganz wider dieſe Religion zu erklären. Denn die bisher den Chriſten geſchenkten Vortheile waren noch keine harten Feindſeeligkeiten gegen das Heydenthum, das wenigſtens noch die Herrſchaft im Reiche mit der chriſtlichen Religion theilte.

Alle Spuren alſo und Würkungen der Verfolgung des Licinius wurden vom Conſtantin ſogleich aufgehoben. Unter den Verordnungen, welche er deswegen durch das ganze Reich ergehen ließ, iſt diejenige erhalten worden, welche er nach Paläſtina ſchick-

te.

te. Im Eingange derſelben bemerkt er, daß ſich ſchon lange ein offenbarer Unterſcheid zwiſchen den Verehrern der chriſtlichen Religion und zwiſchen ihren Feinden und Verächtern gezeigt habe; daß aber derſelbe jetzt noch durch größere Begebenheiten außer allen Streit geſetzt, und zugleich die Macht Gottes bewieſen worden ſey. Beyde hätten einen Ausgang genommen, der ihnen gebührte. Jene hätten bey ihrem ſtandhaften Glauben an Gott, und bey der Hoffnung künftiger Güter, welche ſie den Gefahren dieſes Lebens vorgezogen hätten, zwar vieles Uebel ausgeſtanden, aber wegen dieſer gewiſſen Hoffnung es gerne ertragen, und einen deſto herrlichern Ruhm dadurch erlangt; diejenigen aber, welche weder Gott ſelbſt erkannten, noch ſich ſcheueten, ſeine Verehrer mit grauſamen Martern hinzurichten, und nicht einſahen, wie elend ſie wären, indem ſie wegen einer ſolchen Urſache die Menſchen ſtraften, dieſe wären ſtets überwunden, und endlich zu Grunde gerichtet worden. Da aber, fährt Conſtantin fort, durch das Unheil, welches ſie ſtifteten, eine allgemeine Noth der Menſchen entſtanden ſey: ſo habe der einzige wahre Gott ihn zu ſeinem Diener gewählt, durch ihn vom Britanniſchen Meere an, und von den Gegenden her, wo die Sonne untergehen muß, bis in die Morgenländer, dieſes Elend aufgehoben, um das menſchliche Geſchlecht zur Beobachtung ſeines ehrwürdigſten Geſetzes zurück zu führen, und dem ſeeligſten Glauben Wachsthum zu verſchaffen. „Ich weiß zwar „wohl, ſagt er, daß diejenigen, welche ſich ganz der „himmliſchen Hoffnung ergeben, und dieſelbe feſt auf „die göttlichen Wohnungen gründen, keiner menſchli„chen Gnade bedürfen, indem ſie einer deſto größern „Ehre genießen, je mehr ſie ſich von den irdiſchen „Fehlern und Uebeln entfernen.“ Allein er glaubte doch, es ſey der Abſicht, zu welcher ſich Gott ſeiner

bediente, gemäß, diese Unschuldigen von allen Strafen zu befreyen. Die Christen also, welche aus ihrem Vaterlande hatten flüchten müssen, die zu den beschwerlichen öffentlichen Aemtern genöthigt worden waren, ihre Güter verloren hatten, auf die Inseln verwiesen worden waren, oder die man zu den Arbeiten in den Bergwerken verurtheilt, ihrer Freyheit und Ehre beraubt, aus ansehnlichen Kriegsdiensten gestossen, zur Beschimpfung unter den Weibern hatte Wolle spinnen und Leinweber abgeben lassen, die man endlich zu Leibeigenen gemacht hatte; alle diese sollten wieder in ihren vorigen Zustand gesetzt werden, und eine Lebensart ergreifen, welche sie wollten. Er befohl zugleich, daß die Güter, welche die christlichen Märtyrer oder Bekenner hinterlassen hätten, ihren nächsten Anverwandten, und wenn keine solche vorhanden wären, der Kirche, zu welcher sie gehört hatten, eingeräumt werden sollten. Wer etwas von denselben in den Händen hätte, sollte es zurück geben, ohne daß man ihn wegen der bisherigen Nutzung solcher liegenden Gründe in Anspruch nehmen dürfe: selbst die kaiserliche Kammer sollte die eingezogenen Güter der christlichen Kirchen wieder herausgeben. Zuletzt ermahnt Constantin in dieser Verordnung jedermann, aus demjenigen, was der allmächtige Gott seit kurzem durch ihn verrichtet hätte, denselben kennen und verehren zu lernen.

Der eifrigste Christ konnte mit den Ausdrücken, in welchen sich Constantin über seine Religion erklärte, vollkommen zufrieden seyn; und es ist beynahe unmöglich zu glauben, daß alles dieses nur Verstellung und gezwungene Lobsprüche des Christenthums gewesen seyn sollten. Dadurch ändert sich auch die Gestalt nicht, in welcher sich dieser Kaiser bereits gezeigt hat,

und noch ferner zeigen wird: als ein Fürſt, der die Religion, welche er vor die einzige wahre hält, und ihr mit aller ſeiner Macht zu Hülfe kommen will, doch mit ſeinen herrſchenden Abſichten und Leidenſchaften zu vereinigen weiß. Auf dieſen erſten günſtigen Befehl, der ſogleich vollzogen wurde, folgten noch ernſtlichere Anſtalten, um dem Chriſtenthum die Oberhand zu ertheilen. Conſtantin beſtellte nunmehr meiſtentheils chriſtliche Statthalter über die Länder des Reichs; oder, wenn er bisweilen einen Heyden dazu ernannte, ſo erlaubte er ihm nicht, den Göttern Opfer zu bringen: ein Verbot, welches ſich bis auf den Oberſten der Leibwache erſtreckte. Er verbot daher in einem beſondern Geſetze, weder Bildſäulen der Götter aufzurichten, noch Wahrſagerkünſte und andere von dieſer Art zu gebrauchen, endlich auch keine Opfer zu ſchlachten. Einigen Neuern iſt es zweifelhaft vorgekommen, ob der Kaiſer damals alle Opfer, oder nur die, welche in den Häuſern gebracht wurden, verboten habe. Man findet würklich nach dieſer Zeit Beyſpiele genug von öffentlichen Opfern in den Tempeln, beſonders zu Rom, in den Morgenländern und in Aegypten: und Libanius, der zu dieſen Zeiten lebte, verſichert ausdrücklich, daß Conſtantin den Götzendienſt nicht geſtört habe. Aber auf der andern Seite erzählt es Euſebius, der dieſes ſo genau wiſſen konnte, noch zweymal, daß der Kaiſer alle Arten von Opfern unterſagt habe: und der ganze Zuſammenhang ſeiner Handlungen macht es wahrſcheinlich. Doch da die Abgötterey zu tief bey den Völkern eingewurzelt war, viele vornehme und reiche Perſonen ihr noch zugethan blieben, und daher Unruhen beſorgt werden konnten, wenn hierbey zu ſtrenge verfahren wurde: ſo ſcheint es, daß der Kaiſer noch immer viele Nachſicht hierinne bewieſen habe.

Mit der erstgedachten Verordnung erschien zugleich eine andere, durch welche Constantin befohl, daß die christlichen Kirchen, welche bisher vernachläßigt worden waren, ausgebessert, erweitert, und, wo es nöthig wäre, auch neue gebauet werden sollten. Er schrieb deswegen an alle Bischöfe, und verlangte von ihnen, nach ihrem Gutbefinden dafür zu sorgen; die dazu nöthigen Kosten aber von den Statthaltern zu begehren. Was noch mehr ist, er stellte seinen neuen Unterthanen in den Morgenländern, in einem eigenhändigen Schreiben die Nichtigkeit des Götzendienstes, und die Ursachen vor, warum sie sich zum Christenthum wenden müßten. „Mein Vater, sagt „er unter andern darinne, war der einzige unter den „nächst vorhergehenden Fürsten, welcher sanft regierte, „und bey allen seinen Handlungen Gott den Vater um „Hülfe rief; die übrigen aber habe ich wegen ihrer wil„den Gemüthsart als Fremde betrachtet: sie zerstörten „die wahre Lehre wegen ihrer Regierung, und stifteten, „obgleich alles im Reiche ruhig war, bürgerliche Krie„ge. Damals soll Apollo aus einer finstern Höhle „den Ausspruch gethan haben, daß ihn die gerechten „Leute auf der Welt hinderten, das Wahre vorher zu „sagen. — Dich, den höchsten Gott, ruft Con„stantin aus, nehme ich jetzt zum Zeugen. Du weis„sest, daß ich zu dieser Zeit in meiner ersten Jugend „den vornehmsten Kaiser seine Leibwache fragen gehört „habe, wer diese gerechten Leute auf der Welt wären, „und daß einer von den umstehenden Priestern geant„wortet habe, es wären die Christen. Diese Ant„wort verschlang der Kaiser begierig, gleichsam als ei„ne Speise von Honig, und zog das Schwerdt, wel„ches zur Bestrafung der Verbrechen bestimmt ist, wi„der die untadelhafte Heiligkeit. — — Man sah „damals, mit welcher ausgelassenen Freyheit eine un„aufhör-

„aufhörliche Grauſamkeit die ehrwürdigen Diener Got-
„tes täglich beſchimpfen durfte. — Welche Feuer-
„ſtrafe, welche Art von Martern und Quaalen iſt nicht
„ohne Unterſcheid an jedem Körper und Alter ausge-
„übt worden? — Warum gedenke ich aber dieſer
„Dinge? Die Barbaren rühmen ſich jetzt deſſen, weil
„ſie damals die Flüchtlinge unſerer Länder aufgenom-
„men, und in einer ſehr leutſeeligen Gefangenſchaft
„gehalten haben. Denn ſie vergönnten ihnen nicht
„nur Rettung bey ſich, ſondern auch die Sicherheit
„ihrer Religion. — Doch die Urheber dieſer Schand-
„thaten ſind nachmals mit einem ſchimpflichen Ende in
„den Abgrund des Acheron zu beſtändigen Strafen ge-
„ſtoßen worden: ſie rieben ſich einander durch bürger-
„liche Kriege auf, und haben weder ihren Nahmen
„noch ihr Geſchlecht übrig gelaſſen. Niemals aber
„würde ihnen dieſes wiederfahren ſeyn, wenn nicht je-
„ne gottloſe Weißagung des Apollo eine falſche Kraft
„gehabt hätte. Jetzt bitte ich Dich, höchſter Gott!
„ſo fährt Conſtantin in dieſem Schreiben fort, daß
„Du Deinen morgenländiſchen Völkern, die ſo lange
„Leiden ausgeſtanden haben, gnädig ſeyn, und ſie
„durch mich, Deinen Diener, glücklich machen wol-
„leſt. Und dieſes bitte ich Dich nicht ohne guten
„Grund, o Herr über alles, heiliger Gott! Denn
„unter Deiner Anführung habe ich heilſame Dinge
„unternommen und ausgeführt. Dein Zeichen habe
„ich überall vortragen laſſen, und dadurch treffliche
„Siege mit meinem Heere erfochten: und ſo oft es die
„Bedürfniſſe des Staats erfordern, ziehe ich, indem
„ich der Fahne Deiner Macht folge, gegen die Feinde.
„Deswegen habe ich Dir meine Seele ergeben, die
„mit Liebe und Furcht durchaus gereinigt iſt. Ich
„liebe Deinen Nahmen aufrichtig, und verehre Dei-
„ne Macht, die Du an vielen Beyſpielen bewieſen,

„mit

„mit der Du meinen Glauben geſtärkt haſt. Daher „eile ich, meine eigenen Schultern unterzuziehen, da„mit ich Dein heiligſtes Haus wieder herſtelle, das „jene laſterhafte und Gottloſe ſo boshaft verwüſtet ha„ben. Zum allgemeinen Beſten der Welt und aller „Menſchen wünſche ich, daß Dein Volk im Frieden „und in Ruhe leben möge. Selbſt die Anhänger der „falſchen Religion mögen gemeinſchaftlich mit den „Gläubigen die Annehmlichkeiten dieſes ruhigen Zuſtan„des frölich genießen. Denn dieſe wiederhergeſtellte „Gemeinſchaft dient auch dazu ungemein, die Men„ſchen auf den rechten Weg zu führen. Niemand ſtö„re den andern! ein jeder thue was ihm gefällt. Doch „müſſen die Gutgeſinnten verſichert ſeyn, daß diejeni„gen allein heilig und unſchuldig leben werden, welche „Du ſelbſt dazu berufen haſt, daß ſie an Deinen heili„gen Geſetzen ihre Zufriedenheit finden ſollen. Die „ſich aber ſelbſt denſelben entziehen, mögen, weil es „einmal ihr Wille iſt, die Tempel ihrer lügenhaften „Lehre immer behalten. Wir haben das herrliche „Haus Deiner Wahrheit, das Du uns mit der Na„tur gegeben haſt. Eben dieſes wünſchen wir auch ih„nen, damit ſie ebenfals ſich an der allgemeinen Ue„bereinſtimmung vergnügen können. Denn unſere „Religion iſt nichts Neues; ſondern ſeitdem nach un„ſerm Glauben die Welt gegründet worden iſt, haſt „Du auch dieſe Religion mit der ſchuldigen Ehrerbie„tung gegen Dich geſtiftet. Das menſchliche Ge„ſchlecht iſt zwar durch mancherley Irrthümer verführt „worden; allein damit dieſes Uebel nicht gar zu ſehr „vergrößert werden möchte, haſt Du durch Deinen „Sohn ein helles Licht aufgeſtellt, und jedermann an „Dich erinnert.“ — Zur Beſtätigung von dem, was er eben geſchrieben hatte, führt Conſtantin die bewundernswürdige Einrichtung der ganzen Natur an:

dankt

dankt Gott für den Unterricht in der wahren Religion, und verbietet nochmals, daß niemand den andern wegen einer verschiedenen Einsicht in diesem Stücke beleidige. Er setzt hinzu, daß er alles dieses weitläuftiger erklärt habe, weil er den wahren Glauben nicht habe verbergen wollen; besonders aber, weil einige behauptet hätten, alle Cärimonien und die Ausübung des Heydenthums (welches er die Gewalt der Finsterniß nennt,) sey aufgehoben worden. Ich würde, sagt er, dieses allen Menschen gerathen haben, wenn nicht der schlimme Irrthum in manchen Gemüthern einen gar zu festen Sitz gewonnen hätte.

Nach diesem Schreiben zu urtheilen, nahm Constantins Eifer in dem Bekenntnisse und in der Empfehlung der christlichen Religion täglich zu: und so weit man die Gesinnungen eines Menschen übersehen kann, ist hier nichts, ist auch in seiner damaligen Stellung nichts zu finden, das seine Versicherungen und Nachrichten verdächtig machen könnte. Man möchte das einzige dabey erinnern, daß seine Frömmigkeit zu sehr von der irdischen Glückseeligkeit abzuhängen scheine, die er durch die Annehmung des Christenthums erlangt zu haben glaubte; von den Siegen, welche ihm die Kreuzfahne erworben haben sollte. Allein zu geschweigen, daß er auch der edlern Hoffnungen dieser Religion nicht ganz vergißt; so ist dieses wenigstens kein Beweis wider die Aufrichtigkeit, welche man ihm bey den feyerlichsten Erklärungen über dieselbe zutrauen kann.

Er wollte, wie man gesehen hat, die Heyden keineswegs durch Gewaltthätigkeiten zwingen, ihre Religion zu verlassen. Vielleicht hielt er es neben den Bewegungsgründen der allgemeinen menschlichen

Rechte

Rechte auch vor unanständig, daß die Christen, welche sich über die Verfolgung der Heyden so wehmüthig beschwerten, diesen zu ähnlichen Klagen Gelegenheit geben sollten. Dieses unterdessen, und vornehmlich, was er am Ende seines Schreibens meldet, widerspricht beynahe der Erzählung des Eusebius, daß Constantin alle Opfer abgeschafft habe. Entweder also muß man glauben, daß der Kaiser diesen Befehl nicht vor eine Bedrückung angesehen habe, zumal wenn er ihn mit geringer Strenge vollziehen ließ; oder die oben genannte Schriftsteller, (bey dem die Zeitbestimmung ohnedieß nicht das deutlichste ist,) hat nur von einem Verbote der Opfer reden wollen, das in weit spätern Jahren erfolgt ist. Harte Auftritte waren übrigens nicht einmal nöthig, um das Christenthum in Constantins Regierung schnellgeschwind auszubreiten. Das reizende Beyspiel des Fürsten; der Zutritt zu den ansehnlichsten Aemtern, der den Christen vorzüglich offen stand; so viele Rechte und Freyheiten, mit welchen sie beehrt wurden; die Vergleichung beyder Religionen selbst mit einander, bey der, sobald sie durch nichts eingeschränkt ward, die heydnische so viel verlieren mußte, und andere glimpfliche Mittel, haben das Christenthum sehr bald empor gebracht. Es hatte schon längst ohne den geringsten Anschein von Gewaltthätigkeit, indem es vielmehr oft durch die höchste Macht im Reiche bestritten ward, unzählige Menschen eingenommen, drang immer weiter, und erwartete nur noch eine vollkommene Freyheit, um durch seine eigene Stärke die Oberhand über den Götzendienst zu behaupten. Constantin ertheilte ihm dieselbe: und wenn er also gleich noch weit mehr zum Vortheil dieser Religion gethan, das Heydenthum zugleich durch Gesetze geschwächt und verächtlich gemacht hat; so kann

man

man doch nicht ſagen, daß ſie den Völkern bloß aufgedrungen worden ſey.

Dieſer ihr mächtiger Freund und Beſchützer war gleichwohl noch nicht getauft; bloß als Lehrling im Chriſtenthum nahm er ſich deſſelben ſo nachdrücklich an. Einige hundert Jahre nach ſeinen Zeiten erſann ein unbekannter Freund der Römiſchen Kirche, (und vielleicht waren es mehrere,) eine Erzählung, nach welcher Conſtantin im Jahr 324 von dem Biſchof zu Rom Silveſter unter folgenden Umſtänden getauft worden ſeyn ſollte. Der Kaiſer, ſo ſchrieb dieſer Betrüger, erregte eine Verfolgung wider die Chriſten zu Rom, der Silveſter und die übrigen dortigen Lehrer durch die Flucht entgiengen. Er wurde dafür von Gott mit dem Ausſatz beſtraft: und da er ſchon im Begriff war, nach dem Rath der heydniſchen Wahrſager Kinder umbringen zu laſſen, deren Blut ihm zum Heilungsmittel dienen ſollte, erſchienen ihm die Apoſtel Petrus und Paulus, die er vor Götter hielt, in einem nächtlichen Traume. Sie befohlen ihm, den Silveſter holen zu laſſen, der ihm ſagen würde, was er zu ſeiner Geneſung thun müßte: und er gehorchte ihnen. Der Biſchof meldete ihm auf ſeine Frage, daß dieſes nicht Götter, ſondern Apoſtel geweſen wären, zeigte ihm auch ihre Bildniſſe, deren Aehnlichkeit mit der von ihm geſehenen Geſtalt ihn überzeugte. Hierauf lehrte er ihn für ſeine Sünden Buße thun, legte ihm die Hände auf, und taufte ihn: dadurch wurde der Kaiſer ſogleich vom Ausſatze befreyet. — Dieſe Nachricht, von der kein Schriftſteller aus dem Jahrhunderte Conſtantins oder aus dem gleichfolgenden etwas weiß, die vielmehr der zuverläſſigen Geſchichte deſſelben widerſpricht, und noch andere Merkmale der Falſchheit an ſich hat, mag unterdeſſen bald genug,

genug, unter so vielen andern Wundervollen und abergläubischen Erzählungen dieser Zeiten, aufgekommen seyn, und ist in verschiedenen untergeschobenen Schriften fortgepflanzt worden. Den Umstand, daß Constantin zu Rom getauft worden sey, haben seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts, einige lateinische Schriftsteller wider die ältern Zeugen, zur Ehre der Römischen Kirche behauptet. Das Wunderbare kam dazu, und so unglaublich es auch war, fand die Erzählung deswegen desto mehr Beyfall. Auch nachdem in den neuern Zeiten alle Gelehrte, denen an der Hoheit der Römischen Bischöfe wenig gelegen ist, dieselbe verworfen haben, suchten doch einige ihren Hauptinhalt dadurch zu retten, daß sie eine doppelte Taufe Constantins annahmen; die erste zu Rom von den Rechtgläubigen; die andere von den Arianern, am Ende seines Lebens. Eine so unwahrscheinliche Muthmaaßung, die außerdem auch auf keinem Zeugnisse des Alterthums beruht, verdient keine Untersuchung.

Aber diese ganze Erdichtung von der Taufe des Kaisers hat allem Ansehen nach nur den Grund zu einer noch wichtigern und für die Römischen Bischöfe brauchbarern abgeben sollen. Denn man hat sie folgendergestalt fortgesetzt: Nachdem Constantin seinen Aussatz durch die Bemühung des Silvester verloren hatte, war er darauf bedacht, ihm seine Dankbarkeit dafür zu bezeigen. Er schenkte also ihm und dessen Nachfolgern seinen Lateranensischen Palast zu Rom, die Stadt Rom selbst und ganz Italien, ja alle Abendländische Provinzen, ertheilte ihnen den Vorgang vor allen Bischöfen der Christen, eine goldene Krone, nebst vielen andern Rechten und Vorzügen. Es ist auch noch ein Schenckungsbrief, in welchem

Con-

Constantin dieſes alles zuſammen gefaßt haben ſoll, vorhanden; aber der Verfaſſer deſſelben war zu einem feinen Betruge ſo ungeſchickt, hat ſo offenbare Unwahrheiten und Widerſprüche, inſonderheit aber eine ſo elende lateiniſche Schreibart hineingebracht, daß vor mehr als dreyhundert Jahren, zu einer Zeit, da die Oberherrſchaft der Römiſchen Biſchöfe über die Kirche noch beynahe gar nicht angefochten ward, gleichwohl ſchon dieſe ungereimte Urkunde vom Laurentius Valla und Aeneas Sylvius ſpöttiſch genug abgefertigt worden iſt. Daher haben ſich auch die neuern Vertheidiger der Päpſtlichen Anſprüche genöthigt geſehen, dieſelbe aufzugeben. Allein indem ſie ſich der ſchlechten Ausflucht, die gar keinen Schein für ſich hat, bedienen, ſie ſey von einem griechiſchen Schriftſteller der ſpätern Zeiten aufgeſetzt worden, behaupten ſie doch, die Schenckung des Kaiſers ſelbſt an die Römiſchen Biſchöfe ſey keinem Zweifel unterworfen. Dieſe vermeinte Schenkung hat aber würklich die ganze Geſchichte wider ſich, und in dem achten Jahrhunderte trifft man die erſten Spuren dieſes kühnen und ſeltſamen Vorgebens an. Bis auf dieſe Zeit beſaßen die Päpſte weder Rom, noch irgend ein Land in oder auſſer Italien. Sie machten den erſten Verſuch, weltliche Fürſten zu werden, während der Unruhen und Empörungen, die in dem Italiäniſchen Gebiete der Griechiſchen Kaiſer, deren Unterthanen ſie gleich andern dortigen Großen waren, bey Gelegenheit des Streits über die Verehrung der Bilder entſtanden. Noch glücklicher gelang ihnen dieſe Abſicht durch die Freundſchaft der Fränkiſchen Könige, Pipins und Carls des Großen, welche den erſten Grund zu den jetzigen Beſitzungen der Päpſte legten; aber eben ſo gewiß ſich und ihren Nachfolgern die oberſte Herrſchaft über die denſelben geſchenkten Länderenen vorbehielten.

Um die Freygebigkeit dieſer Fürſten aufzumuntern und zu unterhalten, berief ſich Adrian der erſte, ſo weit die Nachrichten der Geſchichte reichen, zuerſt auf Conſtantins Schenkung, in einem Schreiben an Karl den Großen. So wie ſchon zu den Zeiten Silveſters, ſagt er, die heilige Catholiſche und Apoſtoliſche Römiſche Kirche durch die Freygebigkeit des frommen Kaiſers Conſtantins des Großen, heiligen Andenkens, erhöhet worden iſt, indem er ihr in dieſen Gegenden Italiens eine Gewalt zu ertheilen geruhet hat: ſo ſoll auch zu Eurer und unſerer höchſt glücklichen Zeit die heilige Kirche Gottes grünen, und immer mehr empor gebracht, dauerhaft verbleiben. Er beruft ſich noch auf andere Schenkungen, welche die Römiſche Kirche (eigentlich ſagt er nach der damals zu Rom üblich gewordenen Kirchenſprache, der heilige Apoſtel Petrus,) über verſchiedene Ländereyen in allen Gegenden Italiens von Kaiſern und andern anſehnlichen Herren, um dafür Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, bekommen hätte; die Langobarden, ſetzt er hinzu, hätten ſich dieſer Länder bemächtigt, und er bittet, daß ſie zurück gegeben werden möchten. Noch verſichert er, daß die Urkunden von allen dieſen Schenkungen in ſeinem Archive aufbehalten würden, und daß er ſie dem Könige Karl überſchickt habe, um die gegründeten Anſprüche des heiligen Petrus und des Papſtes daraus zu erkennen. Ob ſich unter dieſen Urkunden die obengedachte von Conſtantins Schenkung völlig in derjenigen Geſtalt befunden habe, in der wir ſie noch leſen, kann nicht ausgemacht werden; es iſt aber ziemlich wahrſcheinlich. Auch iſt es mehr als Muthmaaßung, daß jener Schenkungsbrief nicht lange vor dieſer Zeit, vielleicht aus einer ältern fabelhaften Sage von Conſtantins Wohlthätigkeit gegen die Kirche, zuſammengeſetzt worden ſey, damit die Päpſte bey die-

ſen erſten Schritten zu einer weltlichen Landesherrſchaft ein gewiſſes Recht an dieſelbe beweiſen, ſie unter ſo günſtigen Umſtänden, als ſich damals zeigten, befeſtigen und vergrößern könnten. Karl der Große mag nun dieſe und andere vorgegebene Schenkungen geglaubt haben oder nicht; (denn ſehr wahrſcheinlich konnten ſie ihm ſelbſt in ſeinem leichtgläubigen Zeitalter nicht vorkommen:) genug ſeine Gewogenheit gegen die Päpſte, die von ſeinem Vater auf ihn durch Gründe der Dankbarkeit fortgepflanzt worden war, machte ihn gleichfals freygebig. Aber er ſchenkte ihnen nur einen ſehr geringen Theil von ſo vielen Ländern, die ihnen ſchon Conſtantin gegeben haben ſollte; blieb ihr Oberherr, und auch ſeine Nachfolger in der kaiſerlichen Würde blieben es noch viele Jahrhunderte, ſo weit ſie hinlänglichen Muth und Klugheit hatten, ihre unſtreitigen Rechte über Rom und den ſogenannten Kirchenſtaat zu behaupten.

Daß Conſtantin ſich derſelben jemals begeben, den Römiſchen Biſchöfen nur einen Schein von weltlicher Hoheit und Regierung ertheilt haben ſollte, davon ſchweigt ſeine ganze Geſchichte. Aber auch die höchſte und geſchäftige Aufſicht über den allgemeinen Wohlſtand der chriſtlichen Kirche führte er allein, und die Anmaaßungen jener Biſchöfe von dieſer Art ſind ſehr lange nach ihm aufgebracht worden. Er fand um dieſe Zeit eine wichtige Gelegenheit, ſie auszuüben. Gegen das Jahr 320 hatte ſich zu Alexandrien in Aegypten, welches zu dem Gebiete des Licinius gehörte, eine heftige Streitigkeit zwiſchen dem dortigen Biſchof Alexander, und einem Aelteſten dieſer Gemeine, Arius, erhoben. Jener lehrte, daß in der göttlichen Dreyheit auch eine Einheit ſey, und daß inſonderheit der Sohn Gottes einerley Weſen mit dem Vater habe.

Arius aber leugnete dieses; er suchte zu zeigen, daß der Sohn Gottes nicht von Ewigkeit her seyn könne: und er fand hierinne so viele Anhänger, daß sie bald in Aegypten, in einigen angränzenden Gegenden, und in den Morgenländern eine beträchtliche Parthey ausmachten. Selbst viele ansehnliche Bischöfe traten zu derselben; der Zank, die Verketzerungen und die Erbitterung von beyden Theilen stiegen immer höher; auch das christliche Volk theilte sich, und stritt darüber mit einander, und diese ärgerlichen Händel gaben endlich sogar den Heyden Gelegenheit, das Christenthum in ihren Schauspielen zu verspotten. Indem dieses unter der Herrschaft des Licinius vorfiel, ward er überwunden, und genöthigt seiner Würde zu entsagen: darauf fieng Constantin an, auf die Arianischen Unruhen in seinem neuen Gebiete aufmerksam zu werden. Er kam nach Nikomedien, wo Licinius seinen Sitz gehabt hatte, und wo der vornehmste Freund und Beschützer der Arianer, Eusebius, ein anderer als der Geschichtschreiber von Constantins Leben, Bischof der christlichen Gemeine war. Dieser Lehrer genoß einer ausnehmenden Gnade der Schwester des Kaisers und Gemahlinn des Licinius, Constantia. Man hat aus diesen und andern Umständen geschlossen, daß er auch den Constantin für den Arius eingenommen habe. Eine Muthmaaßung, für welche sich wenig sagen läßt; man müßte ihr denn die Bedeutung geben, daß die Schwester des Kaisers, die vom Eusebius gewonnen war, ihrem Bruder sanfte und gemäßigte Gesinnungen über diese Streitigkeiten beygebracht habe.

Diese Ausschweifungen der Christen schienen jetzt würklich seine nachdrücklichste Sorgfalt zu verlangen. Denn die Religion, das heiligste, sicherste Band der

Ruhe

Ruhe und Einigkeit unter den Menſchen, kann eben ſo wohl zu den gefährlichſten Bewegungen im Staate Anlaß geben, wenn ſie, wie damals, von den Leidenſchaften ihrer Lehrer gemißbraucht wird. Conſtantin ſchickte alſo im Jahr 324 den Biſchof Hoſius nach Alexandrien, um den daſelbſt entſtandenen Streit zu unterſuchen und zu ſtillen; er gab ihm aber auch ein Schreiben an den Alexander und Arius mit, wodurch dieſe beyden Häupter der Partheyen noch gewiſſer vereinigt werden ſollten. Er macht darinne den Anfang mit der eidlichen Verſicherung, daß er ſich zwo große Abſichten vorgeſetzt habe: erſtlich alle Völker zu einer übereinſtimmenden Denkungsart in der Religion zu bringen; und nächſtdem das Reich von den Bedrückungen eines Tyrannen zu befreyen. Beſonders habe er gehofft, daß in der Staatsverwaltung eine glückliche Veränderung vorgehen würde, wenn er die Einigkeit zwiſchen allen Verehrern Gottes wieder herſtellen könnte. Er ſey daher im Begriff geweſen, einige der morgenländiſchen Biſchöfe nach Africa zu ſenden, damit ſie die Donatiſtiſchen Unruhen daſelbſt dämpfen möchten, als er die unangenehme Nachricht erhalten hätte, daß unter ihnen noch weit härtere Zwiſtigkeiten entſprungen wären. Nachdem er die Urſache derſelben überlegt hätte, habe er gefunden, daß ſie viel zu unerheblich ſey, als daß ſie ſo heftige Zänckereyen verdiente. Er bietet ſich alſo hiemit unter göttlichem Beyſtande zum Friedensmittler zwiſchen ihnen beyden an: denn da er weit wichtigere Händel beylegen könnte, ſo verſpreche er ſich deſto mehr, daß es ihm bey einer ſolchen Kleinigkeit gelingen werde.

„Ich höre, fährt er fort, daß der gegenwärtige „Streit auf folgende Art angegangen ſey. Du, Alex„ander, haſt deine Aelteſten gefragt, was ſie von ei-

„ner gewissen Stelle des Gesetzes, oder vielmehr von „einem Stücke einer unnützen Frage, halten. Du „aber, Arius, hast dasjenige, was du entweder nie„mals hättest denken, oder, wenn du es dachtest, „verschweigen sollen, unbehutsam herausgesagt. — „Ein jeder von euch beyden also verzeihe es dem andern, „und nehme das an, was euch euer Mitdiener billig „rathet! Und was ist dieses? Es schickte sich gleich „anfänglich nicht, weder über solche Dinge eine Fra„ge aufzuwerfen, noch dieselbe zu beantworten. Denn „dergleichen Streitfragen, welche das Gesetz nicht als „nothwendig vorschreibt, sondern die Zanckſucht einer „unnützen Trägheit hervorbringt, wenn sie gleich zur „Uebung der Kräfte des Geistes angestellt werden, müs„sen wir doch lieber innerhalb unsers Verstandes ein„schränken, und sie nicht leicht in öffentlichen Ver„sammlungen vortragen, noch unvorsichtiger Weise „vor die Ohren des Volks kommen lassen. Denn „wie viele sind wohl, welche die ganze Stärke so gros„ser und schwerer Sachen entweder genau begreifen, „oder würdig erklären können? Ja wenn man auch „glauben sollte, daß jemand dieses leicht thun könne, „wie viele wird er wohl vom Volke überreden? Oder „wer wird bey der genauen Untersuchung solcher Fra„gen, sich vor einem gefährlichen Falle genugsam „hüten können? Man muß also dabey nicht ge„schwätzig seyn: damit nicht, entweder weil wir we„gen unsers schwachen Verstandes die vorgelegte Fra„ge nicht geschickt genug zu erklären wissen; oder weil „die Zuhörer aus natürlicher Unfähigkeit das gesagte „nicht begreiffen können, durch eines von diesen bey„den das Volk zu ärgerlichen Reden, oder zu einer „Trennung, unvermeidlich verleitet werde.“

Er

Er ermahnt ſie darauf von neuem, wieder in Gemeinſchaft mit einander zu leben, weil ſie würklich einerley von dem Dienſte Gottes lehrten, und nicht über eine Hauptvorſchrift des Chriſtenthums ſtritten. Es ſey unanſtändig, ſagt er, ja völlig unerlaubt, daß ſie, die über ſo nichtsbedeutende Dinge zankten, ein ſo großes Volk Gottes regieren ſollten. Die Weltweiſen wären zwar auch öfters mit einander uneins; allein ſie vereinigten ſich doch immer zur Beförderung ihrer gemeinſchaftlichen Abſicht: wie vielmehr ſollten ſie als Diener des großen Gottes in der Religion übereinſtimmen. Daß Brüder gegen Brüder wegen elender Wortſtreitigkeiten zu Felde zögen, und dadurch Uneinigkeit in der Gemeine ſtifteten, ſey etwas pöbelhaftes, und mehr einer kindiſchen Unwiſſenheit, als der Einſicht von Prieſtern und klugen Männern gemäß. Laßt uns, ruft er aus, uns freywillig von den teufliſchen Verſuchungen entfernen! Unſer großer Gott und allgemeiner Heyland hat uns ein gemeinſchaftliches Licht aufgeſteckt. Vergönnt mir, Seinem Diener und Verehrer, daß ich unter Seiner Aufſicht dieſes Werk zu Stande bringe, damit Sein Volk durch meine Anreden und Ermahnungen wieder zur Einigkeit gebracht werde. Ueber die unerhebliche Frage ſelbſt möchten ſie immer verſchieden denken, doch ihre Meinungen für ſich behalten; deſto mehr aber in den vornehmſten Lehren einig ſeyn. Er dringt in ſie, der Gemeine die Eintracht, ihm aber ruhige Tage und Sorgenfreye Nächte wieder zu geben; ſonſt würde er Thränen vergießen, und kein zufriedenes Leben führen können, wenn das Volk Gottes, ſeine Mitdiener, durch eine unbillige und ſchlimme Zwiſtigkeit getheilt blieben. Er verſichert, daß er bloß, um die Würkungen ihrer Uneinigkeit nicht ſelbſt zu ſehen, ſeine Reiſe in die morgenländiſchen Provinzen aufgeſchoben

habe, und ermahnt ſie deſto eifriger, ihn und alle Chriſten durch die Endigung ihrer Händel zu erfreuen.

Ueberhaupt konnte wohl nichts Beſſeres und Lehrreicheres über dieſe und zugleich über viele andere theologiſche Streitigkeiten geſagt werden. Geſetzt auch, daß Conſtantin in dieſem Schreiben, wie es bey ſolchen öffentlichen Erklärungen oft geſchehen iſt, ſich einen größern Eifer als er empfand, beygelegt; oder daß er den Ausdruck deſſelben von irgend einem Biſchof angenommen hätte: ſo ſind die Gedanken ſelbſt über das Verhalten, welches chriſtliche Lehrer bey ſpitzfindigen Religionsfragen zu beobachten ſchuldig ſind, vortrefflich. Sehr vieles und großes Unglück würde unter den Chriſten aller Zeiten verhütet worden ſeyn, wenn ihre Lehrer ſolche Fragen nicht zu nothwendigen Glaubenslehren gemacht, wegen der Uneinigkeit über dieſelben nicht auch die äußerliche Ruhe und Einigkeit in der Kirche und im Staate ſelbſt geſtört hätten. Man hat zwar den Kaiſer nicht ohne Grund getadelt, daß er die Streitfrage zwiſchen dem Alexander und Arius ſchlechterdings vor nichtsbedeutend ausgegeben hat: denn die Lehre von Jeſu und ſeiner göttlichen Hoheit, welche ſie betraf, iſt für die Chriſten ungemein wichtig. Aber wenn man ihn auch nicht damit entſchuldigen wollte, daß er, als ein noch ungetaufter Chriſt, leicht über denjenigen Theil des chriſtlichen Glaubens ein unrichtiges Urtheil habe fällen können, der Chriſten dieſer Art nicht ſogleich in ſeinem ganzen Umfange erklärt wurde; wenn man nicht darauf ſehen will, wie es doch ebenfals die Billigkeit verlangt, daß ſein Schreiben nicht den Ausſpruch eines Lehrers der Kirche; ſondern die ſanften und friedliebenden Geſinnungen eines Kaiſers enthalte, der die Verträglichkeit

unter

unter ſeinen Unterthanen nicht durch jeden Unterſcheid in der Denkungsart ihrer Lehrer unterbrochen wiſſen wollte: ſo kann man noch mehr zu ſeiner Rechtfertigung ſagen. Selbſt die wichtigſten Lehren des Chriſtenthums können mit unnützen Fragen überladen werden; und auch ſolche, welche Wahrheit in ſich faſſen oder hervorbringen, ſind oft entbehrlich, weil ſie eine Quelle von Streitigkeiten abgeben. Der Geſchichtſchreiber Socrates im fünften Jahrhunderte geſteht, daß Alexander, von dem die erſte Veranlaſſung zu den Arianiſchen Händeln herkam, auf eine Ruhmbegierige Art, um ſeinen Scharfſinn zu zeigen, über die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit, wie ſie die Chriſten nennen, geſprochen habe. Man hätte in dieſer Lehre, die man vor ein Geheimniß erkannte, deſto weniger von den Ausdrücken der heiligen Schrift abweichen, keine tiefe Unterſuchungen darüber anſtellen, noch philoſophiſche Kunſtwörter in ihren Vortrag miſchen ſollen. So weit alſo iſt Conſtantins Tadel, mit welchem er die beyden Hauptgegner in dieſem Streite belegt, nicht ungegründet. Er erklärt ſich für keinen von ihnen; ſie bekommen Verweiſe, die ſie verdient haben; und ſeine Bemühung ihre Zwiſtigkeiten zu unterdrücken, iſt ſchon wegen ihrer Gelindigkeit der Nachahmung werth.

Doch weder ſein Schreiben, noch ſein Abgeordneter, Hoſius, erreichten dieſe Abſicht, die Anführer der beyden Partheyen mit einander auszuſöhnen. Die Unruhen vergrößerten ſich vielmehr, und der Pöbel verſtümmelte ſogar bey dieſer Gelegenheit eine Bildſäule des Kaiſers zu Alexandrien im Geſichte. Die Großen ſeines Hofs ſtellten ihm vor, daß dieſer Frevel beſtraft werden müßte: ſein Geſicht, ſagten ſie, wäre ſehr übel zugerichtet worden. Statt aller Antwort

befühlte Conſtantin ſein Geſicht, und verſicherte ihnen, daß er keine Wunde darinne merkte. Eine der edelſten Handlungen dieſes Fürſten, an die ſich daher noch lange nach ſeinem Tode die Völker mit Vergnügen erinnerten. Aber jetzt fand er es gleichwohl nöthig, ein nachdrücklicheres Mittel wider dieſe weitläuftigen Händel zu gebrauchen: entweder, weil man ihm gezeigt hatte, die Streitfrage ſey wichtiger als er glaubte; oder auch eben ſo ſehr wegen der vor allem andern wieder herzuſtellenden Ruhe. Dieſes Mittel war eine allgemeine Kirchenverſammlung. Vermuthlich hatten ihm daſſelbe einige Biſchöfe, vielleicht Hoſius, vorgeſchlagen. Er hatte es auch ſchon bey den Donatiſtiſchen Streitigkeiten, aber ohne Nutzen, verſucht. Es ſcheint, daß ein ſchärferer Befehl des Kaiſers wider die Ausſchweifungen, welche der wütende Streitgeiſt damals begieng; eine Berathſchlagung einiger der gemäßigteſten Lehrer von beyden Seiten, oder, wo möglich, ſolcher, die dabey gar keine Parthey ergriffen hatten, und in jeder Gemeine eine feyerliche Wiederholung desjenigen Glaubens, dem die Chriſten bisher vom Urſprunge deſſelben an, zugethan geweſen waren; daß dieſe Anſtalten fruchtbarer und gewiſſermaaſſen auch anſtändiger geweſen ſeyn würden, als eine ſolche Verſammlung. Dieſe hatte freylich einen vielverſprechenden Nahmen, indem ſie die Einſicht, Prüfung und Entſcheidung aller Biſchöfe des Römiſchen Reichs über die Arianiſche Streitigkeit bekannt machen ſollte. Allein unter ſo vielen Biſchöfen konnte man doch nur von einer kleinen Anzahl ein völlig unpartheyiſches, freyes und ſcharfſinniges Urtheil erwarten: die übrigen kamen, um dieſen wenigen, oder der Mehrheit der Stimmen, auch wohl Nebenabſichten zu folgen. Dagegen verurſachte eine allgemeine Kirchenverſammlung dem Kaiſer unermeßliche Koſten;

gab

gab den Biſchöfen zum Nachtheil der andern chriſtlichen Lehrer ein großes und im Grunde richterliches Anſehen in Glaubensſachen; erhob ſie neben dem Kaiſer ſelbſt zu Geſetzgebern der Kirche: und ihr Nutzen war immer bey den Streitigkeiten, die ſie beylegen ſollte, ungewiß. Man könnte vielleicht auch hinzuſetzen, daß durch eine unter ſo vielen Beſchwerlichkeiten veranſtaltete zahlreiche Zuſammenkunft aus ſo manchen und entfernten Ländern, die Zwiſtigkeit unter den chriſtlichen Lehrern zu fürchterlich vorgeſtellt worden ſey, als wenn ſie der Religion den Untergang drohte, und dieſe nur durch eine ſo gemeinſchaftliche Hülfe gerettet werden könnte. Doch Conſtantin war den Biſchöfen ungemein ergeben: er gefiel ſich in der Hochachtung, die er ihnen öffentlich bezeigte: und da er gerne Handlungen vornahm, die mit einem Prachtvollen Aufſehen begleitet waren, ſo diente auch dazu eine ſolche Kirchenverſammlung.

Er ſchrieb ſie auf das Jahr 325 nach Nicäa in Bithynien aus: zu der Reiſe und dem Unterhalte der Biſchöfe daſelbſt gab er allen nöthigen Aufwand her. Es kamen jedoch, vermuthlich wegen der Entlegenheit des Orts, nur die morgenländiſchen Biſchöfe hin: aus den Abendländern waren bloß zween Aelteſte im Nahmen des Römiſchen Biſchofs, und Oſius gegenwärtig; daher fehlte noch viel daran, daß es eine allgemeine (oder nach dem damaligen Ausdrucke, eine oekumeniſche) Kirchenverſammlung, im ſtrengſten Verſtande des Worts, das heißt, eine aus allen Biſchöfen des Reichs zuſammengeſetzte, geweſen wäre. Als die Biſchöfe ſich auf einem Saale des kaiſerlichen Palaſtes, dreyhundert und achtzehn an der Zahl, verſammlet hatten, erſchien der Kaiſer mit Purpur, Gold und Edelgeſteinen bekleidet, nebſt einigen ſeiner vertrauten

trauten christlichen Hofbedienten unter ihnen, blieb einen Augenblick bey einem niedrigen goldenen Stuhl stehen, der oben an gesetzt war, und setzte sich nicht eher nieder, als bis ihm die Bischöfe gewinkt hatten, worauf sie ihm darinne nachfolgten. Nun bezeigte er ihnen sein Vergnügen über ihre Zusammenkunft, die er längst gewünscht hätte; dankte Gott dafür, als für die größte der von ihm erhaltenen Wohlthaten: er hoffte, wie er sagte, daß von dieser Zeit an die Kirche beständig glücklich seyn würde, wenn erst die innerliche Uneinigkeit in derselben, die er vor gefährlicher als alle Kriege hielte, getilgt wäre: und dieses empfol er ihnen sehr nachdrücklich.

Ein für die Bischöfe so schmeichelhafter Anfang schien ihnen noch mehr zu versprechen, als zu der Absicht ihrer Versammlung gehörte. Würklich brachten jetzt viele ihre besondern Händel vor, machten einander Vorwürfe, verantworteten sich, und es erhob sich ein heftiger und verworrener Streit, über welchen man die Angelegenheiten der Kirche und Religion ganz vergaß. Einige Bischöfe hatten dem Kaiser schon am Tage vorher Klagschriften wider einander übergeben. Diese befohl er alle zu verbrennen, indem er hinzu setzte, Christus verlange, daß man seinem Bruder vergebe, wenn man selbst Vergebung seiner Sünden erwarte. Die mündlichen Zänkereyen stillte er ebenfals durch sein Ansehen, und ermahnte die Bischöfe zur Einigkeit. Hierauf hatten die Unterredungen über die Arianische Streitigkeit ihren Fortgang. Der Kaiser wohnte denselben öfters bey, und vergaß nicht, die Bischöfe beider Partheien, (denn Arius und seine Freunde unter den Bischöfen, waren auch zugegen,) unter den hitzigen Vorwürfen, die sie einander machten, zur Mäßigung und Einigkeit zu ermahnen. Er

half

half bald der einen Parthey, bald der andern, gewann einige durch Gründe, andere durch Bitten, oder Lobsprüche, und zuletzt wurden die allermeiſten Biſchöfe vereinigt. Freylich geſchah dieſes wider den Arius; und das war ohne Zweifel vorläufig durch die größere Anzahl beſchloſſen worden. Seine Lehre alſo wurde als irrig verworfen; es ward in einem feyerlichen Glaubensbekenntniſſe feſtgeſetzt, daß der Sohn Gottes gleiches Weſens mit dem Vater ſey: und es wurden noch ältere Zwiſtigkeiten der Chriſten damals entſchieden. Verſchiedene Biſchöfe weigerten ſich zwar, das Glaubensbekenntniß zu unterſchreiben; die meiſten aber thaten es, als der Kaiſer ihnen mit der Landesverweiſung drohte. Da die Kirchenverſammlung den Arius und ſeine Anhänger ihrer Würden entſetzt, und aus der Gemeinſchaft der Kirche geſtoßen hatte: ſo verfolgte ſie nunmehr auch Conſtantin. Er verwies ſie nach Illyrien, verordnete, daß alle Schriften des Arius verbrannt werden ſollten, damit ſeine Lehre und ſein Andenken gänzlich unterdrückt würden; wer aber eine von ſeinen Schriften heimlich zurück halten würde, ſollte ſogleich hingerichtet werden. Er ſetzte noch hinzu, Arius ſollte hierinne ein gleiches Schickſal mit dem Porphyrius, dieſem heydniſchen Weltweiſen und Feinde des Chriſtenthums, haben, deſſen Nahme ebenfals beſchimpft, und ſeine Schriften zernichtet worden wären; daher ſollten auch Arius und ſeine Anhänger künftig Porphyrianer heißen.

Hier vermißt man ſehr diejenige Mäßigung, die dem Kaiſer anfänglich bey dieſen Händeln Ehre gemacht hatte. Die hohe Meinung, welche er von der Kirchenverſammlung zu Nicäa hatte, die ſich ſelbſt die große und heilige nannte, und die er, wie bey bürgerlichen Streitigkeiten, vor ein Gericht anſah, von

welchem

lichem keine weitere Berufung Statt fände, verführte ihn zu so gewaltsamen Anstalten, indem er nun die Arianer als überwiesene Verbrecher, nicht bloß als Irrlehrer, betrachtete. Daher sagt er in einem Schreiben an die Gemeine zu Alexandrien, nachdem er sie ermahnt hat, die Irrthümer des Arius, dieses Dieners des Teufels, wie er ihn nennt, völlig fahren zu lassen: „Was dreyhundert Bischöfe vor recht gefunden haben, das ist eben so viel als Gottes Meinung „selbst: besonders da der heilige Geist, der in dem „Verstande so großer Männer wohnet, den Willen „Gottes durch sie offenbaret hat.“ Daß Constantin dieses seltsame Urtheil gefällt hat, ist an einem Manne weniger zu bewundern, der bey einer mittelmäßigen Kenntniß des Christenthums, umgeben von Bischöfen, die ihn dasselbe lehrten, leicht auf die günstige Vermuthung fallen konnte, daß, wenn dreyhundert derselben sich über einen Lehrsatz ihrer Religion vereinigten, derselbe eine göttliche Wahrheit seyn müsse. Die Bischöfe hingegen hätten ihn in dieser Denkungsart nicht bestärken sollen. Denn ob sie gleich überhaupt genommen, dadurch gewannen; so konnten doch einzele Bischöfe dabey öfters verlieren, wenn sie genöthigt wurden, ihre besondern Einsichten und Meinungen der Entscheidung von funfzig oder hundert ihrer Mitbrüder zu unterwerfen. Aber eben von diesem Anfange geht das ihnen sehr vortheilhafte Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlungen an, die in der Folge ihre Schlüsse immer als Aussprüche des heiligen Geistes verehrt wissen wollten, und, ob sie gleich zum Theil ihre Verdienste um den Glauben und die innere Verfassung der christlichen Kirche hatten, diese doch in eine Art von Knechtschaft versetzt, und in ihrem Verfahren oft die schlimmsten Fehler begangen haben. Constantin führte also die Schlüsse der Versammlung von

Nicäa

Nicäa im ganzen Römiſchen Reiche ein: dadurch wurde ſie erſt im ſtrengern Verſtande ein allgemeines Concilium. Er machte inſonderheit den morgenländiſchen Gemeinen durch ein Schreiben bekannt, daß die verſammleten Biſchöfe beſchloſſen hätten, die bisherige Verſchiedenheit unter den Chriſten bey der Feyer des Oſterfeſtes ſollte gänzlich aufgehoben, und in Anſehung der Zeitbeſtimmung deſſelben ſollte nicht mehr auf das Jüdiſche Paſſah ſo genau geſehen werden, als es jene Gemeinen zu thun pflegten. Bey dieſer Veranlaſſung ſpricht er von den Juden verächtlicher und gehäſſiger, als es ſcheint, daß ein Fürſt von einem Theil ſeiner Unterthanen vor dem andern in einer öffentlichen Urkunde ſprechen ſollte.

Aber die Verbrennung der Schriften des Arius, welche Conſtantin anbefohl, war eben ſo wenig ein rühmlicher Eifer. Man kann aus dem, was er von dem Werke des Porphyrius ſagt, ſchließen, daß die Chriſten mit demſelben auf gleiche Art umgegangen ſind; allein wenigſtens iſt dieſer Befehl der erſte dieſer Art, den man von einem chriſtlichen Fürſten wider die Bücher der Ketzer lieſt. Waren dieſe Schriften verführeriſch abgefaßt, und durch ſtarke Gründe befeſtigt: ſo war es weit dienlicher, ſie zu widerlegen als zu vertilgen. Denn die Anhänger des Arius, die ſie geleſen hatten, konnten immer Stellen daraus anführen, und vorgeben, man habe ſie darum aus dem Wege geräumt, weil man ſich vor ihnen gefürchtet hätte. Wenn ſie aber ſchwach und ſeicht waren: ſo hatte man noch weniger Urſache, ſie mit ſo vielem Geräuſche wegzuſchaffen. Nach dem Rechte einer freyen Unterſuchung der Wahrheit, deſſen Chriſten und Gelehrte überhaupt genießen, war es gleichfals unbillig, ihnen Schriften aus den Händen zu reißen, die ſie zur

Prü-

Prüfung herrschender Lehrsätze gebrauchen konnten. Dazu kommt noch dieses, daß, wenn die Schriften der Irrlehrer auf diese Art unterdrückt wurden, sie Gefahr liefen, ihre wahre Meinung von der Religion verstellt und verfälscht zu sehen; daß die Nachwelt besonders über dieselbe niemals zuverläßig genug urtheilen konnte, und daß mit dem verwerflichen Inhalte ihrer Schriften auch manche schätzbare Anmerkungen verloren gehen mußten, die darinne versteckt lagen, und, weil sie von ihnen herkamen, weniger geachtet wurden. Würklich hat auch dieses Beyspiel Constantins sehr viele Nachfolger gefunden, und alle die gedachten übeln Früchte, ja noch mehrere, in der Ketzergeschichte hervorgebracht. Seine angeführten Verordnungen wider den Arius und dessen Anhänger, vereinigen auch auf andern Seiten die Menschenliebe und Weisheit mit der Gerechtigkeit zu wenig. Er befiehlt diese Leute mit einem Schimpfnahmen zu belegen: davon konnte die Frucht schwerlich eine andere seyn, als neue Erbitterung derselben gegen die Rechtgläubigen; an Statt daß sie von diesen mit Sanftmuth zu ihrer Gemeine hätten gezogen werden sollen. Und die Todesstrafe, mit welcher er die Verbergung der Schriften des Arius bedroht, war desto mehr Grausamkeit, da es viele unter den Verehrern dieses Mannes geben konnte, die sich ein Gewissen daraus machten, seine Schriften den Flammen zu überlassen.

Ohngeachtet dieses alles leistete doch Constantin den christlichen Gemeinen durch die Kirchenversammlung von Nicäa auch einige wahre Dienste. Der Glaube der Christen von Jesu ward auf derselben glücklich genug vertheidigt, zwar an einen griechischen Ausdruck (Homousios, das heißt, gleiches Wesens,)

ſens,) gebunden, deſſen er nicht ſchlechterdings bedürftig war, und der die damaligen Streitigkeiten noch vergrößerte; den man aber doch vor den geſchickteſten hielt, um die Rechtgläubigen von den Arianern zu unterſcheiden. Verſchiedene Zwiſtigkeiten, welche die Chriſten lange Zeit beunruhigt hatten, wurden daſelbſt ebenfals beygelegt. Die von einigen Biſchöfen vorgeſchlagene Einführung des eheloſen Standes der Geiſtlichkeit, wurde auf dieſer Verſammlung verworfen: und die Folge davon war dieſe, daß die chriſtlichen Lehrer deſto länger von dieſem ihnen bis dahin unbekanntem Zwange befreyet blieben. Die Biſchöfe empfiengen nach dem Ende dieſer ihrer Arbeiten neue Gnadenbezeigungen von dem Kaiſer. Er feyerte noch im Jahr 325 zu Nicäa den Antritt des zwanzigſten Jahres ſeiner Regierung. Bey dieſer Gelegenheit gab er allen anweſenden Biſchöfen ein Gaſtmahl, von welchem Euſebius, Biſchof zu Cäſarea, der demſelben ebenfals beywohnte, eine zu ſonderbare Beſchreibung macht, als daß ſie hier vorbeygelaſſen werden könnte. „Indem der Kaiſer, ſchreibt er, in Geſellſchaft dieſer „nun mit einander ausgeſöhnten Diener Gottes ſpeiſ„te, brachte er Gott gleichſam durch ſie dieſes würdi„ge Opfer. Kein Biſchof fehlte bey dieſem kaiſerlichen „Gaſtmahle. Man kann in der That nicht Worte „genug finden, dieſe Sache zu beſchreiben. Die Tra„banten ſtanden mit bloßen Schwerdtern in einem „Kreiſe, und bewachten den Vorhof des kaiſerlichen „Palaſtes. Aber die Männer Gottes giengen mitten „durch ſie ohne alle Furcht bis in das Innerſte des Pa„laſtes hinein. Einige von ihnen ſpeiſten mit dem „Kaiſer ſelbſt; andere aber an beſondern Tiſchen. „Man konnte ſich daran recht ein Bild von dem Rei„che Chriſti vorſtellen, und es ſchien mehr ein Traum „als eine würkliche Sache zu ſeyn.“ Das Neue in

dieser Begebenheit muß die Einbildungskraft der Bischöfe, die noch an keine solche Auftritte bey Hofe gewohnt waren, sehr zerrüttet haben, weil sie zwey so sehr verschiedene Begriffe, eine herrliche Mahlzeit, und das Reich Christi, in Einen zusammen zu ziehen wußten. Wenn es ihnen aber an Worten fehlte, das Bewundernswürdige einer solcher Bewirthung auszudrücken: so begreift man desto leichter, warum sie den Kaiser wegen so vieler andern und größern Wohlthaten mit den unmäßigsten Lobsprüchen überhäuft haben. Er beschenkte sie auch nach diesem Gastmahle reichlich, und gab ihnen endlich die Erlaubniß, in ihre Länder zurück zu kehren, nachdem er sie nochmals zur Einigkeit ermahnt, und sich ihrem Gebete empfolen hatte.

In den Augen derer, welche leicht durch ein äusserliches Gepränge eingenommen werden, konnten wohl alle diese Handlungen Constantins lauter Merkmale seiner Gottseeligkeit seyn; aber als er gleich darauf im Jahr 326 seinen Sohn Crispus und seine Gemahlinn Fausta umbrachte, zeigte es sich, wie betrügerisch die Urtheile von der menschlichen Tugend, und am meisten von der Frömmigkeit solcher Personen sind, welche dieselbe auf die geschäftigste Art zur Schau tragen. Crispus war Constantins ältester Sohn von seiner ersten Gemahlinn Minervina, die einige angesehene Schriftsteller nur vor seine Beyschläferinn ausgeben. Dieser Prinz hatte eine große Hoffnung von sich erweckt, war schon durch kriegerische Thaten berühmt geworden, und führte die Würde eines Cäsar. Sein Ansehen und seine Bestimmung zur Nachfolge auf dem Throne, machten vermuthlich die Eifersucht der zweyten Gemahlinn des Kaisers, Fausta, rege, deren Söhne dereinst dem Crispus nachgesetzt

werden

werden ſollten. Sie klagte ihn daher bey dem Kaiſer an, daß er ſie zur Blutſchande gereizt habe. Andere Schriftſteller ſetzen noch hinzu, daß ſie ſelbſt verſucht habe, ihn zu dieſem Verbrechen zu verführen, und daß ſie ihn einer Empörung gegen ſeinen Vater beſchuldigt habe; alle aber kommen darinne überein, daß er unſchuldig geweſen ſey. Conſtantin ſtellte darüber keine genaue Unterſuchung an: in der Uebereilung ſeines Zorns ließ er ſeinen Sohn mit Gifte hinrichten. Bald darauf entdeckte er, daß ihn ſeine Gemahlinn hintergangen habe: und die Thränen und Klagen ſeiner Mutter Helena über den Tod des Criſpus, bewogen ihn gleichfals denſelben zu rächen. Dazu kam, daß Fauſta ſelbſt des Ehebruchs überwieſen wurde: er ließ ſie alſo in einer Badſtube, die übermäßig geheizt ward, erſticken. Eine Menge von ihren Freunden ließ er gleichfals hinrichten. Man erſtaunte über dieſe Grauſamkeiten, die der Kaiſer zu Rom ausübte, und einer ſeiner vornehmſten Staatsbedienten Ablavius ließ ſogar einen Zettel an den kaiſerlichen Palaſt mit zwey Verſen folgenden Inhalts heften: „Wer ſollte ſich wohl nach den güldenen Zeiten des Saturnus ſehnen? jetzt ſind ſie gar von Edelgeſteinen; aber es ſind Zeiten des Nero.“

Vergebens haben einige Schriftſteller die Ermordung des Criſpus und der Fauſta geleugnet: ſie beruht auf unwiderſprechlichen Zeugniſſen. Zwar gedenkt ihrer der vornehmſte Verfaſſer von Conſtantins Leben, Euſebius, nicht; allein da er ſelbſt geſteht, daß ſeine Abſicht nur geweſen ſey, die rühmlichſten Beweiſe von dem Eifer dieſes Kaiſers für die Religion zu ſammeln: ſo kann man ſie in ſeinem lobredneriſchen Werke gar nicht erwarten. Seine ſchmeichelnde Gefälligkeit gegen den Kaiſer und deſſen Söhne geht ſo

weit, daß er, nachdem er den Crispus in seinem Werke über die allgemeine Kirchengeschichte ungemein gelobt, und mit seinem Vater verglichen hatte, da er noch lebte, in der Lebensbeschreibung Constantins, die er nach dessen Hinrichtung schrieb, sich sogar hütet, die Begebenheiten zu nennen, an welchen derselbe einen Hauptantheil gehabt hatte. Diese That ist der schwärzeste Schandfleck in Constantins Leben: nichts mildert oder entschuldigt sie nur von irgend einer Seite. Ein späterer Schriftsteller erzählt, der Kaiser habe sein unmenschliches Betragen gegen seinen Sohn in der Folge mit allen Zeichen des Schmerzens bereuet; er habe insonderheit vierzig Tage in einer Art von Büßung zugebracht, und sich nicht einmal zum Schlaf niedergelegt: eine prächtige Bildsäule seines Sohns, die er aus Gold und Silber habe verfertigen, und mit einer Aufschrift versehen lassen, in welcher derselbe vor unschuldig erklärt wurde, sey noch ein Denkmal dieser Veränderung für die Nachwelt geworden. Wenn dieses auch alles wahr seyn sollte: so würde es dem Kaiser weniger rühmlich seyn, als seine unnatürliche Grausamkeit Christen und Heyden zu einer Zeit ärgern mußte, da jene alle heilsame Würkungen ihrer Religion bey ihm zu sehen glaubten; diese aber an ihm mehr als jemals einen heftigen Feind ihres Götterdienstes erblickten.

Denn eben damals fiengen seine Bemühungen das Heydenthum auszurotten, und die äußern Merkmale seiner christlichen Andacht häuffiger an auf einander zu folgen: so dauerten sie während seiner übrigen Regierung immer fort. Viele heydnische Tempel wurden auf seinen Befehl verschlossen; andere beraubte man aller ihrer Schönheiten, besonders der Bildsäulen der Götter. Diese waren zum Theil bewundernswürdige

Werke

Werke der Kunſt, wie der Pythiſche Apollo, die Muſen vom Helikon, und der berühmte Pan, den die Griechiſchen Städte nach geendigtem Perſiſchen Kriege hatten verfertigen laſſen. Mit ſolchen Bildſäulen und andern Denkmälern, wie mit den Delphiſchen Dreyfüßen, ſchmückte er nachmals die öffentlichen Gebäude und Plätze von Conſtantinopel aus. Von andern wurde das Gold und Silber abgeriſſen und eingeſchmolzen; die übrige ſchlechte Materie aber den Abgöttern gelaſſen. Viele Bildſäulen der Götter wurden zur öffentlichen Beſchimpfung mit Stricken gebunden zuſammengeſchleppt. Da die Heyden an den erſten Beyſpielen dieſer Art ſahen, daß ihre vermeinten Götter ſich nicht retten konnten, und vielmehr durch alle dieſe Mißhandlungen lächerlich wurden, widerſetzten ſie ſich deſto weniger dem Fortgange dieſer Anſtalten; wozu noch die Furcht vor dem Kaiſer kam. Bloß einige Hofbedienten des Kaiſers reiſten mit ſeinen Befehlen in die Provinzen, und vollſtreckten ſie, ohne von Soldaten unterſtützt zu werden. Die Prieſter mußten die Bilder der Götter aus den geheimſten Oertern der Tempel ans Licht bringen, die darauf jeder Verſpottung ausgeſetzt waren. Man fand oft im Innerſten derſelben Todtenknochen und andere Unreinigkeiten; keine Spur der würklichen Gegenwart eines Gottes in den Tempeln ſtellte ſich den betrogenen Heyden dar. Manche Tempel wurden gänzlich niedergeriſſen; bey andern wurden die Thüren ausgehoben und das Dach abgetragen, damit ſie nach und nach zu Grunde gehen möchten: und dieſes Schickſal hatten überhaupt mehrere, weil auf ihre Erhaltung gar nicht mehr geachtet wurde. Beſonders ließ Conſtantin um das Jahr 330 einige wegen des Wunderbaren, das darinne vorgehen ſollte, berühmte Tempel völlig zerſtören: wie den Tempel des Aeſculapius zu Aegae in Cili-

cien, und die Tempel der Venus zu Aphaca und Heliopolis in Phoenicien; welche letztere auch durch die schändlichsten Ausschweifungen, die darinne verübt wurden, berüchtigt waren. Es kann nicht gezweifelt werden, daß bey diesen Verwüstungen, welche in dem heydnischen Götzendienste angerichtet wurden, ohngeachtet der angeführten Sorgfalt Constantins, doch viele treffliche Denkmäler der Baukunst, Mahlerey und Bildhauerkunst vernichtet worden sind, die verdient hätten auf immer aufbewahrt zu werden. Der große Haufen, der für die Kunst keine Augen hatte, griff bald die Zeichen des Götzendienstes mit dem hitzigsten Eifer des Religionshasses an. Die Zerstörung der Tempel selbst, welche Constantin zu befehlen anfing, munterte dazu auf, und war vielleicht nicht das beständigste Mittel zur Unterdrückung des Heydenthums. Es hatte das Ansehen einer Verfolgung, über welche sich sonst die Christen zu beklagen Ursache gehabt hatten. Wenn man sich daran begnügt hätte, die Thorheit der heydnischen Religion, und sonderlich der Verehrung der Götzenbilder sinnlich zu zeigen: so hätten übrigens die Tempel zur Zierde der Städte, als Denkmäler des Alterthums, auch wohl zu einem gemeinnützigen Gebrauch angewandt, stehen bleiben können.

Unterdessen konnte es nicht fehlen, daß das Heydenthum so heftig bestürmt, einen ansehnlichen Verlust leiden mußte. Constantin schonte zwar stets der großen Städte des Reichs, wo diese Religion nicht so leicht getilgt werden konnte; aber in den übrigen Gegenden des Reichs nahm sie desto sichtbarer ab. Viele Heyden traten von derselben ab, weil ihnen nun selbst dasjenige verächtlich vorkam, was sie bisher vor heilig gehalten hatten. Andere, so fährt Sozomes

nus

nus fort, ſahen die Chriſten vor glücklich an, weil ſie der Gnade des Kaiſers genoſſen, und ahmten alſo ſeinem Beyſpiele ebenfals nach. Noch andere wurden, nachdem ſie die chriſtliche Religion genau unterſucht hatten, durch gewiſſe Wunder oder Träume, (dieſes gaben ſie wenigſtens vor,) oder durch Unterredungen mit den Biſchöfen und Mönchen bewogen, das Chriſtenthum anzunehmen. Viele Bekehrungen unter dem gemeinen Volke wurden durch Geld geſtiftet, oder doch befördert. Der Kaiſer ſchickte unter andern nach Heliopolis, wo er an Statt des Tempels eine chriſtliche Kirche erbauet hatte, Geld für die Armen, und zog auch auf dieſe Art, ſagt Euſebius, die Menſchen zur heilſamen Lehre, indem er ohngefähr mit dem Apoſtel ſagte: „Chriſtus mag gelegentlich, oder auf die „richtige Art verkündigt werden, ſo freue ich mich.“ Ganze Städte verließen auch freywillig das Heydenthum, zerſtörten ihre Tempel, und richteten chriſtliche Kirchen auf. So wurden die Einwohner des Hafens von Gaza, der Majuma hieß, plötzlich alle Chriſten: Conſtantin ertheilte darauf dieſem Orte das Stadtrecht, und nannte ihn Conſtantia. Aus gleicher Urſache erhielt auch eine Stadt in Phoenicien den Nahmen Conſtantina. Der Kaiſer räumte überdieß manche mit dem heydniſchen Aberglauben verbundene Anſtalten aus dem Wege. Der Nilmeſſer, welcher bey den Ueberſchwemmungen dieſes Fluſſes gebraucht, und in dem Tempel des Serapis zu Alexandrien aufbehalten wurde, weil die Aegyptier die Fruchtbarkeit ihres Landes von dieſer Gottheit erwarteten, mußte nun in einer chriſtlichen Kirche verwahrt werden. Conſtantin verbot auch die grauſamen Fechterſpiele der Römer, die nur ihre alte Religion billigen konnte; allein weder dieſe noch verſchiedene andere Luſtbarkeiten, feyerliche Aufzüge und Gebräuche des Heyden-

thums ließen sich durch sein Verbot völlig aufheben. Wegen aller dieser Bemühungen sagte er einst zu den Bischöfen, so wie sie Bischöfe im Innern der Kirche wären, so wäre er von Gott zum Bischof außerhalb derselben bestellt worden, um die Heyden in dieselbe zu führen.

Er hörte aber auch nie auf, für den äußerlichen Wohlstand der christlichen Kirche zu sorgen. Seine Freygebigkeit gegen dieselbe war ohne Grenzen: er schenkte ihr und ihren Lehrern liegende Gründe, Geld und eine sehr große Menge Getreyde. Von dem letztern war insonderheit ein beträchtlicher Theil zum Unterhalte der Armen, Witwen und Wayſen bestimmt. Er glaubte die christlichen Lehrer nicht zu viel ehren und erheben zu können. Wer seine Streitsache vor den weltlichen Richtern nicht führen wollte, dem erlaubte er dieselbe an das Gericht der Bischöfe zu bringen, und ihr Ausspruch galt mehr als der übrigen Richter ihrer, so viel als die Entscheidung des Kaisers selbst; die Statthalter und Unterobrigkeiten waren auch angewiesen, denselben zu vollziehen. Von diesem ersten Grunde ist die unermeßliche und fürchterliche Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit in den folgenden Jahrhunderten empor gestiegen: zwar, wie sie vorgab, nur in geistlichen Angelegenheiten; aber mit einem Mißbrauche, der diese Grenzen weit überschritt. Da die Obrigkeiten der Christen noch alle heydnisch waren, hatte freylich der Apostel Paulus mit Rechte verlangt, daß sie ihre Händel unter einander selbst beylegen, nicht dieselben bey diesen Gerichten zu ihrer Beschämung untersuchen lassen sollten. Er hatte sie aber doch nicht an die Lehrer allein verwiesen; sondern jeder weise Christ sollte dazu gewählt werden, seine streitenden Brüder aus einander zu setzen. Und wenn man das

Recht

Recht ausnimmt, welches den Biſchöfen längſt war zugeſtanden worden, vom Conſtantin aber anſehnlich erweitert wurde, auf Kirchenverſammlungen ein entſcheidendes Urtheil über die Religionsſtreitigkeiten zu fällen: ſo hat es völlig das Anſehen, daß er ſie keineswegs zu ordentlichen Richtern über jede Art von Zwiſtigkeiten geſetzt, ſondern nur erlaubt habe, daß ſich die Partheyen gemeinſchaftlich an ſie als Schiedsrichter wenden dürften. Ein gewiſſes Vertrauen zu den Biſchöfen, eine geſchwindere Abfertigung, und geringere Koſten, haben vermuthlich dieſes Mittel ſchon vorher beliebt gemacht, ehe es noch durch ein Geſetz beſtätigt wurde. Obgleich die Mönche und Nonnen zu Conſtantins Zeit noch nicht zum geiſtlichen Stande gerechnet wurden; ſo bezeigte er ihnen doch eine außerordentliche Ehrerbietung. Beynahe, ſagt Euſebius, betete er die höchſtheilige Geſellſchaft der Gott auf immer geweihten Jungfrauen an, indem er gewiß verſichert war, daß Gott in ihrem Herzen wohne. Wenn aber der Kaiſer dieſe neu erfundene Heiligkeit ſo unmäßig bewunderte: ſo muß ſie in der Meinung des Volks unbeſchreiblich groß geweſen ſeyn.

Seine Mutter Helena wetteiferte gleichſam mit ihm bis zum Aberglauben in allen ſolchen öffentlichen Beweiſen der Gottſeeligkeit. Conſtantin hatte ſie ſeit einiger Zeit zum Chriſtenthum bekehrt, und er verehrte ſie ungemein. Sie konnte ſich des kaiſerlichen Schatzes nach ihrem Gefallen bedienen: davon machte ſie einen rühmlichen Gebrauch, um ganzen Städten, und unzähligen Armen Wohlthaten zu erweiſen; ſie befreyte auch viele Gefangene oder zu den Bergwerken verurtheilte, und ließ manche Verwieſene in ihr Vaterland zurück berufen. Wie ihr Sohn, beſchenkte ſie die Kirchen reichlich, und richtete neue auf.

In ihrem hohen Alter reiste sie noch aus Trieben der Andacht ins gelobte Land. Diese Gewohnheit, Wallfahrten in diejenigen Gegenden anzustellen, wo Jesus gelebt hatte, gestorben und begraben worden war, kam eben um diese Zeit unter den Christen auf. Es war eine merkliche Ausartung ihrer Frömmigkeit, da sie diese dieselbe Unterhalt an sogenannten heiligen Oertern suchten, an Statt daß nach den Grundsätzen des Christenthums, der wahre Dienst Gottes an keine besondern Gegenden gebunden seyn sollte. Helena verrichtete also ihr Gebet zu Bethlehem, und in der Nähe, wo sie Spuren der Geschichte Jesu vor den Augen hatte. Dadurch wurde ihre Einbildungskraft so sehr erhitzt, daß sie das Kreuz selbst, an welches Jesus war geheftet worden, zu verehren wünschte. Man bekam, nachdem seit dreyhundert Jahren niemand daran gedacht hatte, gleichwohl Nachricht, wo es vergraben seyn müßte. Ob diese Nachricht von Menschen, oder durch göttliche Zeichen gekommen sey, darüber sind die Schriftsteller der spätern Zeiten uneinig: denn Eusebius, der Zeitgenosse der Kaiserinn, der ihre Reise ins gelobte Land beschreibt, weiß nichts von dieser in jeder Betrachtung unglaublichen Geschichte. Kurz das Kreuz Jesu wurde ausgegraben, und zeigte sogleich seine Kräfte durch die Heilung einer tödtlich kranken Frau. Nun bewahrte man dieses Holz heilig auf: der größere Theil blieb zu Jerusalem; ein Stück aber von demselben brachte die Kaiserinn ihrem Sohne, und zugleich einige von den Nägeln, mit welchen der Körper Jesu an dasselbe sollte befestigt worden seyn; mit welchen letztern Constantin seinen Helm und den Zaum seines Pferdes beschlagen ließ, vermuthlich um sich gegen alle Gefahr in Schlachten zu beschützen. Solche Gesinnungen und Handlungen hießen damals Andacht: die ältern Christen würden

sie

ſie Tändeleyen und Spielwerke genannt haben, welche nur dazu dienen, die Menſchen von der erhabnen geiſtigen Abſicht der Religion weit abzuführen, und innerhalb ihrer eignen Erfindungen einzuſchließen; wie es auch gar bald erfolgt iſt. Helena bauete an dem Orte der Geburt und der Himmelfahrt Jeſu zwo Kirchen, und Conſtantin ſchmückte dieſelben mit den prächtigſten Geſchenken aus. Sie wartete den Nonnen zu Jeruſalem, welche ſie zu einem Gaſtmahle eingeladen hatte, bey Tiſche auf. Man ſieht, daß Mutter und Sohn auf eine ähnliche Art den Ruhm der Frömmigkeit erlangt haben: ſie iſt ſogar nach ihrem Tode, welcher nicht lange nach dem Jahr 326 zu ſetzen iſt, mit dem Nahmen einer Heiligen belegt worden.

Um dieſe Zeit ſchränkte Conſtantin den ausſchweifenden Wucher durch eine Verordnung ein, indem er die Zinſen vom geliehenen Gelde auf zwölf von hundert herabſetzte. Er hob auch die Mißbräuche auf, welche die Habſucht bey der Verſchreibung liegender Gründe zur Sicherheit der Schuld, eingeführt hatte: ſelbſt alsdann, wenn die beſtimmte Friſt ſchon verfloſſen wäre, ſollte man berechtigt ſeyn, bey Bezahlung der Schuld ſein Pfand zurück zu fordern. Aber noch merkwürdiger iſt ſein Geſetz vom Jahr 325, eines von denen, die ihm am meiſten Ehre machen. Er erlaubte darinne allen ſeinen Unterthanen, wenn ſie glauben ſollten, gegen irgend einen ſeiner Staats- und Hofbedienten, Räthe und Richter offenbar beweiſen zu können, daß er bey einer gewiſſen Gelegenheit nicht rechtſchaffen und gerecht gehandelt habe, unerſchrocken und ſicher zu ihm zu kommen, und ſich gerade an ihn zu wenden: er wolle ſelbſt alles anhören und unterſuchen, und wenn die Mißhandlung bewieſen würde, ſich ſelbſt

an

an demjenigen rächen, der ihn bis dahin durch eine verſtellte Redlichkeit betrogen habe; derjenige aber, der dieſes angegeben und erwieſen hätte, ſollte mit Würden und Geſchenken belohnt werden. Zugleich verſicherte er mit einem Eide, daß er dieſes Verſprechen erfüllen werde. Man müßte freylich mit der Geſchichte der Fürſten wenig bekannt ſeyn, wenn man aus ſolchen feyerlichen Erklärungen allein ſchließen wollte, daß ſie die ſtrengſte Liebe zur Gerechtigkeit ſogar gegen ihre Großen und Vertrauten ausgeübt haben. Aber obgleich die vortrefflichen Geſinnungen, die in vielen ihrer Verordnungen herrſchen, oft nur zu gewiſſen Abſichten angenommen und vor der Welt ausgebreitet werden; ſo gereichen ſie ihnen doch überhaupt zum Ruhme, wenn ihre übrige Denkungsart die Hoffnung nicht ganz niederſchlägt, daß ſie wohl zuweilen nach jenen Geſinnungen handeln möchten.

Man kann hier vom Conſtantin noch mehr als allgemeine Vermuthungen beybringen. Die meiſten Schriftſteller tadeln ſeine zu große Nachſicht gegen Perſonen, auf welche er ſein Vertrauen geworfen hatte, und darunter viele deſſelben ſo wenig, als der Bedienungen, die er ihnen ertheilt hatte, würdig waren. Sie mißbrauchten dieſe Gelindigkeit zu allerley Ausſchweifungen, die ſie in ſeinem Nahmen begiengen; beſonders aber zur Befriedigung ihrer unerſättlichen Geldbegierde. Conſtantin wußte dieſes; allein an Statt ſie zu beſtrafen, gab er ihnen bloß ſcharfe Verweiſe, und erinnerte ſie, vornemlich auch in den Reden, die er öfters in ſeinem Palaſte hielt, daß ſie dereinſt Gott dafür Rechenſchaft geben würden, wie ſie die Verwaltung des Staats geführt hätten. Einen von ſeinen Vertrauten nahm er einſt bey der Hand, und fragte ihn, wie weit er denn ſeine Gierigkeit noch aus-

ausstrecken würde? Darauf zeichnete er ihm mit einem Wurfspieße, den er bey der Hand hatte, die Größe eines menschlichen Körpers auf der Erde vor, und setzte hinzu: „Wenn du gleich alle Reichthümer des Lebens, und sogar die ganze Welt dir erworben hätteſt, so wirſt du doch nicht mehr als dieſes abgezeichnete Stück Erde mit nehmen, wo dir anders noch dieſes überlaſſen wird.“ Euſebius gesteht, daß der Kaiſer durch alle dieſe Ermahnungen keinen ſeiner Großen gebeſſert habe: es würde auch ſehr unerwartet geweſen ſeyn, wenn er dieſe Abſicht erreicht hätte, da er es vergaß, daß er mehr thun könne, und mehr zu thun ſchuldig ſey, als bloß zu ermahnen, und ihnen alſo nicht furchtbar wurde. Dieſe zu weichen Maaßregeln giengen noch weiter: kein Verbrecher wurde am Leben geſtraft; die Statthalter der Provinzen hemmten den Lauf der Miſſethaten nicht, und die Regierung ward zuletzt von dieſer Seite verächtlich. Zwar nennt man die übertriebene Gelindigkeit eines Fürſten, und ſein zu gefälliges Betragen gegen die Staatsbedienten, oft nur eine gutherzige Schwachheit; ſie wird aber meiſtentheils eine der ſchädlichſten und ſchimpflichſten. Beym Conſtantin zeigte ſie deſto mehr Mangel an Stärke des Geiſtes an, da eben dieſer Kaiſer, der, wenn ihn die Stimme der Gerechtigkeit aufforderte, eine unzeitige Nachſicht ausübte, in der Hitze der Leidenſchaften oft bis zur Unmenſchlichkeit grauſam war. Vielleicht fühlte er dieſe ſeine Schwachheit, indem er die oben gedachte Verordnung herausgab; es ſcheint aber nicht, daß ſie große Früchte getragen habe, wenn der Kaiſer auch würklich durch dieſelbe geſucht haben ſollte, ſich ſelbſt zu überwinden. Einige Zeit nach derſelben ließ er eine andere ähnliche ergehen, durch welche die Frechheit mancher Unterobrigkeiten und ihrer Bedienten im Zaum gehalten werden ſollte. Er

drohte

drohte darinne den letztern die Todesstrafe, wenn sie in ihren Geldererpressungen fortfahren würden, und befahl, daß nicht nur der Zugang zu den Richtern, sondern auch, wenn man bey ihnen keine Genugthuung finden könnte, zu den Statthaltern und zu den Oberhaupt der Leibwache jedermann freystehen sollte, damit er nicht, von diesen unterrichtet, im Stande sey, die Gerechtigkeit zu verwalten. So verordnete er auch zu einer andern Zeit, daß, wenn eine gerichtliche Rechtssache durch Schuld des Richters zu lange aufgehalten würde, die Parthey, welche darunter gelitten hätte, von dem Vermögen des Richters schadloß gehalten werden sollte. Man erzählt nicht, wie diese und andere Gesetze beobachtet worden sind: und doch sollte man uns in dem Leben eines Fürsten nicht bloß die weisen Gesetze melden, die er gegeben hat; sondern hauptsächlich auch, wie viel er zur strengen und beständigen Erfüllung derselben beygetragen habe: denn dadurch wird erst der Ruhm des Gesetzgebers vollkommen. Eines von den Mitteln, (dieses verdient noch hinzu gesetzt zu werden,) durch welches man das Vertrauen Constantins besonders gewann, war der Schein des Eifers für die christliche Religion, und für ihn selbst: viele haben ihn daher durch eine verstellte Gottseeligkeit hintergangen. Daß er aber auch zuweilen unwürdigen Günstlingen seine Gewogenheit wieder entzogen habe, sieht man aus einer dreisten Stelle des Geschichtschreibers Lampridius, (oder vielmehr richtiger Spartianus) in seinem Leben des Kaisers Alexander Severus. Dieser lobt den eben genannten Fürsten, daß er jene schändliche Art von Vertrauten, die Verschnittenen, die sich von den Asiatischen Höfen, auch an den kaiserlich römischen eingeschlichen, und großes Unheil in der Regierung gestiftet hatten, weder zu Rathgebern, noch zu Hofbedienten gebraucht habe.

Darauf

Darauf wendet er ſich an den Conſtantinus, und ſagt: „Ich weiß wohl, wie gefährlich es ſey, hiervon an einen Kaiſer zu ſchreiben, der ſich dieſer Leute bedient hat. Allein der Staat hat dadurch nichts gelitten, indem Du, ſobald Du bemerkteſt, wie ſchädlich ſie wären, und wie ſehr ſie die Fürſten hintergiengen, ihnen bloß häusliche Bedienungen übergeben haſt.“

Unterdeſſen hatte Conſtantin bald nach dem Jahr 325, vielleicht um das Jahr 328, das größte ſeiner Werke, die Erbauung einer der ſchönſten Städte, die noch ſeinen Nahmen führt, angefangen, um dahin den Siz ſeiner Regierung zu verlegen. Rom war in jeder Betrachtung ein ſo würdiger Aufenthalt für die Kaiſer, daß man die Begierde nicht zurück halten kann, die Urſachen dieſes Entſchluſſes zu erfahren. Wenn man dem Zoſimus glauben will: ſo ſind ſie bloß in dem faſt allgemeinen Haſſe der Römer gegen ihn, und in den Verwünſchungen zu ſuchen, mit welchen ſie ihn wegen ſeiner Anſtalten wider das Heydenthum, deſſen Gebräuche er auch bey feyerlichen Gelegenheiten zu Rom verſpottete, überhäufften: dieſen übeln Geſinnungen auszuweichen, ſuchte er ſich einen andern Wohnplatz aus. Es iſt in der That ſehr glaublich, daß die Römer, welche noch größtentheils der Abgötterey zugethan blieben, einen ſtarken Widerwillen gegen den Kaiſer gefaßt, und nach ihrer gewohnten Freyheit denſelben öffentlich geäußert haben mögen. Er ſelbſt verweilte ſeit ſo vielen Jahren, da er Herr von dieſer Hauptſtadt geworden war, ſehr ſelten und nur auf eine kurze Zeit, in derſelben. Nicht nur die eben gedachte Abneigung der Einwohner gegen ihn; ſondern auch vielleicht der Verdruß, den ihm ihre hartnäckige Standhaftigkeit bey dem heydniſchen Aberglauben verurſachte, können etwas dazu beygetragen haben. Allein

lein daraus scheint noch nicht zu folgen, daß dieses die einzige oder die vornehmste Ursache gewesen sey, warum er sich gänzlich von Rom entfernt habe, das ihm durch so viele andere Vorzüge gefallen konnte.

Eine andere Ursache hat allem Ansehen nach bey dieser Entschließung Constantins eben so viel, wo nicht mehr gethan: die Beschützung des Reichs in den morgenländischen Gegenden. In den Abendländern hatte dasselbe Feinde genug vor sich; aber bisher keine der fürchterlichsten; sie waren auch immer glücklich zurückgeschlagen worden, und der Rhein, die Donau, die Alpen selbst, gaben mit so vielen Besatzungen und Lägern an den Grenzen, eine hinlängliche Vormauer des Reichs ab. Die morgenländischen Provinzen des Reichs hingegen waren seit langer Zeit, oft zu ihrer äußersten Verwüstung, den Anfällen der Perser ausgesetzt; dieses tapfere Volk fieng sogar an, durch seine Kriegszucht eine gewisse Ueberlegenheit über die Römer zu behaupten. Auch die Gothen und andere Völker, die man barbarisch nannte, erforderten wegen ihrer Streifereyen in diesen Gegenden die wachsamste Aufsicht. Bey dieser Gefahr war es nöthig, oder doch sehr nützlich, daß sich die Kaiser in der Nähe dieser Länder aufhielten, und Constantin hatte hierinne schon gewissermaaßen ein Beyspiel am Diocletian vor sich, der sich in dieser Absicht nach Nicomedien gewandt hatte.

Daß auch der Ehrgeiz und die Begierde, in kurzer Zeit eine Stadt seines Nahmens aufzuführen, die Rom an Größe und Pracht an die Seite gesetzt werden könnte, auf das Vorhaben des Kaisers einen starken Einfluß gehabt habe, ist eine Versicherung des Eutropius; auf die man aber von selbst fallen könnte.

te. Ein neuerer Schriftsteller nennt dieses zwar einen Gedanken, welcher der wahren Größe der Seele, die das Christenthum einflößt, nicht würdig sey: er ist daher auch eben nicht geneigt, diesen Bewegungsgrund zu glauben. Doch zu geschweigen, daß Constantin mit dem Bekenntnisse des Christenthums nicht auch alle erhabene Tugenden desselben vereinigt, und daß er einen sehr ausgebreiteten Ruhm gewiß mit allem Eifer gesucht hat; so sieht man auch nicht, warum ein Fürst, ohne die Hoheit der christlichen Denkungsart zu verleugnen, nicht als Fürst betrachtet, einen Theil seiner Ehre darinne setzen dürfte, ein Denkmal aufgerichtet zu haben, welches zur öffentlichen Zierde und Bequemlichkeit, selbst zur Sicherheit des Reichs etwas beytragen kann. Constantin hat vermuthlich noch andere Gründe gehabt, seinen Sitz außerhalb Rom zu wählen: vielleicht die Eifersucht gegen das noch übrige Ansehen des Römischen Senats; oder den Trieb zu einer angenehmen und großen Beschäftigung während der Ruhe, die seine Regierung genoß; allein die Geschichte gedenkt nichts von diesem allem. Eben so unerweislich dürfte die Muthmaaßung seyn, daß der Kaiser die heiße und trockene Gegend um Rom nicht habe vertragen können, und sich daher unter einen gemäßigtern Himmelsstrich gewandt habe.

Zuerst wollte er seine neue Hauptstadt an der Seeküste von Asien, zwischen Troas und dem alten Ilium erbauen: vielleicht um ein neues Rom in derjenigen Gegend aufzurichten, aus welcher ehemals, nach der gemeinen Sage, die Stifter des Römischen Volks nach Italien gekommen waren. Er hatte aber kaum die Mauern und Thore zu Stande gebracht, als er diese Unternehmung liegen ließ: nicht sowohl, weil ihn eine göttliche Offenbarung und Wunderzeichen, wie

verschiedene alte Schriftsteller erzählen, und er selbst bemerkt zu haben glaubte, an einen andern Ort leiteten; als vielmehr, welches ungleich natürlicher und erweislicher ist, weil dieser Ort die vortheilhafteste, veste und beste Lage hatte, die Constantin in seinem ganzen Gebiete finden konnte. Byzantium fiel ihm in die Augen, eine alte und berühmte Stadt an der Meerenge, welche Europa und Asien von einander scheidet, und auf einem Vorgebürge an dem Ausfluß des jetzt so genannten schwarzen Meeres in das Meer von Marmora, (nach den Benennungen der Alten aber am Bosporus Thracius, durch welchen sich der Pontus Euxinus in den Propontis ergießt.) Indem sie an beyden Meeren, mitten zwischen Europa und Asien, auf einem sehr fruchtbaren Boden, mit den vortrefflichsten Bequemlichkeiten der Schiffahrt und Handlung versehen, sehr anmuthig gelegen, überaus bevölkert, reich und fest war, hatte sie gleichsam alle Ansprüche beysammen, um wenigstens neben Rom eine Hauptstadt der den Römern unterworfenen Welt abzugeben. Dazu bestimmte sie auch Constantin, der sie ehemals während seiner Kriege noch nicht so aufmerksam betrachtet hatte.

Er erweiterte also diese Stadt so ansehnlich, daß die neue Mauer, welche er aufführte, von einem Meere zum andern gieng. Philostorgius erzählt, der Umfang, welchen er zu dieser Mauer selbst abgezeichnet habe, sey so außerordentlich groß gewesen, daß einer von seiner Begleitung ihn gefragt habe, wie weit er noch immer fortgehen wolle? Darauf habe der Kaiser geantwortet: So weit bis derjenige, welcher vor mir hergeht, stille stehen wird; und daraus habe man geschlossen, daß er hierbey alles auf göttlichen Anrieb gethan habe. Wenn die Nachricht wahr ist, so bestätigt

ſtätigt ſie die zur Beurtheilung vieler Begebenheiten, beſonders ſolcher, die voll vom Wunderbaren ſind, nützliche Anmerkung, daß, wo ausnehmendes und langes Glück die Unternehmungen eines Mannes befördert hat, ſeine Zeitgenoſſen leicht, und oft auf ſeine eigene Veranlaſſung, die Meinung angenommen haben, er ſtehe unter einer unmittelbaren und ſtets merklichen Anleitung des Himmels. Genug, Conſtantin vergröſſerte und verſchönerte Byzantium mit ſo vielem Eifer, daß es in kurzem mit Rom verglichen werden konnte. Ein kaiſerlicher Palaſt, der nicht viel geringer als der Römiſche war, ein Capitolium, öffentliche Gebäude zu Schauſpielen, und Bequemlichkeiten aller Art, und was die Stadt nur ausſchmücken konnte, wurde reichlich daſelbſt angebracht. Um ſie Rom deſto ähnlicher zu machen, ward ſie ebenfals in vierzehn Bezirke abgetheilt, und es wurden ſieben Hügel in ihren Umfang gezogen. Aus vielen andern Städten, und aus Rom ſelbſt, wurden die trefflichſten Bildſäulen, und andere Werke der Kunſt, zum Theil auch aus den heydniſchen Tempeln genommen, um daſelbſt aufgeſtellt zu werden. Conſtantin aber eilte ſo ſehr mit der Ausbauung der Stadt, daß dadurch die Dauerhaftigkeit mancher Gebäude litte: wie er denn auch bey einer andern Gelegenheit an ſeine Statthalter den Befehl ergehen ließ, ſie ſollten ihm nicht melden, daß ſie öffentliche Gebäude angefangen; ſondern daß ſie dieſelben vollendet hätten. Es fehlte ihm endlich ſogar an Baumeiſtern; eines von den Kennzeichen, daß die Künſte damals ſchon in Verfall gerathen waren: daher munterte er die jungen Africaner auf, ſich der Baukunſt zu ergeben. Er ließ dieſe neue Stadt ſchon im Jahr 330 einweihen; obgleich erſt einige Jahre ſpäter alles, was zu derſelben gehörte, zu Stande kam. Nach ſeinem Befehl ſollte ſie Neu Rom heißen; allein ſie hat gleich-

wohl von ihrem Stifter bis auf unſere Zeiten den Nahmen Conſtantinopel behalten, den er ihr ſelbſt zuweilen beylegte.

Seine nächſte Sorge war, ihr Einwohner genug zu verſchaffen. Er ſchickte in dieſer Abſicht verſchiedenen vornehmen Geſchlechtern aus Rom und aus den Provinzen große Gebäude daſelbſt, in denen ſie ſich niederließen. Geringere lockte er durch ähnliche Schenkungen an Geld und Ländereyen herbey. Er verordnete ſogar, durch einen ungerechten Zwang, kein Beſitzer von Landgütern in den benachbarten Landſchaften ſollte berechtigt ſeyn, dieſelben ſeinen Erben zu hinterlaſſen, oder ſonſt eine Verfügung darüber zu treffen, wenn er nicht ein Haus zu Conſtantinopel hätte. Dem Volke in dieſer Hauptſtadt ließ er an gewiſſen Tagen Brodt, Fleiſch, und andere Lebensmittel austheilen, damit es leichter leben, und deſto mehr bauen könnte. Er beförderte die Handlung und Zufuhr in dieſe Stadt durch allerhand Freyheiten. Selbſt über den Todt hinaus gab er ihren Einwohnern, beſonders den Armen, Erleichterung, indem er eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft von Leuten errichtete, welche die Leichen ohne Entgeld zur Erde beſtatteten.

Dazu kamen noch viele Vorzüge und Rechte, die er Conſtantinopel ertheilte. Er machte es zur Hauptſtadt von dem morgenländiſchen Theile des Reichs und einigen europäiſchen Provinzen, auch zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte; ſetzte einen Senat und andere groſſe Würden, wie zu Rom, dahin, und gab der Stadt das italiäniſche Recht, welches mit beſondern Freyheiten verknüft war. Noch bey ſeinem Leben ward ſie ſo blühend als er es nur wünſchen konnte: und hundert Jahre nach ſeinem Tode übertraf ſie Rom an Reichthum

thum und Menge der Einwohner. Dieſe letztere fiel ihr endlich ſelbſt zur Laſt; indem ſie den unermeßlichen Platz, den ſie brauchte, bis in das Meer hinein ſuchen mußte; zugleich wurden die Provinzen an Lebensmitteln für dieſelbe erſchöpft, da ehemals Byzantium vielmehr die umliegenden Gegenden damit verſorgt hatte. Vielleicht überſchritt Conſtantins Liebe zu ſeinem Werke bereits die Grenzen der Staatsklugheit: denn Conſtantinopel hatte neben den Schönheiten der größten und berühmteſten Städte aller Zeiten, auch die nachtheiligen Eigenſchaften für den Staat an ſich, welche dieſe meiſtentheils in Anſehung der Bevölkerung, der Geſundheit, des leichtern Unterhalts und der Sitten geäußert haben.

Aber der wichtigſte Vorzug, den Conſtantin ſeiner neuen Hauptſtadt zu geben gedachte, war dieſer, daß ſie zugleich ein Sitz des Chriſtenthums ſeyn ſollte. Er hob die Uebung der heydniſchen Religion daſelbſt gänzlich auf, und verwandelte die vorhandenen Tempel in chriſtliche Kirchen, bauete von dieſen letztern mehrere neue und prächtige auf, und weihte die Stadt dem Gott der Märtyrer. Man ſah daher auch daſelbſt an öffentlichen Plätzen die Bildſäulen des Conſtantin und der Helena mit dem Kreuze in der Hand; ſo wie er daßelbe überdieß in dem ſchönſten Gemach ſeines Palaſtes in Gold und Edelgeſteinen an der Decke abbilden ließ. Ueber einer porphyrnen Säule richtete er öffentlich ſeine Bildſäule mit einer Inſchrift auf, durch welche er die Stadt dem Erlöſer der Welt empfol: und in dieſe Bildſäule ſoll er ein Stück von dem Kreuze, welches ſeine Mutter zu Jeruſalem gefunden haben wollte, gelegt haben; eine Meinung, welche zu vielen abergläubiſchen Gebräuchen des Volks bey dieſer Bildſäule Gelegenheit gab. Wenn alſo Zoſimus verſi-

chert, Constantin habe zween Tempel gebauet, und in den einen derselben die Bildsäule der Göttin Cybele, in den andern das Bild der Glücksgöttinn gesetzt: so widerspricht zwar dieses nicht bloß den Nachrichten der christlichen Geschichtschreiber, sondern auch seinen eigenen von der Verachtung, welche der Kaiser gegen den Götzendienst seit langer Zeit bezeigte. Allein da Constantin, wie oben gemeldet worden ist, die Denkmäler der heydnischen Religion zur Zierde der Stadt in vielen Gegenden vertheilte: so scheint auch dieser Umstand seine Erläuterung daraus zu erhalten.

Alle neuere Schriftsteller beschuldigten sonst den Kaiser, daß er durch die Verlegung des kaiserlichen Sitzes nach Constantinopel, den Untergang des abendländischen Reichs verursacht habe, das hauptsächlich deswegen, ohngefehr hundert und funfzig Jahre nach seinem Tode, ein Raub der Barbaren geworden sey, weil seine Nachfolger so weit von Rom und von den Abendländern überhaupt entfernt gewesen wären, daß dieselben ohne Leben, Kraft und Unterstützung hätten bleiben müssen. Aber dieses alte Vorurtheil ist nunmehr größtentheils gefallen. Man hat erkannt, daß nicht die Entlegenheit Constantinopels von Rom; sondern die Ungeschicklichkeit der Kaiser in beyden Reichen, der Verfall der Kriegszucht, die Treulosigkeit der Staatsbedienten und Feldherren, und andere Ursachen das Unglück des abendländischen Reichs geworden sind. Mit desto mehr Wahrscheinlichkeit kann man behaupten, daß die morgenländischen Provinzen des Römischen Reichs um viele hundert Jahre früher in die Gewalt der Feinde desselben gerathen seyn würden, wenn nicht die griechischen Kaiser zu Constantinopel selbst durch die Lage dieser Stadt in den Stand gesetzt worden wären, von Zeit zu Zeit sich zu ermannen,

und

und einen nachdrücklichern Widerſtand zu leiſten. Eben dieſe Hauptſtadt hat noch eine andere wichtige Folge nach ſich gezogen, die ſchwerlich in Conſtantins Entwurf gehörte. Sie ſetzte dem Biſchof von Rom, dem anſehnlichſten und ehrgeizigſten, den es unter den Chriſten gab, einen andern entgegen, der auf gleiche Hoheit und Ehre Anſpruch machte, und, von den griechiſchen Kaiſern unterſtützt, die Herrſchbegierde des erſtern einigermaaßen einſchränkte. Aber die Eiferſucht und die Streitigkeiten dieſer beyden Biſchöfe mit einander, ſind endlich auch, durch die Erbitterung, welche ſie zwiſchen den abendländiſchen und morgenländiſchen Chriſten hervorbrachten, ein Beförderungsmittel von dem Umſturze des griechiſchen Kaiſerthums geworden.

In der Staatsverfaſſung des Reichs nahm Conſtantin eine noch wichtigere Veränderung vor, als die Erbauung von Conſtantinopel war. Bisher war die vornehmſte bürgerliche und kriegeriſche Verwaltung deſſelben, nach dem Kaiſer, zwiſchen zwo, zuweilen auch drey Perſonen getheilt, welche von ihrem erſten Urſprunge Befehlshaber der Leibwache (praefecti praetorio) hießen; im Grunde aber die beyden oberſten Staatsbedienten und Feldherren des Reichs vorſtellten. Ihre Gewalt war ſehr groß geweſen; oft zu gefährlich für die kaiſerliche ſelbſt. Daher beſtellte Conſtantin ſtatt zween, vier Staatsbediente dieſes Nahmens, die von Italien, Gallien, Illyricum und den Morgenländern den Zunahmen bekamen. Es wurde nemlich einem jeden unter ihnen eine Anzahl von Bezirken, (dioeceſes) deren zuſammen vierzehn waren, angewieſen; dieſe hatten wieder ihre beſondern Statthalter, (vicarii) und wurden in hundert und zwanzig Provinzen abgetheilt, welche von gewiſſen Vorſtehern (praeſides,

ſides, proconſules) regiert wurden. So hatte der Präfectus Prätorio der Morgenländer fünf Bezirke unter ſich, zu welchen neun und vierzig Provinzen gehörten, nemlich was jetzt Romanien und ein Theil der Bulgarey heißt, alle Römiſche Beſitzungen in Aſien, und Aegypten, nebſt Cypern, und einigen andern Inſeln. Zugleich nahm Conſtantin dieſen vier Oberſtatthaltern alle Aufſicht über die Soldaten, die er beſondern Befehlshabern (magiſtri militum) übergab, von welchen einer über die Reiterey, der andere über das Fußvolk geſetzt wurde. Noch über die Oberſtatthalter erhob Conſtantin die neue Würde der Patricier, die nach ihm den zweyten Rang im Reiche, als ſeine vertrauteſten Räthe, bekamen. Ueberhaupt brachte er manche ſolche Ehrennahmen auf, damit er deſto mehrern einen anſehnlichen Vorzug verſchaffen könnte. Die Herren in dem Gefolge der Kaiſer, die große Aemter bekleideten, und ihre beſtändigen Räthe waren, hießen ſchon lange ihre Gefährten oder Begleiter, (comites) welches Wort man nachmals in einer nicht wenig veränderten Bedeutung durch Grafen überſetzt hat. Unter dem Conſtantin aber kam dieſe Würde zu einem weit ausnehmendern Glanze, und diejenigen, welche ſie führten, wurden in drey Claſſen abgetheilt. Andere Ehrentitel (nobiliſſimus, perfectiſſimus) gab er theils ſeinen nächſten Anverwandten, theils vielen, die ſeine Gewogenheit erlangt hatten.

Mit den meiſten dieſer Anſtalten Conſtantins iſt Zoſimus, als mit unnöthigen Neuerungen, die den Staat in Verwirrung geſetzt hätten, übel zufrieden; aber er behauptet auch, daß die Trennung der bürgerlichen und kriegeriſchen Gewalt bey den Oberſtatthaltern, ſchlimme Folgen im Frieden und im Kriege gehabt

habt habe. So lange dieſe, ſagt er, durch ihre Unterbefehlshaber die Soldaten regiert, und im ganzen Reiche die Steuern hätten einnehmen laſſen, von welchen denſelben der Sold bezahlt wurde: ſo lange wären die Soldaten gehorſam geweſen, weil ſie von ihnen durch Entziehung des Soldes und des Proviants hätten beſtraft werden können. Nachdem aber dieſe Austheilung und die Aufſicht über die Kriegszucht von einander abgeſondert worden wären, hätten die Soldaten angefangen nach ihrem Gefallen zu leben: nicht zu gedenken, daß ein großer Theil der für die Soldaten beſtimmten Lebensmittel von den gewinnſüchtigen Aufſehern weggenommen worden ſey.

Es würde hart ſeyn, dieſen Tadel eines eben nicht ſehr ſpäten Geſchichtſchreibers, der auch Gründe von demſelben angiebt, ſchlechterdings ungerecht zu nennen. Aber gleichwohl muß man ſich verwundern, daß Zoſimus hierbey nur zu tadeln gewußt, und daß er es auf dieſe Art gethan hat. Der Verfall der Kriegszucht unter den Römiſchen Soldaten hatte weit früher angefangen; er iſt auch durch weit andere Urſachen befördert worden, als durch dieſe vom Conſtantin getroffene Veränderung. Wenn dieſelbe etwas dazu beygetragen haben ſollte; ſo bleibt es doch immer unwahrſcheinlich, daß die Soldaten, die nun ihre eigenthümliche Aufſeher hatten, nicht mit gleichem Nachdruck, wie vorher, durch Entziehung ihrer Bedürfniſſe hätten beſtraft werden können. Am wenigſten hätte ein unpartheyiſcher und pragmatiſcher Schriftſteller von der andern Seite die großen Urſachen der Staatsklugheit vergeſſen ſollen, denen Conſtantin allem Anſehen nach bey der oft gedachten Veränderung gefolgt iſt. Eines der weitläuftigſten Reiche der Welt durch vier Staatsbediente von gleicher Gewalt weit ſicherer für die Ruhe

desselben und für das kaiserliche Ansehen zu beherrschen, als es durch Mitgenossen der Regierung und mehrere Mitregenten geschehen konnte; über dieses aber eine fürchterliche Macht zu schwächen, in deren gemeinschaftlichem Besitz zween Große waren, die schon oft ihren vielbedeutenden Einfluß über die Kriegsheere zum Unglück der Kaiser gemißbraucht hatten, und die selbst in der bürgerlichen Staatsverwaltung mit einer nicht geringen Gewalt bekleidet waren: diese Absichten waren wohl würdig, von Constantin ausgeführt zu werden; wohlgleich das Mittel, welches er dazu gebrauchte, einigen Unbequemlichkeiten unterworfen war. Diese fallen wenigstens nicht so deutlich in die Augen, als das Nachtheilige der ehemaligen Einrichtung.

Noch schlimmer ist die Beschuldigung, welche Zosimus gegen ihn vorbringt, daß er den barbarischen Völkern einen freyen Eingang in das Römische Reich geöffnet habe. Diocletianus, sagt er, hätte für die Sicherheit desselben vollkommen gesorgt, indem er alle Soldaten in die Städte und Festungen an den Grenzen geworfen hätte; wodurch es den Barbaren unmöglich geworden sey, auf irgend einer Seite einzudringen. Constantin hingegen habe die meisten Soldaten aus den Besatzungen der Grenzplätze zurückgezogen, und in Städte verlegt, welche ihrer nicht bedurften; diese wären dadurch sehr beschwert, und verschiedene derselben ganz entvölkert worden; die Soldaten aber hätte er auf diese Art durch Schauspiele und Ueppigkeit, an welche sie sich gewöhnten, weichlich gemacht. Es ist wahr, daß Aurelius Victor beynahe das Gegentheil vom Constantin meldet, indem er ihn an vielen wohlgelegenen Orten Festungen und Schlösser anlegen läßt. Man setzt hinzu, daß auch bald nach

Con-

Constantins Zeiten ausdrücklich Soldaten zur Vertheidigung der Grenzen in der Geschichte vorkommen, und daß er also gewiß die Grenzen nicht völlig entblößt habe. Allein dieses letztere sagt auch Zosimus nicht, und die Nachricht des Victor könnte immer noch mit seiner vereinigt werden. Weit zweifelhafter wird dieses Vorgeben, wenn man die bekannte Staatsklugheit des Kaisers betrachtet, die eines solchen Fehlers bey der Beschützung des Reichs kaum fähig gewesen zu seyn scheinet. Unterdessen da kein anderer Schriftsteller dieser Zeiten eine bestimmte Erläuterung darüber giebt: so könnte Zosimus doch in so ferne Glauben verdienen, daß Constantin die Besatzungen in den Grenzfestungen merklich vermindert habe. Vielleicht geschah es, damit er durch diese Kriegsvölker seine vielen noch übrigen heydnischen Unterthanen, die ihm schwerlich alle günstig waren, desto besser im Zaum halten könnte. Von dem Geschichtschreiber hätte man erwartet, daß er die Absicht oder den Vorwand des Kaisers bey diesen Maaßregeln angezeigt haben würde. Was er noch von dem Schaden hinzufügt, der aus der Verlegung der Soldaten in das Innere des Reichs entstanden seyn soll, kann auch nicht hinlänglich widerlegt werden. Will man etwan muthmaaßen, daß die Ausartung der Soldaten eben sowohl durch die Schuld ihrer Befehlshaber erfolgt seyn könnte, als durch diese Anstalten Constantins; oder will man sich auf die Gesetze berufen, durch welche er die Kriegszucht aufrecht zu erhalten gesucht hat: so sind dieses nur Entschuldigungen von einiger Wahrscheinlichkeit, aber kein Beweis.

Zu diesem allem setzt eben derselbe Geschichtschreiber noch eine schimpfliche Abbildung von Constantins Härte gegen seine Unterthanen. Der Kaiser, sagt er,

er, verschwendete den Betrag der Steuern, die er mit großer Schärfe einforderte, durch eine übel angebrachte Freygebigkeit an unwürdige Personen. „Er legte auch, fährt Zosimus fort, allen Handelsleuten im ganzen Reiche, die schlechtesten nicht ausgenommen, eine Steuer an Gold und Silber auf: nicht einmal die armseeligen Weibspersonen, die ein Gewerbe mit Unzucht trieben, waren davon ausgeschlossen. Wenn also das vierte Jahr heran kam, da diese Steuer immer bezahlt werden mußte, sah man in allen Städten nichts als Weinen; und wenn es da war, sah man Geisseln und Martern, mit welchen diejenigen belegt wurden, welche wegen ihrer äußersten Armuth einen solchen Schaden nicht ertragen konnten. Selbst die Mütter verkauften ihre Kinder, und die Väter gaben ihre Töchter zur Unzucht hin: von dem Gewinne, den diese dadurch erwarben, mußten sie den Einnehmern des Chrysargyrum (so hieß diese Steuer,) das Geld bezahlen. Da er aber auch für begüterte Männer ein Ungemach dussinnen wollte, gab er einem jeden derselben die Würde eines Prätor, und unter dem Vorwande dieser Ehre forderte er eine große Summe Geldes von ihm. Man sah daher, wenn diejenigen, welche dazu bestellt waren, in die Städte kamen, daß jedermann flüchtete, und zu den Ausländern eilte, aus Furcht, er möchte diese Würde mit dem Verluste seines Vermögens erhalten. Er hatte ein Verzeichniß von den Gütern der Reichsten: diesen legte er eine Steuer auf, welche er Follis nannte. Durch dergleichen Geldsteuern zehrte er die Städte aus. Denn da die Einforderung derselben noch lange nach Constantins Zeiten fortdauerte, wurden nach und nach die Reichthümer der Städte erschöpft, und viele derselben verloren daher ihre Einwohner.“

Auch

und auf jede vier Jahre herabgesetzt. Der Vorwurf wegen der andern abscheulichen Steuer trifft ihn auch nur so weit, daß er sie nicht aufgehoben hat. Ohne zu sagen, daß Zosimus aus Haß gegen den Kaiser seine Beschuldigung ersonnen habe; kann man wohl behaupten, daß er den scheinbaren und halb wahren Grund, den er zu derselben fand, nicht viel untersucht habe, nachdem er sich einmal einen unrühmlichen Begriff von diesem Fürsten gemacht hatte. Selbst einige Ausdrücke in seiner Erzählung, auch die gleich vorhergehende sehr gezwungene und gehäßige Deutung einer vermeinten Sibyllinischen Weissagung auf die Vergrößerung des alten Byzantium durch den Kaiser; diese und manche andere Spuren in seinem Werke, verrathen deutlich einen Schriftsteller, der fast mit einer Art von vorzüglicher Neigung alles gesammlet hat, was am Constantin getadelt worden war, oder unter einigem Vorwande des Rechts getadelt werden konnte. Für die Nachwelt ist es genug, daß es unter seinen Vorwürfen manche giebt, die man nicht leugnen darf.

Ein solcher scheint der verschwenderische Aufwand zu seyn, den er diesem Kaiser Schuld giebt. Constantin war überaus freygebig gegen seine Großen, gegen die Soldaten, gegen die Gemeinen und Lehrer der Christen, überhaupt auch bey gewissen Gelegenheiten gegen andere seiner Unterthanen. Er liebte die Pracht in seinem Anzuge, in der Einrichtung seines Hofs, in den Gebäuden nnd öffentlichen Denkmälern, welche er aufrichtete. Besonders verursachten ihm so viele Kirchen, welche er aufbauete, unermeßliche Kosten. Es ist wahr, daß er nicht ohne gewisse Gründe und Absichten, bey denen er sich selbst ein Genüge that, seine Schätze erschöpft zu haben scheint. Er belohnte

lohnte seine Soldaten, deren Tapferkeit ihn zum Herrn des Reichs gemacht hatte, und auf denen die Sicherheit seiner Regierung noch zum Theil beruhte. Seine Großen und Statthalter waren eine andere mächtige Stütze derselben. Wenn er sein Kleid mit Perlen besetzt, und sich seinen Unterthanen gerne in einem auszeichnenden Glanze gezeigt hat: so könnte er dieses wohl der kaiserlichen Würde vor anständig, und vor nothwendig, um die Ehrerbietung des Volks gegen sich zu unterhalten, angesehen haben. Daß er Städte und prächtige Gebäude in denselben aufgeführt hat, braucht keiner Rechtfertigung. Endlich konnte er auch die hohe Meinung, welche er von seiner Liebe gegen die Christen und ihre Religion ausgebreitet wissen wollte, durch kein fürstlicheres oder wenigstens mehr bewundertes und gepriesenes Merkmal bekräftigen, als durch Geschenke aller Art. Aber auf einigen dieser Seiten hat Constantin dennoch die Grenzen der Freygebigkeit überschritten. Man hat bereits gesehen, wie sehr seine Nachsicht den Geldgeiz und die Raubsucht seiner Großen gestärkt habe. Die außerordentliche Wohlthätigkeit, welche er den christlichen Lehrern erwies, und die in ihren Sitten eine bald merkliche Veränderung hervorbrachte, ist auch nicht übergangen worden. Sehr vielen wird der geschäftige Eifer durchaus rühmlich vorkommen, mit welchem er Kirchen aufgerichtet und ausgeschmückt hat; allein man hätte ihm gewiß hierinne weniger und mit geringerer Hitze nachahmen sollen.

Der schnelle und große Anwachs von Christen unter Constantins Regierung, machte eine Anzahl neuer Versammlungshäuser zu ihrem Gottesdienste nothwendig. Ihrer mehrere zu bauen, als diese Absicht erforderte, war eine leere Einbildung von Frömmigkeit:

davon gab Constantin das erste Beyspiel. Man gewöhnte sich bald darauf an zu glauben, daß die Errichtung solcher Gebäude ein Mittel sey, die Gnade Gottes zu erlangen; das Römische Reich wurde mit unzählichen Kirchen und Kapellen bedeckt, und die Zeit kam geschwind, da die äußerlichen Uebungen und Anstalten in denselben als der vornehmste, wo nicht gar der einzige Dienst Gottes, mit einem der schädlichsten Vorurtheile betrachtet wurden. Aber auch die Pracht, welche dieser Kaiser zuerst in die Kirchen brachte, war der Natur des Christenthums eben so sehr zuwider. Vermuthlich wollte er, daß Gebäude, welche man als Wohnungen Gottes ansah, nicht schlechter als die Paläste der Fürsten seyn sollten. Er konnte befürchten, daß man es Geiz und übel angebrachte Sparsamkeit nennen möchte, wenn ein Stifter, wie er, nicht alles sehen ließe, was Reichthümer und Macht hervorbringen können. Man kann noch hinzufügen, daß die Heyden, welche jetzt so häufig zum Christenthum übergiengen, in ihren Tempeln alle Schönheiten der Künste vereinigt gesehen hatten, und daher vermuthlich begierig waren, auch in den christlichen Kirchen etwas ähnliches zu finden. Sie fanden in der That genug von dieser Art darinne zu bewundern. Die unermeßlichen Schätze und Kostbarkeiten, welche die Christen nach und nach an diese Gebäude verwandt haben, sind, indem sie viel zu klein und unedel für die wahre Andacht seyn mußten, vielmehr eine Zerstreuung derselben geworden; sehr oft den wahren Bedürfnißen der Länder entzogen, reißen sie in vielen Gegenden unaufhörlich noch mehrere Reichthümer unter dem falschen Scheine der Gottseeligkeit an sich.

In den spätern Zeiten hat man den Constantin zum Urheber von einer Menge noch vorhandener Kirchen zu Rom gemacht; aber ohne einen hinlänglichen Beweis, und bloß aus Liebe gegen sein Gedächtniß. Desto mehrere und herrlichere erbauete er zu Constantinopel. Darunter war die zum Andenken der Apostel gewidmete die vornehmste. Inwendig war sie ganz mit Marmor, und von außen mit vergüldetem Erze bedeckt. Bey der Errichtung dieser Kirche hatte er die Nebenabsicht, daß er einst in derselben begraben werden sollte. „Er sorgte, schreibt Eusebius, mit „ungemeiner Freudigkeit des Glaubens dafür, daß „sein Körper nach seinem Tode einerley Benennung „mit den Aposteln erhalten möchte; damit er nemlich „auch nach seinem Absterben an dem Gebete Theil hätte, welches daselbst zur Ehre der Apostel verrichtet „wurde. Nachdem er also zwölf Kasten, gleichsam „als heilige Säulen, zur Ehre und zum Andenken der „Apostel daselbst aufgestellt hatte, setzte er seinen Sarg „mitten zwischen dieselben.“ Constantin hielt diese Absicht anfänglich geheim: sie war auch in jeder Betrachtung neu und anstößig. Die Römischen Gesetze hatten seit den ältesten Zeiten verboten, keinen Leichnam innerhalb der Städte zu beerdigen: und wenn auch die Sorge für die Gesundheit der Einwohner nicht der erste Grund dieser Verordnung gewesen ist; so kann sie doch daraus vollkommen gerechtfertigt werden. Für Christen war es noch unanständiger, ihre Todten in denjenigen Gebäuden zu begraben, in welchen sie sich zum Dienste Gottes versammleten. Allein der Aberglaube, zumal in dem Beyspiele eines Kaisers, (den man hier vergebens mit seiner Liebe gegen die Apostel und andern unschuldigen Absichten vertheidigt,) machte alles löblich und nachahmungswürdig. Diese Anhalten des Begräbnisses in Kirchen, und nachmals

um dieſelben herum, trugen bald ihre Vortheile für die Geiſtlichkeit; die vermeinte heilige Erde für die Todten, und andere Vorurtheile ſind ebenfals aus dieſer Quelle gefloſſen. Noch hatte die groſſe und prächtige Kirche, welche Conſtantin an dem Orte, wo Chriſtus aus dem Grabe auferſtanden war, errichten ließ, vor den meiſten andern ungemeine Vorzüge. Die innere Mauer derſelben war mit vielfärbigem Marmor bekleidet; und der Kaiſer hatte vieles aus Gold, Silber und Edelgeſteinen verfertigtes Geräthe in dieſe Kirche geſchenkt. Er ließ ſie im Jahr 335 durch eine der zahlreichſten Verſammlungen von Biſchöfen einweihen; es war dabey eine Art von Hofſtatt zugegen: die Biſchöfe verrichteten theils öffentliche Gebete; theils hielten ſie Reden, in denen bald der Kaiſer und die neue Kirche geprieſen, bald Lehren des Chriſtenthums, oder Stellen der heiligen Schrift erklärt wurden. Dagegen wurden ſie von den kaiſerlichen Abgeordneten mit herrlichen Gaſtmählern bewirthet, und unter die Armen des gegenwärtigen ſehr zahlreichen Volks ward eine Menge Geldes und Kleider ausgetheilt. Bey der Ausſchmückung der von ihm aufgebaueten Kirchen, vergaß Conſtantin auch nicht funfzig ſchöne Abſchriften der heiligen Bücher der Chriſten zum beſtändigen Gebrauche in denſelben verfertigen zu laſſen.

Es war natürlich, daß einige neuere Schriftſteller, bey dieſer außerordentlichen Geſchäftigkeit Conſtantins in allem, was das Aeußerliche der Religion betraf, die Frage aufgeworfen haben, ob nicht ſeine ganze Frömmigkeit und Gottſeeligkeit in der Verehrung des Kreuzes, und andern eifrig beobachteten Cärimonien, im Kirchenbau, und in der Freygebigkeit gegen die chriſtlichen Lehrer beſtanden habe? Vielleicht haben ſie dieſelbe nur allzu entſcheidend beantwor-

tin. Die Wahrheit der Gesinnungen, welche auf Gott gerichtet sind, kann von Menschen selten zuverlässig beurtheilt werden. Zwar zeigen sie sich eben sowohl wie andere Triebe in gewissen Merkmalen; allein die Heucheley verstekt sich auch leichter unter dieselben: und wenn gleich die Lauterkeit des Christenthums mit vielem Hauffen kleiner und spielender Feyerlichkeiten nicht wohl bestehen kann; so giebt es doch auch rechtschaffene Verehrer der Religion, bey denen es eine Schwachheit ihrer Gemüthsart ist, selbst durch vieles sinnliches Gepränge ihre Andacht zu unterhalten. Freylich wenn mitten unter dem hitzigsten Bestreben sich durch frommscheinende Gebräuche und Uebungen hervorzuthun, herrschende Laster von einer Zeit zur andern ausbrechen: so ist es sehr glaublich, daß jenes nur ein andächtiger Schimmer ohne Grund, obgleich nicht ohne Absicht, sey. In dem Leben Constantins giebt es oft Gelegenheiten zu dieser Vermuthung; sie verlieren sich jedoch in seinen letzten Jahren: es scheint, daß er nach und nach einige seiner schlimmsten Neigungen überwunden, und die Kraft der Religion würklich zu empfinden angefangen habe. Die Kennzeichen davon waren zwar fast immer mit überflüßigen Auswüchsen beladen; aber überhaupt genommen doch ziemlich unverdächtig. Er schloß sich täglich in seinem Palaste zu gewissen Stunden ein, um insgeheim zu Gott zu beten. Zugleich aber ließ er sich an verschiedenen Eingängen des Palastes, und auf seinen goldenen Münzen in der Gestalt eines Betenden abbilden. Seine Hofbedienten machten eine Art von Gemeine aus, mit welcher er zuweilen feyerliche Betstunden hielt. Manche Nächte brachte er ganz mit Betrachtungen über die Religion zu. Er setzte auch öfters, wenn es ihm seine Muße erlaubte, Reden zum Unterrichte seiner Unterthanen auf. Diesen berief er Zuhörer; ihrer

rer kam eine große Anzahl, vor welcher er seine Reden hielt. Traf es sich, daß er darinne Gelegenheit hatte, die Lehren des Christenthums vorzutragen: so that er es mit besonders ehrerbietigen und bescheidenen Geberden. Und wenn ihm seine Zuhörer Beyfall zuriefen: so erinnerte er sie, ihre Blicke Himmelwärts, zu dem größten aller Könige, mit Ehrfurcht zu wenden. In diesen Reden pflegte er von der Bestreitung der Abgötterey den Anfang zu machen, erklärte darauf die göttliche Regierung und Fürsorge, zeigte, wie nothwendig die Erlösung der Menschen gewesen, und auf welche würdige Art sie vollzogen worden sey; endlich schloß er mit Vorstellungen von dem göttlichen Gerichte, durch welche er die Lasterhaften, selbst einige seiner Großen, beschämte und erschräckte. Man liest von diesen Reden, welche Constantin lateinisch abfaßte, und ins Griechische übersetzen ließ, noch eine beym Eusebius. Sie ist sehr lang, enthält einen allgemeinen Begriff vom Christenthum, und eine Widerlegung der heydnischen Irrthümer: beydes nicht ohne einige Stärke der Beredsamkeit; ist aber weder frey von fehlerhaften Erklärungen des Glaubens, noch von historischen und andern Unrichtigkeiten, worunter auch die Erfüllung der vermeinten Weißagungen der Sibyllen und Virgils von Christo gehören. Wenn alle Reden des Kaisers so weitschweifig, hin und wieder auch so seicht, gewesen sind als diese: so haben sie schwerlich starke Rührungen hervorgebracht. Er hingegen hörte die längsten Reden der Bischöfe stehend an: und da Eusebius eine außerordentlich weitläufige, die er vor ihm in seinem Palaste hielt, abbrechen, oder ihn wenigstens bewegen wollte sich niederzusetzen, gab er keines von beyden zu. An den großen Festtagen nahm er viele und strenge Uebungen der Andacht vor. Die Nacht vor dem Osterfeste brachte er mit an-

dern Christen, wie es seit einiger Zeit gewöhnlich worden war, im Gebete zu, und ließ zugleich in derselben eine solche Menge Fackeln und Lampen durch die ganze Hauptstadt anzünden, daß sie auf das herrlichste erleuchtet wurde. Mit dem Kreuze bezeichnete er sich insonderheit fleißig: man sah ihn unter andern auf einem Gemählde im Vorhofe seines Palastes, mit dem Kreuze über seinem Kopfe; zu seinem und seiner Kinder Füßen aber den bösen Geist unter der Gestalt eines mit Pfeilen getödteten, und in das Meer gestürzten Drachen liegend. Aus solchen Einfällen lernt man ihn nicht allein, sondern auch manche Lehrer seiner Zeit, von denen er sie bekommen haben mag, kennen. Hätte er weniger Aufsehen und Geräusche mit seiner Frömmigkeit erregt: so würde man Ursache haben, sie noch vor reiner zu halten.

Gegen das Ende seines Lebens veränderte sich sogar der Eifer, den er bis dahin mit so vieler Zufriedenheit der sogenannten Rechtgläubigen, wider alle Arten von Irrlehrern ausgeübt hatte, beynahe in Partheylichkeit für dieselben. Arius und seine vornehmsten Anhänger lebten seit dem Jahr 325 in der Verweisung. Zween der ansehnlichsten darunter, welche auf der Kirchenversammlung von Nicäa verschont worden waren, die Bischöfe von Nicomedien und Nicäa, Eusebius und Theognis, hatte Constantin wegen ihrer Ränke ebenfals abgesetzt, und nach Gallien geschickt. Allein um das Jahr 328 gab er diesen beyden Bischöfen ihre Stellen wieder. Man weiß nicht, ob ihn die Fürbitte seiner Schwester, der Prinzeßinn Constantia, gerührt, oder ob das Schreiben, welches sie an die übrigen Bischöfe abgelassen haben sollten, seine Würkung gethan habe. Die erstere Nachricht hat, wiewohl sie sich von den Arianern her-

herſchreibt, beſonders viel Wahrſcheinliches: ſie ſetzen hinzu, die beyden Biſchöfe hätten, nachdem ſie von dem Kaiſer befragt worden, warum ſie von dem Nicäniſchen Glaubensbekenntniße abgewichen wären, das ſie doch gleich andern unterſchrieben hätten, geantwortet, ſie hätten ehemals demſelben nur deswegen Beyfall gegeben, weil ſie befürchteten, er möchte bey der fortdauernden Uneinigkeit der Chriſten, ihre Religion ſelbſt als ungewiß verwerfen, und ſich wieder zum Heydenthum wenden: zumal da er noch nicht einmal getauft wäre. Dieſe Entſchuldigung mag gegründet geweſen ſeyn oder nicht, ſo fanden die beyden Biſchöfe einen groſſen Eingang bey dem Kaiſer. Auch Arius bekam bald darauf von dem Kaiſer, den ſeine ſterbende Schweſter durch einen Arianiſchen Geiſtlichen für denſelben eingenommen hatte, Befehl, ſich nach Conſtantinopel zu begeben. Er und einer ſeiner Freunde wurden ſehr wohl empfangen: und da ſie von dem Kaiſer befragt wurden, ob ſie dem Glauben der Kirchenverſammlung zu Nicäa beyträten, (wie ihm jener Geiſtliche verſichert hatte,) ſo überreichten ſie, um ſolches zu beweiſen, ein ſchlau abgefaßtes Glaubensbekenntniß, wodurch ſie ſich würklich dieſes Anſehen gaben. Nun gieng auch die Verfolgung über die Gegner des Arius an: Euſebius von Nikomedien brachte es dahin, daß verſchiedene ſolcher Biſchöfe ihrer Aemter beraubt, und vom Conſtantin in entlegene Gegenden verbannt wurden. Niemand war den Arianern verhaßter, als Athanaſius, Biſchof von Alexandrien, einer der eifrigſten und rechtſchaffenſten Lehrer dieſer Zeit; wiewohl auch ſein Eifer bisweilen über die gebührenden Schancken hinaus trat. Sie fanden nach mancherley fruchtloſen Verſuchen, doch endlich Mittel ihn zu ſtürzen. Er hatte ſich ſtandhaft geweigert, dem kaiſerlichen Befehl gemäß, der ſogar

mit Drohungen begleitet war, den Arius wieder in die Kirchengemeinſchaft aufzunehmen; viele Beſchuldigungen wider ihn wurden vor Verleumdungen erkannt: eine neue, die man dem Kaiſer gegen ihn vorlegte, that zuletzt ihre Würkung, ſo unwahrſcheinlich es auch war, daß er gedroht haben ſollte zu verhindern, daß weiter kein Korn aus Aegypten nach Conſtantinopel gebracht würde; er ward alſo nach Gallien verwieſen. Manche ſagen, Conſtantin habe auf keine andere Art den Frieden in der Kirche wieder herſtellen können, weil Athanaſius niemals den Arius zur kirchlichen Gemeinſchaft zugelaſſen haben würde. Allein der Erfolg lehrte bald, daß die Geſinnung des vertriebenen Lehrers ſehr vielen andern gemein ſey. Arius ſuchte jetzt eben ſo vergeblich als vorher, in die Gemeine zu Alexandrien wieder aufgenommen zu werden. In einer ähnlichen Abſicht kam er auf Conſtantins Befehl im Jahr 336 nach Conſtantinopel. Dieſer Herr wollte nochmals wiſſen, was vor einen Glauben Arius bekenne: und da derſelbe ſowohl eidlich auf ſein Verlangen, als durch die Unterſchrift eines Glaubensbekenntniſſes, ſich auf eine erwünſchte Art erklärte, ſo forderte der Kaiſer von dem Biſchof der Hauptſtadt, Alexander, den Arius am nächſten Sonntage öffentlich als ein Mitglied der Gemeine zu erkennen. Der Verwerfung dieſes Lehrers, und der allgemeinen Erwartung der beyden Partheyen, machte der plötzliche Tod des Arius ein Ende.

Ohngeachtet dieſes Schutzes, den Conſtantin den Arianern ertheilte, ſcheint er doch ihrer Lehre ſelbſt nie beygetreten zu ſeyn. Er bezeigte ſich nur deswegen ſo gnädig gegen den Arius und ſeine Freunde, weil er nicht zweifelte, ſie hätten eine richtigere Vorſtellungsart über die Religion angenommen; er ſah auch

auch nach dem Tode des Arius erkannt haben, daß er von demſelben hintergangen worden ſey. Auf der andern Seite hielt er manche Gegner dieſer Parthey vor Störer der öffentlichen Ruhe, und zweifelte nicht, daß einige Schärfe gegen ſie den Frieden in der Kirche wieder herſtellen könne. In dieſer Betrachtung verwies er offenbar den Athanaſius, zumal da ihn eine Versammlung Arianiſch geſinnter Biſchöfe ſeines Amtes entſetzt hatte: denn für Kirchenverſammlungen hatte der Kaiſer eine ausnehmende Hochachtung; doch rief er auch ihn, noch kurz vor ſeinem Tode, aus der Verbannung zurück. Ein ſolches Betragen machte einen Fürſten kenntlich, der begangene Fehler zu verbeſſern ſuchte: ſelbſt alsdenn, wenn er glaubte, den Irrlehrern zu hart, und den Rechtgläubigen zu glimpflich und gefällig begegnet zu ſeyn; wiewohl er überhaupt zu Schwachheiten und Verſehen von der letztern Art am geneigteſten geweſen iſt.

Aber dieſe uneingeſchränkte Liebe zur Gerechtigkeit erſtreckte ſich nicht immer in gleichem Maaße auf die Heyden. Um eben dieſe Zeit, vielleicht im Jahr 333 ließ Conſtantin den heydniſchen Weltweiſen Sopater umbringen. In der Abſicht, den Eifer des Kaiſers gegen das Heydenthum durch ſeine Vorſtellungen etwas aufzuhalten, hatte ſich derſelbe ſchon längſt an ſeinen Hof begeben, wo er viele Ehrenbezeigungen genoſſen haben ſoll. Als es aber einſt zu Conſtantinopel an Getreyde fehlte, weil widrige Winde die Schiffe, welche es zuführten, nicht in den Hafen einlaufen ließen, beſchuldigte der zuſammengelaufene Pöbel den Sopater, daß er die günſtigen Winde durch Zaubereyen zurückhielte. Hierauf überließ ihn der Kaiſer der Wuth dieſes mißvergnügten Haufens, der ihn in Stücken zerhieb. Ablavius, Oberſter

über die Leibwache, soll aus Eifersucht über die Gunst, in welcher Sopater bey dem Kaiser stand, den Todt desselben vornemlich befördert haben. Zwar sind es heydnische Schriftsteller, welche dieses erzählen, Eunapius und Zosimus; aber auch Suidas gestand lange nach ihnen, daß Constantin diesen Weltweisen habe hinrichten lassen, um seinen Haß gegen das Heydenthum zu zeigen. Er hätte ihn weniger an den Tag legen sollen, wenn er die Liebe seiner heydnischen Unterthanen suchte, und ihnen die christliche Religion würklich beliebt machen wollte. Dazu waren Grausamkeiten dieser Art, und überhaupt wohl die Verordnungen wider den Götzendienst und seine Anhänger, die Zerstörungen der Tempel, und andere ähnliche Anstalten, schwerlich der gerade Weg. Sie mußten vielmehr den Heyden Klagen über das partheyische und tyrannische Verfahren ihres Fürsten auspressen, und die Christen konnten nicht mehr, mit dem völligen Anschein des Rechts, sich über die ehemaligen Bedrückungen der heydnischen Kaiser beklagen. Hier kommt es nicht darauf an, daß das Heydenthum eine falsche und unvernünftige Weise Gott zu verehren, gewesen sey, die ein christlicher Fürst verabscheuen mußte: auch dieses leidet keinen Streit, daß er alles, was in dieser Religion zum groben Verderben der Sitten, oder in öffentliche Unruhen ausschlug, aufzuheben berechtiget war; daß er ihre Uebung in gewisse Grenzen einschränken konnte, welche doch im Ganzen die Freyheit stehen ließen. Allein eben diese Freyheit war doch dem Gewissen des Unterthanen nöthig, um sich zu seiner Beruhigung für eine Religion erklären zu können, die er wenigstens nach seinen Einsichten vor wahr hielt; wenn gleich sein Fürst oder Mitbürger eben dieselbe als eine sehr ungereimte betrachtete. Der Heyde, den Verbote und Drohungen zum Christenthum fortwissen,

wurde

wurde weder ein aufrichtiger Bekenner deſſelben; noch blieb er immer ein treuer und nützlicher Unterthan.

Doch die Verfolgung Conſtantins gegen die Heyden war durch Klugheit und viele Nachſicht noch ſo gemäßigt, daß er keinen Aufſtand von dieſem zahlreichen Theil ſeiner Unterthanen zu befüchten hatte; vor welchem ihn ſonſt die Grundſätze des Heydenthums weit weniger geſichert haben würden, als ehemals die heidniſchen Kaiſer auf die ruhige Ergebenheit der alle Bedrängniße leidenden Chriſten im Reiche trauen konnten. Auch durch kriegeriſche Bewegungen wurden die letzten Jahre Conſtantins ſehr ſelten geſtört. Die beträchtlichſte erhob ſich im Jahr 332, da ſein Sohn gleiches Nahmens einen glücklichen Krieg wider die Gothen führte. Er war entſchloſſen, die ſchimpflichen Jahrgelder nicht länger zu dulden, welche die vorigen Kaiſer dieſem Volke gezahlt hatten, das jenſeits der Donau, nicht weit von dem Ausfluße derſelben in das Meer, ſeine Wohnplätze hatte, und das Römiſche Reich oft durch Einfälle verwüſtete. Die Siege über ſie ſollen einen ſo merklichen Beyſtand Gottes verrathen haben, daß eine Menge Gothen das Chriſtenthum angenommen habe. Doch ſoll es ihnen anfänglich, wenn man dem Zoſimus glauben kann, gelungen ſeyn, den Kaiſer ſelbſt mit ſeiner Bedeckung zu überfallen. Die Sarmaten, ein anderes Volk nicht weit von jenen Gegenden, zwiſchen der Donau und Theiß, wurden gleichfals von ihm überwunden.

Im folgenden Jahre verheerten Hunger und Peſt Syrien, Cilicien und Thracien: deſto wohlthätiger war Conſtantin gegen dieſe Provinzen. Aber im Jahr 334 ſchien das Reich einen ſehr anſehnlichen Zuwachs zu erhalten. Die Gothen behielten in einem

Kriege

Krieg mit den Sarmaten die Oberhand. Diese ergriffen darauf ihr letztes Hülfsmittel: sie bewaffneten ihre Leibeigenen, und erfochten mit denselben einen großen Sieg; wurden aber von eben diesen Leibeigenen, die nun ihre Stärke fühlten, aus ihrem Lande vertrieben. Es blieb den Sarmaten nichts weiter übrig, als den Kaiser um eine Zuflucht zu bitten: und er verstattete sie ihnen willig. Eine Anzahl von ihnen steckte er unter seine Kriegsvölker: den übrigen gab er in verschiedenen Provinzen längs der Donau, und selbst in Italien, Land zum Anbau ein. So ließen sich dreymalhunderttausend derselben im Römischen Reiche nieder. Sie sind demselben nachmals sehr schädlich geworden, indem sie die alten Einwohner des Landes zu verdrängen wußten, und sich sogar mit andern Feinden wider das Reich vereinigten. Hier scheint es ebenfals, daß man sein Urtheil über die schädlichen Würkungen dieser Aufnahme in spätern Zeiten wenigstens zurückhalten müsse. Hat Constantin eine unbewaffnete Menge dieser Ausländer in seinem Reiche dergestalt vertheilt, daß sie daſselbe bevölkern und manche Gegenden fruchtbarer machen konnten, ohne bey einer geschickten Vermischung derselben mit den eingebohrnen Unterthanen, etwas von ihnen für die öffentliche Sicherheit besorgen zu dürfen; und ist von ihm eine thätliche Vorsicht bey ihrem Gebrauche unter den Kriegsvölkern beobachtet worden, (denn schon lange thaten große Schaaren der sogenannten barbarischen Nationen, Dienste unter den Römischen Heeren;) so würde die Schuld des endlich durch sie gestifteten Unglücks auf die folgenden Kaiser fallen, welche sie zu zahlreich und zu mächtig in gewissen Ländern oder Kriegshaufen werden ließen. Es fehlt hier an genugsamen Lichte, um den Constantin völlig zu rechtfertigen, oder doch zu entschuldigen.

Die

Die Empörung, welche er im Jahr 335 auf der Insel Cypern zu dämpfen hatte, war ein weniger beträchtlicher Vorfall. Calocerus, ein Cameelhirte daselbst, hatte sich zum Herrn der Insel aufgeworfen; er wurde aber nebst einem Hauffen seiner Anhänger von Constantins Neffen Dalmatianus geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet. Dagegen hatte es das Ansehen, daß der Kaiser noch am Ende seiner Regierung zu einem Kriege mit den Persern würde genöthigt werden. Gegen vierzig Jahre hatte sich der Friede zwischen beyden Reichen erhalten; obgleich die Fürsten eines jeden eifersüchtig auf die Macht des andern blieben. Sapor der Zweyte regierte damals in Persien. Sein älterer Bruder Hormisdas, der von dem Throne ausgeschlossen worden war, hatte sich zum Constantin geflüchtet, während daß dieser mit dem Licinius Krieg führte: und Sapor schien mit der Entfernung desselben wohl zufrieden zu seyn. Nachher schickte er selbst im Jahr 333 Gesandte an den Kaiser. Es waren zu gleicher Zeit viele andere Abgeordnete Asiatischer Völker zu Constantinopel angelangt, welche Freundschaftsversicherungen und Anträge zu Bündnissen thaten: sie brachten auch mancherley Geschenke mit; bekamen aber weit reichlichere von dem Kaiser. Eben so verfuhr er mit den Persischen Gesandten, die gleichfals sich erboten, ein Bündniß zu schließen. Constantin bediente sich dieser Gelegenheit, einen Brief an den König, den er seinen Bruder nannte, zu schreiben, in welchem er ihm die Christen seines Reichs nachdrücklich empfol, und sich glücklich pries, daß er den wahren Gott bekenne. Er nahm überhaupt gerne Antheil an der Ausbreitung des Christenthums außerhalb des Römischen Reichs: die Iberier, ein streitbares Volk zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere, welche dasselbe angenommen

men

einen hatten, baten ihn daher um einen Bischof und um tüchtige Lehrer.

Allein Sapors Gesandtschaft an den Constantin hatte, nach dem Berichte des Libanius, eine hinterlistige Absicht. Der König von Persien war entschlossen den Kaiser anzugreiffen. Da jedoch sein Land kein Eisen hervorbrachte, bat er sich einen Vorrath desselben aus, unter dem Vorwande, daß er einige benachbarte Völker bekriegen werde; Constantin ließ ihm auch denselben verabfolgen, ohngeachtet er merkte, wozu ihn der König gebrauchen würde. Würklich kamen im Jahr 337 abermals Gesandte des Sapor nach Constantinopel, durch welche er die fünf Römischen Provinzen zurückforderte, die sich vom Euphrates bis an den Tigris erstreckten. Constantin gab darauf eine standhafte Antwort, und machte sich sogleich fertig, den Krieg selbst zu führen, zu welchem Sapor durch Einfälle in das Römische Reich den Anfang machte. Der Kaiser ersuchte auch einige Bischöfe, ihn mit in diesen Feldzug zu begleiten: er ließ deswegen ein Zelt nach Art einer Kirche einrichten und ausschmücken, weil er in demselben mit ihnen sein Gebet verrichten wollte. Diese Zurüstungen scheinen dem Könige von Persien unerwartet gewesen, oder geschwinder geendigt worden zu seyn, als er glaubte: er schickte also neue Gesandte an den Kaiser, welche um den Frieden ansuchten, und ihn auch erhielten. Dieses ist die Erzählung des Eusebius; aber andere Schriftsteller, fast aus gleichen Zeiten, versichern, die Friedensvorschläge der Perser an den zweyten kaiserlichen Prinzen Constantius, der bereits an ihren Gränzen die Römischen Kriegsvölker angeführt habe, wären verworfen worden; und der Tod allein habe den Kaiser verhindert, diesen Krieg fortzuführen. Vielleicht können

diese

dieſe Berichte dadurch vereinigt werden, daß man annimmt, es ſeyen mit den Perſern fruchtloſe Friedensunterhandlungen gepflogen worden. Wenigſtens war die ganze Regierung des Conſtantius ein unaufhörlicher Krieg mit dieſem Volke.

Conſtantin hatte um dieſe Zeit bereits eine Verordnung gemacht, wie das Reich nach ſeinem Tode regiert werden ſollte. Seinem älteſten Sohne Conſtantinus beſtimmte er diejenigen Länder, welche ehemals ſein väterliches Erbtheil ausgemacht hatten, Spanien, Gallien und Britannien; dem zweyten, Conſtantius, Klein-Aſien, Syrien und Aegypten; dem jüngſten aber, Conſtans, das mittlere Gebiete zwiſchen beyden, Italien, Illyrien und Africa. Sie waren alle ſchon längſt mit der Cäſarwürde bekleidet worden; die er auch ſeinem Brudersſohne Dalmatius ertheilte. Dieſer ſollte zu ſeinem Antheil am Reiche Thracien, Macedonien und Achaja; Annibalianus aber, der Bruder deſſelben, der ſchon König von Pontus war, ſollte noch das kleinere Armenien, Cappadocien, und Cäſarea zur Hauptſtadt ſeines Reichs bekommen. Selten hat die Theilung, die ein Fürſt von ſeinem Reiche angeſtellt hat, unglücklichere Folgen gehabt, als dieſe. Die drey Brüder wurden bald nach ihres Vaters Tode, über den ihnen zugemeſſenen Antheil uneins, und der älteſte verlor darüber das Leben. Noch früher wurden ihre beyden Vettern, welche ſo anſehnliche Länder neben ihnen regieren ſollten, und faſt alle hinterlaſſene Anverwandte des Kaiſers hingerichtet. Conſtantins Entſchluß, ſeine Söhne gemeinſchaftlich auf den Thron zu ſetzen, wäre an ſich betrachtet, ohne Tadel geweſen, wenn er ſowohl von ihren Regierungsfähigkeiten, als von ihrer Einigkeit, alle nöthige Verſicherung gehabt hätte. Schon ehe-

mals war die Verwaltung des Reichs von mehrern zugleich geführt worden. Die Gefahr deſſelben vor auswärtigen Feinden ſchien dieſe Anſtalt immer nothwendiger zu machen, und unter drey Brüdern, die, ſo viel man ſieht, auf eine geſchickte Art erzogen und in den öffentlichen Angelegenheiten geübt worden waren, zeigte ſich die gröſte Hoffnung, daß ſie verbunden und übereinſtimmend handeln würden. Unterdeſſen hat es gleichwohl das Anſehen, daß der älteſte dieſer Prinzen einen zu unbeträchtlichen Antheil an Ländern empfangen, und daß Conſtantin die Gemüthsart ſeiner Söhne nicht völlig gekannt habe. Am ſicherſten kann man wohl dieſes einen Fehler nennen, daß er auch ſeinen beyden Neffen einen Theil an der Regierung zu geben verſucht hat. Sie verdienten zwar durch ihr rühmliches Betragen die ausnehmende Liebe, welche er gegen ſie gefaßt hatte; aber anſehnliche Würden und Statthalterſchaften wären keine zu anſtändige Belohnung für ſie geweſen. Als Mitregenten hingegen der kaiſerlichen Prinzen machten ſie die Mißgunſt und Eiferſucht derſelben rege: nicht zu gedenken, daß eine unter fünf Fürſten von ungleicher Macht und Geſinnung getheilte Regierung kaum einige Uebereinſtimmung verſprechen konnte.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Conſtantin geglaubt habe, wenn er dieſe Verfügungen getroffen haben würde, mit mehrerer Beruhigung zu ſterben. Vermuthlich hoffte er auch, das Anſehen, mit welchem er regiert hatte, würde noch ſeine Nachkommen in einer gewiſſen Vereinigung halten. Er merkte endlich im Jahr 336, daß ſich ſein Ende näherte. Als er, nach einer ungemein dauerhaften Geſundheit von ſehr vielen Jahren, fand, daß die warmen Bäder zu Conſtantinopel ſeine Krankheit nicht lindern, begab er ſich nach

Hele-

Helenopolis, wo er mit dem Entſchluße, ſich nunmehr tauffen zu laſſen, öffentlich in der Kirche Gott um Vergebung ſeiner Sünden bat; und nach der gewöhnlichen Vorbereitung zu dieſer Aufnahme in die Gemeine, legten ihm die Biſchöfe unter Gebet die Hände auf. Hierauf verfügte er ſich auf das Luſtſchloß Achyron bey Nicomedien, und verlangte mit großer Begierde getaufft zu werden. Viele andere Chriſten lieſſen ſich damals auch erſt in ihren lezten Tagen tauffen. Dieſe Gewohnheit, die faſt hundert Jahre alt ſeyn mochte, war aus verſchiedenen irrigen Vorſtellungen erwachſen. Zwo derſelben wenigſtens hatte Conſtantinus ebenfals angenommen. Er verſchob die Tauffe bis zu ſeinem Ausgange aus der Welt, damit er durch dieſelbe von allen Sünden ſeines Lebens gereinigt, deſto unbefleckter und heiliger vor Gott erſcheinen möchte. Er wollte ſie aber auch im Jordan, durch dasjenige Waſſer empfangen, mit welchem Jeſus ſelbſt getauft worden war. Da dieſe Denkungsart nicht nur abergläubiſch, ſondern auch der urſprünglichen Beſtimmung der Tauffe entgegen geſetzt war: ſo begreift man kaum, wie die chriſtlichen Lehrer einen ſolchen Mißbrauch haben können entſtehen und ſo lange fortdauern laſſen; wenn er gleich durch die irrigen Meinungen der Novatianiſchen Parthey unterſtützt wurde. Bey Fürſten war derſelbe ſogar gefährlicher, als bey andern Chriſten: denn er konnte ſie aufmuntern, ſich allen ihren Leidenſchaften ohne Scheu zu überlaſſen, in der Verſicherung, daß ſie für ein ganzes Leben von Ausſchweifungen, am Ende deſſelben durch die Tauffe völlige Vergebung bey Gott erlangen würden. Auch war es in der That ſeltſam, daß ein Kaiſer, der ſich durch den feurigſten Eifer für die Religion hervorzuthun ſuchte, der ſie ſelbſt in Reden vortrug und empfol, faſt immer ein Catechumenus oder Lehrling derſelben blieb, und gerade

als heyden feyerlichen Handlungen, welche ihr Stifter seinen Verehrern vorgeschrieben hatte, nicht eher als in seinen lezten Stunden verrichtete. Genug dieses alles konnte nach den Begriffen seiner Zeit mit dem Nahmen eines eifrigen Christen bestehen.

Constantin wurde also vom Eusebius, Bischof zu Nicomedien, getauft. Weil dieser Bischof damals das Haupt der Arianischen Parthey war, hat man, vermuthlich etwas zu voreilig, geschlossen, daß Constantin sich noch bey seinem Ende zu derselben bekannt habe. Er befand sich damals in der Gemeine des Eusebius: nichts war also natürlicher, als die Taufe von ihm zu empfangen. Er glaubte nicht einmal, daß derselbe irrigen Meinungen zugethan sey: denn Eusebius gab sich alles Ansehen eines rechtgläubigen Lehrers. Nachdem Constantin die Taufe und das heilige Abendmahl empfangen hatte, zog er nach der Art der Getauften in der alten Kirche ein weißes Kleid an, und wollte den kaiserlichen Purpur nicht mehr tragen. Er bezeigte durch Gebet und Danksagung an Gott, und auch gegen seine Kriegsbedienten, die über seinen Verlust wehklagten, eine ausnehmende Freudigkeit zu sterben. In seinem lezten Willen vermachte er den Einwohnern von Rom und Constantinopel gewisse jährliche Geschenke. Die Vollstreckung desselben trug er, indem keiner von seinen Söhnen zugegen war, eben dem Arianischen Aeltesten auf, der ihn bewogen hatte, den Arius zurück zu rufen, und gegen welchen er keinen Verdacht irriger Lehren geschöpft hatte. Er starb endlich am 22 May des Jahrs 337, nachdem er drey und sechszig Jahre gelebt hatte.

Sein Todt brachte viele Zeichen einer allgemeinen und öffentlichen Betrübniß hervor. Die Soldaten

ſonderheit von ſeiner Leibwache zerriſſen ihre Kleider, und warfen ſich auf die Erde, an welche ſie ihre Köpfe unter lauten Klagen ſtießen. Man brachte ſeinen Leichnam in einem goldenen Sarge, der mit einem Purpurkleide bedeckt war, nach Conſtantinopel, wo er in dem vornehmſten Zimmer des kaiſerlichen Palaſtes zur Schau ausgeſezt wurde. Alle Befehlshaber des Heeres, ingleichen die großen Bedienten im Staate und bey Hofe, warteten ihm, als wenn der Kaiſer noch lebte, zu gewiſſen Stunden mit gebeugten Knieen auf. Nachdem dieſes Gepränge eine geraume Zeit bis zur Ankunft des zweyten kaiſerlichen Prinzen Conſtantius fortgewährt hatte, wurde die Leiche in dem Vorhofe der Apoſtelkirche, wie es Conſtantins Abſicht geweſen war, unter öffentlichem Gebete der Gemeine, von der ſich Conſtantius, der noch nicht getaufft war, nebſt den Soldaten entfernete, begraben: da unterdeſſen die Einwohner Roms vergebens begehrt hatten, daß ſie bey ihnen ruhen ſollte. Bald darauf kamen Münzen zum Vorſchein, die eine Nachahmung der bey den heydniſchen Kaiſern üblichen Vergötterung waren. Auf der Vorderſeite war Conſtantin mit bedecktem Haupte abgebildet; auf der Rückſeite aber führte er ſitzend einen mit vier Pferden beſpannten Wagen, und eine aus den Wolken hervorragende Hand nahm ihn in die Höhe auf. Die Ehrerbietung gegen ſein Andenken gieng in der chriſtlichen Kirche immer weiter. Man ſah ihn ſchon im fünften Jahrhunderte als einen Heiligen an; und noch verehrt man ihn als einen ſolchen in verſchiedenen römiſchcatholiſchen Gemeinen, und in der griechiſchen Kirche, die ihm ordentlich den Nahmen eines Apoſtelgleichen Mannes beylegt.

Dieſe unmäßigen Lobſprüche und die dankbare Bewunderung der chriſtlichen Nachkommenſchaft haben

[illegible] er der Religion, deren Freund er wurde, alle seine Leidenschaften und Laster aufopferte; ob ihn gleich sein Stand, seine Gewalt, die Nachsicht der christlichen Lehrer, und noch andere Umstände aufmunterten, seine Sitten nicht zu verändern. Aber eben dieses einzige, was eines großen Geistes würdig war, vermißt man an ihm: das Bekenntniß des Christenthums machte ihn nicht tugendhafter; erst seit demselben hat er am häufigsten grausam und treulos gehandelt. Seinen geschäftigen Eifer in Cärimonien und kleinen Uebungen christlicher Andacht, wird man noch weniger aus großen Gesinnungen herleiten können: Schwachheit und zum Theil Aberglauben war es, die edelste, ganz für den Geist errichtete Religion auf solche Beschäftigungen herabzusetzen. Zu solchen Zeiten aber, da er unter allen diesen frommscheinenden Aufzügen lasterhaft handelte, konnte man sie füglich mit dem schlimmern Nahmen der Heucheley belegen.

Die Kunst, der Muth und die Tapferkeit, mit welchen Constantin, indem er von den äußersten abendländischen Gränzen des Reichs hervorkam, gleichwohl in nicht langer Zeit Herr von dem ganzen Umfange desselben wurde, und die mächtigen Fürsten, welche die schönsten Theile desselben besaßen, zu Grunde richtete, waren allerdings Eigenschaften eines großen Eroberers, und zugleich, wie der Erfolg bewiesen hat, eines solchen, der sein neuerworbenes Gebiete ruhig und blühend zu erhalten, und gegen die sonst so wiederholten Anfälle der Barbaren von allen Seiten zu beschützen wußte. Wenn gleich die Größe dieser Unternehmung dadurch etwas verringert ward, daß Constantin Feinde zu bekriegen hatte, die sich entweder bey ihren Unterthanen verhaßt gemacht hatten, oder andere Fehler begiengen; so leuchtet doch eben aus diesen Umständen seine Geschick-

ſchicklichkeit deſto mehr hervor. Denn unter allem Vorzüglichen, das man an ihm zu finden glaubt, kann eine ſehr feine und treffende Staatsklugheit am wenigſten verkannt werden. Sie leiſtete ihm faſt ſo viele Hülfe, als ſeine Waffen; durch ſie wurde erſt ſeine Regierung befeſtigt, und unumſchränkter als irgend eines ſeiner Vorgänger; auch lehrte ſie ihn, die Liebe und Ergebenheit der einen Hälfte ſeiner Unterthanen ſich völlig eigen zu machen, und die andere Hälfte, die ihn mehr zu fürchten Urſache hatte, doch nicht in allgemeinen Haß oder Ungehorſam zu ſtürzen. Man hat geurtheilt, daß er das Heydenthum durch eben ſolche Mittel untergegraben habe, als ſich Auguſtus zur Vernichtung der Römiſchen Freyheit bediente; aber dieſe Vergleichung leidet viel, wenn man Conſtantins Härte gegen ſeine heydniſchen Unterthanen in Betrachtung zieht. Die Hülfsmittel, welche ſeine Klugheit wählte, waren überhaupt nicht immer ſo rühmlich nach den Grundſätzen der Religion und der Sittenlehre, als ſie dienlich zu ſeinen Abſichten waren: und es braucht nicht erſt bemerkt zu werden, in welchen, wiewohl ſeltnern Fällen ihn die weiſe Fertigkeit, ſeine Vortheile mit dem Beſten des Staats, der Kirche und ſeiner Nachfolger zu vereinigen, verlaſſen habe.

Je weiter man in dieſer Unterſuchung fortgeht, deſto mehr trifft man eben dieſelbe Abwechſelung, oder vielmehr eine unaufhörliche Vermiſchung von ſchätzbaren Eigenſchaften Conſtantins und von Fehlern an, welche ſie oft unbrauchbar machten und verfälſchten. Er liebte die Gerechtigkeit; und bezeigte doch eine ſchädliche Nachſicht gegen ſeine Staatsbedienten. Seine Freygebigkeit wurde durch überflüßigen Pracht, und das Vorurtheil einer vermeinten Gottſeeligkeit, zur Verſchwendung. Manche gute Geſetze, ein gütiges und

sogar freundschaftliches Betragen gegen viele seiner Unterthanen, eine löbliche Erziehung seiner Kinder, Beförderung und einige Kenntniß der Gelehrsamkeit, ein arbeitsames und sehr häuffig für das gemeine Wohl bestrebtes Leben, alles dieses kann doch nicht seinem unbilligen harten Verfahren gegen Heyden und Juden, den von ihm verübten Grausamkeiten, verschiedenen seiner unbedachtsamen Verordnungen, dem Schaden, welchen er dem Staate durch die Erhebung und Bereicherung der Geistlichkeit, der Religion selbst aber durch den üppig prächtigen Schimmer, mit welchem er sie bekleidete, zugefügt hat, dergestalt entgegen gesetzt werden, daß diese schwarze Seite von der glänzenden vollkommen bedeckt würde.

Ein so ungleicher und zweydeutiger Charakter hat gemacht, daß uns sehr wenige getreue Abbildungen Constantins, und vielleicht möchte man sagen, keine einzige, hinterlassen worden ist. Dem Christen und dem Heyden fiel es aus leicht begreiflichen Ursachen schwer, dieselbe zu entwerfen. Scharfsichtige oder beredte Geschichtschreiber haben seine geheimen Bewegungsgründe und Absichten zu entdecken, mehr zu sagen gesucht, als man aus den bekannten Nachrichten wissen kann; eben deswegen aber haben sie auch oft mehr gesagt, als sie beweisen können. Zween oder drey nicht viel mehr als mittelmäßige Schriftsteller scheinen, frey von Bewunderung und Haß, einige treffendere Züge zu seinem Bilde, und zum Theil die Urtheile seiner Zeitgenossen von ihm, gesammelt zu haben. Der erste, Eutropius, ein Heyde, der zu seinen Zeiten lebte, schreibt von ihm, man habe ihn in den ersten Jahren seiner Regierung mit den besten Fürsten, zuletzt aber nur mit den mittelmäßigen vergleichen können; er habe sich durch unzählige Gaben des Geistes und

des

des Leibes hervorgethan; sey überaus begierig nach kriegerischem Ruhme und in seinen Feldzügen glücklich gewesen; doch habe auch seine Geschicklichkeit eben so viel dazu beygetragen. Er sey, fährt dieser Schriftsteller fort, ein Freund der Künste, des Friedens und der Gelehrsamkeit gewesen; habe sehr nach einer verdienten und allgemeinen Liebe getrachtet, welche er durch Freygebigkeit und gelehriges Nachgeben zu erwerben gesucht habe; gegen einige seiner Freunde habe er sich wankend, gegen die übrigen aber vortrefflich betragen, indem er keine Gelegenheit versäumt habe, sie reicher und ansehnlicher zu machen. Er habe auch viele Gesetze gegeben: darunter wären einige gut und billig, die meisten überflüßig, verschiedene auch streng gewesen. — Es ist glaublich, daß Eutropius diejenigen Gesetze vor unnütz gehalten habe, welche für die Christen und wider die Heyden von dem Kaiser bekannt gemacht wurden.

Der andere dieser Schriftsteller, Sextus Aurelius Victor, welcher bald nach dem Constantin schrieb, tadelt zwar denselben in seinem Werke von den Römischen Kaisern nur deswegen, daß er die Abgaben an seine Schatzkammer mit zu vieler Härte habe einfordern lassen, und die öffentlichen Bedienungen unwürdigen ertheilt habe; aber in dem Auszuge der Kaisergeschichte, die ebenfals diesem Victor, obgleich fälschlich, zugeschrieben wird, kommen einige besondere Umstände vom Constantin vor. „Er war, sagt dieser „unbekannte Schriftsteller, über alle Maaßen lobbegierig. Den Trajan pflegte er wegen seiner vielen Aufschriften an den Häusern, ein Mauerkraut zu nennen. „In vielen Dingen gab er einen sehr gefälligen Fürsten „ab: die Verleumdungen unterdrückte er durch die „schärfsten Gesetze; er pflanzte die schönen Künste und „besonders die Wissenschaften fort, las selbst, schrieb,

Von keinem Fürsten in der ganzen Geschichte ist so viel, so partheyisch, heftig, widersprechend, unter so vielen Streitigkeiten und Erdichtungen, in alten und neuen Zeiten geschrieben worden, als von Constantin dem Großen. Die beträchtlichsten Schriftsteller seines Lebens müssen hier desto genauer beschrieben werden, weil man sonst den Gebrauch, den ich von ihnen gemacht habe, nicht wohl beurtheilen kann.

Eusebius, Bischof von Cäsarea, der die Gewogenheit und den vertrautern Umgang dieses Fürsten genoß, war vor vielen andern im Stande, eine zuverläßige Geschichte desselben aufzusetzen. Aber seine vier Bücher von Constantins Leben sind eine bloße Lobschrift, und eine der übertriebensten, die man kennt. Es ist wahr, daß dieser Schriftsteller auch nur verspricht, die gottseeligen Handlungen und Beweise der Frömmigkeit Constantins anzuzeigen: man kann also keine vollständige Lebensbeschreibung oder strenge Beurtheilung von ihm fordern. Doch zu geschweigen, daß er auch vieles andere erzählt, was er als rühmlich für seinen Helden ansah, insonderheit die Siege desselben: so wird er überhaupt von schwärmerischer Bewunderung und Leichtgläubigkeit getrieben, oder vielmehr fortgerissen. Nie hat es nach seiner Meinung einen größern und tugendhaftern Fürsten gegeben: er sucht insonderheit zu zeigen, wie weit derselbe dem großen Cyrus und Alexander dem Großen vorzuziehen sey; eine Vergleichung, die vielleicht gar nicht angestellt werden sollte. Gott allein, sagt er in seiner nicht selten schwülstigen Schreibart, kann einen würdigen Schriftsteller von Constantins Leben abgeben. An sich war sein Vorsatz untadelhaft, den christlichen Eifer

des Kaisers und die großen Dinge, welche Gott durch ihn ausgeführt haben sollte, zum Dienste der Nachwelt zu beschreiben; allein, um diese Absicht zu erreichen, mußte, um das Vertrauen des Lesers zu gewinnen, mit einem merklichen Anschein von Ehrlichkeit bloß erzählt, nicht zugleich das Geräusche eines Redners nachgeahmt werden: und selbst damit so ruhmvolle Nachrichten wahrscheinlicher würden, hätten die untergemischten Fehler dieses Mannes nicht so gezwungen vorbey gelassen werden sollen. Uebrigens hebt dieses alles die Glaubwürdigkeit dieser Lebensbeschreibung nicht völlig auf. Man kann nicht beweisen, daß Eusebius Begebenheiten erdichtet habe: und überhaupt ist dieses der Vorwurf nicht, den man dem Lobredner von einiger Rechtschaffenheit und Einsicht macht. Er vergrößert oder veredelt mehr die Bewegungsgründe, die Absichten, Umstände und Folgen der Handlungen, als daß er diese ersinnen sollen. Das Werk also des Eusebius, der sonst ein gelehrter und verdienter Mann war, kann mit der schärfsten Prüfung zergliedert, noch immer wohl gebraucht werden.

Noch früher hatte sich Lactantius unter dieser Regierung hervorgethan, und unterrichtete Constantins Prinzen Crispus. In einem Buche von dem Tode der Verfolger der Christen, erzählt er viele besondere Umstände von diesem Kaiser und seinen Feinden; allein er hält so heftige Strafreden gegen die leztern und die heydnischen Kaiser überhaupt, daß man auf den Verdacht kommt, er habe die Geschichte nach seinem Endzwecke willkührlich ausgeschmückt. Er lebte und starb überaus dürftig: man wundert sich mit Rechte über dieses Schicksal eines Lehrers am kaiserlichen Hofe: und ich weiß nicht, ob es Ehre für den Kaiser sey zu machen,

mächtigt, der unglückliche Tode des Crispus habe auch traurige Folgen für den Lactantius gehabt.

Die Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, Theodoretus, Socrates und Sozomenus, welche die Kirchengeschichte des Eusebius fortgesetzt haben, bringen manche nützliche Nachrichten vom Constantin vor; allein alles gereicht zu seinem Ruhme. Wie sie, hüten sich überhaupt die Kirchenlehrer der Christen vom vierten Jahrhunderte an, irgend einen Fehler an ihm zu finden; und es ist eine außerordentlich große Freyheit, mit welcher Hieronymus behauptet, er sey in den Gesinnungen der Arianer gestorben. Ein Anhänger dieser Parthey im fünften Jahrhunderte, Philostorgius, scheint nicht so lobredneriſch von diesem Kaiser geschrieben zu haben, so viel wir nach dem Auszuge seines verlornen Werks urtheilen können. Seine Erzählungen sind jedoch nicht alle wahrscheinlich: wie unter andern diese, daß Constantin von seinen Brüdern mit Gifte aus dem Wege geräumt worden sey, und weil er dieses merkte, in seinem letzten Willen befohlen habe, der erste seiner Söhne, der nach seinem Tode zu Constantinopel ankommen würde, sollte ihn dafür rächen.

Diesen christlichen Schriftstellern, und besonders dem Eusebius, steht Zosimus, ein heydnischer Hofbedienter im fünften Jahrhunderte, gerade entgegen. Bey ihm ist Constantin einer der lasterhaftesten Fürsten, fast immer schändlich in seinen herrschenden Absichten, und oft ungeschickt in seiner Regierung. Zosimus zeigt im Ganzen große Fähigkeiten zu einem pragmatischen Geschichtschreiber. Er wählt mit Einsicht, schreibt sehr freymüthig, sucht die Ursachen der Handlungen nicht ohne Scharfsichtigkeit auf, und kennt die Menschen nicht übel. Aber man kann ihn von einem sehr

sichtbaren Hasse oder doch Widerwillen gegen diesen Kaiser nicht lossprechen. Dieser scheint ihn zwar nicht so weit verführt zu haben, daß er Begebenheiten und Ursachen derselben erdichtet, Fehler gegen die Zeitrechnung und Geschichte, ob er sie gleich zu verbessern im Stande war, vorsetzlich beybehalten hätte. Es hat hingegen alles Ansehen, daß er das Leben des Verfolgers seiner Religion, schon eingenommen wider ihn, und gern von der schlimmern Seite betrachtet habe. Da er manches mit Rechte an ihm zu tadeln fand, sah er desto lieber sich dieses Verzeichniß vergrößern: so gewannen auch Erzählungen, die aus dem Gerüchte entstanden seyn mochten, bey ihm Glauben. Wenn er eben so sorgfältig das Ruhmwürdige in Constantins Geschichte aufgesucht hätte, als er alle Schandflecken derselben ans Licht gezogen hat: so würde man weit weniger Grund haben, ihn der Partheylichkeit zu beschuldigen. Er muß gleichwohl immer nach der Denkungsart eines Heyden beurtheilt werden, und alsdenn verdient er viele Entschuldigung: so wie die Heyden jener Zeiten die oft abgeschmackten und unerträglichen Lobsprüche Constantins bey den christlichen Schriftstellern, dem Religionseifer derselben verzeihen mußten. Man ist ihm sogar Dank dafür schuldig, daß er manches gesagt und aufzudecken versucht hat, wovon alle andere Geschichtschreiber schweigen, und das wenigstens durch Untersuchungen für die Wahrhaftigkeit der Geschichte wichtig werden kann.

Der Kaiser Julian, Constantins Brudersohn, und bald nach ihm Kaiser, ein gleich großer Eiferer für die Wiederherstellung des Heydenthums, als jener für die Einführung der christlichen Religion gewesen war, hat in einer Spottschrift, die Kaiser, ihn und alle seine Vorgänger in der Regierung vor den Richterstuhl

anzahl der Götter gestellt. Hier beschreibt er den Constantin als einen zwar nicht ganz unkriegerischen Fürsten, den aber in Wollüste versunken sey. Von seinen Thaten sagt er, er habe zween Tyrannen umgebracht, von denen der eine träg und weichlich, der andere unmenschlich und von der Last des Alters gedrückt, beyde den Göttern und Menschen verhaßt gewesen wären. Seine Thaten gegen die Barbaren wären lächerlich: denn er habe ihnen Jährgelder, gleich einem Tribute, bewilligt, und sey ein üppiger Fürst gewesen. Ihn selbst läßt er sich dem Alexander, Julius Cäsar, Augustus, Trajanus und Marcus Aurelius vergleichen, weil er nicht bloß Barbaren in Asien, sondern Gallier, Deutsche und Scythen, nicht rechtschaffene Männer, sondern schlimme Tyrannen, bekriegt habe. Seine vornehmste Begierde soll diese gewesen seyn, Schätze zu sammeln, sie reichlich auszutheilen, und niemals als seinen Freunden etwas zu versagen. Daher läßt er ihn endlich auf die verächtlichste Art von den Göttern abweisen, und zur Weichlichkeit, als seiner Schutzgöttinn, seine Zuflucht nehmen, von welcher er zur Ueppigkeit geführt, bald aber auf Befehl der Götter nebst seinen Söhnen, für alle ihre Verbrechen bestraft worden sey. Alle diese Spöttereyen scheinen mehr das Werk eines Feindes, als eines witzigen Tadlers zu seyn, der wie bey den übrigen erstgenannten Fürsten, über Fehler gelacht, und Tugenden doch nicht ganz vergessen hätte: nur diesen allein findet er, wider die Aussage der Geschichte, durchaus lächerlich und nichtswürdig.

Daß Eutropius und Aurelius Victor sich in ihren Auszügen der Römischen Geschichte, beynahe mehr als alle bisher angeführte Schriftsteller, vor der Beurtheilung des ganzen Lebens Constantins in Acht genommen

genommen haben, davon ſind bereits Beyſpiele angeführt worden. Die ſpätern hiſtoriſchen Sammler nach dem fünften Jahrhunderte, haben manches Eigene von Conſtantins Geſchichte; werden aber immer weniger glaubwürdig.

Conſtantins Geſetze, die noch im Theodoſianiſchen und Juſtinianeiſchen Codex vorhanden ſind, machen eine ſehr ſchätzbare Erläuterung ſeiner Geſchichte aus. Zur Beurtheilung derſelben giebt Franz Balduin in dem beſondern Buche, welches er von denſelben geſchrieben hat, eine nützliche Anleitung, ob er gleich oft zu freygebig in ſeiner Bewunderung gegen den Kaiſer iſt.

Aus allen dieſen und andern Quellen, nebſt dem Gebrauche der beſten Hülfsmittel, hat Tillemont mit gewöhnlichem Fleiße und Genauigkeit ziemlich vollſtändige Nachrichten zur Geſchichte dieſes Kaiſers zuſammen getragen. Bey Erzählungen, welche zur Ehre der Religion und Kirche gereichen, iſt er nicht ſtets prüfend genug, und meiſtentheils zu ſehr für dieſen Fürſten eingenommen. In einem geringern Grade begeht dieſen Fehler auch Crevier, der die Nachrichten deſſelben wohl genützt, und eine angenehme Lebensbeſchreibung Conſtantins verfertigt hat. Er hätte auch weniger Anſtalten machen ſollen, um gewiſſe Dinge zu ſagen, und zuweilen ſind Witz und Beredſamkeit von ihm ſehr überflüßig angebracht worden.

Der ehemalige Superior der Theatiner, Bernhard von Varenne, hat vermuthlich in ſeiner Hiſtoire de Conſtantin le Grand, (Paris 1728. auf 375 Quartſeiten) alle ſeine Vorgänger in dieſer

Geschichte zu übertreffen gesucht. Sein Werk ist aber nur eine Zusammenstoppelung im höchsten panegyrischen Tone. Es ist unter andern lustig zu sehen, wie dieser Mönch die Geschichte zu ergänzen weiß. Sie sagt nichts von der Erziehung Constantins; er aber glaubt nicht nur, daß vortreffliche Lehrer dabey die Aufsicht geführt haben, sondern setzt auch von diesen Leuten, die er allein kennt, hinzu: Diese grossen Männer übernahmen die Sorge seines Unterrichts, und Constantius leitete ihn durch Beyspiele.

Die freyere und eben dadurch richtigere Beurtheilung Constantins, hat erst im vorigen Jahrhunderte in der protestantischen Kirche ihren Anfang genommen. Schon Rittershausen, Ziegler und andere Gelehrte, hatten keine so große Begriffe von den Diensten, welche Constantin der christlichen Religion und Kirche erwiesen haben sollte, als noch bey den meisten gewöhnlich sind. Weit kühner als sie alle, und mit ausführlichern Anmerkungen, hat ihn Gottfried Arnold in seiner unpartheyischen Kirchen- und Ketzerhistorie getadelt. Aber das unvermeidliche Unglück dieses Schriftstellers, niemals auf der Mittelstraße stehen bleiben zu können, und sein Tadel bis zur Ungerechtigkeit auszuschweifen, verfolgt ihn auch hier. Er sagt sonst viel Wahres; nur gefällt es aus seinem Munde wenig, ist auch bisweilen mit falschen Umständen vermischt.

Sowohl von seinen bittern und gallsüchtigen Urtheilen, als von den Schmeicheleyen der größern Menge gegen Constantins Andenken, haben sich Mosheim, (in den Commentariis de rebus Christianorum ante Constantinum M. und in den Institut. Hist. Eccles. antiquae et recentioris) und

Herr

Herr Kanzler Cramer (in der Abhandlung von Constantins des Großen Bekehrung zur christlichen Religion, und ihren Folgen für dieselbe, welche in der zweyten Fortsetzung von Bossuets Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion befindlich ist,) durch verschiedene gelehrte und scharfsinnige Untersuchungen glücklich entfernt.

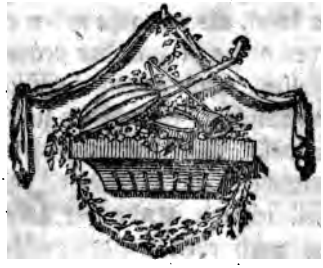
Noch vor ihnen haben Christian Thomasius und Burkhard Gotthelf Struv in besondern Abhandlungen zu zeigen gesucht, daß Constantin entweder gar kein Christ, oder doch nur ein Heuchler aus Staatsgründen gewesen sey; sie haben aber Muthmaaßungen und Verdachte zu viel eingeräumt. Andere kleine Schriften über Constantins Leben, die in großer Anzahl vorhanden sind, gehören meistentheils zu den mittelmäßigen Sammlungen voll Deklamation und partheyischer Streitsucht. Eben so findet man auch unter den Büchern dieses Inhalts nur noch wenige, die Aufmerksamkeit verdienen: und sie verlieren sich sehr in einzele Umstände. Johann Albrecht Fabricius, der selbst der Verfasser eines lesenswürdigen Aufsatzes von dem Kreuze, das Constantin am Himmel soll gesehen haben, ist, hat in seinem Werke: Lux salutaris Evangelii toti orbi exoriens, und Johann Vogt in seiner Historia litteraria Constantini M. die Schriftsteller von Constantins Geschichte angezeigt: ein Verzeichniß, das ungemein vermehrt werden könnte, wenn diese Arbeit ihre Mühe belohnte.

Endlich hat der große Dichter Voltaire seine Methode, die Geschichte zu bearbeiten, auch den Kaiser Constantin empfinden lassen. Er besitzt die wunderbare, aber keinesweges beneidenswürdige Gabe,

mitten unter den gröbsten Unrichtigkeiten und Vergehungen wider die Geschichte, durch witzige und spöttische Wendungen den ungeübten Leser dennoch dergestalt einzunehmen, daß derselbe keine Beweise von allen seinen zuversichtlichen Erzählungen und entscheidenden Aussprüchen fordert. Auch versteht er vortrefflich, aus dem Leben eines Fürsten, der zugleich rühmliche und schlimme Handlungen verrichtet hat, nur seine Thorheiten und Ausschweifungen herauszuziehen, und über alles, was er nur halb weiß, das Lächerliche in vollem Maaße zu verbreiten. Aber die falsch oder schief angeführten Stellen und sogar Nahmen der alten Schriftsteller, die er bloß aus dem Tillemont zu kennen scheint; seine artigen Einfälle, die in Lustspiele gehören, und die er in die Geschichte setzt; ingleichen die Dreistigkeit, mit welcher er über alles urtheilt oder scherzt, was er niemals gehörig untersucht hat, sind eine Art von Lächerlichem, das er sich wider seinen Willen gegeben hat. Einige seiner Nachahmer unter Franzosen und Deutschen haben auf eben diesem Wege und zum Theil noch weiter gehen wollen; allein da sie seine flüchtige gaukelnde Schreibart nicht in ihrer Gewalt hatten; oder ernsthaft auf den Constantin schimpften, wo jener nur spottete, sind sie mitten unter den abgemessensten Schritten auf eine sehr plumpe Art gefallen.

Ein neuerer in England und Deutschland ausserordentlich bewunderter Schriftsteller, Edward Gibbon, der in seinem Werke vom Sinken und Fallen des Römischen Reichs, auch Constantins Bekehrung umständlich untersucht, und seinen Charakter abgeschildert hat, gehört zwar eben nicht gerade unter diese Nachahmer der Voltairischen Methode,

thode, indem er sich als einen sehr geübten Kenner der alten Geschichte, und in seinen Beurtheilungen eben so bedachtsam, als scharfsichtig, gezeigt hat. Da er aber eine Menge gewagter Muthmaaßungen vorgetragen, und auf dieselben, sogar auf Möglichkeiten, überaus viel gebauet hat; da die Geschichte unter seinen Händen in eine zwar neue Gestalt gedreht wird, aber mit einer Kunst, mit welcher man alles aus allem machen kann; da er endlich die Leser nicht sowohl immer sanft zu belehren, als durch den Zauber seiner Schreibart mit sich fortzureißen, und mit neuen Vorstellungsarten zu unterhalten sucht: so ist er wenigstens in meinen Augen kein Muster der wahren historischen Methode.



II.

Leben des Kaiſers Julianus.

Es wird ſehr natürlich ſcheinen, das Leben Julians auf die Geſchichte Conſtantins des Großen folgen zu laſſen. Die Denkungsart, die Abſichten und das Betragen dieſer beyden Fürſten, waren in ſo vielen Dingen verſchieden, daß man ſie kaum beſſer kennen lernen kann, als wenn ſie neben einander geſtellt werden. Eben dieſes iſt auch der bequemſte Platz für den Schriftſteller, wenn er den chriſtlichen Kaiſer auf Koſten des heydniſchen, oder dieſen zum Nachtheil von jenem, loben will. Aber keine von dieſen Urſachen hat hier Statt gefunden: ich habe den Julian deswegen gewählt, weil ich am Ende der Lebensbeſchreibung Conſtantins mich eben unpartheyiſch genug fühlte, um auch von dem Feinde deſſelben, wie von ihm, eine Nachricht geben zu können, in der, wie ich hoffe, nur die erweisliche Geſchichte redet.

Einer von den Stiefbrüdern Conſtantins, Julius Conſtantius, ein Herr, der verſchiedene anſehnliche Würden mit Ruhm bekleidete, und ſeine zweyte Gemahlinn Baſiline, waren die Eltern des Flavius Clau-

Claudius Julianus, der am 6. November des Jahrs 331 zu Constantinopel gebohren wurde. Seine Mutter, welche eine Anverwandtinn des Eusebius, Bischofs von Nicomedien, und, wie dieser, den Arianern zugethan gewesen zu seyn scheinet, starb bereits im folgenden Jahre. Auf eine noch unglücklichere Art wurde ihm sein Vater im Jahr 337. entrissen. Die Soldaten ermordeten ihn, seinen ältesten Sohn, noch einen Bruder Constantins, und verschiedene andere Anverwandte dieses Kaisers, indem sie schrieen, daß sie niemanden als die Söhne desselben zu ihren Oberherren haben wollten. Eigentlich aber war es der mittlere Sohn Constantins, der Kaiser Constantius, der die blutdürstige Wuth der Soldaten wo nicht angestiftet, doch auch nicht zu unterdrücken versucht hat, um mit desto wenigern Mitgenossen das Reich theilen zu dürfen. Julianus und sein älterer Stiefbruder Gallus, die einzigen, welche nun außer den drey Söhnen Constantins des Großen, von der Familie dieses Herrn übrig waren, würden damals ihrem gleichen Schicksal nicht entgangen seyn, wenn nicht den Gallus seine kränkliche Leibesbeschaffenheit, die ihm einen zeitigen Todt zu drohen schien, und den Julianus sein zartes Alter geschützt hätte. Der leztere ward vor der andringenden Lebensgefahr unter andern durch die Fürsorge des Marcus, Bischofs von Arethusa, in einer Kirche versteckt: ein Umstand, den die christlichen Lehrer nachmals nicht ermangelt haben, zu Vorwürfen gegen den Julianus zu nützen.

Constantius begnügte sich nun daran, ihn und seinen Bruder vom Hofe zu entfernen. Er wurde von dem Bischof zu Nicomedien, Eusebius, seinem Anverwandten, erzogen. Man hat in den neuern Zeiten geurtheilt, daß dieser Bischof sich keineswegs dazu

geschickt habe, dem Julian einen richtigen Begriff von der Religion beyzubringen, weil er das Haupt einer irrgläubigen Parthey, der Arianer, gewesen sey. Allein da man keine Nachricht hat, ob er den jungen Prinzen für seine Lehrsätze einzunehmen gesucht habe, und man eben so viele Ursache zu vermuthen hat, daß er ihm bloß die Grundsätze des Christenthums in Ausdrücken der heiligen Schrift, nicht aber die unterscheidenden Meinungen und zum Theil von beyden Seiten übertrieben spitzfindigen Worthändel zwischen den Rechtgläubigen und Arianern bekannt gemacht habe: so ist es unmöglich, mit Gewißheit davon zu reden. Bey Julians Erziehung führte besonders Mardonius, ein gelehrter und weiser Verschnittener, der seiner Mutter zugehört, und sie ehemals selbst unterrichtet hatte, die Aufsicht. Dieser lehrte ihn frühen Ernst, Mäßigkeit und Bescheidenheit; unter andern, wenn er zu seinen Lehrern gieng, die Augen niederzuschlagen, und sich mit jungen Leuten seines Alters nicht zu den Schauspielen hinreissen zu lassen. „Willst du Pferderennen sehen? sagte er zu ihm; Homer hat es vortrefflich beschrieben: nimm sein Buch, und lies darinne!“ Eben so empfol er ihm an Statt der gewöhnlichen Ergötzlichkeiten, andere reizende Bilder dieses großen Dichters: er prägte ihm die Lehren ein, daß wahre Tapferkeit den Wollüsten niemals unterliege, und daß man durch diese nicht glücklich werde. Julianus, der dieses alles lange hernach mit Vergnügen erzählte, bildete würklich nach solchen Vorschriften seine Sitten.

Gegen das funfzehnte Jahr seines Alters führte man ihn und seinen Bruder auf ein prächtiges kaiserliches Schloß bey Cäsarea in Cappadocien. Hier wurden sie zwar ihrem Stande gemäß bedient; aber sie lebten auch sehr eingeschränkt. Julianus selbst vergleicht

gleicht diesen Aufenthalt mit der Gefangenschaft in irgend einem festen Persischen Schloße, und setzt hinzu, sie hätten daselbst keinen von ihren Bekannten sprechen dürfen; wären an allem Fleiß in den Wissenschaften verhindert worden; hätten nur mit ihren zahlreichen Bedienten umgehen, und in deren Gesellschaft ihre Uebungen vornehmen können. Wenn daher, sagt er, sein Bruder Gallus etwas Bäurisches und Rauhes in seinen Sitten habe, so sey es aus dieser Erziehung zwischen den Gebürgen entstanden. Diese Vorstellung scheint nicht ganz erdichtet zu seyn: das Mißtrauen des Constantius gegen seine beyden Vettern macht sie wahrscheinlich; vielleicht hat er auch, welches oft das Unglück der Mißtrauischen ist, seinen eigenen Absichten entgegen gearbeitet, indem er ihnen zu wenige Freyheit und Ergötzung für ihr Alter vergönnt hat. Daß aber auch Vergrößerungen zu dieser Beschreibung gekommen sind, beweiset diejenige, welche die christlichen Schriftsteller hinterlassen haben, und welche eben nicht verdächtig ist.

Nach derselben wurden Julianus und Gallus auf diesem Schloße von besondern Lehrern in den schönen Künsten unterwiesen: sie nahmen auch die Leibesübungen vor, die für ihr Alter gehörten. Vorzüglich aber bekamen sie von Geistlichen Unterricht in der christlichen Religion; so daß sie endlich in den Stand derselben treten, und als Vorleser der heiligen Schriften in den Versammlungen der Christen sich zeigen konnten. Man führte sie auch zur christlichen Gottseeligkeit an, wenigstens nach der Gestalt, welche sie damals hatte: sie bezeigten viele Hochachtung gegen die Lehrer und andere fromme Christen; besuchten die Kirchen sehr fleissig, und erwiesen den Märtyrern bey ihren Gräbern die gewöhnliche Ehrerbietung. Kein Wunder aber ist

es nun, daß Julianus diese gewaltsame Bestimmung zu einer Lebensart, zu welcher er, vielleicht auch sein Bruder, keine Neigung hatten, und die nur den Staatsklugen Absichten des Constantius dienen mußte, sie von aller Hoffnung zum Throne abzuhalten, daß er diese und andere Anstalten als einen knechtischen Zwang angesehen hat. Sein geheimer Widerwille bey allen diesen Handlungen soll sogar durch eine wunderbare Begebenheit verrathen worden seyn, als beyde Brüder gemeinschaftlich dem Märtyrer Mamas eine Kirche über seinem Grabe baueten. Sie wetteiferten mit einander in der Pracht, welche sie dabey anwandten; allein die Seite, welche Julian aufzuführen unternommen hatte, soll niemals haben vollendet werden können, weil sie immer von neuem eingestürzt sey: zu einem Merkmale, sagt man, daß Gott, oder wenigstens der Heilige, den man ehren wollte, die heuchlerische Andacht des einen Prinzen habe offenbaren wollen. Die christlichen Schriftsteller berufen sich auf Augenzeugen dieser Begebenheit; es gehört aber mehr zur Gewißheit eines Wunders von so geringen Folgen, als die Aussage einiger unbekannten Personen. Vielleicht hat man es in den folgenden Zeiten, als Julians Gesinnungen gegen das Christenthum ausbrachen, verbreitet: es könnte sogar seyn, daß die Sache selbst aus natürlichen Ursachen vorgefallen wäre, die man nachher in ein Wunder verwandelt hat.

Sechs Jahre lang hatte Julianus mit seinem Bruder auf diese eingezogene Art zugebracht, als Constantius, der allein von den Söhnen Constantins am Leben, und Herr des ganzen Reichs war, im Jahr 351, den Gallus zum Cäsar erklärte, ihm die morgenländischen Provinzen ertheilte, und seine Schwester zur Gemahlinn gab: alles in der Absicht, um die Last seiner weitläuftigen und unruhigen Regierung durch einen

An-

Anverwandten, dem er trauen könnte, unterſtützt zu ſehen, weil es ihm ſelbſt an Erben fehlte. Mit der Erhöhung ſeines Bruders erhielt auch Julian die Erlaubniß, ſich zu Conſtantinopel ferner in der Beredſamkeit und Philoſophie üben zu dürfen. Hier beſuchte er, noch immer in Begleitung ſeines Hofmeiſters, des Mardonius, die öffentlichen Lehrſtunden, und kleidete ſich, nach dem Rathe deſſelben, nur wie einen Jüngling von geringem Stande, um deſto weniger Aufſehen zu machen. Allein damals fiengen ſeine vortrefflichen Gaben erſt an, ſich vor vielen Zuſchauern zu entwickeln. Er hatte von ſeiner Kindheit an eine ungemeine Leichtigkeit zu begreiffen, und eine unerſättliche Begierde Bücher zu leſen, geäußert: ſeine Lehrer beklagten ſich ſogar, daß ſie ihn nichts mehr lehren könnten. Der Fortgang in den Wiſſenſchaften, den man an ihm bemerkte, ſeine Beredſamkeit und ſeine beſcheidene, gefällige Aufführung, zogen die Aufmerkſamkeit vieler Einwohner der Hauptſtadt an ſich. Schon ſagte man zu einander, daß dieſer Vetter des Kaiſers bald ein Mitgenoße des Reichs werden dürfte. Dieſe Reden beunruhigten den argwöhniſchen Conſtantius ſo ſehr, daß er dem Julianus befohl, ſich wieder nach Nicomedien, oder ſonſt in eine Stadt von klein Aſien, zu begeben. Zugleich verbot er ihm, keinen Zuhörer des Libanius, eines ſehr berühmten heydniſchen Lehrers der Beredſamkeit, der um dieſe Zeit ſich von Conſtantinopel nach Nicomedien hatte flüchten müſſen, abzugeben. Der Kaiſer beſorgte, er möchte von demſelben eine Neigung gegen das Heydenthum annehmen: daher war ihm auch bisher ein anderer Lehrer dieſer Kunſt, Ecebolus, angewieſen worden, der zwar mit dem Libanius nicht verglichen werden konnte, aber ein eifriger Chriſt zu ſeyn ſchien; ob er gleich in der

That

That seine Religion nach den Gesinnungen des Fürsten änderte.

Julianus gehorchte zwar; allein da er den Libanius, welchen er sehr hochschätzte, nicht zum Lehrer wählen durfte, sammlete er sich heimlich die Schriften desselben, und ahmte seine Schreibart mit so großer Sorgfalt nach, daß man ihn als seinen würklichen Schüler betrachtet hat. Die Freyheit, deren er damals genoß, wandte er insonderheit dazu an, andern Dienste zu leisten. Er that in dieser Absicht einige Reisen, sogar da er noch sehr schwach von einer Krankheit war: und solche Gefälligkeiten erwies er zuweilen, ohne darum gebeten worden zu seyn, auch Personen, die er wenig kannte. Dabey war er gegen Dürftige freygebig mit seinem geringen Vermögen. Dieser Wohlthätigkeit, schrieb er in spätern Zeiten, habe es ihn niemals gereuet, weil ihm seine Geschenke mit großem Wucher wieder ersetzt worden wären: sie hätten ihm die Freyheit seiner Großmutter verschafft, und überhaupt sey niemand durch Mildthätigkeit arm geworden.

Allein zu Nicomedien war es auch, wo er zuerst der heydnischen Religion geneigt wurde. Die christlichen Schriftsteller, welche diese Gesinnung, mit der Verstellungskunst verbunden, schon seit seinen frühesten Jahren an ihm bemerkt haben wollen, haben vermuthlich solche Spuren zu spitzfindig aufgesucht. So nahm er bey den redneriſchen Uebungen, welche er mit seinem Bruder anstellte, immer die Parthey der Heyden, um, wie er sagte, die schwerste Sache zu verfechten. Da er jedoch selbst gesteht, daß er bis in sein zwanzigstes Jahr ein Christ gewesen sey: so müssen diese und andere Handlungen eines jungen Menschen nicht als Beweise der Gottlosigkeit angesehen werden. Die platonischen Phi-

Philosophen hingegen wußten sich zu dieser Zeit seine Liebe zu den Wissenschaften, die zugleich eine hitzige Neubegierde war, auf eine sehr schlaue Art zu bedienen.

Gereizt durch den Ruhm des Aedesius, welcher damals der vornehmste unter diesen Weltweisen war, die zwar vom Plato den Nahmen führten; aber mehr, bey einer vorzüglichen Hochachtung gegen denselben, alle philosophische Partheyen und Religionsvorstellungen mit einander zu vereinigen suchten, und in der That zu dieser Zeit die stärksten Stützen des sinkenden Heydenthums abgaben, besuchte ihn Julianus zu Pergamus. Er war im Begriffe sich ganz der Unterweisung desselben zu überlassen, und schickte ihm prächtige Geschenke. Aedesius nahm dieselben nicht an: er entschuldigte sich auch wegen des Unterrichts mit seinem hohen Alter; pries ihm aber seine Schüler an, und die geheimnißvollen Lehren der Weisheit, die sie im Besitz hätten. Zween derselben, Eusebius und Chrysanthius, befanden sich eben zu Pergamus: daher wandte sich Julianus an dieselben. Chrysanthius rühmte ihm die Theurgie ungemein; eine Wissenschaft, in welcher diese Philosophen ihre erhabenste und vollkommenste Einsicht setzten, indem sie lehren sollte, wie die menschlichen Seelen durch den Beystand der Geister, welche sich in großer Anzahl zwischen dem höchsten Gott und den Menschen fänden, nach und nach zum Anschauen Gottes, und zu der innigsten Vereinigung mit ihm, geführt werden könnten. Allein Eusebius verachtete die Begeisterungen und sinnlichen Erscheinungen, welche durch diese Theurgie hervorgebracht werden sollten: er behauptete, nur die wesentlichen Begriffe aller Dinge wären Wahrheiten; die Würkungen aber der unsichtbaren Kräfte bestünden aus Betrügereyen

Denkschwerte hervor. Diese Uneinigkeit der Schüler des Aedesius befremdete den Julian. Er fragte den Chrysanthius, was Eusebius unter diesen betrügerischen Künsten verstünde; aber er ward auf ihn selbst verwiesen. Endlich sagte Eusebius, einer der gelehrtesten und ältesten Schüler des Aedesius sey Maximus; der aber als ein vortrefflicher Kopf sich nicht mit diesen Untersuchungen, sondern mehr mit solchen ausschweifenden Versuchen beschäftigte. Einmal hätte er ihn und andere seiner Freunde in dem Tempel der Hecate geführt, und, nachdem er ein Körnchen Weyhrauch gereinigt, und heimlich ein gewisses Gebet gesprochen hätte, habe die Bildsäule der Göttinn zu lächeln angefangen. Darauf habe Maximus die Fackeln, welche die Göttinn in den Händen hielt, bloß durch seine Worte angezündet. Unterdessen, setzte Eusebius hinzu, muß man alles dieses nicht bewundern: denn die Philosophie lehrt uns eine ganz andere Reinigung, welche die Seele angeht. Kaum hatte Julianus diese Erzählung angehört, als er vom Eusebius Abschied nahm, mit dem Entschlusse, sich zum Maximus zu begeben. Man kann hier leicht auf den Verdacht fallen, daß diese ganze Unterredung ein zwischen den Philosophen verabredeter Kunstgriff gewesen sey, um den jungen Prinzen in die Hände desjenigen zu bringen, von welchem sie sich am meisten versprachen. Andere, die weniger argwöhnisch sind, werden vielleicht die Redlichkeit des Eusebius loben, der selbst vor den Fehlern seiner philosophischen Mitschüler gewarnet hat. Immer aber ist es doch gewiß, daß diese Reden beym Julian eine Würkung gethan haben, die Eusebius erwarten mußte.

Hierauf reiste Julian zum Maximus nach Ephesus. Er fand an demselben einen alten, ehrwürdigen und

und ſehr einnehmenden Mann, dem er ſich gänzlich ergab. Chriſtliche Schriftſteller erzählen zwar, Maximus ſey freywillig nach Nicomedien zu ihm gekommen, weil er von Julians ausnehmendem Fortgange in den Wiſſenſchaften ſo viel Rühmliches gehört hätte; allein die vorhergehende Nachricht des Eunapius hat mehr Wahrſcheinlichkeit. Genug, daß Julian von der Zeit an, da er ein Anhänger des Maximus ward, alle Neigung gegen die chriſtliche Religion verlor. Dieſer Philoſoph bemächtigte ſich ſeiner durch die Lehren, welche er ihm mit vieler Beredſamkeit einflößte; durch die Vorherverkündigung, daß er den kaiſerlichen Thron dereinſt beſteigen, und das Heydenthum wieder aufrichten würde; beſonders aber durch Auftritte der Theurgie und Magie oder Zauberey, die er vor ihm ſehen ließ. Julian ward ſchnell und mit weit größerm Eifer ein Heyde, als er jemals ein Chriſt geweſen war.

Dieſe Religionsveränderung iſt nach allem, was bisher mit ihm vorgefallen war, eben keine außerordentliche und ſchwer zu begreifende Sache. Ein junger Prinz von der lebhafteſten, feurigſten Gemüthsart, und von einer unbegränzten Wißbegierde, dem man gleichwohl eine Erziehung gegeben hatte, die ſich mehr für einen trägen und knechtiſchen Geiſt, oder doch für ein ſtilles und zu allem beugſames Naturell, geſchickt hätte; bey dem man alle Hoffnung zur Regierung oder Staatsverwaltung, an die er einen gegründeten Anſpruch machen konnte, durch Entfernung von Hofe, eine Art von Gefangenſchaft, Beſtimmung zu einem ganz entgegengeſetzten Stande, und offenbare Zeichen eines verächtlichen Mißtrauens, zu unterdrücken ſuchte; den man auf eine erzwungene Weiſe häuffige Andachtsübungen vornehmen ließ, welche man mehr von ſeinen freyen Trieben hätte erwarten ſollen; dem man

verhaßt,

verbot, heydnische Lehrer der Beredsamkeit zu hören, die doch zum Theil die christlichen übertrafen; der in einem Alter, das am wenigsten unter allen ohne wohlgewählte und angemessene Arbeiten bleiben darf, ganz ohne solche Beschäftigungen gelassen wurde; dessen Vater endlich und Anverwandte von eben dem Kaiser, der ihn unter so argwöhnischen und unangenehmen Einschränkungen hielt, ermordet worden waren: dieser Prinz hatte kaum einige Freyheit erlangt, sich seinen Neigungen zu überlassen, als er sich mit einer gewissen Heftigkeit in alles stürzt, wovon man ihn bisher zu gewaltsam abgehalten hatte; den Glauben derer verläßt, welche er nicht ohne Grund als seine Feinde und Verfolger ansah; scharfsinnigen, beredten, und ihm an Klugheit weit überlegenen heydnischen Gelehrten sein ganzes Vertrauen mit derjenigen Hitze schenkt, die durch die reizende Neuigkeit unerhörter Lehren und Künste angefeuert werden mußte, und selbst zu der Religion derer übergeht, welche ihm in Verbindung mit derselben den Besitz des Reichs versprachen; da ihm hingegen eine solche Erwartung von der herrschenden christlichen Parthey völlig zernichtet wurde. Wenn Julian dieses auch nicht gethan hätte; so würde man doch grosse Ursache gehabt haben es zu befürchten.

Freylich entschuldigen alle diese Umstände nur den unerfahrnen Jüngling, der nach einem langen Zwange nun erst frey, weise und glücklich zu seyn glaubte; aber nicht im Stande war, die Absichten seiner neuen Anführer zu übersehen. Sie helfen hingegen dem Manne von reifer Ueberlegung nichts, der immer auf dem Wege blieb, auf welchen ihn Verdruß, Leichtsinn, listige Vorstellungen und schmeichelhafte Hoffnungen ehemals verführet hatten. Man braucht sogar bey dem Alter, worinnen Julian zu diesem Schritt that, und in seiner dama-

damaligen Verfassung, nicht mehrere und überdachte Ursachen anzugeben, die ihn bewogen haben könnten, der Religion zu entsagen, in welcher er erzogen worden war, und über zwanzig Jahre gelebt hatte. Aber es giebt doch einige nicht unwahrscheinliche Vermuthungen über gewisse Dinge, die seinen Entschluß befördert, oder ihn auch in der neu angenommenen Religion befestigt haben möchten. Diese zu verschweigen, würde fast das Ansehen der Partheylichkeit haben: und überhaupt muß der Zustand der Welt und der Religion zu der Zeit, als Julian ein Abgötter wurde, genau gekannt werden.

Man hat behauptet, daß er keinen gründlichen Unterricht in der christlichen Religion erhalten habe: der Mangel an demselben, hat man gesagt, ist entscheidend für seine Neigung zum Heydenthum geworden, die bereits durch das fleißige, mit vielem Beyfall begleitete Lesen der besten heydnischen Schriftsteller einigermaassen erregt worden war. Diese Veranlassung würde schon sehr wichtig seyn, wenn sie nur hinlänglich bewiesen werden könnte. Gesetzt aber auch, daß der Bischof Eusebius, den die Rechtgläubigen als einen ehrgeizigen Hofmann beschreiben, dabey seiner Pflicht vergessen hätte, welches immer ungewiß bleibt: so kann man nicht zeigen, was der Unterweisung gefehlt habe, welche Julian sechs Jahre hindurch auf dem Schlosse Macellum in Cappadocien, und das eben in dem Alter, da er zum Nachdenken über die Religion geschickt wurde, empfangen hat. Sie scheint keineswegs verwerflich gewesen zu seyn; wenn gleich damit zu viele und zu streng geforderte äußerliche Uebungen der Gottseeligkeit, nicht alle von gleicher Reinigkeit, verbunden waren. Aus diesem damals unter den Christen allgemeinen Fehler würde man endlich schließen müssen, daß

es zu derselben Zeit gar keinen richtigen Unterricht in der Religion mehr gegeben habe. Allein es ist gewiß, daß Julian eben sowohl als die übrigen Christen eifrig genug zum Lesen der heiligen Schrift angeführt worden ist; er hatte also die beste Gelegenheit, sich wahre Begriffe vom Christenthum zu machen. Fühlte er einen Widerwillen gegen die andächtigen Cärimonien, die man ihm auflegte: so war dieses ein desto dringenderer Bewegungsgrund, sich bloß an die erste Einfalt der Religion zu halten, wie sie in jenen Büchern abgebildet ist. Was Mardonius bey seiner Erziehung gethan hat, gehört nicht in diese Untersuchung. Er machte dem Julian die griechischen Dichter beliebt; allein so viele Vorzüge auch diese und andere heydnische Schriftsteller vor den christlichen von Seiten der ungemeinen Gelehrsamkeit, des Witzes, der Beredsamkeit und anderer Eigenschaften hatten, so wenig waren sie von Seiten der Religion verführerisch. Die Jugend der Christen kam zeitig und häufig, aber ohne Schaden, mit denselben um: verschiedene ihrer berühmtesten und trefflichsten Lehrer sind es sogar zum Theil durch das Lesen und den Gebrauch dieser Schriftsteller geworden. Alles, was man zugeben kann, ist dieses, daß man die christliche Religion einem jungen Prinzen von Julians Gaben noch liebenswürdiger hätte machen können.

Vielleicht aber haben die Sitten der Christen zu Julians Zeit ihm ein schlimmes Vorurtheil gegen ihre Religion selbst beygebracht? Etwas könnten sie dazu wohl beygetragen haben: denn vermuthlich haben auch ihre Feinde, denen er sich ganz überließ, dasjenige, was er von dieser Art gesehen hat, ihm noch verhaßter und lächerlicher zu machen gesucht. Noch nicht lange waren die Christen die mächtigste Religionspartey [illegible]

Staate geworden: zwar nicht durch Grausamkeiten, wie sie ehemals von den Heyden ausgestanden hatten; aber doch nicht völlig ohne Verfolgung der leztern. Ihre Beschützer und Glaubensgenossen, Constantin und seine Söhne, die sich einer bessern Religion rühmten, als ihre Vorgänger hatten, kamen kaum den rechtschaffenen und verdienten unter diesen Fürsten, geschweige denn den größten und vortrefflichsten derselben, einem Titus und Antoninus, gleich. Constantius insonderheit, der damals regierte, war ein schwachsinniger, argwöhnischer und grausamer Herr. Die übrigen Christen, und selbst ein Theil ihrer Lehrer, hatten seit dieser kurzen Zeit viel von ihrer alten Mäßigung und strengen Tugend vergessen. Eitle Pracht war in ihren Gottesdienst, Aberglauben in ihre Frömmigkeit, und heftige Leidenschaften waren in andere Arten ihres Betragens gedrungen. Zum Aergerniß und Spott der Heyden stritten sie schon seit dreyßig Jahren mit den Arianern über eine von den Hauptlehren ihrer Religion. Die meisten Gemeinen waren darüber getheilt; Constantius drückte die sogenannten Rechtgläubigen; beyde Theile aber begiengen unzählige Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten gegen einander. Es ist wahr, daß die Heyden sich zum Theil den Lastern noch weit ungescheuter ergaben, und daß einige heydnische Kaiser die ärgsten Ungeheuer gewesen waren, welche das menschliche Geschlecht gesehen hatte. Ungerechtigkeit war es weiter, die Ausschweifungen einer Anzahl von Christen zur Geringschätzung ihrer Religion, welche sie doch mit aller Schärfe verwarf, zu mißbrauchen. Wenn man von einer Religion durch die Uneinigkeit ihrer Anhänger abgeschröckt werden konnte: so traf dieses die heydnische am allermeisten. Die Philosophen selbst, welche sie zu verbessern gesucht hatten, waren in noch anstößigere Streitigkeiten unter einander verfallen. Aber

in einem aufgebrachten Gemüthe machten solche Vorstellungen keinen Eindruck zum Besten des Christenthums. Und die heydnischen Gelehrten, die dasselbe öffentlich nicht angreifen durften, lauerten desto mehr im Verborgenen, um demselben Streiche zu versetzen, die dadurch gefährlicher wurden, weil man ihnen nicht begegnen konnte.

Unter diesen hatten die Weltweisen, besonders die jüngern Platoniker, mit welchen Julian bekannt wurde, schon lange einen Kunstgriff gebraucht, der zwar alt genug, aber jetzt überaus geschickt war, die heydnische Religion von ihrem Verfall zu retten; wenigstens Ungeübten eine günstige Meinung von ihr beyzubringen. Sie erklärten die ganze Fabellehre und Göttergeschichte, über welche die Christen mit so vielem Grunde spotteten, allegorisch. Nach ihrer Anweisung sollte man dieselbe nicht als eine Sammlung ungereimter und unglaublicher Erdichtungen; sondern als eine Reihe von Bildern betrachten, unter welchen wichtige Lehren zur Kenntniß Gottes, der Natur und der menschlichen Pflichten versteckt lägen. Selbst die Menge der Götter hatten sie auf Einen höchsten Gott, und desto zahlreichere Untergötter oder Geister, durch welche dieser regierte, zurück geführt: und die abergläubischen, widersinnigen Cärimonien bey der Verehrung der Götter wußten sie in eine erträglichere Gestalt einzukleiden. An sich waren alle diese Bemühungen der Weltweisen vergeblich. Denn es war ihnen unmöglich zu zeigen, daß ihre Erklärungen des heydnischen Aberglaubens die ältesten und richtigsten wären: offenbar hatten sie dieselben erst viele Jahrhunderte nach seinem Ursprunge aufgebracht. Wenn manche darunter auch ihren Grund hatten; so waren doch viele andere höchst unnatürlich und übel anpassend. Ueberhaupt aber konnte

konnte man sie fragen, warum Fabeln, welche die Menschen weiser und tugendhafter machen sollten, so oft das Laster reizend und von den Göttern selbst ausgeübt abgeschildert haben? Dem ohngeachtet hat diese Verschönerung des Heydenthums auch den Julian eingenommen: seine Schriften beweisen es; und vermuthlich war dieses nicht das schlechteste Mittel, dessen sich Maximus und seine Freunde, außer der rege gemachten Hoffnung dereinst zu regieren, bedient haben, um ihn zum Diener ihrer Religion zu machen.

So sehr sie ihm aber auch gefallen mochte; (denn selbst diese Erklärungsart war eine angenehme Uebung des Witzes und der Gelehrsamkeit,) so konnte sie doch schwerlich eine aufrichtige und genaue Vergleichung mit der christlichen Religion aushalten. Wenn man nicht die thörichten Begriffe einzeler Christen vor Lehren ihres Glaubens ausgeben, nicht die zunehmende Ausartung desselben in gewissen äusserlichen Anwendungen mit der ersten Reinigkeit desselben vermischen, noch abgerissene Stücke von demselben übel zusammenhängend und seltsam vorgestellt, an die Stelle des Ganzen setzen wollte: so mußte Julian dem Christenthum den Vorzug geben. Dieses ertheilte deutliche und hinlängliche Einsichten von Gott, und der Bestimmung des menschlichen Geschlechts; bewies die Wahrheit seiner Lehrsätze durch unleugbare Begebenheiten, durch ein eben so ungezweifeltes Zeugniß Gottes; zeigte den Menschen einen Weg zur Glückseeligkeit in diesem Leben und in einem künftigen, den sie nur unvollkommen entdecken, aber desto mehr bewundern und dankbar annehmen mußten; empfol und erleichterte alle Tugenden; war Einfaltsvoll, groß und erhaben, durchaus gewiß und gemeinnützig. Von allen diesen Eigenschaften und Vortheilen besaß die heydnische Religion nichts, und selbst ihre

philoſophiſche Ausbildung nur überaus wenig. Hier ſieht man nicht, was für den Abfall des Julian von der chriſtlichen Religion geſagt werden könnte. Zwar fieng dieſelbe ſchon zu ſeiner Zeit an, einige Aehnlichkeiten mit dem heydniſchen Cärimoniel und ſogar Aberglauben zu bekommen; es ſchien auch, daß die Zänkereyen der Chriſten ſie ungewiß machten. Aber ſolche Ausflüchte konnten dieſer Religion nicht zum Nachtheil gereichen. Ihr Sitz, ihr wahres Bild war immer noch in den heiligen Schriften der Chriſten. Dieſe kannte Julian, und nichts konnte ihn auf der andern Seite hindern zu erfahren, welche Gründe das Heydenthum unterſtützten. Es iſt daher auch kein übereilter Ausſpruch zu ſagen, ſo weit nemlich die Nachrichten von ſeiner Denkungsart in dieſen frühen Jahren, und von den Umſtänden, unter welchen er ſich befunden hat, reichen, daß ſein Uebergang zur heydniſchen Religion keineswegs unvermeidlich geweſen, oder bloß aus Schuld der Chriſten erfolgt ſey.

Andere Urſachen und Veranlaſſungen dieſer merkwürdigen Veränderung ſind entweder aus dem Charakter hergeleitet worden, der Julians reiferm Alter eigen geweſen iſt, und können alſo an dieſem Orte nicht ſicher gebraucht werden; wie unter andern ein ſtarker Hang zum Aberglauben, ſeine Begierde, ſich auf eine neue Art hervorzuthun, und die hohe Meinung von ſeinen Gaben. Oder ſie ſind ſo gezwungen aufgeſucht worden, daß man ſie kaum wiederholen darf. Von dieſer Art iſt der Gedanke, daß der ſichtbare Verfall des Römiſchen Reichs, ſeitdem die Oberherren deſſelben die chriſtliche Religion angenommen hätten, dem Julian einen Abſcheu gegen dieſelbe habe einflößen müſſen. Ohne hier weitläufig erinnern zu dürfen, daß das Chriſtenthum nicht die Geſchicklichkeit zu regieren mittheile, und

daß

daß ein Land unter christlichen Fürsten sehr unglücklich seyn könne, dennoch aber die Religion nichts dazu beytrage; braucht man es nur schlechthin vor eine Unwahrheit zu erklären, daß sogleich mit der Aufnahme der christlichen Religion auch der blühende Zustand des Reichs untergegangen seyn sollte. Constantin, den man den Großen nennt, regierte viele Jahre mit einem Ansehen, Glück und Ruhe, die, im Ganzen betrachtet, seinen Unterthanen wenig zu verlangen übrig ließen. Die innerlichen Unruhen und die verwüstenden Einfälle der Barbaren unter seinen Söhnen, haben nicht allein lange vorher ihres gleichen gehabt; sondern das Reich hatte sogar ehemals noch weit traurigere Unfälle erlitten. Wenn endlich das Reich nach Julians Zeiten auf eine außerordentliche, unwiderstehliche Art zerrüttet worden ist: so hat er dieses weder voraussehen, noch weniger gegen die Religion der Christen wenden können.

Ob Julian, nachdem er in einer solchen Verfassung von der in jeder Betrachtung bessern Religion zu einer andern getreten ist, über die sich ein scharfsinniger Geist zwar erheben, oder sie nach seinen Einsichten drehen und ändern, schwerlich aber sie aus Wahl ergreifen konnte; ob er wegen dieser Handlung mehr beklagt als getadelt zu werden verdiene? wie einige Neuere geurtheilt haben: bedarf keiner langen Untersuchung. Es scheint zwar, daß er sich dem Heydenthum mit einer Ueberzeugung und sogar Begeisterung ergeben habe, die auch bey einem groben Irrthum doch ein redliches Herz ankündigen; daß er seinem Gewissen gefolgt sey, ohne zu merken, was vor ein trüglicher Richter es in diesem Falle sey. Allein die Geschichte sagt, wie man gesehen hat, auch noch mehr; sie stellt ihn hingerissen von Reizungen, die keineswegs unüberwindlich waren,

wie; zeigt, warum er denselben nicht entgangen sey; und findet nichts, um diese Gesinnungen für sein ganzes Leben zu rechtfertigen.

** Die Vorhersagung des Maximus, daß Julian einst den kaiserlichen Thron besteigen würde, war eine sehr wahrscheinliche Vermuthung. Dieser Prinz und sein Bruder standen denselben am nächsten; ja wegen seiner vorzüglichen Gaben und Sitten war seine Hoffnung die stärkste. Unterdessen rührte ihn diese Aussicht ungemein, weil sie ihm ein Mann eröffnete, dem er auch viele andere neue Kenntnisse zu lernen schuldete. Damals regte sich bey ihm zuerst eine lebhafte Begierde, würklich zu regieren. Er sagte auch schon im Vertrauen zu verschiedenen seiner Freunde, die Welt würde glücklich seyn, wenn ihm jemals die höchste Gewalt zu Theil werden sollte: ein deutliches Versprechen zum Besten der heydnischen Religion, deren Anhänger ihn durch diese Nahrung des Ehrgeizes immer unauflöslicher an ihre Parthey befestigten. Seine Liebe zur Wahrsagerkunst schreibt sich auch von gleichen Zeiten her.

Er konnte auf diesem Wege nicht so geheim fortgehen, daß nicht Constantius einigen Argwohn auf ihn geworfen hätte. Um denselben zu vertreiben, nahm er noch ferner allen äußerlichen Schein eines Christen an: nach dem Berichte der christlichen Schriftsteller soll er sogar ein Mönch geworden seyn, und die Stelle eines Vorlesers in der Gemeine zu Nicomedien übernommen haben. Diese Verstellung Julians ist zwar nicht so strafbar zu nennen, als sie unter einem andern Fürsten gewesen seyn würde, und zu einer Zeit, da jedermann, wie es die Rechte des Gewissens erfordern, frey von einer Religion zu der andern hätte übergehen können.

nen. Constantius würde vielleicht diesen Vorwand seines Abfalls vom Christenthum dazu gebraucht haben, ihn hinrichten zu lassen. Gleichwohl ist dieses noch nicht Entschuldigung genug für einen aufrichtig strengen Bekenner erkannter Wahrheiten von einer so wichtigen Gattung, als Lehren der Religion sind; noch für einen Mann, wider welchen alles ein Zeugniß ablegt, daß er dieser Gefahr hätte überhoben seyn können, wenn er seinen scharfsichtigen Geist zu einer durchaus ungestörten Prüfung hätte anstrengen wollen.

Auch sein Bruder bekam Nachricht davon, daß er seine ersten Religionsgesinnungen geändert hätte. Er warnte ihn daher vor dem Abfall, und schickte auch in gleicher Absicht den Bischof Aetius zu ihm, der die besten Versicherungen von Julian zurückbrachte. Auf der andern Seite war Gallus ebenfals guter Rathschläge benöthigt, indem er sich durch seine Grausamkeit einen allgemeinen Haß zuzog. Julian ertheilte ihm dieselben schriftlich; sonst aber hatten die beyden Brüder gar keinen Umgang mit einander. Mittlerweile wurde Gallus auf Befehl des Constantius im Jahr 354. hingerichtet. Der Kaiser hatte den jungen Cäsar gleich Anfangs wegen einiger Vortheile, die er im Kriege erhielt, beneidet. Man erbitterte ihn darauf gegen denselben durch die nur zu wahre Erzählung seiner Ausschweifungen; ob sie gleich zum Theil aus dem Mißbrauch entstanden, den andere von seiner Schwäche machten; endlich beförderte man seinen Untergang dadurch, daß man den Kaiser überredete, Gallus sey geneigt, sich wider ihn zu empören.

Julian ward in das Unglück seines Bruders verwickelt; ob er gleich an dem Verhalten desselben gar keinen Antheil hatte. Vermuthlich hielt man es vor gefährlich,

[illegible], nach dem Tode des einen Bruders den andern in völliger Freyheit zu lassen. Man beschuldigte ihn, daß er mit seinem Bruder, während daß derselbe durch Constantinopel reiste, gesprochen habe, und die Statt auf dem Schlosse Macellum in Cappadocien bleiben, nach Asien gereiset sey. Ob er gleich diese Vorwürfe leicht beantworten konnte; so wurde ihm doch eine Wache zugegeben, welche ihn sehr mißhandelte. Sieben Monathe lang ward er auf diese Art von einem Orte zum andern gezogen; ohne jedoch seine Standhaftigkeit und Klugheit zu verlieren. Er suchte die Gunst des Kaisers dadurch nicht zu gewinnen, daß er von seinem Bruder übel geredet hätte; er vertheidigte ihn auch und beklagte denselben nicht: denn darauf schien man zu warten, um einen Vorwand zu seiner Verurtheilung zu haben. Die Briefe, welche er in diesen gefährlichen Zustande schrieb, enthielten keine Klagen, noch andere kleinmüthige Gesinnungen. Er befand sich während dieser Zeit fast immer in dem Gefolge des Hofs, und sechs Monathe insonderheit zu Mailand, ohne den Kaiser mehr als einmal sprechen zu können. Auch dieses einzige Gehör verschaffte ihm die Gemahlinn desselben Eusebia; eine gütige Fürstinn, die sich allein unter allen Großen seiner annahm, und ihm in der That das Leben erhielt. Sie bat den Constantius, ihn nicht ohne alle Untersuchung zu verdammen: er rechtfertigte sich auch sehr glücklich, und würde noch einmal zu dem Kaiser gerufen worden seyn, wenn solches nicht der Kammerherr desselben, der Verschnittene Eusebius, verhindert hätte, der schon besorchtete, Julian möchte eine ihm sehr nachtheilige Gewogenheit des Kaisers erlangen. Unterdessen erwarb ihm doch die Kaiserinn die Erlaubniß, nach Asien auf die von seiner Mutter geerbten Güter zu gehen; plötzlich aber wurde er von dieser Reise zurückgehalten,

weil

weil in Illyrien eine Empörung entstanden war, und der Kaiser vielleicht besorgte, Julian möchte in den entlegenen Provinzen des Reichs eine andere stiften. Endlich bekam er Befehl, sich nach Griechenland zu begeben. Auch hierinne hatte die Kaiserinn für ihn gesorgt, weil sie wußte, wie sehr er die Wissenschaften liebte, die in diesem Lande noch ausnehmend blühten. Jedermann sah zwar diesen für ihn bestimmten Aufenthalt als eine Verbannung an, zumal da er in Griechenland gar nichts Eigenes besaß; ihn aber führte sein eigener Trieb dahin: und das, wie Gregorius von Nazianzus versichert, auch aus der geheimen Ursache, damit er die Priester und betrügerischen Zauberer daselbst wegen seiner Schicksale um Rath fragen möchte.

Eben dieser berühmte christliche Lehrer, und ein anderer, der ihm an Gaben und Verdiensten nichts nachgab, Basilius, übten sich damals noch zu Athen in der Beredsamkeit, als Julian im Jahr 355 dahin kam. Er kannte sie genau, und mit dem leztern legte er sich sogar gemeinschaftlich auf die Erklärung der heiligen Schrift: so viele Mühe gab er sich noch, seine wahren Gesinnungen zu verbergen. Allein Gregorius scheint etwas davon entdeckt zu haben; wenn er gleich nur überhaupt von diesem Prinzen dem Reiche viel Unheil prophezeyete. „Sein wankender Nacken, „schreibt er, Schultern, welche sich immer bewegten „und in die Höhe zogen, ein herumschweifendes Auge „mit wilden Blicken, schwache und taumelnde Füße, „eine Nase, die Uebermuth und verächtliche Begegnung anzeigte, lachende Gesichtszüge von eben derselben Bedeutung, ein ausgelassenes und heftiges Lachen, wiederholtes Kopfschütteln ohne allen Grund, „eine stockende und abgebrochene Sprache, unordentli-

„che

„che und seltsame Fragen, Antworten, welche nicht „besser waren, die sich unter einander verwickelten, „nichts überlegtes und keinen gelehrten Zusammenhang „ankündigten, alles dieses schien mir nichts Gutes an„zudeuten.“ Er beruft sich zugleich darauf, daß er, sobald er dieses bemerkt hätte, zu verschiedenen gesagt habe: Was vor ein großes Uebel nährt nicht das Römische Reich! Doch habe er auch gewünscht, ein falscher Prophet zu seyn. Gregorius ist nun zwar ein öffentlich erklärter und heftiger Gegner Julians, und daher könnte diese ganze Abschilderung nur eine rednerische gehäßige Erweiterung einiger sonderbarer Züge oder Geberden zu seyn scheinen. Aber auch dieses zugegeben, würde doch immer so viel übrig bleiben, daß manches Seltsame in Julians äußerlichem Anstande schon damals Gelegenheit sowohl zu nachtheiligen Vermuthungen, als zu großen Erwartungen habe geben können, nachdem man seine Denkungsart beurtheilte.

Würklich bewunderte ihn auch der größte Theil der Anwesenden zu Athen. Man fand an ihm viele Wissenschaft, eine Beredsamkeit, die ordentlich mit einer bescheidenen Erröthung verbunden war, und einen sanften angenehmen Umgang. Sein hoher Stand, dem sein Glück so wenig angemessen war, scheint ihm auch eine mitleidige Liebe zugezogen zu haben. Philosophen und Redner, die Lehrer sowohl als ihre Schüler, versammelten sich um die Wette bey ihm. Den Heyden ward er durch den immer wachsenden Eifer für ihre Religion unschätzbar: er beklagte gegen seine Freunde den Verfall derselben, und versprach, jede günstige Gelegenheit, ihr wieder aufzuhelfen, zu ergreiffen. Schon opferten auch die Heyden für ihn, und baten ihre Götter, ihn auf den Thron zu setzen. Sie versäumten

noch

noch ferner von ihrer Seite nichts, um ihm das Heydenthum ehrwürdig zu machen. Maximus verwies ihn an einen Mann, den er vor den geschicktesten in den Künsten der Theurgie ausgab: vermuthlich war es der Oberprieſter von Eleuſine, von dem die Heyden ſagten, er ſey ganz ohne Sünde, und dem ſich auch Julian völlig vertrauete.

Eine Begebenheit inſonderheit, welche Gregorius von Nazianzus und Theodoretus im fünften Jahrhunderte erzählen, würde in dieſer Betrachtung ſehr merkwürdig ſeyn, wenn ſie ohne allen Zweifel geglaubt werden könnte. Julian, ſagen ſie, ſuchte in Griechenland Wahrſager, von denen er erfahren könnte, ob er zur Regierung gelangen würde. Es fand ſich endlich einer, der ihn in die unterirdiſche Höhle eines Götzentempels führte, und an dieſem dunkelfürchterlichen Orte die böſen Geiſter beſchwor zu erſcheinen. Da ſie ſich in einer ſchröcklichen Geſtalt zeigten, machte Julian aus Eingeben einer plötzlichen Furcht das Zeichen des Kreuzes; bey dem Anblicke deſſelben erinnerten ſich die Teufel, daß ſie durch daſſelbe überwunden worden wären, und verſchwanden. Der Zauberer, der dieſes wohl verſtand, gab dem Julian deswegen einen Verweis. Dieſer aber erſtaunte vielmehr über die Kraft, welche jenes Zeichen hätte. Die Teufel wurden noch einmal gefordert, und entwichen abermals, als ihnen das Kreuz vorgezeigt wurde. Darauf ſagte der Gaukler zu dem jungen Prinzen: „Glaube ja nicht, daß ſie aus Furcht entfliehen! es iſt vielmehr Abſcheu gegen dasjenige, was du gethan haſt.“ Durch dieſe Wendung ſtillte er Julians Unruhen, weihte ihn zu den Geheimniſſen des Götzendienſtes ein, und bekam nun eine völlige Gewalt über ihn. — Es wird vielen unglaublich ſcheinen, daß die Chriſten ſo geheime

Nach-

Nachrichten von den Kunstgriffen der Götzendiener erhalten haben sollten; andere werden in dieser Erzählung Spuren von der abergläubischen Meinung der Christen in Ansehung der Würkungen des Kreuzzeichens sehen, wovon das erste Christenthum nichts gewußt hat: und man kann sogar sagen, daß alles dieses einen Jüngling von Julians Gaben vielmehr zur Ehrerbietung gegen die christliche Religion hätte zurückführen können.

Seine Absichten und Beschäftigungen wurden durch den unvermutheten Befehl gestört, den er noch im Jahr 355. erhielt, wieder an den Hof zu kommen. Constantius hatte sich entschlossen, ihn zum Cäsar zu ernennen. Daß ein so argwöhnischer Fürst seinen jungen, bisher auf jede Art gemißhandelten Vetter, von dem er nichts als Haß und Rachbegierde zu erwarten hatte, zu seinem Reichsgehülfen wählte, war eigentlich die widersprechendeste unter allen seinen Handlungen. Aber er fühlte es jezt von neuem, daß er allein die Regierung nicht mit dem nöthigen Nachdruck führen könne, indem eben damals das Reich durch die Barbaren auf verschiedenen Seiten, besonders in Gallien, verwüstet wurde. Julian empfieng den kaiserlichen Befehl mit Entsetzen. Er glaubte, daß ihm in eben der Würde, die sein Bruder bekleidet hatte, ein gleicher Untergang bevorstünde; er weinte daher, und beklagte sich über sein Schicksal; bat aber zugleich die Göttinn Minerva, in deren Tempel er mit einigen Heyden gieng, daß sie ihren Diener beschützen möchte.

Als er zu Mailand angelangt war, richtete ihn zwar die Gewogenheit der Kaiserinn wieder auf; aber gleichwohl war er schon im Begriff, sie in einem Schreiben zu ersuchen, daß sie ihm die Erlaubniß nach Asien zurück zu reisen verschaffen möchte; nur fürchtete er, sein

sein Schreiben möchte aufgefangen werden. Er bat also die Götter, ihm ihren Willen hierüber zu eröffnen, und versichert, sie hätten ihn mit dem schändlichsten Tode bedroht, wenn er seinen Brief absenden würde. Gewisse Betrachtungen, die er über seinen Zustand anstellte, (wenn er sich anders nicht erst in der folgenden Zeit damit ein Ansehen zu geben gesucht hat,) kamen ihm noch mehr bey seiner Verlegenheit zu Hülfe. „Ich „nehme mir also vor, sagte er zu sich selbst, den Göt„tern zu widerstreben, und einen bessern Entschluß über „mich zu fassen, als diejenigen, welche alles wissen! „Die menschliche Klugheit, die bloß das Gegenwärtige „sieht, muß doch wohl damit zufrieden seyn, wenn sie „bey den wenigen Dingen, welche sie übersehen kann, „keine Fehler begeht. Ueber das Künftige aber berath„schlagt niemand. Die Weisheit der Götter hinge„gen, welche auch die entferntesten Dinge, oder viel„mehr alle sieht, giebt die richtigste Anweisung, und „thut auch das Beste.“ — Einen andern Grund, dem Rathe der Götter zu folgen, fand Julian von Seiten der Gerechtigkeit. „Würdest du dich nicht er„zürnen, dachte er, wenn etwas, das dein Eigenthum „ist, sich von dir nicht wollte gebrauchen lassen, oder „auf deinen Ruf die Flucht nähme? Du aber, der du „ein Mensch seyn, und nicht zu den pöbelhaften und „schlechten, sondern zu den rechtschaffenen gehören „willst, entziehst dich den Göttern, und willst ihnen „nicht gestatten, dich dazu zu gebrauchen, wozu es ih„nen gefällt? Sollte dieses nicht unvernünftig, ja auch „gegen die Verbindlichkeit gehandelt seyn, in der wir „mit den Göttern stehen? Lächerlich aber wäre es zu „sagen, daß hier die Tapferkeit etwas ausrichten kön„ne. Du bist also im Begriff einen Schmeichler ab„zugeben, um dem Tode zu entgehen? da du doch al„les wegwerfen, und lediglich den Göttern die Sorge

„dafür

„dafür überlassen, ja sie mit ihnen theilen kannst, wie „es Socrates wünschte. Es steht bey dir, weder „etwas zu besitzen, noch zu rauben; wohl aber dasje„nige, was sie dir geben, sicher anzunehmen.“ Diese Gedanken hoben alle Bedenklichkeit in Julians Gemüthe auf.

Constantius meldete unterdessen seinen Vertrauten den Vorsatz, welchen er gefaßt hatte. Sie mißbilligten aber denselben mit großem Eifer: theils aus Schmeicheley gegen den Kaiser; theils um nicht ihr Ansehen verringern zu lassen, und warnten ihn, der neue Cäsar könnte wohl ein anderer Gallus werden. Doch die Kaiserinn sprach so nachdrücklich für den Julian, daß die Rechte der Anverwandtschaft endlich die Oberhand behielten. Man ließ ihn aus der Vorstadt, wo er bisher gewohnt hatte, in den kaiserlichen Palast kommen, schor ihm seinen langen Bart ab, und gab ihm an Statt des philosophischen Mantels, den er trug, die Kleidung eines Prinzen. Diese gewaltsame Verwandlung brachte noch bey ihm selbst keine hervor. Seine neue Lebensart beunruhigte ihn zwar; allein nicht als wenn er die Pracht und Größe derselben voll Erstaunens bewundert hätte, sondern weil er sich vor unfähig hielt, seiner Bestimmung ein Genüge zu leisten. Uebrigens aber gieng er immer eben so mit niedergeschlagenen Augen, als wenn er noch unter der Aufsicht seines Lehrers, des Mardonius, stünde: ein Schauspiel für die Hofleute, welche über diesen plötzlich zum Fürsten umgeschaffenen Gelehrten und Geistlichen sich sehr belustigten. Er verdiente jedoch ihre Spöttereyen nicht: denn er konnte sich kaum überwinden, die Gnadenbezeigung des Kaisers anzunehmen; und da er genöthigt war es zu thun, bat er denselben, ihm wenigstens rechtschaffene Staatsbedienten zu geben, oder ihm

eine

eine Vorſchrift von allem, was er verrichten und unterlaſſen ſollte, aufzuſetzen. Der Kaiſer begegnete ihm ſehr wohl: er befohl ihm auch die Kaiſerinn zu beſuchen, deren Reden ihm neuen Muth machten.

Am 6. November alſo des Jahrs 355. nahm Conſtantius den Julian auf eine öffentliche erhabene Bühne mit ſich, welche die zu Meiland befindlichen Kriegsvölker umgaben; ſtellte ihnen vor, wie nothwendig es ſey, gegen den Einfall der deutſchen Völker in Gallien, bey ſeiner Entfernung eine ſchleunige Hülfe anzuwenden, und that ihnen den Vorſchlag, ſeinen Vetter, den er mit der rechten Hand hielt, und einen beſcheidenen hoffnungsvollen Jüngling nannte, zum Cäſar zu ernennen. Hier unterbrachen ihn die Soldaten, indem ſie riefen, Gott ſelbſt, nicht Menſchen, billigte dieſen Entſchluß. Der Kaiſer erklärte hierauf den Julian mit Lobſprüchen ſeiner ſanften Sitten, auch ſeiner durch Wiſſenſchaft angebauten Gaben, zum Cäſar, und ließ ihn mit dem Purpur bekleiden. Ihn ſelbſt, der etwas traurig war, redete Conſtantius mit ernſthafterm Geſichte an, hielt ihm ſeine Pflichten vor, und verſprach ihm unaufhörlich beyzuſtehen. Die Soldaten bezeigten ihre Freude über dieſe Erhebung, indem ſie mit großem Geräuſche ihre Schilde an die Kniee ſchlugen. Sie bewunderten den neuen Cäſar, und zogen aus ſeinem Geſichte, das ſich inzwiſchen zu einem anmuthigen und zugleich furchtbaren Anblick aufgeheitert hatte, viel verſprechende Vorbedeutungen; mäßigten aber das Lob, welches ſie ihm ertheilten, dergeſtalt, daß Conſtantius dadurch nicht beleidigt wurde. Dieſer führte den Julian auf ſeinem Wagen in den Palaſt; der leztere aber, deſſen Beſorgniſſe durch alles dieſes freundſchaftliche Betragen nicht geſtillt worden, murmelte bey ſich folgende Stelle des Ho-

hierher, an die ihn sein kaiserlicher Purpur erinnerte:

„Ihn ergriff der purpurfarbene Todt und die mächtige Parze.“

Er war wenigstens mit allen diesen Ehrenbezeigungen nur in einen neuen Stand der strengsten Abhängigkeit, oder der Knechtschaft, wie er sie selbst nennt, getreten. Zwar gab ihm Constantius, wenige Tage darauf, nach dem Rathe der Kaiserinn, seine Schwester Helena zur Gemahlinn. Allein im übrigen ward er in einer verschlossenen Wohnung, und unter einer Wache, als ein Gefangener gehalten. Man verdächtige unter dem Vorwande, seinen Hofstaat festzusetzen, alle seine Hausgenossen, damit sie ihm keine Briefe von seinen Freunden zutragen möchten, und ließ ihm nur fünfe seiner alten. Davon waren zween noch sehr jung; die beyden andern aber waren Evemerus, der Aufseher seiner Bücherſammlung, der es allein in seinem Hause wußte, daß er dem Götzendienste zugethan sey, ihm auch dabey beförderlich war, und sein Arzt Oribasius. Er selbst hielt manche seiner Freunde, die ihn besuchen wollten, davon ab, weil man ihn zu scharf beobachtete, und solche Zusammenkünfte zu ihrem beyderseitigen Unglück hätten ausschlagen können. Es offenbarte sich jetzt, daß der Kaiser, der durch Julians Erhebung sich so viele Gewalt angethan hatte, sich hinwiederum durch seine Einschränkung Schadloß zu halten, ihm nichts als den Nahmen eines Cäsar übrig zu lassen suchte. Er sollte zwar die Statthalterschaft von Gallien führen; allein die höchste Gewalt daselbst war eigentlich zween Befehlshabern, die gleichsam seine Aufseher waren, und über die Soldaten besonders dem Marcellus, anvertrauet. Der Kaiser nahm sich sogar die Mühe, mit eigener Hand einen weitläuftigen

Brief

Aufsatz niederzuschreiben, in welchem alles, was Julian thun sollte, vorgeschrieben war: sogar was ihm zur Mahlzeit aufgetragen werden sollte, war darinne angegeben. Man sagte daher, es hätte das Ansehen, als wenn der Kaiser einen Stiefsohn zum Studieren fortschickte. Nur die Kaiserinn Eusebia blieb Julians aufrichtige und edelmüthige Freundinn. Unter vielen andern Geschenken, gab sie ihm eine treffliche Sammlung von den besten Werken der griechischen Schriftsteller, weil er fast alle seine Bücher in Asien zurück gelassen hatte.

Gegen das Ende des Jahrs 355. reiste Julian mit einer Bedeckung von dreyhundert und sechszig Soldaten nach Gallien. Er war noch nicht weit gekommen, als er eine Nachricht hörte, die man bereits am kaiserlichen Hofe gewußt, aber mit Bedacht verborgen hatte, daß die Deutschen Colonia Agrippina, eine der ansehnlichsten Römischen Pflanzstädte am Rhein, woraus das heutige Cölln erwachsen ist, zerstört hätten. Dieses machte ihn, als ein übles Anzeichen für seine Regierung in jenen Gegenden, traurig, und er klagte oft mit den Worten, alles was er erlangt hätte, wäre dieses, daß er unter weit mehr Beschäftigungen umkommen würde. Man sagte damals würklich, Constantius hätte ihn nur darum gegen die Barbaren abgeschickt, damit er in diesem Kriege das Leben verlieren möchte: eine Vermuthung, die vielleicht, ohne wahr zu seyn, aus der bekannten Gemüthsart des Kaisers gezogen wurde. Er ward unterdessen in Gallien mit außerordentlichen Freudensbezeigungen aufgenommen: man sah ihn schon als den gewissen Retter dieses Landes an. Verschiedene kleine Ahndungen, oder vielmehr sehr natürliche Vorfälle, die man ohne besondere Gelehrsamkeit auf die Zukunft deuten konnte, haben auch

damals, nach der alten Schwachheit der Menschen zu allen Zeiten, bey vielen einen großen Eindruck gemacht. So betrachtete man es als eine sichere Vorbedeutung der kaiserlichen Würde, daß eine von den aus Blättern verfertigten Kronen, die man beym Einzuge der Fürsten auf den Straßen zwischen zwo Säulen aufzuhängen pflegte, gerade auf Julians Kopf fiel, als er durch eine kleine Stadt zog. Auch rief eine alte blinde Frau zu Vienne, als sie hörte, es sey Julian, dem alle Einwohner entgegen giengen, aus, dieser würde die Tempel der Götter wieder herstellen. Allem Ansehen nach konnten damals schon viele dieses mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorhersagen.

Gallien befand sich bey Julians Ankunft großentheils in einem sehr unglücklichen Zustande. Um die kurz vorher daselbst entstandene gefährliche Empörung des Magnentius zu unterdrücken, hatte der Kaiser verschiedene deutsche Völker durch Briefe und Geld bewogen, Gallien zu verheeren. Dieses niederträchtige Mittel aber verursachte ihm beynahe den Verlust der ganzen Provinz. Magnentius war besiegt und umgekommen; allein die Deutschen konnten nunmehr nicht dahin gebracht werden, ein Land zu verlassen, wo sie ohne allen Widerstand unsägliche Beute machten. Julian traf fünf und vierzig verwüstete Städte an, und viele Schlösser, die ein gleiches Schicksal gehabt hatten: eine große Strecke Landes war in den Händen der Deutschen; noch viel weiter lag alles unbewohnt und unangebauet; ja einige Städte, denen sie sich noch nicht genähert hatten, waren schon von Einwohnern leer. Diese Völker, welche man Barbaren nannte, bloß weil sie keine Römer, wohl aber diesen fürchterlich geworden waren, hießen hauptsächlich die Alemannen; ihr Sitz war in dem heutigen Schwaben, mit [illegible] aber

aber hatten ſich auch die Franken und Sachſen, die weiter hinab längs dem Rheine wohnten, verbunden. Gegen dieſe ſtreitbare und zahlreiche Feinde wurde ein Prinz von vier und zwanzig Jahren abgeſchickt, der niemals einige Uebung in der Kriegskunſt gehabt hatte, an Arbeiten von einer ganz entgegen geſetzten Art gewohnt war, und der, nach dem eigenen Ausdrucke des Kaiſers, nur ſein Bild in Gallien herumtragen ſollte. Conſtantius ſcheint ſich alſo bloß darauf verlaſſen zu haben, daß der Nahme und die Gegenwart eines kaiſerlichen Prinzen voll Lebhaftigkeit und einnehmender Sitten, auch ſeine perſönliche Tapferkeit vor den Augen der Kriegsvölker, der Geſchicklichkeit der römiſchen Feldherren in Gallien ein ausnehmendes Gewicht beylegen, und die allgemeine Muthloſigkeit daſelbſt aufheben werde.

Kaum aber war Julianus in Gallien angekommen, als er Beweiſe gab, daß er zum Feldherrn, und überhaupt zu großen Unternehmungen von mehr als einer Gattung, gebohren ſey. Man hat ihn mit dem Lucullus verglichen, der, ohne den Krieg anders als aus Büchern gekannt zu haben, doch in ſeinem erſten Feldzuge ein bewundernswürdiger Sieger ward. Allein der junge Cäſar iſt dem bejahrten Feldherrn vielleicht noch vorzuziehen, weil ihn ſeine ganze Erziehung vom Kriegeriſchen weit entfernte, und weil er auch bey der Anführung der Kriegsvölker beſondere Hinderniſſe zu überſteigen hatte. Nachdem er den Winter zu Vienne viele Zurüſtungen angeſtellt hatte, hörte er, daß die Deutſchen Auguſtodunum (jezt Autun) vergeblich belagert hätten. Sogleich entſchloß er ſich, gleich einem erfahrnen Befehlshaber, ihnen auf ihrem unordentlichen Rückzuge nachzuſetzen, und begab ſich im Sommer des Jahrs 356. ob ihn gleich ſeine Hofbedien-

ten bey allerley Ergötzlichkeiten zurückzuhalten suchten, für die gedachte Stadt. Hier berathschlagte er mit Kennern der Gegend, was er vor einen Weg zu nehmen hätte, um die Barbaren über Autißiodorum, (welches jetzt Auxerre heißt,) zu erreichen. Von zween Wegen, welche man ihm zu dieser Stadt vorschlug, wählte er den kürzern, aber sehr gefährlichen, weil man ihm sagte, daß vor kurzem ein sehr geschickter Feldherr durch denselben, wiewohl mit großer Beschwerlichkeit, gezogen sey: er wollte nicht weniger Kühnheit zeigen als dieser, und kam glücklich dahin. Nach einer kurzen Ruhezeit führte er seine Kriegsvölker nach Tricassium, das heutige Troyes; unterwegens ward er von großen Hauffen der Feinde angegriffen, die er aber alle zurückschlug, und er kam bey der erstgenannten Stadt so unerwartet an, daß man ihm kaum wegen der überall herumschwärmenden Feinde die Thore öffnen wollte. Er eilte denselben immer weiter über Rheims nach, und war im Begriff, bey Decem Pagi, (welches man vor Dieuze in Lothringen hält,) mit ihnen zu fechten, als sie an einem trüben Tage sein Heer im Rücken überfielen, und ohne eine schleunige Hülfe einen Theil desselben zu Grunde gerichtet haben würden. Dieses lehrte ihn mehr Behutsamkeit in seinen folgenden Zügen, woran es ihm allein noch fehlte. Endlich kam es bey Brumt, zwischen dem jetzigen Straßburg und Hagenau, zum Treffen, welches die Alemannen verloren. Julian besetzte nunmehr Cölln wieder, dessen Mauern er aufrichtete: denn die Deutschen zerstörten eben deswegen die Städte, weil sie in denselben eingeschlossen zu werden befürchteten. Hierauf sahen sich einige Könige der Franken genöthigt, Friede mit ihm zu schließen.

Er

Er gedachte den darauf folgenden Winter unter der Hand Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kriegs, in Senones, dem heutigen Sens, zuzubringen. Plötzlich aber belagerte ihn eine große Menge Deutscher in dieser Stadt. Seine Besatzung war so schwach, daß er keinen Ausfall mit derselben wagen konnte; gleichwohl vertheidigte er die Stadt, indem er sich selbst Tag und Nacht in den Festungswerken mit seinen Soldaten befand, mit aller Tapferkeit, und nöthigte die Feinde, nach dreyßig Tagen abzuziehen. Marcellus, der, mit einer guten Anzahl Kriegsvölker in der Nähe stand, ließ ihn doch ohne alle Hülfe; entweder aus Eifersucht, oder weil er glaubte, die kaiserlichen Verhaltungsbefehle hätten zur Absicht, den Prinzen umkommen zu lassen. So rühmlich ihm auch dieser erste Feldzug gewesen war, in welchem er Gallien von den Alemannen größtentheils befreyet hatte; so sagt er doch, derselbe sey nicht sehr glücklich ausgefallen: vermuthlich weil ihn die geheimen Feinde, mit denen er umgehen war, hinderten, so entscheidende Thaten als er wünschte, zu vollführen.

Er fand darauf auch große Schwierigkeiten, seine Soldaten in einem verheerten Lande mit Lebensmitteln zu versehen. Um desto mehr gab er selbst das vornehmste Beyspiel der Mäßigkeit. Er ließ sich nicht einmal alle Speisen auftragen, die der Kaiser in dem obengedachten Verzeichniß für seine Tafel bestimmt hatte, insbesondere keine Fasanen und gewisse Leckerbissen der Römer: die Nahrung des geringsten Soldaten war auch die seinige. Daher schlief er auch sehr wenig, und theilte die Nächte zu dreyerley Absichten ein: zur Ruhe, zu den öffentlichen Angelegenheiten, und zum Studieren. Er konnte in jeder Stunde des Nachts aufwachen, und stand immer um Mitternacht von seinem

Bette auf, das bloß aus einem Teppich und einer Haut bestand.

Der Kaiser ließ ihm endlich mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Marcellus, der ihn so schändlich verlassen hatte, ward seiner Feldherrnstelle beraubt, und Julianus wurde nun selbst, auf Empfehlung der Kaiserinn, zum obersten Befehlshaber des Heeres ernannt: einer Würde, die man vielleicht anfänglich wegen seiner Jugend und des Mangels an Erfahrung ihm beyzulegen Bedenken trug. Da ihn hierauf Marcellus an dem Hofe des Kaisers verleumdete, widerlegte Eutherius, Julians oberster Kammerherr, den er deswegen nach Meiland geschickt hatte, die Beschuldigungen desselben vollkommen. Severus kam nun nach Gallien, um unter ihm zu dienen, und er war mit diesem Feldherrn desto besser zufrieden.

Mittlerweile fiengen die Alemannen im Jahr 357. ihre Streifereyen von neuem in ungeheurer Menge und mit einer ungewöhnlichen Wuth an. Constantius suchte sie daher zwischen zwey Römischen Heeren einzuschließen. Mit dem einen sollte Julian von Rheims her anrücken; das andere aber sollte vom Barbatio aus Italien in die Gegend des jetzigen Canton Basel geführt werden. Diese beyden Heere kamen einander immer näher; allein die Deutschen wußten mitten zwischen denselben bis Lugdunum oder das jetzige Lyon vorzudringen, wo sie die umliegende Gegend verwüsteten. Julian versperrte den meisten derselben den Rückweg, so daß sie mit der Beute auch das Leben verloren. Nur diejenigen von ihnen kehrten ruhig wieder zurück, die nicht weit von dem Lager des Barbatio vorbey zogen: denn dieser Feldherr opferte selbst das Beste des Reichs seinem Neide gegen Julians

Glück

Glück auf. Aus Furcht vor den Römiſchen Heeren, verſchanzten ſich darauf die Deutſchen, welche über den Rhein gegangen waren, in Gegenden von einer ſehr vortheilhaften Lage; andere aber ſezten ſich auf den Inſeln in dieſem Fluße feſt, und forderten gleichſam von dannen durch Schimpfworte die Römer heraus. Julian brannte vor Begierde ſich an ihnen zu rächen; aber da er ſich zu dieſer Abſicht vom Barbatio eine Anzahl Schiffe ausbat, ließ ſie dieſer vielmehr verbrennen. Er ergriff alſo ein dreiſteres Mittel, indem er einige leichte Kriegsvölker durch Waten und Schwimmen auf einer von dieſen Inſeln und bald auf mehrern landen ließ, wo ſie alle Einwohner niedermachten. Dadurch wurden endlich die übrigen Deutſchen genöthigt, auch dieſe Zuflucht zu verlaſſen. Hierauf ſtellte Julian die Feſtung Tres Tabernä (jezt Elſaß Zabern) wieder her, welche überaus dienlich dazu war, ihnen den Eingang nach Gallien zu verwehren. Das geſchah nicht nur mit ungemeiner Geſchwindigkeit; ſondern er verſah auch die Beſatzung, welche er hinein legte, auf ein Jahr lang mit Lebensmitteln, die er mit ziemlicher Gefahr aus dem feindlichen Lande ſelbſt hatte ſammeln laſſen. Auf gleiche Art verſorgte er ſein Heer auf zwanzig Tage, und ſeine Soldaten ließen ſich deſto williger dazu gebrauchen, weil ſie äußerſt erbittert auf den Barbatio waren, welcher die Zufuhre, die eben angelangt war, theils an ſich geriſſen, theils verbrannt hatte. Man konnte ein ſo unſinniges Betragen dieſes Feldherrn kaum erklären: es ſchien nicht ohne Befehl des Kaiſers beobachtet zu werden, und beſtärkte das immer mehr ſich ausbreitende Gerücht, Julian ſey bloß deswegen nach Gallien geſchickt worden, damit er auf eine gute Art aus dem Wege geräumt würde. Zuletzt erlitt Barbatio ſelbſt eine ſchimpfliche Niederlage von den Deutſchen; legte aber darauf ſeine Kriegsvölker mitten im

Sommer in die Winterruhe, und begab sich an den Hof um den Cäsar daselbst verhaßt zu machen.

Dieser war also mit dreyzehntausend Mann allein geblieben. So günstiger Umstände bedienten sich die Allemannen, versammleten sich, fünf und dreyßig tausend an der Zahl, bey Straßburg, (damals Argentoratum) und glaubten gar nicht, daß sie Julian abwarten haben würde. Sie wurden von sieben Königen angeführt, unter welchen Chnodomar der vornehmste und berühmteste war: ein kühner und tapferer Held, der ehemals den Cäsar Decentius überwunden, und lange Zeit Gallien nach seinem Gefallen durchstreifet hatte. Durch alles dieses ward sein Vertrauen noch sehr erhöht, daß er Abgeordnete an den Julian sandte, welche ziemlich gebieterisch verlangten, er sollte sich aus einem Lande wegbegeben, das sie durch ihre Waffen erobert hätten: zugleich zeigten sie das Schreiben des Constantius vor, durch welches er ihnen den Besitz dieses Landes ertheilt hatte. Julian lachte über ihre stolze Forderung; behielt sie aber, unter dem Vorwande, sie wären Kundschafter, bis nach der Schlacht bey sich: vermuthlich, damit sie den Feinden keine Nachricht von seinen Anstalten, (denn die Stärke seines Heers kannten sie bereits,) geben möchten. Er rückte darauf den Allemannen entgegen, und kam gegen den Mittag eines sehr heißen Tags im Jahr 357. nicht weit von ihrem Lager an. Daselbst stellte er eine weise Ueberlegung an, die er auch seinen Soldaten bekannt machte. Er erinnerte sie, daß sie ermüdet von ihrem Zuge, in den nachtheiligsten Umständen mit sehr muntern Feinden würden fechten müssen; da sie hingegen durch Schlaf und Nahrung erquickt, am folgenden Morgen sich einen desto gewissern Sieg versprechen könnten. Allein die Soldaten waren so begierig nach einer

Schlacht, daß sie ihn seine Rede nicht zu Ende bringen ließen, vor Ungeduld mit den Zähnen knirschten, und, welches nach ihren Sitten ein Merkmal des Zorns war, ihre Schilde und Spiese zusammen stießen. Sie gründeten ihre Hoffnungen auf den glücklichen Erfolg des vorigen Jahres; allein jetzt hatte sich die ganze Verfassung des Kriegs geändert; und für sie war es ungemein bedenklich, etwas übereiltes zu wagen. Julian konnte jedoch ihrem ungestümen Eifer nicht länger widerstreben.

Bey einer so wichtigen Unternehmung als die darauf folgende Schlacht unweit Straßburg war, zeigte sich seine kriegerische Geschicklichkeit in ihrem ganzen Umfange. Noch ehe sie angieng, gab er den in Schlachtordnung stehenden Soldaten zu erkennen, daß, wenn sie ihn gleich zu derselben genöthigt hätten, doch nunmehr keine wilde Wuth, sondern Tapferkeit mit Klugheit verbunden, und die Beobachtung seiner Befehle alles ausrichten müßte. Er erinnerte sie überhaupt, dieses wäre der lang gewünschte Tag, an welchem sie so viele Schandflecken, die bisher der Würde des Römischen Nahmens zugefügt worden wären, tilgen könnten, und dieses wären die Barbaren, welche ihre Raserey zu ihrem Verderben hieher gezwungen hätte. Indem er den alten Soldaten ihre gehörige Stellung gab, sagte er zu ihnen: Kommt, tapfre Männer, laßt uns mit der nöthigen Tapferkeit den Schimpf auslöschen, den unsre Parthey oft erlitten hat, und bey dessen Betrachtung ich den Nahmen eines Cäsar mit Zaudern angenommen habe. Diejenigen aber, von welchen er voraus sah, daß sie die Kriegszucht leicht übertreten dürften, warnte er, den Feinden weder so hitzig nachzusetzen, daß dadurch der Sieg wieder entwischen könnte; noch eher als in der äußersten Noth zu weichen. „Denn,

„setzte

„setzte er hinzu, wenn ihr flieht, so verlasse ich euch „ganz gewiß; wenn ihr aber die Feinde auf eine vor„sichtige Art verfolgt, so werde ich mich gleichfals un„ter euch mengen.“ Er schien vorhergesehen zu haben, was sich würklich zutrug. Die Deutschen fochten, wie allemal wenn sie gut angeführt worden sind, überaus muthig und standhaft; lange war der Sieg zweifelhaft; ja die Römische Reiterey war schon auf die Flucht bedacht. Julian sah es: er sprengte zu ihr hin, und stellte sich ihr gleichsam als einen Riegel vor; sobald sie ihn auch erkannte, kehrte sie sich wieder gegen die Feinde um. Der zweydeutige Zustand des Gefechts rieth ihm nur gelinde Vorwürfe an. „Wohin wollen wir „denn weichen? rief er, tapfere Männer! Wißt ihr „denn nicht, daß die Flucht, an Statt eine Rettung „zu finden, vielmehr nur eine vergebliche und thörichte „Bemühung anzeige? Laßt uns zu den unsrigen zurück„kehren; wir werden wenigstens Antheil an ihrem „Ruhm nehmen, wenn wir sie gleich, indem sie für „den Staat fechten, unbesonnen verlassen.“ Durch diese Reden brachte er würklich die ganze Reiterey zu ihrer Schuldigkeit zurück: es war Zeit, daß dieses geschah, weil die Deutschen schon in das Fußvolk eingebrochen waren. Endlich nachdem beyde Theile einander geraume Zeit das Gleichgewicht gehalten hatten, die Deutschen durch die Größe und Stärke des Leibes, und durch die wildeste Hitze; die Römer aber durch Erfahrung, Behendigkeit, einen mehr gesetzten und vorsichtigen Muth, mußten freylich die letztern siegen. Auch alsdenn trug Julian noch viel dazu bey, dieses Vortheils versichert zu seyn: er hinderte nebst den übrigen Befehlshabern die Soldaten, daß sie sich nicht in den Rhein stürzten, um den Feinden, welche über diesen Fluß zu entkommen suchten, das Leben zu nehmen.

Ihm

Ihm kostete dieser Sieg nur zweyhundert und dreyund vierzig Soldaten, nebst vier Befehlshabern; den Feinden hingegen sechstausend Todte auf dem Wahlplatze, und ungleich mehrere, die durch den Strohm fortgerissen wurden. Chnodomar selbst ward gefangen; Julian begegnete ihm sehr gütig, und an Statt ihn in Gallien, dessen Schrecken er lange gewesen war, herumführen zu lassen, schickte er ihn an den Kaiser. Die Soldaten erkannten nun erst völlig den Werth ihres Feldherrn: sie riefen ihn einmüthig zum Kaiser aus; er aber gab ihnen deswegen einen Verweis, und betheuerte mit einem Eyde, daß er diese Würde weder hoffen noch annehmen wolle. Unterdessen hatte er Ruhm genug durch diese glänzende That erworben: Gallien war auf lange Zeit von den Deutschen befreyt; den Römischen Soldaten war ihr alter Muth und ihre fast verlorne Ehre wieder gegeben worden: und dieses bey solcher Ueberlegenheit der Feinde; in dem ersten Versuche dieser Art, den er in seiner frühen Jugend machte; unter andern merkwürdigen Umständen, die nicht wiederholt zu werden brauchen.

Allein die Hofleute spotteten seiner vielmehr, weil sie wußten, daß dieses dem Kaiser angenehm sey. Sie nannten ihn, wegen der häufigen Berichte, die er von seinen Siegen über die Deutschen einschickte, Victorinus: und man bemerkte dabey zugleich, daß sie auf eine boshafte Art zu verstehen gaben, Julian könnte wohl dereinst, wie ehemals der Feldherr Victorinus in Gallien, sich gegen den Kaiser empören. Diesen hingegen beredeten sie, er habe ein Recht sich alles zuzueignen, was unter seiner Regierung und klugen Aufsicht vorgienge. Ob er also gleichsam am Tage der Schlacht bey Straßburg, vierzig Tagereisen davon entfernt war; sprach er doch [illegible] wenn

Julianus ſelbſt dabey gegenwärtig geweſen wäre, alles angeordnet und ausgeführet hätte: Julianus aber gedachte er darinne mit keinem Worte.

Eben die Beſcheidenheit des leztern ſcheint ihm eine ſtille Ungerechtigkeit vornemlich zugezogen zu haben. Er war jedoch nur darauf bedacht, ſeinen Sieg zu nuzen. Nachdem er die Todten von beyden Seiten, weil er ſie den Raub der Vögel werden laſſen wollte, hatte begraben laſſen, machte er ſich fertig nach Maynz (damals Mogontiacum) zu ziehen, um über eine darüber zu ſchlagende Brücke in Deutſchland einzudringen. Sein Heer, das ſich nach der Ruhe ſehnte, weigerte ſich ihm dahin zu folgen; allein durch beredtes und freundliches Zureden brachte er es bald zum Gehorſam: er gewann auch von ſeinen Soldaten geliebt, da ſie nach ſahen, daß er ſich mehr Arbeit als ihnen aufzulegen pflegte. Er fiel alſo an dem gedachten Orte in das feindliche Land ein. Die Deutſchen baten ihn demüthig um Frieden, damit ſie Zeit gewinnen möchten, ſich zu erholen; bald aber ließen ſie ihn mit dem heftigſten Kriege bedrohen, wenn er ihr Gebiete nicht verlaſſen würde. Julian kehrte ſich an keines von beyden; er fand vielmehr Mittel, die Feinde aus den engen Päſſen zu vertreiben, welche ſie beſetzt hatten, und ſie flüchteten ſich über den Mayn. Er machte auch ſchon Anſtalt, ſich den Weg durch einen finſtern Wald zu bahnen, wo die Feinde mancherley Hinterhalt gelegt hatten; allein Kälte und Schnee nöthigten ihn davon abzuſtehen. Doch richtete er, um ſich in dieſen Gegenden zu behaupten, die Feſtung wieder auf, welche Trajan ehemals daſelbſt, (vermuthlich in der Nähe des itzigen Frankfurt am Mayn,) gebauet hatte, und verſah ſie auch mit Soldaten und Lebensmitteln. Nachdem dieſes [illegible] in ihrem Lande

wurden

wurden die Deutschen so bestürzt, daß sie um Frieden baten. Julian bewilligte ihnen denselben nur auf zehn Monathe; diese Zeit brauchte er ohngefähr, um den eingenommenen Platz gehörig zu befestigen. Drey ihrer Könige beschworen diesen Stillstand; sie versprachen auch die Festung mit Korn zu versorgen, und hielten es. Von diesem so siegreich geendigten Kriege urtheilten Julians Feinde nicht ganz unrichtig, er habe deswegen so viele Tapferkeit in demselben bezeigt, weil er es vor rühmlicher gehalten habe, fechtend zu sterben, als gleich einem Missethäter, wie Gallus, und wie sie es auch von ihm hofften, umgebracht zu werden.

Während daß er mit seinem Heere so weit entfernt war, hatte ein großer Hauffen Franken längs der Maaß eine Streiferey vorgenommen. Da sie ihn aber zurückkommen sahen, zogen sie sich in zwey Schlösser, welche die Römer ehemals verlassen hatten. Allein Julian ließ ihnen nicht Zeit, sich daselbst festzusetzen. Er belagerte sie am Ende des Jahrs 357. und bis in den Anfang des folgenden, fast zwey Monathe lang. Endlich da sie auf das Aeußerste gebracht waren, und er befürchten mußte, sie möchten bey einer dunkeln Nacht auf dem gefrornen Flusse entwischen, ließ er seine Soldaten die ganze Nacht hindurch auf Wachtschiffen herumfahren, und den Fluß aufeisen. Als sie sich darauf ergeben hatten, schickte er sie sogleich an den Hof des Kaisers: vermuthlich, weil ihr tapferer Widerstand eine Stelle unter den Römischen Kriegsvölkern verdiente.

Den übrigen Theil des Winters brachte Julian zu Paris, oder, wie es damals noch genannt wurde, zu Lutecia zu, das die Pariser, ein gallisches Volk, angelegt hatten. Diese Stadt nahm zu seiner Zeit nur

die

die Insel auf der Seine ein; war aber durch die römischen Einwohner schon mit ansehnlichen öffentlichen Gebäuden bereichert worden. Julian, dem dieser Aufenthalt sehr gefiel, und der auch einen Palast daselbst erbauet hat, von dem man noch einige geringe Ueberbleibsale zeigt, machte sich daselbst und in ganz Gallien immer beliebter. Er hatte das Land von seinen Feinden befreyet, und regierte es auf die ruhmwürdigste Art. Seine Enthaltsamkeit und Strenge gegen sich selbst, waren ein überaus seltenes Beyspiel an einem Statthalter: sie giengen bey ihm zuweilen bis zu einer tadelhaften Härte. Er wollte unter andern den Winter, wie in wärmern Ländern, in ungeheizten Stuben aushalten: die Kälte war einmal außerordentlich heftig; doch blieb er bey seinem Sinne. Und da er endlich nur einige glühende Kohlen hineinbringen ließ, zog er sich dadurch einen gefährlichen Anfall auf seine Gesundheit zu.

Die Wissenschaften blieben noch immer seine liebste Beschäftigung, hauptsächlich in den Stunden, welche er dem Schlafe entriß. Mit unersättlicher Begierde ergab er sich der Philosophie, und suchte in derselben einen Unterhalt für seinen Geist, der das Erhabene vor allen andern zu kennen begehrte. Auf die Dichtkunst, und noch mehr auf die Beredsamkeit, ingleichen auf die Römische und auswärtige Geschichte, wandte er ebenfals vielen Fleiß. Er lernte sich ziemlich wohl im Lateinischen auszudrücken; aber ungleich besser in der griechischen Sprache. Da er noch als Cäsar mit den Soldaten einen Tanz in den Waffen lernen mußte, beschwerte er sich darüber, daß ihm eine seinen Kräften so fremde Last aufgelegt würde, und rief öfters voll Sehnsucht nach seinem Plato. Verschiedene Gelehrten kamen, weil sie seine Neigung kannten, zu ihm nach Gallien; er machte Verse zu ihrem Lobe, und scheint

ihnen

ihnen keine gröſsern Belohnungen haben geben können, oder ihrer würdig gehalten zu haben.

Doch von dieſen Seiten ſorgte er mehr für ſich ſelbſt; in der weiſen und leutſeeligen Staatsverwaltung hingegen, da er die Liebe zu den Unterthanen, Gerechtigkeit und unermüdete Aufmerkſamkeit auf das gemeine Beſte mit einander verband, war er eigentlich Cäſar. Vorzüglich beſtrebte er ſich den Ruhm der Gnade zu erlangen. Den Entführer eines Frauenzimmers verbannte er nur: die Eltern beklagten ſich darüber, daſs ihn Julian nicht zum Tode verurtheilte; er antwortete aber darauf, die Geſetze möchten ihn immer einer zu groſsen Nachſicht beſchuldigen; ein Kaiſer von ſanften Geſinnungen müſste dieſe übertreffen. Wenn er ſich in den Feldzug begeben wollte, und Beſchwerden vor ihn gebracht wurden, verwies er dieſelben an die Unterſtatthalter; bey ſeiner Zurückkunft aber linderte er die Strafen, welche den Verbrechern zuerkannt worden waren, ſo weit es die Billigkeit erlaubte. Ueberhaupt muſste dasjenige ſcharf bewieſen ſeyn, was von ihm beſtraft werden ſollte: und er unterſuchte daher gerne ſelbſt wichtige Streithändel. Man klagte den Numerius, der über einen Theil von Gallien Statthalter geweſen war, der Raubſucht an; man konnte ihn aber, da er alles leugnete, nicht genugſam überzeugen. Der Sachwalter ſeiner Gegner, Delphidius, ein ſehr heftiger Redner, rief vor Verdruſs darüber aus: „Wer wird wohl, „vortrefflicher Cäſar! jemals ſchuldig heiſsen können, „wenn es genug iſt, daſs man leugnet?“ Gleich verſetzte Julian darauf ſehr richtig: „Wer wird aber „unſchuldig ſeyn können, wenn es genug iſt, daſs man „verklagt?“

Deſto unpartheyiſcher betrug er ſich gegen offenbare Mißhandlungen, wenn gleich die angeſehenſten Männer daran Antheil hatten. Ein ſolcher war Florentius, der oberſte Staatsbediente in Gallien. Da man einen von den Statthaltern wegen ſeiner Gelderpreſſungen bey ihm verklagt hatte, und er ſich bewußt war, mit demſelben in eigennützigen Verbindungen geſtanden zu haben, wollte er anfänglich kein Urtheil über ihn fällen; aber endlich ſprach er ihn loß. Man bezeigte darüber ſo viel Mißvergnügen, daß Florentius die Sache Julians Entſcheidung überließ. Dieſer hatte alle Urſache, mit dem Staatsbedienten ein gutes Vernehmen zu unterhalten, der unmittelbar unter dem Kaiſer ſtand, und durch ſeine Berichte ihm ſehr viel ſchaden konnte. Allein nachdem er dieſe Unterſuchung vergebens von ſich abgelehnt hatte, verurtheilte er den Statthalter, wie er es verdiente.

Gegen eben dieſen mächtigen Mann verfuhr er zum Dienſte des gemeinen Weſens noch beherzter. So kurz auch ſeine erſte Winterruhe zu Paris war; ſo machte er ſich doch während derſelben mit der ganzen damaligen Verfaſſung der Steuern in Gallien bekannt, um die Bedrückungen abzuſtellen, welche die Beſitzer von liegenden Gründen litten. Als ihm daher Florentius vorſtellte, er habe nach einer genauen Berechnung gefunden, daß man dasjenige, was die Kopfſteuer zu wenig einbrächte, durch eine außerordentliche Geldhülfe würde einfordern müſſen: verſicherte Julian, daß er eher das Leben verlieren, als dieſes zugeben wolle; denn er wußte, daß durch ſolche Erhöhung der ordentlichen Steuern ganze Provinzen am erſten zu Grunde gerichtet worden waren. Florentius ſchrie nach der Gewohnheit ſolcher Leute, er könne es nicht leiden, daß er plötzlich zu einem ungetreuen Diener des Kaiſers gemacht

macht werden sollte, der ihm doch die höchste Besorgung dieser Angelegenheiten vertrauet hätte. Seinen Zorn besänftigte Julian dadurch, daß er ihm durch eine sehr sorgfältige Rechnung zeigte, die gewöhnliche Kopfsteuer sey nicht allein hinlänglich, sondern trage auch noch mehr ein, als die öffentlichen Bedürfnisse verlangten.

Gleichwohl schickte ihm Florentius einige Zeit darauf einen von ihm aufgesetzten Befehl, durch welchen die Kopfsteuer erhöhet wurde, zu, damit ihn Julian unterzeichnen möchte. Statt dessen wollte ihn dieser nicht einmal vorlesen lassen, und warf ihn auf die Erde. Dadurch wurde der Staatsbediente so sehr aufgebracht, daß er ihm die schmähsüchtigsten Aufsätze zusandte. Julian, der dazu weder gänzlich schweigen, noch sich bey seinen Umständen in weitläuftige Streitigkeiten einlassen konnte, begnügte sich, in Gegenwart einiger, die es, wie er wußte, dem Florentius hinterbringen würden, zu sagen: „Ich hoffe doch gewiß, „daß er sich in seinen Aufsätzen bessern wird; denn bis„her hat er sich darinne sehr ungebührlich betragen.“ Aber er besserte sich, nachdem er dieses vernommen hatte, so wenig, daß er vielmehr allen Wohlstand ablegte, und sich gleich einem Wüterich gegen den Julian bezeigte. „Was sollte ein Verehrer des Plato und „Aristoteles dabey anders thun? schreibt Julian an „den Oribasius. Sollte ich wohl die armen Leute „den Dieben überlassen? oder ihnen nicht vielmehr nach „meinem Vermögen beystehen? Es scheint mir, daß „sie ohnedieß schon wegen der gottlosen Werkstätte dieser „Menschen ihren Todtengesang anstimmen. Ich halte „es in der That vor schimpflich, daß man einen Ober„sten, der seinen Posten verläßt, wenn er ihn gleich „nicht anders als mit dem Verluste seines Lebens hätte

„behaupten können, verurtheilt, und ihn nicht einmal „eines Begräbnisses würdig schätzt; und hingegen den „Posten verläßt, den man zur Vertheidigung solcher „armen Leute eingenommen hat: zumal da man gegen „solche Diebe zu fechten hat, und da Gott mit uns „streitet, so wie er uns in die Schlachtordnung gestellt „hat. Sollten wir auch etwas dabey leiden müssen: „so ist es kein geringer Trost, mit einem guten Gewis„sen abzugehen. Möchten mir nur die Götter den „rechtschaffenen Sallustius verleihen! Wenn man „uns auch deswegen einen Nachfolger ernennen sollte: „so wird dieses kein sehr großes Unglück seyn. Denn „es ist besser, eine kurze Zeit gut zuzubringen, als eine „lange übel.“

Bey solchen Gesinnungen, und indem er seine Pflicht beobachtete, konnte Julian zufrieden seyn, wenn er gleich nicht immer in seinen Absichten glücklich war. Sallustius, den er sich zum Gehülfen wünschte, war ein heydnischer Befehlshaber in Gallien, gelehrt und mit seiner Gemüthsart sehr übereinstimmend. Er bekam bald Julians Vertrauen, und ertheilte ihm dafür seine Rathschläge und Erinnerungen mit der Freymüthigkeit eines ehrlichen Mannes. Man sagte daher öffentlich, alles Rühmliche, was Julian verrichte, komme von seinem Freunde Sallustius her: und der erstere hörte dieses mit Vergnügen. Aber der Neid über ihre Verbindung zerriß dieselbe. Constantius rief den Sallustius zu einer andern Stelle aus Gallien weg: entweder weil er fürchtete, daß derselbe dem Julian Gedanken der Unabhängigkeit beybringen möchte; oder, wie man vielleicht zu listig argwohnt hat, weil ihre Feinde hofften, Julian werde, nachdem er seines weisen Vertrauten beraubt worden, eher etwas Tadelnswürdiges begehen. Dieser erfüllte wenigstens keine Erwar-

wartung ſeiner Verleumder, und beklagte den Verluſt des Salluſtius in einer beſondern an ihn gerichteten Schrift, oder Klagrede, worinne er die Vorzüge deſſelben auf eine eben ſo feine und witzige Art, als mit gerührtem Herzen beſchrieb. Nach derſelben zu urtheilen, waren ſie beide zur tugendhaften Freundſchaft ausnehmend geſchickt; doch verträgt freylich ein ſolcher Aufſatz auch viele Verſchönerungen.

Man arbeitete auf mehrern Wegen, den Julian beym Kaiſer verhaßt zu machen, und er bekam ſo viele Feinde, als er Unterobrigkeiten in ihren Bedrückungen des Volks Einhalt that. Die argliſtigſten darunter waren diejenigen, welche ihn auf eine ausſchweifende Weiſe lobten, um dadurch die Eiferſucht des Kaiſers rege zu machen. Florentius verklagte ihn ebenfals, und er ward von dem Kaiſer erinnert, mit dieſem Staatsbedienten nicht ſo mißtrauiſch umzugehen. Allein Julian ſchrieb darauf zurück, man müßte froh ſeyn, wenn die Gallier, die ſo lange ausgeplündert worden wären, nur die ordentlichen Steuern bezahlten; geſchweige denn daß ihnen noch ſtärkere auferlegt werden könnten. Bey dem Florentius ſelbſt brachte er es dahin, daß er in die zweyte Belgiſche Provinz, (wozu der jetzige Kirchenſprengel von Rheims und ein Stück von den Niederlanden gehörte,) zur Einforderung der Steuern keine Gerichtsdiener ſchicken, ſondern ihm dieſe Sache allein überlaſſen ſollte, weil die gedachte Provinz mehr als andere durch viele Unglücksfälle erſchöpft war. Das that die Würkung, daß ihre Einwohner die Steuern alle noch vor der geſetzten Zeit abtrugen, ohne daran erinnert worden zu ſeyn.

Als er nach Gallien kam, machte die Kopfſteuer für jeden Hausvater fünf und zwanzig Goldſtücke aus;

bey seinem Abzuge aber war sie auf sieben herunter gesetzt. Niemand unterstand sich mehr, von den Galliern unter einem besondern Vorwande Geld zu erpressen. Und dennoch erließ er auch nicht leicht die gewöhnlichen Abgaben, weil er wußte, daß dieses nur den Reichen einen Vortheil verschaffte, dessen sie nicht bedurften, und hingegen Gelegenheit gab, daß die Armen desto mehr gedrückt wurden. Seine wohlthätige Denkungsart machte ihn auch zum Feinde der kaiserlichen Agenten oder Commißarien, die eigentlich über die Lieferungen an die Kammer gesetzt waren; zugleich aber die Geheimnisse der Familien auskundschafteten, und dem Kaiser alles berichteten, was sie seiner Ehre und seinem Dienste nachtheilig zu seyn glaubten: eine fürchterliche Art von Leuten, vor deren Angeben man sich oft durch Geld sicher zu stellen pflegte. An einem gewissen feyerlichen Tage kamen sie in Julians geheime Rathsversammlung, um gewöhnlichermaaßen eine Anzahl Goldstücke ausgezahlt zu bekommen. Einer von ihnen hielt nicht, wie sie sonst pflegten, seinen Mantel, sondern beyde hohle Hände hin, um das Geld zu empfangen. Darauf sagte Julian: Die Agenten wissen wohl nach Geld zu greiffen; aber nicht es zu nehmen.

Wenn die Gallier ihren Cäsar nicht wegen einer so gütigen und standhaften Beschützung gegen die Feinde, die unter ihnen selbst wohnten, geliebt hätten; so nahm ihn schon die Aehnlichkeit seiner Sitten mit den ihrigen, wie er selbst gesteht, für ihn gänzlich ein. Sie waren ein ernsthaftes Volk, ungewohnt zu schmeicheln und sich zu verstellen; Schauspiele gefielen ihnen nicht, und die Tänzer sahen sie vor Unsinnige an. Was bey ihnen Nationalcharakter und Erziehung war, kam beym Julian zwar zum Theil auch aus der Bildung seiner ersten Jahre; aber eben so sehr aus philosophischen Grund-

Grundsätzen und aus einem Ehrgeize her, der sich vor andern hervor zu thun suchte. Sie gehorchten ihm daher in allem ohne Widerrede, ergriffen für ihn die Waffen, und gaben ihm Geld, sogar wider seinen Willen.

Indem er in dieser Verfassung die ersten Monathe des Jahrs 358 zu Paris zubrachte, war er vornemlich darauf bedacht, den Alemannen zuvorzukommen, ehe sie sich wieder in ein Heer versammelt hätten. Allein er konnte die nöthigen Vorräthe von Lebensmitteln nicht vor dem Julius aus Aquitanien erhalten. Dieses Hinderniß zu überwinden, sann er hin und wieder, und fand endlich kein besseres Mittel, als, ohne auf jene Zufuhren zu warten, seine Soldaten selbst auf zwanzig Tage Zwieback tragen zu lassen. Sie thaten es willig, und seine Absicht war, zween Kriege in Einem Feldzuge zu endigen, nemlich die Franken eher zu besiegen, als der Stillstand mit den Alemannen zu Ende gegangen seyn würde. Eine fränkische Nation, die Salier, hatten sich ehemals eigenmächtig in dem römischen Gebiete zwischen der Maaß und Schelde, ohngefähr im heutigen Brabant und im Lüttichischen, niedergelassen. Julian rückte gegen sie bis Tongern vor: daselbst traten Gesandte von ihnen an, weil sie glaubten, er befände sich noch in seiner Winterruhe, und sie verlangten durch dieselben, daß er sie ungestört in dieser Gegend lassen sollte. Er schickte sie, ohne mit ihnen einig zu werden, zurück; folgte ihnen aber so geschwind auf dem Fuße nach, daß er ihre Landsleute gleich einem Blitze überfiel, und sie nöthigte, sich mit allen den ihrigen seiner Gnade zu ergeben. Die Chamaver, ein anderes deutsches Volk, das aus dem jetzigen Westphalen in ähnlicher Absicht gegen den Rhein gezogen war, griff er mit gleicher Geschwindigkeit an, schlug sie in die

Flucht, und gab ihnen den Frieden unter keiner andern Bedingung, als daß sie in ihr Vaterland zurückkehren sollten. Als er den Sohn ihres Königs zum Geisel verlangte, klagte dieser auf das wehmüthigste, daß derselbe in diesem Kriege das Leben verloren hätte. Julian machte darauf sich und dem trostlosen Vater das Vergnügen, den Sohn, der nur gefangen war, in ihre Gegenwart bringen zu lassen, und versprach, ihm wohl zu begegnen. Wenn der Vater sein Versprechen übertreten würde, setzte er hinzu, so wollte er zwar dieses an dem Sohne nicht rächen, weil eine solche Begegnung unmenschlich seyn würde; allein die Strafe würde dennoch gewiß erfolgen. Er hatte den Krieg mit den Chamavern zum Theil auf eine neue Art geführt. Denn da sie ihn mehr durch Streifereyen mit kleinen Hauffen und nächtliche Anfälle beunruhigten, als sich zu einem ordentlichen Treffen stellten, ließ er sie unter der Anführung eines Deutschen, der zu den Römern übergegangen war, auf eben diese Art angreiffen und in die Enge treiben. Eine Menge Salier und Chamaver nahm er unter seine Kriegsvölker auf.

Besorgt für Galliens Sicherheit, ließ er drey Festungen an der Maaß wieder herstellen, welche die Barbaren niedergerissen hatten. Damit sie geschwind mit Lebensmitteln versehen würden, gab er ihnen einen Theil von denen, welche die Soldaten mit sich führten, in der Hoffnung, dieselben aus dem Lande der Chamaver ergänzen zu können. Allein, ehe das Korn daselbst zur Reife gekommen war, hatten die Soldaten nichts mehr zu essen. Sie stießen darauf Drohungen gegen den Julian aus, den sie einen Asiatischen und Griechischen Betrüger, einen Thoren, der sich weise zu seyn dünkte, nannten: auch betheuerten sie, daß ihr Mißvergnügen kein Aufruhr sey, und daß sie bloß um die Erhaltung ihres

Lebens

Lebens reden müßten, mithin kein Geld verlangten, das sie für alle ausgestandene Mühseeligkeiten ohnedieß nicht erhalten hätten. Diese leztere Klage war ebenfals gerecht: denn seitdem Julian nach Gallien geschickt worden war, hatten die Soldaten weder das bey solchen Gelegenheiten gewöhnliche Geschenk, noch ihren ordentlichen Sold bekommen. Er hatte zu wenig Einkünfte, als daß er sie hätte bezahlen können, und der Kaiser wollte kein Geld dazu hergeben, damit Julian bey den Soldaten weniger beliebt seyn möchte. Sogar da dieser einem Soldaten, der ihn darum bat, ein sehr geringes Geschenk gemacht hatte, breitete einer von den Kundschaftern des Kaisers die schimpflichsten Verleumdungen deswegen wider ihn aus. Endlich gelang es, ihm durch viele Liebkosungen, die Empörung der Soldaten zu stillen.

An Statt ihn durch Geld zu unterstützen, wollten es der Kaiser und seine Vertrauten lieber den Feinden des Reichs selbst zu ihrer Schande gegeben wissen. Gallien war damals erschöpft, und konnte daher nicht Getreyde genug für das Heer liefern. Aus Britannien (oder dem heutigen England) dasselbe zu holen, war wegen der deutschen Völker gefährlich, welche die Frachtschiffe auf dem Rhein wegnehmen konnten. Florentius sah dieses leztere Hinderniß vor so unübersteiglich an, daß er den Deutschen zweytausend Pfund Silber versprach, wenn sie die Schiffe nicht anfallen würden, und Julian erhielt Befehl vom Kaiser, diesen Vergleich zu befördern, wenn er ihm nicht zu schimpflich vorkäme. Allerdings aber glaubte Julian, daß derselbe ein Schandflecken des Reichs seyn würde: er überwand also vielmehr die Feinde, als daß er ihre Erlaubniß gekauft hätte. Darauf führte er sechshundert mit Korn beladene Schiffe aus Britannien in die Mündung des

Rheins ein, welche damals noch nicht verstopft war; in welcher Absicht er auch den Frieden leichter bewilligt hätte, um den die Deutschen baten.

Nun zog er abermals über den Rhein gegen die Alemannen, mit denen der Stillstand eben aufhörte. Suomar, einer ihrer Könige, kam ihm unvermuthet entgegen, und flehte ihn knieend um den Frieden an. Diesen schenkte ihm Julian mit der Bedingung, daß er alle Gefangene zurückgeben, und den Römischen Kriegsvölkern, so oft es nöthig seyn würde, Lebensmittel verschaffen sollte. Der andere alemannische Fürst, Hortar, ward auch gezwungen, sich zu unterwerfen, und versprach ebenfals, alle gefangene Römer frey zu lassen. Da er aber dieses nur in Ansehung weniger leistete, wußte Julian durch ein schlaues Mittel alle zu bekommen. Er ließ sich aus allen von den Feinden zerstörten Städten und Flecken ein Verzeichniß der Einwohner geben, welche sie in die Gefangenschaft fortgeführt hatten. Die Deutschen brachten darauf die Gefangenen vor seinen Thron, die ihre Nahmen sagten. Aber hinter dem Throne waren kaiserliche Schreiber versteckt, welche diese Nahmen in dem gedachten Verzeichnisse suchten, und dem Julian die noch fehlenden leise meldeten. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, den Deutschen unter Bedrohung eines neuen Kriegs zu erklären, daß noch diese und jene, welche er nannte, auch gestellt werden müßten. Das brachte sie auf die Gedanken, Julian müsse durch eine göttliche Eingebung die geheimsten Dinge wissen: sie setzten also alle noch lebende Gefangene in Freyheit. Damals und überhaupt in seinen Kriegen mit den Deutschen, zog Julian gegen zwanzigtausend Römer und Gallier aus ihrer Knechtschaft. Eine für ihn gleich rühmliche Bedingung, die er dem Hortar auflegte, war diese, daß

der-

derselbe zur Wiederaufbauung eben derjenigen Städte, die er und die seinigen nebst andern Deutschen zu Grunde gerichtet hatten, reichliche Materialien auf ihren Fuhren herbeyschaffen mußte.

Allein je größer und häuffiger Julians Thaten wurden, desto mehr ergrimmte die Eifersucht des Hofs darüber, an welchen er auch seine kleinsten Verrichtungen zu melden verbunden war. Die Schmeichler an demselben machten sie daher lächerlich. „Diese Ziege „von einem Menschen, sagten sie, (indem sie seines „haarichten Körpers spotteten,) wird unausstehlich mit „ihren ewigen Siegen.“ Sie nannten ihn einen geschwätzigen Maulwurf, einen mit Purpur bekleideten Affen, einen griechischen Witzling, und erdachten noch andere höhnische Schimpfwörter über ihn, weil sie sahen, daß dieses dem Kaiser überaus wohl gefiel. Sogar beschuldigten sie einen der geschäftigsten und muthigsten Feldherrn der Faulheit und Furchtsamkeit; seine Unternehmungen sollten, nach ihrem Vorgeben, auf eine ruhmredige Art von ihm vergrößert werden. Man kann leicht glauben, daß es auch unter Julians Heere Leute genug gegeben habe, die mit dem Hofe gleich gesinnt waren, und entweder seinen Ruhm zu verdunkeln, oder seine Entwürfe zu zernichten suchten.

Ihn hinderten alle solche Anfälle nicht, auf seinem Wege fortzugehen: denn nur schwache Seelen werden durch Neid und Verleumdung ganz zu Boden geschlagen. Es waren noch einige alemannische Provinzen übrig, von denen er eine feindliche Begegnung zu erwarten hatte, wenn sie nicht, wie die andern, bezwungen würden: dabey war es hauptsächlich nöthig, so schnell als möglich mitten unter ihnen zu erscheinen. Er schickte deswegen im Jahr 359 einen Kriegsbedienten zum Hor-

tar,

ganz der die nöthigen Nachrichten von ihnen einziehen sollte. Unterdessen richtete er mit vieler Geschwindigkeit Vorrathshäuser auf, und ließ sieben Städte am Rhein, die nun wieder bewohnt wurden, befestigen. Die Deutschen hatten Kraft des mit ihnen geschlossenen Vergleichs, alles was zum Bau nöthig war, zugeführt: und selbst seine Hülfsvölker, die sonst dergleichen Arbeiten verabscheueten, hatten, durch sein freundliches Zureden gewonnen, die schwersten Balken auf ihrem Rücken hinzu geschleppt, auch sonst bey dieser Unternehmung allen Beystand geleistet. Julian erhielt endlich die verlangten Nachrichten; allein da man ihm sagte, das Heer müßte bey Maynz über den Rhein setzen, wollte er nichts davon wissen, weil in dieser Gegend die mit ihm verbundenen Deutschen wohnten, die, wenn die Soldaten in ihrem Lande Ausschweifungen begiengen, einen Vorwand haben würden, den Frieden zu brechen. Dagegen lagerten sich die Feinde selbst bey Maynz, um ihm den Uebergang über den Fluß zu verwehren. Eben dadurch erleichterten sie ihm denselben, indem er in einiger Entfernung bey Nacht einen Haufen von dreyhundert Soldaten über den Rhein schiffen ließ, deren unvermutheter Anblick eine solche Bestürzung unter den Deutschen verursachte, daß sie, in der Meinung, das ganze römische Heer sey im Anzuge, sich eilends zurück flüchteten. Er drang darauf in ihr Land, wo alles verheert wurde: auch sie mußten um Frieden bitten, und um denselben zu erhalten, die Loßlassung aller Gefangenen versprechen. Ein neuer Feind schien den Julian aus Gallien wieder abzurufen, wo er im Anfange des Jahrs 360 mit seinen Kriegsvölker einiger Ruhe genoß: denn die Scoten aus dem jetzigen Irland, und die Picten, die in dem heutigen Schottland ihren Sitz hatten, fiengen, wie ehemals oft, an, Britannien zu verwüsten. Allein er bedachte, daß

seine

seine Abwesenheit die Deutschen reizen könnte, von neuem in Gallien einzufallen: daher schickte er jener Insel den Lupicinus mit einer Anzahl Soldaten zu Hülfe: einen zwar kriegerischen und erfahrnen Feldherrn; den man aber als einen stolzen, geizigen und grausamen Mann am liebsten bey den Feinden wünschen mochte.

Constantius hatte unterdessen gegen die Perser einen unglücklichen Krieg geführt. Desto mehr kränkten ihn Julians unaufhörliche Siege: der wachsende Ruhm desselben stellte ihm die Macht, welche er in den Händen hatte, und noch erlangen könnte, schon als fürchterlich vor; er beschloß also, ihn zu schwächen. Unter dem Vorwande, daß er eine Verstärkung von Soldaten zu seinem nächsten Feldzuge brauchte, schickte er den Decentius, einen seiner Geheimschreiber, mit dem Befehl nach Gallien, daß die daselbst befindlichen Hülfsvölker, und dreyhundert auserlesene von jedem Römischen Kriegshaufen, im Frühling des Jahrs 360. ihren Zug gegen die Morgenländer antreten sollten. Es war voraus zu sehen, daß diese Anstalt eine von beyden schlimmen Folgen für den Julian nach sich ziehen müßte. Entweder er wurde von seinen meisten und besten Soldaten entblößt; so war er nebst Gallien den Deutschen Preiß gegeben. Oder er weigerte sich dem Kaiser zu gehorchen, und fiel dadurch in die Beschuldigung aufrührischer Absichten. Er widersetzte sich jedoch nicht; sondern erinnerte bloß, es sey den jenseits des Rheins her gebürtigen Soldaten versprochen worden, daß sie nicht über die Alpen geführt werden sollten: man würde daher keine Freywillige aus diesen Gegenden mehr bekommen, wenn man ihnen ein Versprechen nicht hielte, auf welches sie vorzüglich zu dringen pflegten. Diese Vorstellungen achtete Decentius nicht; er suchte vielmehr die beste Mannschaft, selbst unter Julians

seine Leibwache, aus. In dieser Verlegenheit wünschte Julian wenigstens mit dem Florentius berathschlagen zu können, dem auch würklich aufgetragen war, ihn bey bedenklichen Fällen nicht zu verlassen. Allein dieser konnte durch das dringendeste Anhalten des Cäsar (der sogar versicherte, er wollte sich seiner Würde begeben, wenn Florentius ihm seinen Beystand versagte,) nicht bewogen werden, Vienne zu verlassen. Er war aber nicht ohne Ursache so hartnäckig: denn er soll eben dem Kaiser den Rath ertheilt haben, die streitbarsten Kriegsvölker aus Gallien zu ziehen; er wollte sich also vor denselben nicht blicken lassen.

Nichts blieb nunmehr dem Julian übrig, zumal auch Lupicinus abwesend war, dessen Gutachten er gerne gehört hätte, als daß er die zum Abzuge bestimmten Soldaten aus allen Gegenden zusammen kommen ließ. Als er erfuhr, sie murreten zum Theil darüber, daß sie gleichsam als verurtheilte Missethäter an die äussersten Enden der Welt gejagt würden, und die ihnen wertheſten Personen, die sie kaum aus der Knechtschaft der Alemannen befreyet hätten, von neuem derselben überlassen müßten: befohl er, daß man ihnen Wagen geben sollte, um auch ihre Familien mitnehmen zu können. Da die Soldaten auch anfiengen, Julians Schicksal zu beklagen, ließen ihm die eifrigen Diener des Kaisers desto weniger Zeit, gewisse vorsichtige Maaßregeln zu nehmen: sie sagten sogar, er würde bey dem Kaiser in einen übeln Verdacht gerathen, wenn er länger verzögerte, die Soldaten wegzuschicken. Er wollte sie nicht über Paris ziehen lassen, wo er sich selbst befand, damit sie durch seinen Anblick nicht von neuem aufgebracht würden. Decentius hingegen glaubte, sie würden nur mißvergnügter werden, wenn sie ihren Feldherrn nicht noch einmal sähen. Julian folgte sei-

nem

nem Rathe, gieng nach eben demselben den Soldaten entgegen, als sie bey Paris anlangten, lobte diejenigen unter ihnen, welche er besonders kannte, erinnerte sie alle an ihre tapfere Thaten, und ermahnte sie, freudig zum Kaiser zu ziehen, der sie am würdigsten belohnen könnte. Ihre Anführer behielt er zu Gaste, und sagte öffentlich, sie hätten ein Recht, sich noch etwas von ihm auszubitten. Sie aber giengen traurig in ihre Wohnungen zurück: beydes, einen so gütigen Feldherrn und ihr Vaterland zu verlassen, war ihnen unerträglich.

An dem darauf folgenden Abende brach diese Betrübniß der Soldaten Julians in eine offenbare Empörung aus. Man hatte Zettel unter ihnen ausgestreuet, in welchen man ihnen zu verstehen gab, was vor Gefahr dem Julian, der, ohne sich zu schonen, mit ihnen gemeinschaftlich so viele Siege erfochten hätte, bevorstünde, wenn sie sich von ihm entfernten. Dieser Inhalt ward den Soldaten bekannt, als sie noch bey dem Abendessen saßen: gleich standen sie mit den Bechern in der Hand und desto erhitzter auf, eilten unter großem Getümmel zu dem Palaste des Cäsar, und umgaben denselben völlig. Hier riefen sie mit dem heftigsten Geschrey den Julian zum Augustus oder Kaiser aus, und verlangten, daß er zu ihnen kommen sollte. Umsonst hielt er sich bis an den Morgen in seinem Palaste verborgen: er ward endlich genöthigt, sich zu ihnen heraus zu begeben. Bey seinem Anblicke erneuerten sie ihren einmüthigen Ruf, daß er Kaiser seyn sollte. Er aber widersetzte sich ihnen standhaft: bald bezeigte er seinen Unwillen darüber; bald bat er sie mit ausgestreckten Händen, sie möchten so viele herrliche Siege nicht durch eine solche That besiecken, noch durch einen übereilten Einfall Uneinigkeiten im Staate verursachen. In

einem

einem sanftern Tone setzte er hinzu: „Ich bitte euch, „unterdrückt euern Zorn etwas! ihr könnt ohne Zweifel „und Neuerungssucht dasjenige leicht erlangen, was „ihr begehrt. Weil euch denn die Süßigkeit eures „Vaterlandes zurückhält, und ihr euch vor unbekann„ten fremden Gegenden fürchtet: so kehrt wieder in eu„re Wohnungen zurück; ihr sollt, weil es euch nicht „gefällt, nicht über die Alpen ziehen. Ich will dieses „bey dem Kaiser, der Gründe annimmt, und große „Klugheit besitzt, schon hinlänglich entschuldigen.“

Aber alles sein Zureden war vergebens angebracht. Die Soldaten schrieen noch weit heftiger; sie mischten nun auch Schimpfworte darunter, und Julian mußte zuletzt nachgeben. Er ward nach der Gewohnheit der deutschen Völker, (denn ein sehr großer Theil der unter seinen Befehlen stehenden Kriegsvölker waren deutschen Herkommens,) auf einen Schild gesezt, in die Höhe gehoben, und beym Stillschweigen des Volks, zum Kaiser ausgerufen. Man verlangte, er sollte eine königliche Kopfbinde hergeben, welche man bey dieser feyerlichen Gelegenheit brauchen könnte; er versicherte aber, daß er niemals eine gehabt hätte. Darauf begehrten die Soldaten zu gleicher Absicht ein Halsband oder einen Kopfschmuck von seiner Gemahlinn: und da er ihnen vorstellte, daß sich ein weiblicher Putz sehr schlecht zum Merkmal der angetretenen Regierung schicke, forderten sie gar dazu einen Federbusch von einem Pferde. Diesen verwarf Julian noch weit mehr: daher setzte ihm endlich ein Fähnrich die Kette auf, welche er trug. Julian ließ es geschehen, weil er durch längern Widerstand in Lebensgefahr gerathen wäre, und versprach jedem Soldaten, wie es bey solchen Veranlassungen üblich war, eine beträchtliche Summe Geldes.

Daß

Daß diese starke und anhaltende Abneigung, unter welcher ihm die kaiserliche Würde aufgedrungen wurde, keine Verstellung gewesen sey, scheinen alle Umstände zu beweisen. Er selbst nahm in der Folge, in seinem Schreiben an die Athenienser, den Jupiter und alle seine Götter zu Zeugen, daß er von dem Vorsatze der Soldaten vor dem Abend, da sie ihn auszuführen anfiengen, nichts gewußt, und nur mit dem äußersten Widerwillen nachgegeben habe. So eitel dieser Schwur an sich war; so war er doch bey einem Manne sehr wichtig, den an aufrichtiger und eifriger Ergebenheit gegen die heydnische Religion niemand übertraf. Dennoch hat man gemuthmaaßt, daß Julian, der im Stande war, das Christenthum, welches er verabscheuete, gleichwohl öffentlich zu bekennen, auch wohl die geheimsten Kunstgriffe angewandt haben könnte, zur höchsten Gewalt im Reiche zu gelangen, indessen daß er vor den Augen der Welt das Ansehen haben wollte, sie nur gezwungen anzunehmen. Die alten christlichen Schriftsteller beschuldigen ihn frey der Empörung, und ein sehr später unter ihnen, Zonaras, behauptet, er habe die Befehlshaber der Soldaten bestochen, um unvermerkt seine Absicht zu erreichen. Man kann aber fast eben so viel zu seiner Rechtfertigung sagen; wenn man auch schon diesen Schriftsteller gegen den Julian abgerechnet hat. Die Begierde und Hoffnung dereinst zu regieren, die in ihm schon lange erregt worden waren, hatten ihn noch nicht zu dem geringsten Schritte wider seine Pflicht, oder nur zu einem solchen verleitet, der eine sehr ungeduldige Erwartung verrathen hätte. Es ist vielmehr glaublich, daß er im Vertrauen auf die schon gedachten Vorhersagungen, die Zeit ruhig erwartet habe, da er den kaiserlichen Thron würde besteigen können: und diese Zeit kam nach aller Wahrscheinlichkeit desto näher und gewisser, da Julian der einzige

Rheins ein, welche damals noch nicht verstopft war; in welcher Absicht er auch den Frieden leichter bewilligt hätte, um den die Deutschen baten.

Nun zog er abermals über den Rhein gegen die Alemannen, mit denen der Stillstand eben aufhörte. Suomar, einer ihrer Könige, kam ihm unvermuthet entgegen, und flehte ihn knieend um den Frieden an. Diesen schenkte ihm Julian mit der Bedingung, daß er alle Gefangene zurückgeben, und den Römischen Kriegsvölkern, so oft es nöthig seyn würde, Lebensmittel verschaffen sollte. Der andere alemannische Fürst, Hortar, ward auch gezwungen, sich zu unterwerfen, und versprach ebenfals, alle gefangene Römer frey zu lassen. Da er aber dieses nur in Ansehung weniger leistete, wußte Julian durch ein schlaues Mittel alle zu bekommen. Er ließ sich aus allen von den Feinden zerstörten Städten und Flecken ein Verzeichniß der Einwohner geben, welche sie in die Gefangenschaft fortgeführt hatten. Die Deutschen brachten darauf die Gefangenen vor seinen Thron, die ihre Nahmen sagten. Aber hinter dem Throne waren kaiserliche Schreiber versteckt, welche diese Nahmen in dem gedachten Verzeichnisse suchten, und dem Julian die noch fehlenden leise meldeten. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, den Deutschen unter Bedrohung eines neuen Kriegs zu erklären, daß noch diese und jene, welche er nannte, auch gestellt werden müßten. Das brachte sie auf die Gedanken, Julian müsse durch eine göttliche Eingebung die geheimsten Dinge wissen: sie setzten also alle noch lebende Gefangene in Freyheit. Damals und überhaupt in seinen Kriegen mit den Deutschen, zog Julian gegen zwanzigtausend Römer und Gallier aus ihrer Knechtschaft. Eine für ihn gleich rühmliche Bedingung, die er dem Hortar auflegte, war diese, daß

der-

derselbe zur Wiederaufbauung eben derjenigen Städte, die er und die seinigen nebst andern Deutschen zu Grunde gerichtet hatten, reichliche Materialien auf ihren Fuhren herbeyschaffen mußte.

Allein je größer und häuffiger Julians Thaten wurden, desto mehr ergrimmte die Eifersucht des Hofs darüber, an welchen er auch seine kleinsten Verrichtungen zu melden verbunden war. Die Schmeichler um demselben machten sie daher lächerlich. „Diese Ziege „von einem Menschen, sagten sie, (indem sie seines „haarichten Körpers spotteten,) wird unausstehlich mit „ihren ewigen Siegen.“ Sie nannten ihn einen geschwäßigen Maulwurf, einen mit Purpur bekleideten Affen, einen griechischen Witzling, und erdachten noch andere höhnische Schimpfwörter über ihn, weil sie sahen, daß dieses dem Kaiser überaus wohl gefiel. So gar beschuldigten sie einen der geschäftigsten und muthigsten Feldherrn der Faulheit und Furchtsamkeit; seine Unternehmungen sollten, nach ihrem Vorgeben, auf eine ruhmredige Art von ihm vergrößert werden. Man kann leicht glauben, daß es auch unter Julians Heere Leute genug gegeben habe, die mit dem Hofe gleich gesinnt waren, und entweder seinen Ruhm zu verdunkeln, oder seine Entwürfe zu zernichten suchten.

Ihn hinderten alle solche Anfälle nicht, auf seinem Wege fortzugehen: denn nur schwache Seelen werden durch Neid und Verleumdung ganz zu Boden geschlagen. Es waren noch einige alemannische Provinzen übrig, von denen er eine feindliche Begegnung zu erwarten hatte, wenn sie nicht, wie die andern, bezwungen würden: dabey war es hauptsächlich nöthig, so schnell als möglich mitten unter ihnen zu erscheinen. Er schickte deswegen im Jahr 359 einen Kriegsbedienten zum Hor-

tar,

tav; der die nöthigen Nachrichten von ihnen einziehen sollte. Unterdessen richtete er mit vieler Geschwindigkeit Vorrathshäuser auf, und ließ sieben Städte am Rhein, die nun wieder bewohnt wurden, befestigen. Die Deutschen hatten Kraft des mit ihnen geschlossenen Vergleichs, alles was zum Bau nöthig war, zugeführt: und selbst seine Hülfsvölker, die sonst dergleichen Arbeiten verabscheueten, hatten, durch sein freundliches Zureden gewonnen, die schwersten Balken auf ihrem Rücken hinzu geschleppt, auch sonst bey dieser Unternehmung allen Beystand geleistet. Julian erhielt endlich die verlangten Nachrichten; allein da man ihm sagte, das Heer müßte bey Maynz über den Rhein setzen, wollte er nichts davon wissen, weil in dieser Gegend die mit ihm verbundenen Deutschen wohnten, die, wenn die Soldaten in ihrem Lande Ausschweifungen begiengen, einen Vorwand haben würden, den Frieden zu brechen. Dagegen lagerten sich die Feinde selbst bey Maynz, um ihm den Uebergang über den Fluß zu verwehren. Eben dadurch erleichterten sie ihm denselben, indem er in einiger Entfernung bey Nacht einen Haufen von dreyhundert Soldaten über den Rhein schiffen ließ, dessen unvermutheter Anblick eine solche Bestürzung unter den Deutschen verursachte, daß sie, in der Meinung, das ganze römische Heer sey im Anzuge, sich eilends zurück flüchteten. Er drang darauf in ihr Land, wo alles verheert wurde: auch sie mußten um Frieden bitten, und um denselben zu erhalten, die Loßlassung aller Gefangenen versprechen. Ein neuer Feind schien den Julian aus Gallien wieder abzurufen, wo er im Anfange des Jahrs 360 mit seinen Kriegsvölker einiger Ruhe genoß: denn die Scoten aus dem jetzigen Irland, und die Picten, die in dem heutigen Schottland ihren Sitz hatten, fiengen, wie ehemals oft, an, Britannien zu verwüsten. Allein er bedachte, daß

ſeine Abweſenheit die Deutſchen reizen könnte, von neuem in Gallien einzufallen: daher ſchickte er jener Inſel den Lupicinus mit einer Anzahl Soldaten zu Hülfe; einen zwar kriegeriſchen und erfahrnen Feldherrn; den man aber als einen ſtolzen, geizigen und grauſamen Mann am liebſten bey den Feinden wünſchen mochte.

Conſtantius hatte unterdeſſen gegen die Perſer einen unglücklichen Krieg geführt. Deſto mehr kränkten ihn Julians unaufhörliche Siege: der wachſende Ruhm deſſelben ſtellte ihm die Macht, welche er in den Händen hatte, und noch erlangen könnte, ſchon als fürchterlich vor; er beſchloß alſo, ihn zu ſchwächen. Unter dem Vorwande, daß er eine Verſtärkung von Soldaten zu ſeinem nächſten Feldzuge brauchte, ſchickte er den Decentius, einen ſeiner Geheimſchreiber, mit dem Befehl nach Gallien, daß die daſelbſt befindlichen Hülfsvölker, und dreyhundert auserleſene von jedem Römiſchen Kriegshauffen, im Frühling des Jahres 360. ihren Zug gegen die Morgenländer antreten ſollten. Es war voraus zu ſehen, daß dieſe Anſtalt eine von beyden ſchlimmen Folgen für den Julian nach ſich ziehen müßte. Entweder er wurde von ſeinen meiſten und beſten Soldaten entblößt; ſo war er nebſt Gallien den Deutſchen Preiß gegeben. Oder er weigerte ſich dem Kaiſer zu gehorchen, und fiel dadurch in die Beſchuldigung aufrühriſcher Abſichten. Er widerſetzte ſich jedoch nicht; ſondern erinnerte bloß, es ſey den jenſeits des Rheins her gebürtigen Soldaten verſprochen worden, daß ſie nicht über die Alpen geführt werden ſollten: man würde daher keine Freywillige aus dieſen Gegenden mehr bekommen, wenn man ihnen ein Verſprechen nicht hielte, auf welches ſie vorzüglich zu dringen pflegten. Dieſe Vorſtellungen achtete Decentius nicht; er ſuchte vielmehr die beſte Mannſchaft, ſelbſt unter Ju-

Kans Leibwache, aus. In dieser Verlegenheit wünschte Julian wenigstens mit dem Florentius berathschlagen zu können, dem auch würklich aufgetragen war, ihn bey bedenklichen Fällen nicht zu verlassen. Allein dieser konnte durch das dringendeste Anhalten des Cäsar (der sogar versicherte, er wollte sich seiner Würde begeben, wenn Florentius ihm seinen Beystand versagte,) nicht bewogen werden, Vienne zu verlassen. Er war aber nicht ohne Ursache so hartnäckig: denn er soll eben dem Kaiser den Rath ertheilt haben, die streitbarsten Kriegsvölker aus Gallien zu ziehen; er wollte sich also vor denselben nicht blicken lassen.

Nichts blieb nunmehr dem Julian übrig, zumal auch Lupicinus abwesend war, dessen Gutachten er gerne gehört hätte, als daß er die zum Abzuge bestimmten Soldaten aus allen Gegenden zusammen kommen ließ. Als er erfuhr, sie murreten zum Theil darüber, daß sie gleichsam als verurtheilte Missethäter an die äussersten Enden der Welt gejagt würden, und die ihnen wertheſten Personen, die sie kaum aus der Knechtschaft der Alemannen befreyet hätten, von neuem derselben überlassen müßten: befohl er, daß man ihnen Wagen geben sollte, um auch ihre Familien mitnehmen zu können. Da die Soldaten auch anfiengen, Julians Schicksal zu beklagen, ließen ihm die eifrigen Diener des Kaisers desto weniger Zeit, gewisse vorsichtige Maaßregeln zu nehmen: sie sagten sogar, er würde bey dem Kaiser in einen übeln Verdacht gerathen, wenn er länger verzögerte, die Soldaten wegzuschicken. Er wollte sie nicht über Paris ziehen lassen, wo er sich selbst befand, damit sie durch seinen Anblick nicht von neuem aufgebracht würden. Decentius hingegen glaubte, sie würden nur mißvergnügter werden, wenn sie ihren Feldherrn nicht noch einmal sähen. Julian folgte seinem

nem Rathe, gieng nach eben demselben den Soldaten entgegen, als sie bey Paris anlangten, lobte diejenigen unter ihnen, welche er besonders kannte, erinnerte sie alle an ihre tapfere Thaten, und ermahnte sie, freudig zum Kaiser zu ziehen, der sie am würdigsten belohnen könnte. Ihre Anführer behielt er zu Gaste, und sagte öffentlich, sie hätten ein Recht, sich noch etwas von ihm auszubitten. Sie aber giengen traurig in ihre Wohnungen zurück: beydes, einen so gütigen Feldherrn und ihr Vaterland zu verlassen, war ihnen unerträglich.

An dem darauf folgenden Abende brach diese Betrübniß der Soldaten Julians in eine offenbare Empörung aus. Man hatte Zettel unter ihnen ausgestreuet, in welchen man ihnen zu verstehen gab, was vor Gefahr dem Julian, der, ohne sich zu schonen, mit ihnen gemeinschaftlich so viele Siege erfochten hätte, bevorstünde, wenn sie sich von ihm entfernten. Dieser Inhalt ward den Soldaten bekannt, als sie noch bey dem Abendessen saßen: gleich standen sie mit den Bechern in der Hand und desto erhitzter auf, eilten unter großem Getümmel zu dem Palaste des Cäsar, und umgaben denselben völlig. Hier riefen sie mit dem heftigsten Geschrey den Julian zum Augustus oder Kaiser aus, und verlangten, daß er zu ihnen kommen sollte. Umsonst hielt er sich bis an den Morgen in seinem Palaste verborgen: er ward endlich genöthigt, sich zu ihnen heraus zu begeben. Bey seinem Anblicke erneuerten sie ihren einmüthigen Ruf, daß er Kaiser seyn sollte. Er aber widersetzte sich ihnen standhaft: bald bezeigte er seinen Unwillen darüber; bald bat er sie mit ausgestreckten Händen, sie möchten so viele herrliche Siege nicht durch eine solche That beflecken, noch durch einen übereilten Einfall Uneinigkeiten im Staate verursachen. In

einem

einem sanftern Tone setzte er hinzu: „Ich bitte euch, „unterdrückt euern Zorn etwas! ihr könnt ohne Zwist „und Neuerungssucht dasjenige leicht erlangen, was „ihr begehrt. Weil euch denn die Süßigkeit eures „Vaterlandes zurückhält, und ihr euch vor unbekann„ten fremden Gegenden fürchtet: so kehrt wieder in eu„re Wohnungen zurück; ihr sollt, weil es euch nicht „gefällt, nicht über die Alpen ziehen. Ich will dieses „bey dem Kaiser, der Gründe annimmt, und große „Klugheit besitzt, schon hinlänglich entschuldigen.“

Aber alles sein Zureden war vergebens angebracht. Die Soldaten schrieen noch weit heftiger; sie mischten nun auch Schimpfworte darunter, und Julian mußte zuletzt nachgeben. Er ward nach der Gewohnheit der deutschen Völker, (denn ein sehr großer Theil der unter seinen Befehlen stehenden Kriegsvölker waren deutschen Herkommens,) auf einen Schild gesezt, in die Höhe gehoben, und beym Stillschweigen des Volks, zum Kaiser ausgerufen. Man verlangte, er sollte eine königliche Kopfbinde hergeben, welche man bey dieser feyerlichen Gelegenheit brauchen könnte; er versicherte aber, daß er niemals eine gehabt hätte. Darauf begehrten die Soldaten zu gleicher Absicht ein Halsband oder einen Kopfschmuck von seiner Gemahlinn: und da er ihnen vorstellte, daß sich ein weiblicher Putz sehr schlecht zum Merkmal der angetretenen Regierung schicke, forderten sie gar dazu einen Federbusch von einem Pferde. Diesen verwarf Julian noch weit mehr: daher setzte ihm endlich ein Fähnrich die Kette auf, welche er trug. Julian ließ es geschehen, weil er durch längern Widerstand in Lebensgefahr gerathen wäre, und versprach jedem Soldaten, wie es bey solchen Veranlassungen üblich war, eine beträchtliche Summe Geldes.

Daß

Daß dieſe ſtarke und anhaltende Abneigung, unter welcher ihm die kaiſerliche Würde aufgedrungen wurde, keine Verſtellung geweſen ſey, ſcheinen alle Umſtände zu beweiſen. Er ſelbſt nahm in der Folge, in ſeinem Schreiben an die Athenienſer, den Jupiter und alle ſeine Götter zu Zeugen, daß er von dem Vorſatze der Soldaten vor dem Abend, da ſie ihn auszuführen anfiengen, nichts gewußt, und nur mit dem äußerſten Widerwillen nachgegeben habe. So eitel dieſer Schwur an ſich war; ſo war er doch bey einem Manne ſehr wichtig, den an aufrichtiger und eifriger Ergebenheit gegen die heydniſche Religion niemand übertraf. Dennoch hat man gemuthmaaßt, daß Julian, der im Stande war, das Chriſtenthum, welches er verabſcheuete, gleichwohl öffentlich zu bekennen, auch wohl die geheimſten Kunſtgriffe angewandt haben könnte, zur höchſten Gewalt im Reiche zu gelangen, indeſſen daß er vor den Augen der Welt das Anſehen haben wollte, ſie nur gezwungen anzunehmen. Die alten chriſtlichen Schriftſteller beſchuldigen ihn frey der Empörung, und ein ſehr ſpäter unter ihnen, Zonaras, behauptet, er habe die Befehlshaber der Soldaten beſtochen, um unvermerkt ſeine Abſicht zu erreichen. Man kann aber faſt eben ſo viel zu ſeiner Rechtfertigung ſagen; wenn man auch ſchon dieſen Schriftſteller gegen den Julian abgerechnet hat. Die Begierde und Hoffnung dereinſt zu regieren, die in ihm ſchon lange erregt worden waren, hatten ihn noch nicht zu dem geringſten Schritte wider ſeine Pflicht, oder nur zu einem ſolchen verleitet, der eine ſehr ungeduldige Erwartung verrathen hätte. Es iſt vielmehr glaublich, daß er im Vertrauen auf die ſchon gedachten Vorherſagungen, die Zeit ruhig erwartet habe, da er den kaiſerlichen Thron würde beſteigen können: und dieſe Zeit kam nach aller Wahrſcheinlichkeit deſto näher und gewiſſer, da Julian der einzige

Erbe der kaiserlichen Familie war. Zwar suchte der Kaiser wo nicht seinen Untergang, doch wenigstens ihn so ohnmächtig zu machen, daß er keine großen Entwürfe vollbringen könnte. Allein er setzte sich auch einer fürchterlichen Gefahr aus, wenn er das Kaiserthum, kaum im Besitz von Gallien, gegen den Constantius behaupten wollte, welcher Herr des übrigen Reichs und so vieler Kriegsheere war.

Genug, Julian kehrte traurig und seufzend in seinen Palast zurück: er schämte sich, wie er nachmals schrieb, daß er dem Kaiser nicht bis ans Ende getreu bleiben sollte. Unterdessen hatte er doch, nach seiner eigenen Erzählung, nichts gethan, wozu ihn nicht ein höherer Wink aufgefordert hätte. Der Schutzgeist des Reichs war ihm in der Nacht, auf welche seine Erhebung folgte, erschienen, und hatte zu ihm gesagt: „Schon lange halte ich mich heimlich in deinem Hause auf, o Julian! und möchte gerne deine Würde vergrößern. Einigemal bin ich schon, gleichsam wie abgewiesen, fortgegangen; wenn du mich aber auch jetzt nicht aufnimmst, da so viele sich für dich vereinigt haben, so werde ich mich niedergeschlagen und traurig wegbegeben. Wenigstens merke dir dieses sehr wohl, daß ich nicht länger mehr bey dir wohnen werde.“ In eben derselben Nacht, als das Getümmel der Soldaten am ärgsten zunahm, bat Julian den Jupiter, ihm ein glückliches Anzeichen zu ertheilen, wenn das Verlangen der Soldaten annehmungswürdig wäre. Dieses Anzeichen erschien sogleich; und doch, sagt Julian, widersetzte ich mich noch so lang, als es möglich war. Man könnte dabey erinnern, daß er einer solchen Aufforderung ohne allen Anstand hätte gehorchen sollen; aber vielleicht war er selbst ungewiß,

ob dieſe vermeinten göttlichen Ermunterungen nicht ein Spiel ſeiner Einbildungskraft wären.

Die Bekümmerniß, unter welcher ſich jetzt Julian wegen des Erfolgs dieſer großen Staatsveränderung befand, hielt ihn in ſeinem Palaſte zurück, und hinderte ihn, ſelbſt die nothwendigſten Angelegenheiten vorzunehmen. Dieſer Verlegenheit und der Ruhe, die unter den Soldaten wieder hergeſtellt war, bedienten ſich die Freunde des Conſtantius, um eine Verſchwörung gegen den neuen Kaiſer zu ſtiften: denn auch dieſen Bericht vor einen von ihm ſelbſt angelegten Kunſtgriff auszugeben, durch welchen die Soldaten in ihrer erſten Hitze erhalten werden könnten, würde ſehr gezwungen ausfallen. Man gab ihm Nachricht davon; da er aber dieſelbe nicht achtete, lief einer ſeiner Hofbedienten unter die Soldaten, und meldete ihnen ängſtlich die Gefahr ihres Kaiſers. Sie eilten unverzüglich mit ihren Waffen zum Palaſte, und konnten nicht eher beſänftiget werden, bis ſie ihn ſelbſt ſahen. Voll Freude über ſein Wohlergehen, umarmten ſie ihn zum Theil, und trugen ihn auf ihren Schultern herum. Darauf verlangten ſie mit Ungeſtüm, daß die Freunde des Conſtantius am Leben geſtraft werden ſollten: es fiel ihm ſehr ſchwer, ſie davon abzubringen. Er aber begnadigte ſogar den Verſchnittenen, der ihm nach dem Leben geſtanden hatte.

Dieſer Beweis, wie werth er den Soldaten ſey, ſcheint ihm erſt einen lebhaftern Muth geſchenkt zu haben. Um ſie zu belehren, wie er das Reich, welches er ihnen ſchuldig war, regieren würde, ließ er ſie alle zuſammen kommen, und beſtieg mitten unter ihnen im kaiſerlichen Schmuck die Rednerbühne. Er lobte ihre Tapferkeit, den treuen Beyſtand, welchen ſie ihm ſtets

geleistet, und die Entschlossenheit, mit der sie ihn zu höchsten Würde erhoben hätten; aber er ermahnte sie auch, ihn gegen unglückliche Zufälle eben so herzhaft zu vertheidigen. „Damit jedoch, setzte er hinzu, eine anständige Ordnung beobachtet, die Belohnungen tapferer Männer nicht gemißbraucht werden, und unbillige Bewerbungen nicht andern die Ehrenstellen entreißen: so setze ich in eurer Gegenwart, deren Rath „ich hochschätze, fest, daß weder eine obrigkeitliche Person, noch ein Kriegsbefehlshaber, auf eine andere „Art als durch seine Verdienste, zu einer ansehnlichen „Stelle gelangen soll; und derjenige, der für einen unwürdigen bittet, soll beschämt abgewiesen werden.“ Die Soldaten bezeigten über dieses Versprechen, da sie zu einer lange ungewohnten Erwartung berechtigt, ihren lauten Beyfall. Sie fanden auch sogleich, daß es ihm nicht an Standhaftigkeit fehle, seine Versprechungen zu erfüllen. Denn da einige Schaaren unter ihnen begehrten, daß er gewissen Commissarien Statthalterschaften ertheilen möchte, schlug er es ihnen ab, und sie giengen weder unwillig noch traurig darüber fort.

Bey dem allem blieb Julian noch immer unruhig. Er konnte noch nicht sehen, wie sich seine neue und schwache Regierung erhalten würde, und die Gesinnungen des Constantius gegen ihn, kündigten ihm nichts als unversöhnliche Händel an. Er schrieb also an denselben zwar freymüthig; aber doch bescheiden, damit es nicht das Ansehen hätte, als wenn er plötzlich seine ganze vorige Denkungsart abgelegt hätte. In seinem Schreiben versicherte er zuerst, daß er nie von seiner Treue gegen den Kaiser abgewichen sey. Seitdem ihn Constantius als Cäsar nach Gallien zu einem harten Kriege geschickt habe, sey er, mit dieser Würde zufrieden,

den, nur darauf bedacht gewesen, ihm als ein treuer Diener durch häufige Nachrichten von glücklichen Verrichtungen ein Vergnügen zu machen, von welchen lezteren er sich doch nichts zugeeignet habe; ob er gleich stets der erste in Gefahren, hingegen der lezte gewesen sey, der einer Erholung genossen habe. Wenn jezt eine Neuerung vorgegangen wäre: so sey sie lediglich daraus herzuleiten, daß die Soldaten gefunden hätten, sie könnten für so lange, mühseelige und doch siegreiche Feldzüge, von einem Cäsar weder ihren gewöhnlichen Sold, noch außerordentliche Belohnungen erhalten; wozu noch dieses unvermuthet gekommen sey, daß man sie dürftig und bloß, fern weg von ihren Familien, unter Himmelsgegenden habe ziehen wollen, die ihrem Vaterlande so sehr entgegen gesetzt wären. Hier erzählte Julian, wie gewaltsam, und selbst unter Bedrohung des Todes, man ihm den kaiserlichen Nahmen aufgezwungen habe. Ich bedachte, schreibt er, daß, wenn man mich ermordet hätte, ein anderer diese Würde desto lieber annehmen würde, und hoffte die Wuth der Soldaten zu stillen. Hierauf bat er den Kaiser, diesen aufrichtigen Bericht gelassen anzunehmen, den Schmeichlern nicht zu glauben, welche ihres Vortheils wegen Zwistigkeiten unter den Fürsten erregten, und die billigen Bedingungen, die er ihm vorlegte, sowohl zum Besten des Reichs, als um ihrer bisherigen Verbindungen willen, sich gefallen zu lassen. Verzeihe mir, schreibt er: denn wenn ich gleich etwas Vernünftiges verlange; so bin ich doch nicht so begierig, daß es geschehe, als daß es von Dir vor nützlich und gut erkannt werde: auch künftig werde ich Deine Vorschriften willig annehmen. Er erbietet sich gegen den Constantius, ihm, so lange er lebte, jährlich Spanische Pferde und einen ausgesuchten Zuwachs barbarischer Soldaten zu schicken. Zum obersten Staatsbedienten von

Gallien möchte der Kaiser einen Mann von bekannten Verdiensten ernennen; allein die übrigen bürgerlichen und Kriegsstellen zu besetzen, müßte ihm überlassen werden. Die in diesem Lande befindlichen Soldaten könnten weder freywillig noch durch Zwang aus demselben gezogen werden; zumal da es immer noch den Einfällen der Barbaren ausgesetzt sey. Julian beschloß sein Schreiben damit, daß er den Kaiser zur Einigkeit mit ihm ermahnte, durch welche das Reich glücklich werden könnte.

Die Absicht Julians, durch dieses Schreiben einen Vergleich auszuwürken, war so aufrichtig, daß er sich in demselben nur den Titel eines Cäsar gab. Er brachte überdieß seine Soldaten dahin, daß sie gemeinschaftlich an den Constantius schrieben, und ihn baten, was geschehen wäre, zu genehmigen; sie versprachen auch dem Julian eidlich, daß sie ruhig bleiben wollten, wenn sie der Kaiser ungestört in Gallien ließe. Julian betrug sich selbst gegen die kaiserlichen Staatsbedienten und Befehlshaber in Gallien, so sehr sie auch seine Feinde waren, nicht so heftig und rachbegierig, als man hätte erwarten können. Die Familie und die Güter des Florentius, der jezt für sein Leben besorgt war, und sich zum Constantius geflüchtet hatte, wo er den Julian als einen Empörer anklagte, schickte er demselben unbeschädigt auf öffentlichem Fuhrwerke nach. Zwar ließ er den Lupicinus, als derselbe aus Britannien zurück kam, nebst drey andern gefangen nehmen, weil sie fähig waren, einen Aufruhr gegen ihn zu erregen; aber außer dem Verluste ihrer Freyheit, hatten sie sich über nichts zu beklagen. Neben dem Briefe, dessen Inhalt bereits angeführt worden ist, schrieb er noch einen geheimen an den Constantius, der demselben nicht öffentlich übergeben werden sollte: darinne

machte

machte er ihm viele bittere Vorwürfe wegen seines bisherigen Verhaltens. Dieses Schreiben hatte jedoch nicht das Ansehen einer vorsetzlichen Beleidigung, um den Frieden zu hindern. Da es nicht bekannt werden sollte, so stand es dem Kaiser seiner Ehre unbeschadet frey, in Unterhandlung zu treten: die schimpflichen Beschwerden also, welche Julian ausstieß, sollten nur den Kaiser bekehren, daß ihm derselbe gar keine Mäßigung, keinen friedlichen Antrag schuldig sey, und doch zuerst nachgeben wolle.

Seine Gesandten, welche den Kaiser zu Cäsarea in Cappädocien antrafen, wurden jedoch sehr übel aufgenommen. Nachdem sie ihren Auftrag verrichtet hatten, gerieth Constantius in unbeschreiblichen Zorn; seine Augen drohten ihnen den Todt, und er befohl ihnen, ohne weitere Antwort sich wegzubegeben. Er war nun ungewiß, ob er zuerst die Perser bekriegen, oder gegen den Julian ziehen sollte: endlich entschloß er sich, nach dem Rathe seiner Feldherren, das erstere zu thun, weil er von den Persern mehr in der Nähe bedroht wurde. An den Julian aber schickte er geschwind seinen Schatzmeister Leontas mit einem Schreiben, in welchem er ihm befohl, wenn ihm seine und der seinigen Wohlfahrt lieb wäre, sich an der Cäsarwürde zu begnügen. Zugleich setzte er an die Stelle der bisherigen Staatsbedienten und Befehlshaber von Gallien andere: durch diese Veränderung hoffte er alle Unruhen selbst zu unterdrücken. Leontas wurde zu Paris sehr wohl empfangen; als er aber dem Julian auf freyem Felde, in der Versammlung der Soldaten und Einwohner, den kaiserlichen Befehl vorlas, und an die Stelle kam, wo alles, was vorgegangen war, aufgehoben wurde, erhub sich von allen Seiten ein fürchterliches Geschrey, daß Julian zum Besten des Landes

Kaiser seyn sollte. Es blieb also dem Leonas nichts übrig, als zum Constantius zurück zu kehren. Julian gab ihm ein Schreiben mit, in welchem er, was eben vorgefallen war, erzählte, und dem Constantius bitter genug antwortete. Dieser hatte ihm vorgeworfen, daß er ihn von seiner Kindheit an, da er seiner Eltern beraubt gewesen, erzogen habe; allein Julian versetzte darauf, er sey es eben, der ihn seines Vaters beraubt hätte; auch gab er zu verstehen, daß er die Ermordung seiner Anverwandten wohl noch einst rächen könnte. Von allen neuen Befehlshabern, die Constantius in Gallien eingesetzt hatte, nahm Julian den einzigen Nebridius an, welcher der erste Staatsbediente wurde.

Ein gleich kühner Schritt, durch welchen er dem Constantius zeigte, wie wenig er sich vor seinen Drohungen fürchte, und wie sehr er der Liebe seiner Soldaten gewiß sey, zugleich aber auch sich in einer geschäftigen Uebung erhielt, war der Feldzug, den er noch im Jahr 360. gegen die Attuarier, eine fränkische Nation, welche Gallien verheerte, vornahm. Er gieng über den Rhein, und überfiel sie so plötzlich, daß sie sich erlittenem großem Verluste den Frieden annehmen mußten, wie er ihn vorschrieb. Hierauf zog er eben so geschwind über den Rhein zurück, drang bis zu den Raurakern, (in die Gegend des heutigen Basel,) und nahm ihnen diejenigen Städte ab, welche sie schon lange den Römern entrissen hatten. Den folgenden Winter brachte er zu Vienne zu, immer noch zweifelhaft, ob er eine Aussöhnung mit dem Constantius auf alle Art suchen, oder ihn, des Schröckens wegen, zuerst angreiffen sollte. Er scheuete denselben nicht allein als einen verrätherischen Freund; sondern auch als ehmaligen Sieger in bürgerlichen Unruhen. Daher

hielt

hielt er es zuletzt vor das sicherste, ihm als ein offenbarer Feind zu begegnen, damit er nicht durch seine Nachstellungen hintergangen würde. Damals war es auch, daß er an Statt der schlechten Krone, die er bisher getragen hatte, das kaiserliche mit Edelgesteinen besetzte Diadem zu tragen anfieng. Sie schickten unterdessen immerfort Gesandte an einander. In des Constantius Nahmen kam insonderheit ein gallischer Bischof Epiktetus, der dem Julian Sicherheit seines Lebens versprach, wie es auch der Kaiser in allen seinen Briefen that; aber von seiner Würde gedachte er kein Wort.

Um diese Zeit starb Julians Gemahlinn Helena, mit der er eine zufriedene Ehe geführt zu haben scheinet. Sie hatte ihm einen Sohn gebracht; der aber auf höhere Veranstaltung sogleich bey der Geburt durch die Hebamme tödtlich verletzt wurde. Nachher brachte ihr die Kaiserinn Eusebia einen Trank bey, der sie unfruchtbar machte. Diese That von Julians edler Beschützerinn würde unglaublich heißen müssen, wenn nicht die Geschichte lehrte, wie weit die Eifersucht eine Fürstinn verleiten könne, welche selbst dem Staate keine Kinder gegeben hat, und dagegen eine ihrer Anverwandtinnen in der Hoffnung sieht, sich durch ein solches Geschenk beliebt, auch den Thron in ihrer Familie erblich zu machen. Ueberhaupt aber sieht man wohl, daß auch der Kaiser und der übrige Hof dem Julian keine Nachkommenschaft gegönnt haben mögen.

In dem Vorsatze, welchen Julian gefaßt hatte, sich ohne Zurückhaltung gegen den Kaiser zu erklären, sollen ihn auch einige Vorbedeutungen von dem nahen Tode desselben bestärkt haben. Allein sie verdienen nicht angeführt zu werden, und würden auch nur zum Be-

weise der Schwachheit dienen, welche mehr den Eindruck leerer und ungewisser Anzeichen als überlegter Gründe fühlt. Eben so wenig macht ihm die Verstellung Ehre, mit welcher er fortfuhr, sich äußerlich zur christlichen Religion zu bekennen. Heimlich war er dem Heydenthum so eifrig zugethan, daß er, so oft er des Mitternachts, wie gewöhnlich, aufstand, sogleich dem Mercurius opferte. Er übte auch sonst im Verborgenen mit wenigen Personen, die darum wußten, viele Handlungen und Gebräuche des heydnischen Aberglaubens aus. Gleichwohl gieng er am sechsten Jänner des Jahrs 361. oder am Feste der Erscheinung Christi, (mit welchem Nahmen in der alten Kirche anfänglich auch das Geburtsfest Jesu bezeichnet worden war, indem es die morgenländischen Gemeinen an diesem Tage begiengen,) in die christliche Kirche, und verrichtete sein Gebet daselbst. Er würde freylich die Liebe so vieler Christen in Gallien verloren haben, wenn er sich öffentlich als einen Götzendiener gezeigt hätte. Aber diese Gefahr allein rechtfertigt sein falsches Betragen nicht: es würden auch noch andere Eigenschaften an ihm übrig geblieben seyn, durch welche er die allgemeine Neigung gewonnen hätte.

Auf einmal machte ihn die Nachricht bestürzt, daß die Alemannen, von Vadomars Gebiete an, längs Rhätien, (dem jetzigen Graubündterlande) alles verwüsteten und plünderten. Dieser so unvermuthete Einfall war auch nicht von der gewöhnlichen Art. Denn aufgefangene Briefe lehrten den Julian, daß eben dieser alemannische Fürst Vadomar, der ihm die höchste Ehrerbietung bezeigte, vom Constantius angestiftet worden war, ihn zu beunruhigen, damit er Gallien nicht verlassen möchte. Der Befehlshaber, den er gegen diese Feinde schickte, verlor durch seine Unvorsichtigkeit

tigkeit das Leben, und sein Hauffen wurde zerstreuet. In diesen gefährlichen Umständen nahm Julian auserordentliche Maaßregeln. Philagrius, einer seiner getreuesten Hofbedienten, mußte sich an den Rhein begeben, und bekam einen versiegelten Zettel mit, den er nicht eher öffnen sollte, bis er den Vadomar gesehen hätte. Dieser, der sich stellte nichts von dem zu wissen, was seine Nation eben verübt hatte, kam gleichsam als mitten im Frieden über den Rhein, und speiste bey dem römischen Feldherrn in dieser Gegend. Philagrius, der auch dabey zugegen war, öffnete seinen Zettel, und fand darinne einen Befehl, sich des Vadomars zu bemächtigen: er leistete solches glücklich, und Julian schickte diesen fürchterlichen Feind, den er bey der Ausführung seiner Absichten gegen den Kaiser vor allen andern aus dem Wege räumen mußte, nach Spanien. Darauf zog er abermals bey Nacht über den Rhein, überfiel die Alemannen, und zwang ihnen das Versprechen eines friedlichen Verhaltens ab.

Ein so erwünschter Fortgang beschleunigte seine übrigen Anstalten. Entschlossen, mit der seinem Zustande so nöthigen Geschwindigkeit sich frey wider den Kaiser zu erheben, setzte er noch einiges Mißtrauen in die Treue seiner Soldaten. Er ließ sie daher zusammen kommen, nachdem er vorher der Kriegesgöttinn Bellona insgeheim geopfert hatte, und hielt an sie mit sichtbarem Vertrauen eine Anrede. Er wisse, sagte er zu ihnen, daß sie schon lange stillschweigend darauf warteten, was er vor Maaßregeln nehmen würde: denn ein Soldat müsse mehr hören als reden, um rühmliche Thaten zu verrichten. Nachdem er sie hierauf an die großen Unternehmungen, die er mit ihnen zu Stande gebracht, und an ihren einmüthigen Willen, daß er Kaiser seyn sollte, erinnert hatte: so versicherte er, daß

er

er nun, unter Gottes und ihrer Begünstigung, auf gröſsere Dinge bedacht sey, und sich dem Begriffe gemäſs bezeigen wolle, den sie sich von ihm gemacht hätten. Sie möchten ihm also nachfolgen, und weil Illyrien nicht stark mit Kriegsvölkern besetzt sey, bis Dacien vorrücken. Nach der Gewohnheit muthiger Feldherren bäte er sie, ihm ihre beständige Einigkeit und Treue durch einen Eyd zu bekräftigen: und so wie er gewissenhaft das gemeine Beste besorgen würde, so möchten sie auch sich durch ihre Hitze nicht verführen lassen, Privatpersonen an Statt der Feinde einigen Schaden zuzufügen.

Diese Rede that eine ungemeine Würkung: die Soldaten schrieen unter einem gräſslichen Geräusche, das sie mit ihren Schildern erregten, Julian sey ein groſser und erhabener Feldherr, ein glücklicher Bezwinger von Völkern und Königen. Sie legten darauf, indem sie ihre Schwerdter an die Hälse hielten, und schröckliche Verwünschungen ausstieſsen, den Eyd ab, daſs sie für den Julian alles ertragen, und, wenn es nöthig wäre, selbst den Todt leiden wollten. Ihre Befehlshaber und die Staatsbedienten des neuen Kaisers schwuren auf gleiche Art; der einzige Nebridius weigerte sich solches zu thun, weil er vom Constantius mit so groſsen Wohlthaten überhäufft worden sey, daſs er sich wider denselben durchaus nicht verbinden könne. Die ergrimmten Soldaten waren schon im Begriff, ihn wegen dieser Weigerung nieder zu hauen, als er auf die Kniee fiel, und vom Kaiser mit seinem Feldherrnrocke gegen ihre Streiche bedeckt wurde. Dieser fand ihn, da er in seinen Palast zurück kam, bittend vor sich auf der Erde liegen, damit er ihm zum Zeichen der Sicherheit die Hand reichen möchte. Allein Julian sagte zu ihm: „Wenn ich Dir meine Hand gebe, was

„bleibt

„bleibt denn meinen Freunden vor ein Vorzug übrig? „Du kannſt jedoch ſicher hingehen, wohin es Dir gefällt.“

Nichts war jezt für den Julian bey ſeiner ſo kühnen Unternehmung wichtiger, als dem Conſtantius zuvor zu kommen: er trat alſo ſogleich den Zug nach Pannonien (in das heutige Ungarn) an, nachdem er den Florentius als oberſten Staatsbedienten in Gallien zurückgelaſſen, und andere Veränderungen unter den Großen, nach ſeiner Kenntniß ihrer Verdienſte, vorgenommen hatte. Allein da er von der Gegend bey Baſel aus durch den Schwarzwald, (welcher damals der Marcianiſche hieß,) längs der Donau fortzuziehen Willens war, befürchtete er, ſein kleines Heer, das wenig über zwanzig tauſend Mann betrug, möchte ihn bey dem großen Hauffen verächtlich machen. Daher ſchickte er einen Theil davon durch bekannte Wege über Italien, andere durch das jetzige Graubündterland voraus: ſo daß es das Anſehen hatte, viele Gegenden wären auf einmal mit ſeinen Soldaten angefüllt. Allen aber befohl er, eben ſo viele Behutſamkeit zu beobachten, als wenn der Feind gegen ſie im Anzuge wäre. Er ſelbſt fuhr mit einer Anzahl Soldaten auf der Donau hinab, ohne einiges Aufſehen zu machen, und würklich ganz verborgen außerhalb der Städte vorbey: welches ihm deſto leichter wurde, da er nur wenigen und gemeinen Unterhalt brauchte.

Doch der Ruf ſeiner Thaten gieng mächtig vor ihm her, und vergrößerte das Heer, welches er anführte. Taurus, Statthalter von Italien, wurde von der Furcht überwältigt, flüchtete ſich zum Conſtantius, und riß auf ſeinem Wege auch den Florentius, welcher Befehlshaber in Illyrien war, mit ſich fort. Da

baten in Gegenwart des Conſtantius ausgeſtoßen hatte. Einen Theil der Güter des Unglücklichen ertheilte er deſſen Tochter.

Mit der Unterſuchung des Betragens der Staatsbedienten war eine gänzliche Veränderung des Hofſtaates verbunden, bey welchem eine faſt unglaubliche Verſchwendung und überflüßige Menge von Bedienten eingeführt war. Mehr als tauſend Köche, Barbierer, Mundſchenken und andere Beamten bekamen ihren Abſchied. Ihre Pracht und Ueppigkeit waren dem Kaiſer eben ſo anſtößig, als ihre unnütze gehäuffte Anzahl. Dieſe Leute hatten ſich größtentheils von der äußerſten Dürftigkeit durch alle Arten unerlaubter Mittel zu anſehnlichen Reichthümern erhoben; ſie waren das Muſter einer übermüthigen und wollüſtigen Lebensart, die ſich von ihnen auf die Sitten vieler anderer verbreitete. Julian verlangte einſt jemanden, der ihm das Haar abſchneiden ſollte; er erſtaunte aber, als er einen herrlich gekleideten Mann ins Gemach treten ſah, und ſagte: „Ich habe einen Barbier verlangt; nicht einen „Rentmeiſter.“ Doch ward er begierig zu erfahren, was dieſer Menſch vor Einkünfte hätte, und hörte mit nicht geringer Verwunderung von ihm, daß er täglich für zwanzig Perſonen Brod, Futter für zwanzig Pferde, eine ſtarke Beſoldung und darneben viele Geſchenke bekäme. Ihn alſo und ſo viele andere Hofbedienten ließ er ziehen, wohin ſie wollten. Köche, ſagte er, brauche er nicht, weil er nur die gemeinſten Speiſen äße; auch keine Barbierer, weil Ein ſolcher Mann für viele hinlänglich ſey; endlich auch keine Verſchnittene, weil er weder Eine Gemahlinn hätte, noch jemals wieder eine nehmen würde. Er gieng noch weiter, und dankte auch alle übrige Hofleute ab, die dem Conſtantius gedient hatten.

Manche

Manche lobten diese Anstalten Julians als Beweise einer philosophischen Mäßigung und Bescheidenheit, die selbst auf dem Throne alles äußerlichen Glanzes und Aufsehens leicht entbehren kann. Dieses waren auch überhaupt seine Gesinnungen, und dadurch suchte er sich von seinem Vorgänger rühmlich zu unterscheiden. Aber weit mehrere tadelten ihn wegen eben dieser Selbstverleugnung. Ein Fürst, sagten sie, der sich aller Pracht begiebt, die doch von dem großen Haufen bewundert wird, macht seine Regierung bey den Unterthanen verächtlich. Er hätte wenigstens eine kleine Anzahl Hofleute von unsträflichen Sitten beybehalten, und sich erinnern sollen, daß der Philosoph, den er vorstellen wollte, auch Kaiser sey. Diese so strenge Einfalt der Lebensart entfernte sich, wie man noch angemerkt hat, eben sowohl von der weisen Mittelstraße, als das üppige Gefolge, das er in dem Palaste antraf: und es konnte darunter gar wohl ein geheimer Stolz verborgen liegen. Christliche Schriftsteller haben sogar geglaubt, daß sein Haß gegen ihre Religion, der die Hofbedienten zugethan waren, viel zu ihrer Abschaffung beygetragen habe.

Erst die Folge der Geschichte wird Gründe zeigen, nach welchen man zwischen diesen Urtheilen entscheiden kann. Wenigstens gereichten doch diese Veränderungen sogleich den meisten Unterthanen zum Besten. Indem Julian den ungeheuren Aufwand des Hofs tilgte, sehr viele kaiserliche Notarien, (die man jezt Canzelisten oder Aktuarien nennen würde,) ihrer Dienste entließ, und mehrere tausend kaiserliche Commissarien oder vielmehr Kundschafter, bis auf siebzehn, die er übrig ließ, abschaffte: war er im Stande, nicht allein alle Reste der Steuern, sondern auch den fünften Theil derselben durchgängig zu erlassen. Alles überhaupt, was

er gleich nach dem Antritte seiner Regierung that, sollte ihm die Liebe und Hochachtung seiner Unterthanen erwerben: dieses Bestreben hatte er mit vielen neu angehenden Fürsten gemein.

Er brachte jedoch einige besondere große Absichten auf den Thron, die sich eben so geschwind entwickelten: keine schneller, als diese, dem Heydenthum diejenige Uebermacht im Reiche wieder zu geben, die es seit ohngefähr funfzig Jahren verloren hatte. Es war zu erwarten, daß seine heftige Liebe gegen diese Religion auf die ungestümste Art ausbrechen würde, sobald er die höchste Gewalt in den Händen hätte: und man betrog sich hierinne nicht gänzlich. Allein zugleich vergaß er nicht alle Klugheit, welche ihm die Umstände seiner Zeit anriethen. Er fand die christliche Religion in einem sehr fest gegründeten Besitze. So viele Rechte und Vorzüge, die ihr vom Constantin und von seinen Söhnen ertheilt worden waren; der Beytritt des Hofs selbst; die große Menge der Christen; die Besetzung der meisten ansehnlichen Bedienungen mit denselben; die Freyheit, mit welcher bisher alle lächerliche Seiten des Heydenthums öffentlich waren aufgedeckt und verspottet worden; die guten Schriftsteller, welche die Christen hatten, unter denen jezt Witz, Beredsamkeit und Wissenschaft nicht weniger als unter den Heyden blühten; dieses und noch mehr stand ihm bey dem Versuche das Christenthum zu unterdrücken, im Wege. Es war auch höchst mißlich, beyde Religionen in ein Gleichgewicht gegen einander zu versetzen, und zu hoffen, daß sich die heydnische, wenn sie von ihren bisherigen Fesseln befreyet wäre, von selbst über die christliche erheben würde. Und gleichwohl war es für den Ehrgeiz Julians überaus schmeichelhaft, eine Religion, zu der er sich so lange heimlich, und mit Gefahr,

ſten heydniſchen Cärimonien, dem Taurobolium, der er ſich unterworfen haben ſoll, um gleichſam alle Spuren und Würkungen der ehemals empfangenen Taufe an ſich zu vertilgen; dieſe Nachricht läßt ſich mit ſeinem unbegränzten Eifer für das Heydenthum endlich wohl vereinigen. Man ſtieg, wenn man jene vermeinte Reinigung oder neue Geburt, wie ſie die Götzendiener nannten, über ſich ergehen ließ, in eine Grube, über welche durchlöcherte und von einander abſtehende Breter gelegt waren: auf dieſen ſchlachtete man einen Stier, und das aus demſelben fließende Blut fieng der in der Grube befindliche mit ſeinem ganzen Leibe auf; in dieſem abſcheulichen Zuſtande kam er, wie man ſich einbildete, geheiligt und als ein neuer Menſch heraus. Man meldet weiter, daß, als Julian einſt geopfert habe, in den Eingeweiden des Opferthiers das Bild des Kreuzes, mit einer Krone umgeben, gefunden worden ſey: dieſes hätten die Anweſenden vor ein übles Anzeichen gehalten, das die beſtändige Fortdauer der chriſtlichen Religion bedeutete; allein der Wahrſager hätte ihn damit getröſtet, der Kreis, welcher um das Kreuz herumgienge, zeigte die Einſchränkung dieſer Religion in enge Gränzen an. Noch ſetzt man hinzu, daß bald nach Julians Ankunft in Illyrien, da die Weinleſe bereits geendigt geweſen wäre, die Weinſtöcke plötzlich voll ſaurer Trauben gehangen hätten; auch ſey ein Thau aus der Luft gefallen, deſſen Tropfen auf Julians und ſeiner Gefährten Kleidern das Kreuz abgebildet hätten: er hätte das erſtere vor ein gutes Zeichen, dieſes aber vor eine natürliche Begebenheit gehalten; von den Chriſten hingegen wären daraus Vorbedeutungen von ſeinem kurzen Leben, und von der Erhaltung ihrer Religion, gezogen worden. Dieſes alles beweiſet nun zwar überhaupt nichts mehr, als daß Leichtgläubigkeit und Aberglauben damals Heyden und Chriſten

gleich ſtark eigen geweſen ſind; aber es wirft doch auch einiges Licht auf die Denkungsart Julians und ſeiner Zeitgenoſſen. Gewiſſer ſcheint es zu ſeyn, daß er hauptſächlich auf Erinnerung der Wahrſager, eine Zeitlang zu Naißus geblieben ſey, wozu ſie den Grund in den Eingeweiden der Thiere gefunden haben wollten.

Hier erhielt er Nachricht, daß einige Kriegsvölker, welche er zu Sirmium angetroffen, und weil ſie dem Conſtantius ſehr ergeben waren, nach Gallien geſchickt hatte, aus Mißvergnügen ſich auf ihrem Zuge der Stadt Aquileja bemächtigt hätten. Der Verluſt dieſes feſten Platzes am adriatiſchen Meerbuſen, konnte ihm nicht nur alle Gemeinſchaft mit Italien, welches ihm ſchon unterthänig war, ſondern beynahe auch mit den übrigen Abendländern, entreißen. Da er jedoch im Rücken deſto weniger zu fürchten hatte, traf er ſchleunige Anſtalten, daß dieſe Stadt belagert wurde. Von den Morgenländern her vermehrten ſich bald ebenfalls ſeine Beſorgniſſe, und in Thracien wurden die zerſtreuten Hauffen Soldaten zuſammengezogen, um ihm das Vordringen zu verwehren. Er brachte alſo auch in Illyrien viele Kriegsvölker zuſammen, ſchlichtete übrigens daſelbſt Streithändel, gab Rom neue Conſuls, und blieb bey allem Muthe nicht ganz ohne Furcht. Oft beſchauete er die Eingeweide der Opferthiere, und beobachtete den Flug der Vögel, um den Ausgang ſeiner Unternehmung vorher zu ſehen; allein man meldete ihm aus dieſen Quellen nur dunkle und zweydeutige Anzeichen. Endlich verſicherte ihm ein vermeinter Kenner der Wahrſagerkunſt, an der Leber eines Opferthiers die glücklichſte Vorbedeutung gefunden zu haben. Julian glaubte ihm nicht, weil er ihm in den Verdacht hatte, er ſuche ihm nur etwas Schmeichelhaftes zu ſagen. Aber da er ſelbſt einmal zu Pferde ſteigen wollte, fiel

Der

der Soldat, der ihm dabey mit der rechten Hand behülflich war, zur Erde nieder, und Julian rief darüber aus: „Nun iſt derjenige gefallen, der mich in die „Höhe gehoben hat!“ Sogleich ſahen alle Umſtehende in dieſen Worten eine Ankündigung von dem Tode des Conſtantius. Auch Julian war dieſer Meinung; er wagte es aber dennoch nicht, wegen einer bloßen Muthmaaßung weiter vorzurücken.

Unterdeſſen war Conſtantius würklich am 3. November des Jahrs 361. in Cilicien geſtorben; wenn man es gleich dem Ammian nicht zu glauben braucht, daß ſolches gerade zu der Zeit geſchehen ſey, da ſich das erſtgedachte Anzeichen zutrug. Er war eben im Anzuge gegen den Julian begriffen, der vom Gregorius von Nazianzus wider alle Wahrſcheinlichkeit beſchuldigt wird, daß er den Kaiſer mit Gifte vergeben habe. Dieſer ſoll ihn ſogar kurz vor ſeinem Ende zu ſeinem Nachfolger ernannt haben. Es ſcheint, daß Julian die Nachricht von ſeinem Tode nicht ungerührt vernommen habe; er bediente ſich aber derſelben alsbald, und indem er ſich in ſeinem Glauben an die Weißagungen beſtärkte, eilte er auf Conſtantinopel zu. Alle die ihn begleiteten, wurden muthiger, da ſie ſahen, daß ihm das Reich, welches er mit der äußerſten Gefahr zu behaupten geſucht hatte, nunmehr auf dem ordentlichen Wege zufiel. Vergebens fiengen einige Hofleute zu Conſtantinopel an, ſich über die Wahl eines neuen Kaiſers zu berathſchlagen, weil ſie ſich vor dem Julian fürchteten: Soldaten, Bürger, alles übrige erkannte ihn davor; man gieng ihm in großen Hauffen entgegen, und glaubte faſt jemanden zu ſehen, der vom Himmel ſelbſt käme. Mit Bewunderung, ſagt Ammian, betrachtete man einen Prinzen von dreyßig Jahren, klein von Körper, aber durch große Thaten berühmt,

ſelbſt brachte er ihr, bey ihrem Aufgange und Untergange, Opfer dar, und in der Nacht that er ein gleiches gegen die vermeinten Götter derſelben. Sehr häuffig fand er ſich in den Tempeln der Götter, beſonders an ihren Feſttagen, ein. Er opferte ſelbſt darinne, und damals wurde zuerſt in Conſtantinopel der Götzendienſt öffentlich ausgeübt. Man ſah ihn ſogar vor den Bildern der Götter niederfallen, die Pantoffel der Juno küſſen, die Opferthiere ſelbſt ſchlachten, in den Eingeweiden derſelben günſtige Anzeichen ſuchen, Holz zu den Altären herbeytragen, es anzünden, und das Feuer anblaſen. Selbſt verſtändigern Heyden kamen dieſe erniedrigende Handlungen lächerlich vor. Wenn man jedoch auf den Trieb und Endzweck derſelben zurückgeht, und die Ueberwindung bedenkt, die es einem Kaiſer, einem Philoſophen, vermuthlich koſten mußte, ſich zu ſo unanſtändigen Bemühungen vor den Augen ſeiner Unterthanen, bloß darum herabzulaſſen, um ihnen durch ſein Beyſpiel die Religion, welche er vor die einzige wahre hielt, ehrwürdig zu machen: ſo muß man ihn vielleicht mehr bedauern, als verſpotten. Der nichtswürdigſte Religionseifer bringt öfters Thaten hervor, welche der wahren Großmuth ſehr nahe kommen.

Auf der andern Seite rief Julian die Biſchöfe aus der Verbannung zurück, welche unter der Regierung des Conſtantius, bey Gelegenheit der heftigen theologiſchen Streitigkeiten, in dieſelbe waren geſtoßen worden. Er ließ die Lehrer der verſchiedenen Partheyen und auch andere Chriſten, die dazu gehörten, (denn es gab damals unter ihnen Rechtgläubige, Arianer von mancherley Arten, und noch andere Sekten, die einander bisher grimmig verfolgt hatten,) dieſe ließ er in ſeinen Palaſt kommen, und ermahnte ſie, da die bürger-

wandt hatten; wie unter andern den Verschnittenen Eusebius. Aber andere traf ein gleiches Schicksal, deren Verbrechen doch nur in der Treue gegen den verstorbenen Kaiser bestand. So gieng es dem Taurus, der dazumal noch Consul war, und dessen hohe Würde, die er ohnedieß bald ablegen sollte, geflissentlich beschimpft wurde, indem man mit allgemeinem Unwillen in den Akten seines Processes folgenden nie gehörten Anfang las: „Unter dem Consulat des Taurus und Florentius, wurde Taurus von den öffentlichen Ausrufern „vorgeladen.“ Die Kaiser ehrten sonst immer noch das Consulat: sie waren auch ihrer selbst und ihrer Nachfolger wegen schuldig, die Ergebenheit allein, welche man ihren Vorgängern bezeigt hatte, wenn sie nicht in Uebelthaten ausgebrochen war, mehr zu belohnen als zu strafen.

Aber nichts zog dem neuen Kaiser größern Haß zu, als die Hinrichtung des Ursulus. Dieser rechtschaffene Mann, der über den öffentlichen Schatz gesetzt war, hatte sogar dem Julian, da ihm Constantius in Gallien das Geld versagte, welches den Soldaten zum Geschenk ausgetheilt werden mußte, so viel er dessen brauchte, heimlich auszahlen lassen. Ob ihn Julian bloß dem Hasse seines Gerichtshofes und der dabey gegenwärtigen Kriegsbedienten Preiß gegeben; oder ob er eine geheime Ursache des Mißvergnügens gegen ihn gehabt habe, bleibt ungewiß, und seine Undankbarkeit wird durch solche Muthmaaßungen nicht verringert. Da er unterdessen fand, daß man ihn wegen dieser That verwünschte, glaubte er die schlechte Entschuldigung, die ihm vielmehr selbst zur Schande gereichte, nützen zu können, Ursulus sey ohne sein Vorwissen umgebracht worden, und sein Untergang rühre eigentlich von einer beleidigenden Rede her, welche er gegen die Sol-

Opfern nöthigen. Wenn aber jemand von ihnen freywillig sich zu den heydnischen Cärimonien entschließen würde, so verordnete er, daß derselbe vorher sich reinigen, und diejenigen Götter versöhnen sollte, welche das Uebel abwendeten. In einem Schreiben unter andern an die Einwohner von Bostra, wo er eben dieses befiehlt, und sich rühmt, daß unter seiner Regierung nicht, wie zu den Zeiten des Constantius, viele Menschen wegen der christlichen Religionsstreitigkeiten gedrückt oder gar umgebracht würden; in diesem Schreiben empfiehlt er nicht nur Christen und Heyden daselbst gleiche Verträglichkeit gegen einander, indem die Menschen durch Worte überzeugt und unterrichtet werden müßten, nicht durch Schläge, Schmach und Martern: sondern er ermahnt auch die Verehrer der wahren Religion, so nennt er die Heyden, noch einmal, den Galiläern kein Leid zuzufügen. Er hatte den Christen diesen Schimpfnahmen gegeben, weil der Stifter ihrer Religion in Galiläa war erzogen worden; und wenn man dem Gregorius von Nazianzus trauen darf, sagte er ihnen denselben nachmals durch ein eigenes Gesetz bey. Hier fügt er noch hinzu, die Galiläer verdienten mehr Mitleiden als Haß, weil sie das allergrößte Unglück litten, einer gottlosen Religion zugethan zu seyn, indem sie sich von den Göttern zu den Todten und ihren Ueberbleibsalen gewandt hätten.

So war Julians Glimpf gegen die Christen mit Verachtung und Spott vermischt; aber er that doch bey vielen seine Würkung, da er von Ehrenbezeigungen, Belohnungen, und andern Reizungen des Abfalls zum Heydenthum begleitet wurde. Diejenigen, welche aus solchen oder ähnlichen Bewegungsgründen Christen geworden waren, ließen sich durch eben dieselben zu der Religion des Fürsten zurückführen: bey andern, denen

bloß

Manche lobten dieſe Anſtalten Julians als Beweiſe einer philoſophiſchen Mäßigung und Beſcheidenheit, die ſelbſt auf dem Throne alles äußerlichen Glanzes und Aufſehens leicht entbehren kann. Dieſes waren auch überhaupt ſeine Geſinnungen, und dadurch ſuchte er ſich von ſeinem Vorgänger rühmlich zu unterſcheiden. Aber weit mehrere tadelten ihn wegen eben dieſer Selbſtverleugnung. Ein Fürſt, ſagten ſie, der ſich aller Pracht begiebt, die doch von dem großen Haufſen bewundert wird, macht ſeine Regierung bey den Unterthanen verächtlich. Er hätte wenigſtens eine kleine Anzahl Hofleute von unſträflichen Sitten beybehalten, und ſich erinnern ſollen, daß der Philoſoph, den er vorſtellen wollte, auch Kaiſer ſey. Dieſe ſo ſtrenge Einfalt der Lebensart entfernte ſich, wie man noch angemerkt hat, eben ſowohl von der weiſen Mittelſtraße, als das üppige Gefolge, das er in dem Palaſte antraf: und es konnte darunter gar wohl ein geheimer Stolz verborgen liegen. Chriſtliche Schriftſteller haben ſogar geglaubt, daß ſein Haß gegen ihre Religion, der die Hofbedienten zugethan waren, viel zu ihrer Abſchaffung beygetragen habe.

Erſt die Folge der Geſchichte wird Gründe zeigen, nach welchen man zwiſchen dieſen Urtheilen entſcheiden kann. Wenigſtens gereichten doch dieſe Veränderungen ſogleich den meiſten Unterthanen zum Beſten. Indem Julian den ungeheuren Aufwand des Hofs tilgte, ſehr viele kaiſerliche Notarien, (die man jezt Canzelliſten oder Aktuarien nennen würde,) ihrer Dienſte entließ, und mehrere tauſend kaiſerliche Commiſſarien oder vielmehr Kundſchafter, bis auf ſiebzehn, die er übrig ließ, abſchaffte: war er im Stande, nicht allein alle Reſte der Steuern, ſondern auch den fünften Theil derſelben durchgängig zu erlaſſen. Alles überhaupt, was

In der bürgerlichen Regierung folgte er auch, meistentheils nicht ohne Ruhm, seinen Grundsätzen und Neigungen. Eine Menge Aegyptier war nach Constantinopel gekommen, um durch seinen Beystand das Geld wieder zu erlangen, das sie denen, welche die Rückstände der öffentlichen Abgaben eintrieben, gegeben hatten, damit sie entweder gar nichts, oder mit mehr Bequemlichkeit zahlen dürften. Sie fielen aber durch ihr geschwätziges und unverschämtes Anhalten ihm und seinen Staatsbedienten so sehr zur Last, daß jede andere Angelegenheit ruhen mußte. Daher befohl er ihnen allen, sich über die Meerenge nach Chalcedon zu begeben, wohin er ebenfals wegen ihrer Sache kommen wollte. Zu gleicher Zeit aber verbot er allen Schiffern der dortigen Gegend, keinen Aegyptier überzuschiffen: dieses nöthigte sie, sogleich in ihr Vaterland zurück zu kehren. Ihr ganzes Begehren kam ihm so unbillig und schändlich vor, daß er diese und ähnliche Forderungen auf immer durch ein Gesetz untersagte.

Am ersten Jänner des Jahrs 362. verfügten sich die neuernannten Consuls, die nun ihr Amt antreten sollten, wie es gewöhnlich war, in den Palast des Kaisers; aber überaus früh, damit er ihnen nicht zuvorkommen möchte. Er stand eilfertig auf, gieng ihnen, weil sie ihn überrascht hatten, mit einer Art von Bestürzung entgegen, und empfieng sie ehrerbietig. Als sie hierauf sich in den Senat begaben, nöthigte er sie, ihren Wagen zu besteigen; er aber begleitete sie zu Fuß, wie einer von ihrem Gefolge. Eine für seine Würde zu gezwungene Herablassung, die daher nicht den allgemeinen Beyfall fand, den er sich davon versprach. Im Senat hielt der eine Consul, Mamertinus, eine Lobrede auf ihn, die wir noch als einen beredten Aufsatz von derjenigen Art lesen, worinne der Verfaßer nichts

als

bekannt hatte, deren Bekenner, von ihm selbst aufgemuntert, sich so viel von ihm versprachen, aller Hindernisse ohngeachtet, wieder zur herrschenden zu machen, da es einmal das Ansehen hatte, daß er im Stande sey, alle seine Wünsche zu befriedigen.

Gewalt zu diesem Endzwecke zu gebrauchen, konnte ihm noch aus andern Ursachen nicht gefallen, als bloß wegen der guten Verfassung der Christen. Sie waren lange genug von den Heyden verfolgt worden, ohne daß man dadurch ihre sichtbare Zunahme und ihren wachsenden Muth hätte hintertreiben können. Jezt schien dieses Mittel noch weit unkräftiger zu seyn, weil die Christen selbst durch die Erinnerung so vieler vergeblicher Angriffe, die sie überstanden hatten, muthiger geworden waren. Es ist wahr, daß sie nicht völlig mehr den ältern Bekennern dieser Religion ähnlich sahen: ihre weichlichern Sitten, die schädliche Uneinigkeit im Glauben, welche seit vielen Jahren unter ihnen regierte, und die Feindseeligkeiten, die sie unter der vorigen Regierung gegen einander selbst, durch jene angefeuert, ausgeübt hatten; dieses machte dem Julian Hoffnung, daß er eine beträchtliche Anzahl solcher Christen durch Bedrückungen überwältigen würde. Aber doch fanden sich auch noch viele neben diesen, die den Geist ihrer Vorfahren hatten. Und in einem solchen Falle ermannet der Widerstand einer geringen Anzahl auch den gleichgültigen größern Hauffen. Es wäre nicht einmal etwas unerwartetes gewesen, wenn die unruhigern und ausschweifenden Christen gegen einen verfolgenden Fürsten einen Aufstand erregt hätten, der durch das Mißvergnügen der ganzen zahlreichen Parthey gefährlich würde geworden seyn.

Noch andere Bewegungsgründe, ſein Verhalten gegen die Chriſten mit einigem Glimpf zu vermiſchen, gaben dem Kaiſer ſeine Geſinnungen in Anſehung derſelben und ſeiner Unterthanen überhaupt. Er haßte und verachtete die Chriſten zu ſehr, als daß er ſie eines ernſtlichen mächtigen Angriffs, wie fürchterliche Feinde, hätte würdigen ſollen. Den Ruhm, neue Märtyrer durch ihn zu erlangen, und eben dadurch ihrer Religion einen von ihnen ſehr gewünſchten Glanz zu verſchaffen, mißgönnte er ihnen gewiß. Als einem Philoſophen, (denn man hat ſchon geſehen, wie werth ihm dieſer Nahme geweſen ſey,) mußten ihm nur gelindere Mittel, oder die doch ein ſolches Anſehen hatten, angenehm ſeyn, um die Einſichten der Menſchen zu verändern. Libanius verſichert, die Chriſten hätten nun von den Heyden eben eine ſolche Begegnung erwartet, als ſie dieſelben bisher hätten ausſtehen laſſen; allein der Kaiſer habe das Gewiſſen der Menſchen nicht zwingen wollen: und er führt auch Gründe an, warum dieſes unmöglich ſey. Ueberdieß ſtrebte Julian ungemein nach der Ehre, ein gütiger und geliebter Fürſt zu heißen; den Nahmen eines Tyrannen, den die Chriſten vielen ſeiner Vorgänger hatten beylegen müſſen, verabſcheuete er deſto mehr. Es blieben ihm dem ohngeachtet Wege genug übrig, auf welchen er verſuchen konnte, den Chriſten Abbruch zu thun. Das Beyſpiel ſeines Eifers für das Heydenthum ward verführend; Liebkoſungen und Wohlthaten waren wenigſtens eben ſo kräftig; an Statt einer offenbaren Verfolgung, ſtanden ihm Verachtung, Ränke und Kunſtgriffe von mancherley Art offen; Strafen, welche unter dem Vorwande der Gerechtigkeit ausgeübt wurden, durfte man nicht Grauſamkeit nennen; durch gemilderte Vorſtellungen des Heydenthums, verlor es vielleicht viel von dem allgemeinen Haſſe der Chriſten; und auch von der Länge der Zeit, in welcher er

alle

alle solche Bemühungen anstellen würde, konnte Julian manche große Würkung erwarten. Dieses wurde also auch der Entwurf, nach dem er zu verfahren gedachte.

Sobald er im Besitz des Throns war, erklärte er sich mit allem Eifer für das Heydenthum. Auf seinen Befehl mußten die besonders in den Morgenländern noch verschloßnen Tempel geöfnet, andere wieder aufgebauet oder ausgebessert, und den Göttern von neuem Opfer gebracht werden. Er führte die heydnischen Cerimonien, die jeder Stadt eigen gewesen waren, wieder ein; gab den Götzenpriestern die Rechte und Ehrenbezeigungen zurück, welche ihnen Constantin entzogen hatte; wies auch ihnen und zur ganzen Ausübung ihrer Religion Einkünfte an. Den Nilmesser, welcher nach des eben gedachten Kaisers Verordnung in einer christlichen Kirche zu Alexandrien aufbehalten wurde, ließ er abermals in den Tempel des Serapis bringen, wo man ihn ehemals verwahrt hatte. Er schrieb auch öfters an die Städte, welche dem Heydenthum ergeben waren, und munterte sie auf, sich alles, was sie wollten, von ihm auszubitten.

Der geschäftigste unter allen bey der Verehrung der Götter war er selbst. Seine Neigung wurde noch durch die mit der kaiserlichen verbundene Würde eines Hohenpriesters angeflammt, die er in ihrer ganzen alten Stärke zu verwalten gesonnen war. Auch nahm er die Stelle eines Vorstehers oder Propheten bey dem Didymäischen Orakel des Apollo an. Sein Garten war mit Altären angefüllt, die er allen Göttern zu Ehren aufgerichtet hatte, und auf denen er jeden Morgen opferte. In dem daran stoßenden Palaste hatte er noch eine Art von Kapelle, welche der Sonne gewiedmet war: daselbst

selbst brachte er ihr, bey ihrem Aufgange und Untergange, Opfer dar, und in der Nacht that er ein gleiches gegen die vermeinten Götter derselben. Sehr häuffig fand er sich in den Tempeln der Götter, besonders an ihren Festtagen, ein. Er opferte selbst darinne, und damals wurde zuerst in Constantinopel der Götzendienst öffentlich ausgeübt. Man sah ihn sogar vor den Bildern der Götter niederfallen, die Pantoffel der Juno küssen, die Opferthiere selbst schlachten, in den Eingeweiden derselben günstige Anzeichen suchen, Holz zu den Altären herbeytragen, es anzünden, und das Feuer anblasen. Selbst verständigern Heyden kamen diese erniedrigende Handlungen lächerlich vor. Wenn man jedoch auf den Trieb und Endzweck derselben zurückgeht, und die Ueberwindung bedenkt, die es einem Kaiser, einem Philosophen, vermuthlich kosten mußte, sich zu so unanständigen Bemühungen vor den Augen seiner Unterthanen, bloß darum herabzulassen, um ihnen durch sein Beyspiel die Religion, welche er vor die einzige wahre hielt, ehrwürdig zu machen: so muß man ihn vielleicht mehr bedauern, als verspotten. Der nichtswürdigste Religionseifer bringt öfters Thaten hervor, welche der wahren Großmuth sehr nahe kommen.

Auf der andern Seite rief Julian die Bischöfe aus der Verbannung zurück, welche unter der Regierung des Constantius, bey Gelegenheit der heftigen theologischen Streitigkeiten, in dieselbe waren gestoßen worden. Er ließ die Lehrer der verschiedenen Partheyen und auch andere Christen, die dazu gehörten, (denn es gab damals unter ihnen Rechtgläubige, Arianer von mancherley Arten, und noch andere Sekten, die einander bisher grimmig verfolgt hatten,) diese ließ er in seinen Palast kommen, und ermahnte sie, da die bürger-

gerlichen Händel nun geendigt wären, auch die ihrigen aufzuheben; dagegen aber frey und ruhig ihren Glauben zu bekennen. So sehr auch dieses Betragen den Schein der Sanftmuth und Friedensliebe an sich hatte; so meldet doch ein heydnischer Geschichtschreiber dieser Zeiten, Ammianus, der Kaiser habe vielmehr darauf gesehen, sich vor dem großen Hauffen der Christen in Sicherheit zu setzen, indem er die Uneinigkeit unter ihnen dadurch vergrößerte, daß er allen ihren Partheyen gleiche Freyheit einräumte, weil er wohl gewußt hätte, daß kaum wilde Thiere die Menschen mit solcher Erbitterung angriffen, als die meisten Christen sich selbst einander. Ein christlicher Schriftsteller, der einige Zeit darauf lebte, Sozomenus, legt dem Julian nicht nur eben diese Absicht bey; sondern setzt noch hinzu, er könnte wohl auch durch diese Aufführung gesucht haben, den Kaiser Constantius zu beschimpfen, der eben jene rechtgläubige Bischöfe, so wie auch den Aetius, Stifter der Eunomianischen Sekte, ins Elend verwiesen habe. Diesen letztern habe dagegen Julian mit besondern Ehrenbezeigungen an seinen Hof berufen, und offenbar noch mehr gethan, um das Andenken seines Vorgängers verächtlich zu machen. Mit einer ähnlichen verstellten Mäßigung sagte Julian oft zu den Christen: „Hört mich doch an, den die Alemannen und „Franken angehört haben!“ Man hat aber angemerkt, daß dieses eine nicht sehr schickliche Nachahmung gewisser Worte gewesen sey, welche Marcus Aurelius gegen die Juden gesprochen hatte, als sie ihn durch ihren Ungestüm beschwerlich fielen.

Diese scheinbare Leutseeligkeit und Gelindigkeit des Kaisers erstreckte sich so weit, daß er öffentlich und mehrmals verbot, man sollte die Christen nicht beleidigen oder beschimpfen; noch sie wider ihren Willen zum

Opfern

Opfern nöthigen. Wenn aber jemand von ihnen freywillig sich zu den heydnischen Cärimonien entschließen würde, so verordnete er, daß derselbe vorher sich reinigen, und diejenigen Götter versöhnen sollte, welche das Uebel abwendeten. In einem Schreiben unter andern an die Einwohner von Bostra, wo er eben dieses befiehlt, und sich rühmt, daß unter seiner Regierung nicht, wie zu den Zeiten des Constantius, viele Menschen wegen der christlichen Religionsstreitigkeiten gedrückt oder gar umgebracht würden; in diesem Schreiben empfiehlt er nicht nur Christen und Heyden dieselbe gleiche Verträglichkeit gegen einander, indem die Menschen durch Worte überzeugt und unterrichtet werden müßten, nicht durch Schläge, Schmach und Martern: sondern er ermahnt auch die Verehrer der wahren Religion, so nennt er die Heyden, noch einmal, den Galiläern kein Leid zuzufügen. Er hatte den Christen diesen Schimpfnahmen gegeben, weil der Stifter ihrer Religion in Galiläa war erzogen worden; und wenn man dem Gregorius von Nazianzus trauen darf, legte er ihnen denselben nachmals durch ein eigenes Gesetz bey. Hier fügt er noch hinzu, die Galiläer verdienten mehr Mitleiden als Haß, weil sie das allergrößte Unglück litten, einer gottlosen Religion zugethan zu seyn, indem sie sich von den Göttern zu den Todten und ihren Ueberbleibsalen gewandt hätten.

So war Julians Glimpf gegen die Christen mit Verachtung und Spott vermischt; aber er that doch bey vielen seine Würkung, da er von Ehrenbezeigungen, Belohnungen, und andern Reizungen des Abfalls zum Heydenthum begleitet wurde. Diejenigen, welche aus solchen oder ähnlichen Bewegungsgründen Christen geworden waren, ließen sich durch eben dieselben zu der Religion des Fürsten zurückführen: bey andern, denen

bloß

bloß Erziehung und Gewohnheit das Christenthum beliebt gemacht hatten, konnte man nicht mehr Standhaftigkeit erwarten. Darunter war auch Ecebolus, der sonst Julians Lehrer in der Beredsamkeit gewesen war, und sich von ihm mit einem Eide hatte versprechen lassen, daß er den Libanius nicht darüber hören wollte. Jezt wurde er plözlich aus einem eifrigen Christen ein eifriger Heyde; aber nach dem Tode des Kaisers kehrte er gleich geschwind zu seiner ersten Religion zurück, warf sich vor die Kirchthüre hin, und sagte zu den hineingehenden Christen: „Tretet mich mit Füßen, „wie abgeschmacktes Salz!“

Der Anfang also von Julians Bemühungen gegen die Christen, erregte eine große Erwartung auf das Künftige. Aber er gieng auch seinem zweyten wichtigen Entwurfe, einem Feldzuge wider die Perser, bald nach; und überhaupt suchte er seiner Regierung durch alle Handlungen und Reden ein gewisses Ansehen zu geben. Sie erhielt es schon dadurch, daß ihm bald nach dem Antritte derselben viele fremde Völker, zu denen der Ruf von seiner Tapferkeit, kriegerischen Erfahrung und andern Eigenschaften, bereits gedrungen war, Glück zu derselben wünschen ließen, zugleich auch ihr Verlangen bezeigten, mit ihm in Friede zu leben. Er traf dagegen auch die besten Anstalten, um ein brauchbares Heer in Bereitschaft zu haben; sorgte besonders für die Besatzungen, welche längs der Donau die Einfälle der Barbaren abwehren sollten: und als man ihm rieth, die angränzenden Gothen zu bekriegen, welche ihren Vergleichen mit den Römern selten treu blieben, gab er zur Antwort, er suche würdigere Feinde; für die Gothen wären die Kaufleute aus Galatien hinlänglich, von welchen sie überall als Sclaven verkauft würden.

In

In der bürgerlichen Regierung folgte er auch, meistentheils nicht ohne Ruhm, seinen Grundsätzen und Neigungen. Eine Menge Aegyptier war nach Constantinopel gekommen, um durch seinen Beystand das Geld wieder zu erlangen, das sie denen, welche die Rückstände der öffentlichen Abgaben eintrieben, gegeben hatten, damit sie entweder gar nichts, oder mit mehr Bequemlichkeit zahlen dürften. Sie fielen aber durch ihr geschwätziges und unverschämtes Anhalten ihm und seinen Staatsbedienten so sehr zur Last, daß jede andere Angelegenheit ruhen mußte. Daher befohl er ihnen allen, sich über die Meerenge nach Chalcedon zu begeben, wohin er ebenfals wegen ihrer Sache kommen wollte. Zu gleicher Zeit aber verbot er allen Schiffern der dortigen Gegend, keinen Aegyptier überzuschiffen: dieses nöthigte sie, sogleich in ihr Vaterland zurück zu kehren. Ihr ganzes Begehren kam ihm so unbillig und schändlich vor, daß er diese und ähnliche Forderungen auf immer durch ein Gesetz untersagte.

Am ersten Jänner des Jahrs 362. verfügten sich die neuernannten Consuls, die nun ihr Amt antreten sollten, wie es gewöhnlich war, in den Palast des Kaisers; aber überaus früh, damit er ihnen nicht zuvorkommen möchte. Er stand eilfertig auf, gieng ihnen, weil sie ihn überrascht hatten, mit einer Art von Bestürzung entgegen, und empfieng sie ehrerbietig. Als sie hierauf sich in den Senat begaben, nöthigte er sie, ihren Wagen zu besteigen; er aber begleitete sie zu Fuß, wie einer von ihrem Gefolge. Eine für seine Würde zu gezwungene Herablassung, die daher nicht den allgemeinen Beyfall fand, den er sich davon versprach. Im Senat hielt der eine Consul, Mamertinus, eine Lobrede auf ihn, die wir noch als einen beredten Aufsatz von derjenigen Art lesen, worinne der Verfaßer nichts

als

als Tugenden an ſeinem Fürſten entdeckt hat. Wenige Tage darauf ließ Mamertinus die feyerlichen Spiele halten. Man führte nach dem üblichen Herkommen Sclaven vor ihn, denen er die Freyheit ſchenken ſollte; Julian wollte ſie ihnen ſelbſt ertheilen; da man ihn aber erinnerte, daß dieſes jezt ein Recht des Conſul ſey, verurtheilte er ſich zu einer Geldſtrafe von zehn Pfund Goldes. Ueberhaupt war dem Römiſchen Senat ſeit langer Zeit von den Kaiſern nicht mit ſo vieler Achtung begegnet worden, als von ihm. An Statt, wie ſein Vorgänger, die Mitglieder deſſelben zu ſich kommen zu laſſen, fand er ſich ſelbſt häuffig in ihren Verſammlungen ein, nahm an den Berathſchlagungen Antheil, ohne ſie einzuſchränken, und war der erſte Kaiſer ſeit dem Julius Cäſar, der öfters im Senat Reden, welche er ſelbſt verfertigt hatte, auch ſelbſt gehalten hat. Vielleicht gönnte er den Römern würklich ihre alte Freyheit: wenigſtens ſah er es ungerne, wenn man ihm den ehemals bey ihnen verhaßten Nahmen Herr beylegte, den gleichwohl die Kaiſer ſchon lange führten; er war ſogar geneigt, die kaiſerliche Kopfbinde gänzlich abzulegen.

Er äußerte auch ſonſt edle und wohlthätige Geſinnungen. Zween abgeſetzte kaiſerliche Commiſſarien erboten ſich gegen ihn, den Ort zu entdecken, wohin ſich Florentius aus Furcht vor dem Tode gerettet hatte, wenn ihnen ihre Stellen wieder gegeben würden. Allein er wies ſie mit dem Nahmen von Angebern ab, und ſagte, es ſey einem Kaiſer unanſtändig, ſich ſo argliſtiger Anzeigen wider einen Unglücklichen zu bedienen, dem vielleicht bald Gnade wiederfahren dürfte. Conſtantinopel, ſeiner Vaterſtadt, gab er mehrere Beweiſe ſeiner Liebe. Er legte einen ſehr geräumigen Hafen daſelbſt an, um die Schiffe vor den Mittagswinden in Sicherheit zu ſetzen, nebſt einem bedeckten Gange, der

dahin führte. In ſeinem Palaſte ſelbſt bauete er einen ſolchen Gang, wo er eine Bücherſammlung errichtete. Dem Senate dieſer Stadt ertheilte er neue Rechte, und für die Ausſchmückung derſelben trug er ebenfals Sorge.

Bisweilen vergaß er jedoch bey einem öffentlichen Ausbruch ſeiner Freundſchaft und Dankbarkeit, was er ſeinem Stande ſchuldig ſey: beſonders, da er ſich in allem, was Aufſehen machte, gefiel. Den Philoſophen Maximus, der ihm hauptſächlich das Heydenthum beliebt gemacht, die Regierung verkündigt, und ſein Herz völlig eingenommen hatte; dieſen bat er noch als Cäſar vergebens zu ſich nach Gallien. Sobald er Kaiſer geworden war, wiederholte er dieſe Einladung an ihn und an den Chryſanthius. Der leztere glaubte ſo ſchlimme Vorbedeutungen durch Hülfe der Theurgie zu finden, daß ihn nichts, auch nicht ein Schreiben Julians an ſeine Frau, bewegen konnte, an den Hof zu reiſen: daher machte ſie der Kaiſer beide zu oberſten Vorſtehern der heydniſchen Religion in Lydien; und die dortigen Chriſten hatten ſich über den Philoſophen nicht zu beklagen. Maximus hingegen erfüllte das Verlangen des Kaiſers. Dieſer hielt eben eine Rede im Senat, als man ihm meldete, daß derſelbe in der Nähe ſey. Sogleich ſprang er von ſeinem Stuhl auf, lief ihm weit entgegen, umarmte ihn, und führte ihn mit ausnehmenden Zeichen der Hochachtung in den Senat, wo er ihn neben ſich niederſitzen ließ. Bald äußerte ſich auch die Gewalt, welche Maximus über das Gemüth des Kaiſers hatte: er fieng an, ihn durch ſeine Rathſchläge zu beherrſchen; dieſes Anſehen machte ihn ſtolz und übermüthig; es bereitete das Unglück vor, welches ihn nach dem Tode des Kaiſers traf.

Nächſt

Nächſt demſelben rief Julian noch viele andere heydniſche Philoſophen und Sophiſten zu ſich. Manche darunter betrogen ſich in ihrer Hoffnung: nachdem er ſie ſehr freundlich aufgenommen, auch wohl an ſeine Tafel gezogen hatte, ſchickte er ſie zurück, ohne ihnen einige Wohlthat zu erweiſen. Vermuthlich fand er ſich ſelbſt in der großen Meinung hintergangen, die er in Anſehung ihrer angenommen hatte. Andere hingegen durften ihn nicht wieder verlaſſen; ſie wurden ſeine vertrauten Freunde, wie unter andern der Platoniſche Weltweiſe Priſcus, deſſen ſtrenge zurückhaltende Gemüthsart der Hof nicht änderte. Man merkte unterdeſſen wohl, daß Julian dieſe Geſellſchaft nicht bloß aus Liebe zur Gelehrſamkeit und Weisheit ſuchte: er befriedigte dadurch zugleich ſeine Ruhmbegierde; man ſollte ihn nicht als einen Kaiſer von der gemeinen Art, ſondern als einen Nachahmer des Marcus Aurelius, und noch größer als ſein Muſter, anſehen. Freylich macht ein ſehr ehrwürdiger Lehrer der Chriſten, der um dieſe Zeit ſchon lebte, Chryſoſtomus, von dem Gefolge und Umgange des Kaiſers eine ſchimpfliche Abbildung. „Kaum hatte derſelbe, ſagt er, die freye Ausübung der heydniſchen Religion erlaubt, als eine Menge Zauberer, Wahrſager, und andere Betrüger aus allen Gegenden ſeinen Palaſt anfüllten. Sie wurden zum Theil aus den elendeſten Leuten, die bisher in Gefängniſſen oder in einer verworfenen Lebensart ihre Tage zugebracht hatten, angeſehene Diener der heydniſchen Religion.“ Dieſes alles kann vollkommen wahr ſeyn; aber eben weil ſie vornemlich wegen der heydniſchen Religion gelitten oder im Staube gelegen hatten, zog ſie Julian deſto eifriger hervor, und glaubte vermuthlich, daß dieſer Umſtand auch ihre Fehler bedecke.

Es kann nicht gezeigt werden, wie viel diese genaue Verbindung des Kaisers mit einer Menge gelehrter, schlauer und hitziger Heyden zu der Veränderung des Zustandes der Christen beygetragen habe; ob sie gleich daran durch ihre Rathschläge manchen Antheil gehabt haben mögen. Er selbst unterdessen war dieser kaum benöthigt: und da er gar bald offenbare Angriffe auf das Christenthum versuchte, geschah es durch solche Mittel, die man von ihm allein schon erwarten konnte. Die Christen wurden durch eine seiner Verordnungen von allen Bedienungen im Staate und beym Kriegsheere ausgeschlossen. Sie können, sagte er spöttisch, nicht Statthalter der Provinzen seyn, weil ihnen ihre Religion verbietet, die Missethäter durch das Schwerdt hinrichten zu lassen. Damals erkannte man diejenigen unter seinen Hofbedienten und Kriegsbefehlhabern, die dem Christenthum mit ungetheiltem Herzen ergeben waren: sie legten lieber ihre Würden nieder, als daß sie den Göttern geopfert hätten. Darunter thaten sich besonders Jovianus, Valentinianus und Valens hervor, die nachmals alle Kaiser geworden sind. Dem erstern ließ Julian seine Stelle bey dem Heere. Valentinianus scheint auch als Oberster von der Leibwache beybehalten worden zu seyn. Aber einst da er vor dem Kaiser hergieng, als derselbe den Tempel der Glücksgöttinn besuchte, und die heydnischen Priester ihn ebenfals mit dem Weihwasser besprengten, rief er voll Unwillen aus, man habe ihn verunreinigt, und schlug sogar denjenigen, der es gethan hatte, mit der Faust: für diesen Eifer wurde er mit der Gefangenschaft bestraft.

Man hat einige Ursache zu zweifeln, ob Julian würklich den Christen allen Zutritt zu den Ehrenstellen verschlossen habe, weil Gregorius von Nazianzus ihm

ihm nur einen solchen Vorsatz zuschreibt. Doch außerdem daß seine rednerische Ausdrücke nicht deutlich genug sind, und dagegen die Geschichtschreiber Socrates, Sozomenus und Theodoretus, wenn sie gleich später als er geschrieben haben, die angeführte Nachricht mit so vielen Umständen geben; so dürfte man sich auch nicht verwundern, wenn der Kaiser bey diesem Entwurfe nicht sehr weit gekommen wäre. Unzählige Aemter in jeder Gegend des Reichs wurden, als er die Regierung antrat, von Christen verwaltet. Es war nicht möglich, sie sogleich überall derselben zu berauben; zumal wo ihre Glaubensgenossen die stärksten waren. Er scheint auch sein Gesetz meistentheils nur bey den großen Hof- Staats- und Kriegs-Bedienungen ausgeübt, und vorzüglich zu den erledigten Stellen Heyden gewählt zu haben. Gregorius beschuldigt den Kaiser vielleicht mehr, daß er auch die geringern obrigkeitlichen Aemter den Christen zu entziehen gesucht habe. Denn nachdem er gesagt hatte, Julian habe sie von allen öffentlichen Versammlungen, und den Gerichtsstellen selbst, entfernen wollen, setzt er hinzu, sie hätten nach seiner Absicht allen Schutz der Gesetze verlieren sollen, weil ihnen doch, nach seiner höhnischen Anmerkung, geboten wäre, das Unrecht geduldig zu leiden, Böses nicht mit Bösem zu vergelten, noch etwas Eigenes zu besitzen. Wenn dieses nicht in dem härtesten Sinn genommen werden soll, daß Julian den Christen nicht einmal habe erlauben wollen, ihre Beschwerden vor Gerichte zu bringen, (ein sehr unwahrscheinliches Verbot, obgleich auch Sozomenus ihm dasselbe zuschreibt;) so muß man glauben, diese Schriftsteller haben aus der feindseeligen Partheylichkeit der heydnischen Obrigkeiten gegen die Christen, und aus der Verspottung, mit welcher Julian ihre Klagen aufnahm, geschlossen, daß er ihnen alle Rechte der bürgerlichen Gesellschaft versagt

habe. Daß die Chriſten unter ſeiner Regierung nicht leicht zu Ehrenämtern befördert worden ſind, ſieht man auch aus ſeinem Schreiben an den Artabius, in welchem er zwar bey den Göttern verſichert, er wolle nicht, daß die Galiläer unſchuldiger Weiſe hingerichtet oder beleidigt werden ſollten; aber gleichwohl, ſchreibt er, bin ich allerdings der Meinung, daß man ihnen die gottesfürchtigen Männer vorziehen müſſe, weil durch die Thorheit der Galiläer faſt alles zu Grunde gegangen iſt; da wir hingegen alle durch die Gewogenheit der Götter glücklich werden.

Aber ein Kunſtgriff, durch welchen Julian den Chriſten vermuthlich am meiſten zu ſchaden hoffte, war ſeine Bemühung, ihnen alle Geſchicklichkeit in den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten zu rauben. Das Geſetz, durch welches er ihnen verbot dieſelben zu lehren, iſt auch wegen der Gründe, deren er ſich bedient, ſo merkwürdig, ſo ganz in der ihm eigenen Art abgefaßt, daß ein Auszug deſſelben hier nicht wohl fehlen darf. „Die wahre Wiſſenſchaft, ſo fängt er daſſelbe an, beſteht nicht in prächtigen und wohlklingenden Worten; ſondern in einem geſunden Verſtande, in richtigen Meinungen über das Gute und Böſe, das Anſtändige und Schändliche. Wer alſo anders denkt, und anders ſeine Zuhörer lehrt, der ſcheint eben ſo weit von der Wiſſenſchaft als von der Rechtſchaffenheit entfernt zu ſeyn. Er iſt deſto gottloſer, je wichtigere Dinge der Unterſcheid zwiſchen ſeiner Denkungsart und Zunge betrifft. Es müſſen daher alle Lehrer wohlgeſittet ſeyn, und ſich vor neuen ſeltſamen Meinungen hüten; vornemlich aber diejenigen, welche den Jünglingen die Schriften der Alten erklären: ſie mögen nun Lehrer der Beredſamkeit oder der Sprachwiſſenſchaft ſeyn; hauptſächlich aber die Sophiſten. Denn dieſe wollen nicht

bloß

bloß Lehrer der Worte, sondern auch der Sitten seyn, und behaupten, daß die Anweisung zur Staatsklugheit für sie gehöre. Ob dieses wahr sey, will ich jetzt nicht untersuchen; ich würde sie aber mehr loben, wenn sie sich nicht selbst widerlegten. Alle große Schriftsteller haben Götter zu ihren Anführern gehabt. Es kommt mir daher ungereimt vor, daß diejenigen, welche ihre Werke erklären, die von ihnen verehrten Götter verachten. Gleichwohl verlange ich nicht, daß sie wegen der Jünglinge ihre Gedanken ändern sollen: ich gebe ihnen nur die Wahl, daß sie entweder dasjenige nicht lehren, was sie nicht vor gut halten; oder daß sie, wenn sie lehren wollen, erst ihre Schüler überzeugen, es sey keiner von diesen Schriftstellern so gottlos und unsinnig, als sie dieselben vorstellen. Denn da sie aus den Schriften derselben ihren Unterhalt und Lohn ziehen: so gestehen sie selbst eine schändliche Gewinnsucht, indem sie solches für weniges Geld thun. Bisher haben Furcht und andere Dinge es verhindert, daß man die Tempel nicht besucht, noch richtig von den Göttern gelehrt hat. Jezt aber da uns die Götter Freyheit geschenkt haben, dünkt es mir ungereimt zu seyn, die Menschen dasjenige zu lehren, was man selbst verwirft. Wenn sie diejenigen, deren Ausleger sie abgeben, vor weise halten, so mögen sie zuerst die Gottesfurcht derselben nachahmen. Glauben sie aber, daß diese Schriftsteller die Götter beleidigt haben: so mögen sie in die Gemeinen der Galiläer gehen, und daselbst den Matthäus und Lucas erklären, nach deren Vorschrift ihr unsern Gottesdienst in Verachtung bringt. Ich wünsche, daß eure Ohren und Zungen in denjenigen Dingen, wie ihr zu sagen pflegt, wiedergebohren werden, deren ich und alle, die mich lieben, gern stets theilhaftig seyn möchte. Und dieses Gesetz sey allen Lehrern gemeinschaftlich gegeben! Den Jünglingen aber wird es nicht verboten, zu

zu gehen. Denn es würde unbillig seyn, junge Leute welche noch nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, von dem besten Wege abzuhalten, und sie durch Furcht zu nöthigen, bey ihren väterlichen Anstalten zu verbleiben. Wiewohl es aber die Gerechtigkeit erforderte, diese Leute gleich den Wahnwitzigen, sogar wider ihren Willen, zu heilen; so sey es doch allen vergönnt, an dieser Krankheit darnieder zu liegen! Unverständige müssen, wie ich glaube, belehrt, nicht bestraft werden."

Alles scheint in diesem Verbote billig und gemäßigt zu seyn; wenn es gleich für ein Gesetz zu spöttisch ausgedrückt ist. Und doch konnten die Christen dem Kaiser leicht beweisen, daß nichts billiger sey, als einen jeden dasjenige lehren zu lassen, was er zu seinem und anderer Nutzen gelernt hat; daß es auch weder Verstellung noch Widerspruch gegen sich selbst heißen könne, wenn man Schriften, an deren Verfassern man die Religion tadelt, dennoch wegen des Witzes, der Beredsamkeit und Gelehrsamkeit, die darinne herrschen, erklärt und anpreiset. Ammianus selbst, dieser heydnische Schriftsteller, nennt daher diesen Befehl Julians hart und einer ewigen Vergessenheit würdig. Aber dieser Fürst bedeckte mit den Ursachen, die er ausdrücklich anführte, andere, an denen ihm weit mehr gelegen war. Die Christen sollten darum keine öffentliche Lehrer der schönen Künste, die bisher bey den Heyden geblüht hatten, keine Ausleger der schönsten griechischen und römischen Werke abgeben, damit sie nicht ferner, wie bereits geschehen war, mit den Heyden in einen Wettstreit von Gaben und Gelehrsamkeit treten, oder gar dieselben hierinne übertreffen möchten. Es sollte ihnen zugleich durch diese Verordnung die Gelegenheit entrissen werden, die sich bey der Erklärung heydnischer Schrift-

Schriftſteller ſehr oft darbot, den ſchwachen Grund und das Ungereimte in den Lehren dieſer Religion zu zeigen. Uebrigens gehorchten alle ſolche chriſtliche Lehrer dem Befehle des Kaiſers: auch Prohäreſius, der damals vor den größten Lehrer der Beredſamkeit gehalten wurde; obgleich Julian ihn von dieſem Geſetze ausgenommen haben ſoll.

Julian gieng noch weiter, wenn wir den obengenannten chriſtlichen Schriftſtellern, und andern aus gleichem Zeitalter glauben dürfen: er verbot ſogar, daß die Chriſten die heydniſche Gelehrſamkeit nicht einmal lernen ſollten. Dieſer Nachricht mangelt es nicht an Wahrſcheinlichkeit. Der Kaiſer mußte die großen Vortheile, welche die Chriſten aus dieſer Kenntniß und aus der Uebung in den Künſten des Witzes bey ihren Streitigkeiten mit den Heyden zogen, lebhaft empfinden. Daher ſagte er, nach dem Berichte des Theodoretus: „Die Söhne der Galiläer ſollen weder in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, noch in der Philoſophie unterrichtet werden. Denn wir werden, wie es im Sprichwort heißt, mit unſern eigenen Flügeln geſchlagen, indem ſie aus den Werken unſerer Schriftſteller Waffen nehmen, uns zu bekriegen.“ Man ſetzt hinzu, daß Julian auf verſchiedene chriſtliche Biſchöfe ſeiner Zeit, unter andern auf Baſilius, den man den Großen nennt, und Gregorius von Nazianzus, eiferſüchtig geworden ſey, weil ſie den Ruhm der trefflichſten heydniſchen Redner verdunkelten; er habe daher die Chriſten verhindern wollen, ſich wieder ſo hoch empor zu ſchwingen. Auch der Umſtand macht dieſe Erzählung glaublich, daß Julian ſich eines ſpöttiſchen Vorwandes bedient haben ſoll, um ſein Verbot zu rechtfertigen. „Für uns allein, ſagt er, gehört die Fertigkeit im Reden und die griechiſche Sprachwiſſen-

schaft, „(eine Anspielung auf das Wort Hellenismos oder die griechische Religion, wie man damals das Heydenthum nannte;) euch aber kommt eine Ungeschicklichkeit sich auszudrücken und ein bäurisches Wesen zu: eure ganze Weisheit besteht in dem Worte: Glaube!“ Man sieht leicht, daß dieses nichts als Hohngelächter und zweydeutiger Scherz sey; aber Gregorius von Nazianzus würde es nicht so ausführlich beantwortet haben, wenn es nicht Worte Julians gewesen wären.

Dennoch ist dieses zweyte Verbot desselben nicht über allen Zweifel hinausgesetzt. Daß man in seinen Schriften und unter seinen Gesetzen keine Spur davon antrifft, ist weniger bedenklich, als daß er am Ende des oben mitgetheilten Befehls gewissermaaßen das Gegentheil verstattet. Ammian gedenkt in der That nur dieses erstern Befehls zweymal: und wenn gleich seine Ausdrücke auch dieses Sinnes fähig wären, daß Julian den heydnischen Lehrern verboten habe, die Christen zu unterrichten; wenn es gleich begreiflicher zu seyn scheint, daß dieser Schriftsteller nur ein Verbot, wie das eben genannte zu hart habe finden können; so entscheiden doch die Worte des Kaisers beym Theodoretus, wenn sie anders zuverläßig sind, für die gewöhnliche Meinung. Denn seine Besorgniß, daß die Christen sich Waffen der Heyden gegen diese selbst ferner bedienen möchten, fand nur alsdann recht Statt, wenn die Christen Lehrer der heydnischen Gelehrsamkeit abgaben. Bey dem allem hat das Zeugniß so vieler christlichen Schriftsteller ein großes Gewicht. Man muß also den Schluß machen: entweder hat Julian nach seinem Gesetze gegen die christlichen Lehrer der Wissenschaften, noch ein anderes gegeben, durch welches er den Christen die Erlernung derselben ausdrücklich untersagt hat; oder, welches fast wahrscheinlicher ist, die

Chri-

Chriſten haben aus dem erſtern Befehl und auch aus ſeinen übrigen Reden gefolgert, daß auch das leztere ſeine Abſicht ſey. In der That nöthigte ſchon jenes Verbot viele Chriſten, ihre Kinder gar nicht in der heydniſchen Gelehrſamkeit unterweiſen zu laſſen, weil ſie dieſelben heydniſchen Lehrern nicht anvertrauen wollten. Zugleich arbeiteten einige ihrer Lehrer der ſichtbaren Bemühung des Kaiſers, die Chriſten in der Unwiſſenheit und Unfähigkeit zu erhalten, und ſie in dieſer ſchlechten Verfaſſung den Anfällen der Heyden Preiß zu geben, wenigſtens dadurch entgegen, daß ſie Schriften über chriſtliche Materien im Geſchmack und zur Nachahmung der alten griechiſchen Dichter aufſetzten.

Die Chriſten wurden von dem Kaiſer noch auf ſo mancherley Art angegriffen, daß es völlig das Anſehen hatte, ſie würden endlich unterliegen müſſen. Er nahm den chriſtlichen Geiſtlichen alle Vorrechte und Einkünfte, die ſie von Conſtantin dem Großen bekommen hatten: ſie mußten auch die öffentlichen und zum Theil verächtlichen Aemter wieder verwalten, von welchen ſie dieſer Kaiſer befreyet hatte. Sie und ſelbſt die Frauensperſonen, welche wegen ihrer Armuth zur Geiſtlichkeit waren gerechnet worden, mußten auf Julians Befehl dasjenige zurückgeben, was ſie aus dem öffentlichen Schatze empfangen hatten: und man forderte es mit großer Härte ein. Unter den beyden vorigen Regierungen waren viele Chriſten, beſonders auch Lehrer derſelben, von ihrem Eifer ſo weit fortgeriſſen worden, daß ſie die heydniſchen Tempel und Bildſäulen eigenmächtig zerſtört hatten. Dieſe ſollten ſie jezt auf ihre Koſten wieder herſtellen: und da ſie zu unvermögend waren ſolches zu thun, überdieß die Geiſtlichen ſich weigerten, die koſtbaren Geſchenke und Gefäße ihrer Kirchen nach Julians Verlangen herauszugeben: ſo gab beydes Gelegenheit, daß

viele

viele Chriſten ins Gefängniß geworfen und gemartert wurden.

Inſonderheit ſuchte er den Gemeinen ihre Biſchöfe zu entziehen, damit ſie hernach ohne Anführer deſto leichter umgeſtürzt werden könnten. Athanaſius, dieſer berühmte Streiter der Chriſten gegen die Ketzer, den Conſtantius ins Elend verwieſen hatte, war, als Julian auf den Thron kam, in ſein Bißthum Alexandrien zurück gekehrt, lehrte daſelbſt, und bekehrte viele Heyden zum Chriſtenthum. Allein der Kaiſer ließ ihm unter den ſchärfſten Drohungen befehlen, Alexandrien zu verlaſſen, indem er die von ſeinem Vorgänger verbannten Biſchöfe zwar in ihr Vaterland zurück berufen; aber darum nicht auch in ihre Würden eingeſetzt habe. Zu gleicher Zeit ſchickten die Einwohner von Cyzicus Abgeordnete an ihn, welche unter andern wegen der Wiederaufbauung der heydniſchen Tempel in ihrer Stadt mit ihm ſprechen ſollten. Er lobte ſie, und gab ihnen alle Bedürfniſſe dazu; aber dem dortigen Biſchof Eleuſius verbot er jemals wieder in dieſe Stadt zu kommen, weil er die Tempel niedergeriſſen und beſchimpft, Klöſter aufgerichtet, und die Heyden von ihrer Religion abgezogen hätte. Auch den fremden Chriſten, die ſich in der Geſellſchaft deſſelben befanden, unterſagte er den Eingang in die Stadt, unter dem Vorwande, ſie möchten nebſt den darinne wohnenden Chriſten einen Aufruhr erregen. Die Lehrer der Chriſten beſchuldigte er überhaupt, daß ſie Unruhen ſtifteten: und es waren genug unter ihnen, welche dieſer Vorwurf traf; allein Julian brachte ihn auf eine zu allgemeine Art, und bey Perſonen an, wo kein Schein zu einer ſolchen Beſorgniß war. So meldete er dem Titus, Biſchof zu Boſtra, und ſeiner Geiſtlichkeit, er würde, wenn der Pöbel daſelbſt ſich empörte, die Schuld davon ihnen

nen allein beymeſſen. Da nun der Biſchof in einem Schreiben an den Kaiſer verſicherte, die Chriſten wären zu Boſtra eben ſo zahlreich als die Heyden; auf ſeine Erinnerung aber wären ſie bisher ruhig geblieben: ſo ließ ſich Julian zu dem unedeln Kunſtgriffe herab, ihn wegen dieſer Worte den Chriſten dieſer Stadt als einen Verleumder abzubilden, der geſagt hätte, ſie würden gewiß Aufrührer geworden ſeyn, wenn ſie nicht durch ſeine Ermahnungen wären zurück gehalten worden: und Julian munterte ſie auf, ihn deswegen aus der Stadt zu jagen.

In jeder Vergleichung begegnete er ſeinen chriſtlichen Unterthanen weit weniger günſtig als den Heyden: er ließ ſie ſeine Feindſchaft noch härter durch bittere Spöttereyen fühlen, deren ſich ein Fürſt niemals gegen Unterthanen bedienen ſollte. Zu Edeſſa hatten die Arianer einige Gewaltthätigkeiten gegen die Valentinianer (eine andere Art ſogenannter Ketzer, als ſie ſelbſt waren,) begangen. Der Kaiſer ließ hierauf alle Schätze und Einkünfte dieſer Kirche wegnehmen, damit er ihnen, wie er ſagte, bey der Erfüllung ihres bewundernswürdigen Geſetzes zu Hülfe kommen möchte, nach welchem ſie arm ſeyn müßten, wenn ſie in das Himmelreich gelangen wollten. Er verſprach der Stadt Peßinus Beyſtand, wenn ſie ſich die Gnade der Göttinn Cybele erwerben würde. Sollte ſie aber dieſelbe verachten, ſo würde ſie ſich ſeinen heftigſten Unwillen zuziehen. Gleichergeſtalt drohte er der ganz chriſtlichen Stadt Niſibis, die ihn wegen eines gefürchteten Angriffs der Perſer um Hülfe bat, ihr keine zu leiſten, nicht einmal ihre Abgeordneten anzunehmen, noch jemals in dieſelbe zu kommen, wenn ſie nicht vorher ſich zur heydniſchen Religion bekannt hätte. Gaza und Majuma lagen ſo nahe bey einander, daß die leztere

Stadt

Stadt der erstern zum Hafen diente; aber Constantin hatte sie wegen ihres Eifers für das Christenthum zu einer besondern Stadt, unter dem Nahmen Constantia, gemacht. Aus eben dieser Ursache nahm ihr Julian dieses Vorrecht, und unterwarf sie dem heydnischen Gaza. Da er zu dem Persischen Feldzuge sehr viel Geld brauchte, waren es auch die Christen, die unter dem Nahmen einer Strafe, welche er allen, die nicht opferten, auflegte, und überaus scharf eintreiben ließ, das meiste dazu beytragen mußten.

Man kann dieses alles nicht wohl anders als eine partheyische Ungerechtigkeit des Kaisers gegen die Christen nennen, die sich dadurch keineswegs entschuldigen läßt, daß die Christen während der Zeit, da sie die Oberhand im Römischen Reiche hatten, mit den Heyden ohngefähr auf gleiche Art umgegangen waren. Die arglistigen Mittel voll Verstellung und Schadenfroher Klugheit, die er dabey anwandte, und die man die Künste oder Kunstgriffe Julians zu nennen pflegt, entehren ihn vielleicht am meisten. Denn ein Fürst hat weniger Ursache als andere Menschen, sich von dem geraden offenen Wege zu entfernen, wenn er Absichten erreichen will, die er vor gut und nützlich hält; am wenigsten darf es derjenige thun, der nach dem Nahmen eines Philosophen strebt, weil Weisheit und Redlichkeit unzertrennlich sind. Julian gewann einen grossen Theil des Kriegsheeres, sich zur Abgötterey zu lenken. Da er aber sehr viele christliche Soldaten standhaft bey ihrer Religion verharren sah, ersann er ein elendes Mittel, sie ohne ihr Wissen oder wider ihren Willen zu Heyden zu machen. Als sie einst ein Geschenk an Gelde von ihm empfangen sollten, ließ er einen Altar mit brennendem Feuer hinsetzen, in welches ein jeder Weyhrauch streuen mußte: denn ehemals war bey einer solchen Gelegen-

legenheit ſtets den Göttern geopfert worden. Verſchiedene erkannten den Betrug, und nahmen das Geld gar nicht an. Eine Anzahl anderer ward durch die Liebe zum Gelde, zugleich durch Furcht und Beſtürzung über den unvermutheten Anblick berückt; ob ſie gleich merkten, daß ſie eine heydniſche Cärimonie verrichteten. Noch andere wußten nicht was ſie thaten, und glaubten nur einer alten Gewohnheit zu folgen. Doch als man einigen derſelben bald darauf vorwarf, daß ſie durch dieſe Handlung Chriſtum verleugnet hätten, eilten ſie im höchſten Unwillen auf die öffentlichen Plätze, wo ſie mit Thränen laut bezeigten, daß ſie noch immer Chriſten wären, und wenn ſie gleich unwiſſend mit der Hand ein Verbrechen begangen hätten, ſo habe doch ihr Herz keinen Antheil daran gehabt. Hierauf begaben ſie ſich zu dem Kaiſer, warfen ihm das erhaltene Gold vor die Füße, und forderten ihren Todt, den ſie, wie ſie ſagten, wegen der verübten Schandthat verdienten. Man führte ſie würklich zur Hinrichtung fort; aber eben da dieſelbe vollzogen werden ſollte, ward ihnen die Gnade des Kaiſers angekündigt, der ſie, an Statt den Chriſten neue Märtyrer zu verſchaffen, an die äußerſten Gränzen des Reichs verbannte. Ein ähnlicher Einfall Julians war es, daß er um ſein Bild herum, welchem die Unterthanen gewöhnlichermaaßen einige Ehrenbezeigungen erwieſen, noch verſchiedene Götter mahlen ließ, damit es das Anſehen haben möchte, als wenn dieſe zugleich angebetet würden. Diejenigen Chriſten, welche ſich weigerten ſolches zu thun, wurden als Verächter der kaiſerlichen Würde beſtraft. Sonſt hatte er auch das Kreuz aus der kaiſerlichen Hauptfahne, oder dem Labarum, wegnehmen, und ihr wieder die alte Geſtalt geben laſſen.

Es war noch übrig, daß heftigere Gewaltthätigkeiten gegen die Christen, und selbst Hinrichtungen derselben verübt wurden: auch daran fehlte es unter Julians Regierung nicht; ohne daß man ihn von der Schuld an denselben gänzlich freysprechen könnte. Sobald die Heyden von ihm alle ehemalige Freyheit wieder bekommen hatten, liefen sie an vielen Oertern mit einer unsinnigen Freude öffentlich herum, und überhäufften die Christen mit jeder Art von Beschimpfung; wenn sie aber von ihnen Schmähworte zurück bekamen, mißhandelten sie dieselben auch mit Schlägen. Sie dachten eben nicht unrichtig, daß ihnen unter der jetzigen Regierung alles gegen die Christen erlaubt sey. Die Statthalter der Provinzen verfuhren oft sehr hart mit den Christen, und die christlichen Schriftsteller melden zum Theil, daß Julian diese Stellen gern den grausamsten Leuten ertheilt habe; wiewohl sie auch sagen, daß dieselben sich durch ein solches Betragen bey dem Kaiser in Gunst hätten setzen wollen, und mehr als er befohlen, gethan hätten. Wenn sich aber die Christen bey ihm darüber beklagten, so gab er ihnen die spöttische Antwort: „Eure Pflicht ist, das Unrecht geduldig zu leiden; denn dieses ist die Vorschrift eures Gottes.“ Viele Martern und eine lange Gefangenschaft trafen diejenigen Christen, welche die von ihnen niedergerissenen Tempel nicht wieder aufzubauen vermochten. Hier regt sich überhaupt, man darf es nicht leugnen, der Verdacht, ob nicht die Christen durch einen solchen unzeitigen Eifer, der noch, da Julian regierte, hin und wieder ausbrach, sich manche Drangsale von den Heyden zugezogen haben? Allerdings ist dieses mehr als Verdacht: und viele Christen besaßen weder Mäßigung noch Klugheit genug, um sich sehr in die Augen fallender Angriffe auf die jezt herrschende Religion zu enthalten. Aber wenn sie gleich zuweilen deswegen verfolgt wur-

wurden; ſo fanden doch der Haß und die Rachbegierde der Heyden am Julian eine offenbare Aufmunterung. Die heydniſchen Einwohner zu Gaza zündeten nicht nur wie es in mehrern Gegenden geſchah, eine chriſtliche Kirche an, und verjagten viele Chriſten; ſie nahmen auch drey derſelben, die zu den Zeiten des Conſtantius die heydniſche Religion beſchimpft hatten, unter vielen Peinigungen das Leben. Es entſtand zwar hierauf ein Gerüchte daſelbſt, daß ſie der Kaiſer für dieſe Wuth ſcharf beſtrafen würde; allein er gab ihnen darum nicht einmal einen Verweis. Vielmehr nahm er dem Statthalter der Provinz, der einige dieſer Verbrecher hatte gefangen ſetzen laſſen, ſeine Stelle, und rechnete es ihm als eine Gnade an, daß er ihn nicht zum Tode verurtheilte. Bey dieſer Gelegenheit ſagte er die Worte, die aus dem Munde eines gerechten und menſchenfreundlichen Fürſten nicht gehört werden ſollten: „Wozu war es nöthig, diejenigen gefangen zu nehmen, die ſich an wenigen Galiläern wegen des vielen Unrechts, das ſie und ihre Götter von ihnen erlitten hatten, rächten?“ Durch dieſes Bezeigen des Kaiſers angefriſcht, begiengen die Einwohner von Gaza noch abſcheulichere Grauſamkeiten an ihren chriſtlichen Mitbürgern. Die Heyden zu Arethuſa erſchöpften alle Künſte der Unmenſchlichkeit, um den dortigen Biſchof Marcus, eben denjenigen, der dem Kaiſer in ſeiner Kindheit das Leben gerettet hatte, als einen eifrigen Feind ihrer Religion zu martern. Ob man gleich nicht beweiſen kann, daß dieſes mit Julians Vorwiſſen geſchehen ſey; ſo ſcheint er es doch nicht geahndet zu haben, und man erzählt, ſein Staatsbedienter Salluſtius habe ihm vorgeworfen, die Heyden würden dadurch beſchimpft und lächerlich gemacht, daß ſie ſich durch die Standhaftigkeit eines Greiſes unter ſo vielem Elende, überwinden ließen. Bey den chriſtlichen Schrift-

ſtellern des fünften und der folgenden Jahrhunderte, trifft man noch eine Menge Chriſten an, die wegen ihrer Religion unter Julians Regierung das Leben verloren haben. Verſchiedene dieſer Nachrichten ſind zwar ungewiß, und andere können übergangen werden, weil man darinne keinen unmittelbaren Antheil des Kaiſers bemerkt. Aber bis auf den ausdrücklichen Befehl die Chriſten umzubringen, that er ſonſt alles, woraus dieſes erfolgen mußte.

Vergebens alſo ſuchte er dem Nahmen eines Verfolgers zu entgehen: denn dieſer gebührt, wie der Geſchichtſchreiber Socrates richtig urtheilt, demjenigen vollkommen, der ruhig lebende Leute auf irgend eine Art beunruhigt. Daß er die Grauſamkeit mancher heydniſchen Kaiſer gegen die Chriſten vermieden, bisweilen eine Verfolgung der leztern gemißbilligt hat, oder ihnen gelinde und verträglich begegnet iſt, wo man es kaum erwartete; dieſes alles gehört ebenfals zu den fruchtloſen Bemühungen, ſeine wahren Geſinnungen zu verbergen. So gab er den heydniſchen Einwohnern von Alexandrien einen ernſten langen Verweis, daß ſie den Biſchof der Stadt Georgius, einen zwar ſehr laſterhaften und ſchädlichen, bey den rechtgläubigen Chriſten ſelbſt verhaßten Mann, ermordet hatten. Er geſtand in ſeinem Schreiben, daß Georgius den Todt verdient habe; aber nicht durch ſie, indem Geſeze und Richter vorhanden wären, die ihn hätten verurtheilen können: und er ſezt hinzu, es ſey ein Glück für ſie, daß ſich dieſes unter ſeiner Regierung zugetragen habe, weil er aus Ehrfurcht gegen den Gott Serapis, unter deſſen Schuz ſie ſtünden, wegen ihres Stifters Alexanders des Großen, und wegen des Andenkens ſeines Oheims, der ihr Statthalter geweſen wäre, (er war ein ſehr eifriger Heyde,) ihnen verzeihen wollte. Unterdeſſen gedenkt

denkt er zween kaiſerlicher Bedienten gar nicht, welche die Alexandriner zugleich umgebracht hatten, weil ſie, wie der Biſchof, der heydniſchen Religion Abbruch thaten. Auf der andern Seite wußte Julian auch bisweilen ſeiner erſten Hitze zu gebieten, wenn er von den Chriſten gereizt wurde. Der alte und blinde Arianiſche Biſchof von Chalcedon Maris ließ ſich in den Götzentempel führen, in welchem ſich der Kaiſer befand; nannte ihn einen Gottloſen, einen Abtrünnigen, und einen Mann ohne Religion. Dieſer aber begnügte ſich daran, ihm zu antworten: „Du Blinder! dein Gott, „der Galiläer, wird dich niemals heilen.“ Und als Maris mit den Worten fortfuhr: „Ich danke Gott, „daß er mich blind gemacht hat, damit ich Dein Ge„ſicht nicht ſehen möchte, der Du in eine ſolche Gottlo„ſigkeit verfallen biſt;“ ſo ſchwieg der Kaiſer dazu ſtill. Aber in der Folge ſoll er eine deſto ſchärfere Rache an ihm ausgeübt haben. Einſt gab ſich auch Julian ungemeine Mühe, den Bruder des Gregorius von Nazianzus, Cäſarius, einen ſehr gelehrten Arzt an dem Hofe des vorigen Kaiſers, und einen eifrigen Chriſten, zum Abfall von ſeiner Religion zu bewegen. Da jedoch Cäſarius ſeiner künſtlichen Beredſamkeit mit nicht geringerer Stärke begegnete, vereitelte er alle Angriffe des Kaiſers, der ſich endlich nicht enthalten konnte, die beyden Brüder zugleich zu loben und zu beklagen. Glücklicher Vater! rief er aus, und unglückliche Kinder!

Wenn man dieſe Feindſchaft Julians gegen die Chriſten ausnimmt: ſo hatten ſonſt ſeine Unterthanen faſt immer einen gerechten, gütigen und uneigennützigen Fürſten an ihm. Sein großes Unternehmen gegen die Perſer, nahm freylich eine der erſten Stellen in ſeinem Geiſte ein. Aber er glaubte eine Regierung,

größern zu erwerben. Nachdem er also kaum fü
nathe zu Constantinopel zugebracht hatte, g
im May des Jahrs 362. nach Asien hinüber, u
rüstungen zum Feldzuge anzustellen. Er kom
Trümmern von Nicomedien, welches kurz
durch ein Erdbeben großentheils umgestürzt worde
nicht ohne Thränen betrachten, da er sich an sei
ziehung in dieser Stadt erinnerte: und schenkte
ihrer Wiederaufbauung. Hierauf reiste er nach
nus, um der Cybele, oder der sogenannten M
der Götter, die ihren berühmtesten Tempel d
hatte, seine Ehrfurcht zu bezeigen. Zween Ch
davon der eine den Altar der Göttinn niedergeriss
te, ließ er züchtigen. Er hingegen schrieb, von
mehr Eifer entzündet, in einer einzigen Nacht alle
Abhandlung von der Mutter der Götter.
ist eine Erklärung der Geschichte dieser Göttinn,
geheimen Verstand er ganz aus der Naturlehre
Der junge Attis insonderheit, der darinne eine K
person vorstellt, soll eine Zeugungskraft seyn, d
den Gestirnen auf die Erde zu ihrer Befruchtung
len ist. Solche Deutungen der Götterlehre und
geschichte, hauptsächlich aus der Naturkunde, Ge
te und Sittenlehre gezogen, hatten die heydnischen

auch gezwungene oder abgeſchmackte; alle in der Abſicht, um den gemeinen Religionsbegriffen einen für denkende Köpfe würdigern Anſtrich zu ertheilen. Als aber das Chriſtenthum erſchien, und der heydniſchen Religion, auch durch die bitterſten Spöttereyen über die Göttergeſchichte derſelben, ſo vielen Abbruch, that: da ſahen ſich die gelehrten Heyden noch mehr genöthigt, dergleichen allegoriſche Erklärungen zu Hülfe zu rufen. Sie zeigten auch beym Julian die Verlegenheit an, in welcher ſie ſich als Vertheidiger des Heydenthums gegen die Chriſten befanden. Würdiger war zwar dieſer Verſuch eines Philoſophen, als die meiſten ſeiner bisherigen Anſtalten, dem Heydenthum aufzuhelfen; auch iſt er, wie alles, was Julian aufgeſetzt hat, wegen mancher Stellen von einnehmender Beredſamkeit zum Theil leſenswürdig; aber man merkt es ſogar, wie unglücklich er ſich in ſeine gekünſtelte Auslegungen verwickelt.

In einigen andern Stunden ſeines Aufenthalts zu Peßinus, verfertigte er eine Rede wider die ungeſchickten Cyniker. Einer von dieſer Sekte hatte die harte und rohe Lebensart des Diogenes, dem er doch nachfolgen wollte, getadelt, und ſich üppigen Sitten ergeben. Julian vertheidigt daher dieſen berühmten Mann, und zeigt zugleich, daß nur eine einzige Philoſophie ſey, die ſich die Erkenntniß unſerer ſelbſt zum Grundſatze, und die Aehnlichkeit mit den Göttern zum Ziel genommen habe. Man kann wenigſtens aus dieſer Schrift ſehen, was ſich zur Rechtfertigung des Diogenes und der ächten Cyniker überhaupt, entweder Scharfſinniges oder Scheinbares ſagen läßt. Er führte eben dieſes noch in einer andern Rede an den Cyniker Heraclius weiter aus, der von den Fabeln der heydniſchen Religion verächtlich geurtheilt hatte. Julian zeigt alſo den Urſprung und Gebrauch derſelben: man

müſſe ſie, ſagt er, wie Plato, Plotinus, Porphyrius und Jamblichus verſtehen; wenn ſie einen widerſprechenden und ungereimten Sinn zu haben ſchienen, ſo verlangten ſie ſelbſt, daß man einen verborgnern aufſuchen möchte. Zu einem Beyſpiele kleidet er die Geſchichte ſeines Lebens in eine ſolche Fabel ein, in welcher daſſelbe unter Berathſchlagungen, Erſcheinungen und Ermahnungen der Götter an ihn abgebildet wird.

Nicht bloß durch dergleichen Beſchäftigungen unterſchied ſich Julians Reiſe von den prächtigen Zügen der vorigen Kaiſer; die Statthalter der Provinzen durften ihm auch die gewöhnlichen Geſchenke nicht entgegen bringen: und Reden zu ſeinem Lobe, mit welchen ſie ihn empfiengen, waren ihm das angenehmſte. Ueberall bezeigte er ſich ſehr andächtig gegen die Götter. Beſonders aber hörte er bereitwillig alle Beſchwerden der Unterthanen an: daher verfolgte ihn ſtets eine ungeſtime Menge derſelben, die ſich nicht nur bey ihm über erlittenes Unrecht beklagten; ſondern öfters ihre Gegner, um ſie deſto verhaßter zu machen, ſogar des Hochverraths beſchuldigten. Aber gegen dieſe Argliſt war ſeine ſtrenge Gerechtigkeit genugſam auf der Hut, und er haßte die Verleumder deſto mehr, weil ſie ihm ehemals ſelbſt viel geſchadet hatten. Unter dieſen Anklägern war einer vorzüglich hitzig: er hörte nicht auf zu ſagen, ſein Feind ſtrebte nach der höchſten Gewalt. Der Kaiſer ſtellte ſich mehrere Tage, als verſtünde er ihn nicht; endlich fragte er ihn, wer es denn ſey, den er anklagte? und erfuhr, daß es ein reicher Bürger ſey. Er lächelte darüber, und wollte auch den Grund der Beſchuldigung wiſſen: es war kein anderer, als daß ſich dieſer Bürger ein ſeidenes Kleid von Purpurfarbe machen ließ. Hierauf befohl der Kaiſer dem Urheber

dieſer

dieser albernen Klage sich wegzubegeben: er beruhigte sich aber noch nicht. Nun ermüdete Julians Geduld, und er sagte zu seinem dabey stehenden Schatzmeister: „Laß diesem gefährlichen Schwätzer auch purpurfarbich„te Schuhe geben, damit er sie seinem Gegner hintra„ge, weil sich dieser doch ein Kleid von gleicher Farbe „hat verfertigen lassen. So wird man sehen können, „wie viel einige Stückchen Seidenzeug ohne eine große „Macht ausrichten.“ In Einer Sache jedoch wurde Julian durch die allzufeurige Begierde gerecht zu handeln, ungerecht. Er gab den Städten nicht nur die gemeinen Güter zurück, die ihnen von den vorigen Kaisern waren entzogen worden; sondern nöthigte auch viele reiche Personen, die sich von ihrer Verbindlichkeit zu öffentlichen Aemtern loßzumachen gewußt hatten, dieselben zu übernehmen. Aber er erstreckte diese Verordnung auch auf solche, die ein sehr gegründetes Recht an eine Freyheit dieser Art hatten, und sie konnten dieselbe nicht anders behaupten, als daß sie heimlich den Städten, zu welchen sie gehörten, Geld dafür gaben.

Endlich kam Julian nach Antiochien, der Hauptstadt Syriens, und der schönsten angenehmsten Stadt in den Morgenländern, wohin ihn eine ungeduldige Begierde schon lange zog. Die Einwohner empfiengen ihn mit dem frölichsten Zuruf; aber zugleich hörte er bald darauf unter einem Theil derselben wehmüthiges Klaggeschrey und Heulen, weil eben damals die Heyden das jährliche Andenken von dem Tode des Adonis feyerten. Daher sahen es auch diese vor eine üble Vorbedeutung an, daß er unter solchen Umständen in die Stadt gekommen wäre; und es befremdet in der That, daß er, der auf Anzeichen so aufmerksam war, dadurch nicht abgeschröckt worden ist. Zu Antiochien wollte ihm unter andern auch Thalassius seine Ehrerbietung bezei-

gen; allein Julian ließ ihn, weil er ehemals ein Verfolger ſeines Bruders Gallus geweſen war, nicht vor ſich. Sogleich ſuchten einige, die mit demſelben Händel vor Gerichte hatten, ſich dieſes zu Nutzen zu machen. Sie kamen den Tag darauf, von einem Haufen anderer begleitet, vor den Kaiſer, und ſchrien: „Thalaſſius, Dein Feind, gnädiger Herr! hat uns das unſrige gewaltſam entriſſen.“ Julian merkte, daß man den Unglücklichen durch dieſen Umſtand leicht unterdrücken könne, und antwortete ihnen: „Es iſt wahr, „ich bin allerdings von ihm beleidigt worden; aber billig müßt ihr auch ſo lange ſchweigen, bis ich, als der „anſehnlichere Gegner, Genugthuung erhalten habe.“ Darauf befohl er, daß ihre Streitſache nicht eher vorgenommen werden ſollte, bis er dem Thalaſſius ſeine Gnade wieder geſchenkt hätte; welches auch in kurzem geſchah.

Einem ſo großmüthigen Verfahren kamen noch viele andere Handlungen Julians zu Antiochien nahe, wo er das übrige Jahr hindurch verblieb. Die wollüſtige Lebensart dieſer Stadt hatte keine Gewalt über ſeine Sitten: außer den Vorbereitungen, die er zum Kriege machte, war er unabläßig darauf bedacht, jedermann Recht wiederfahren zu laſſen. Ob er gleich bisweilen zur Unzeit mitten unter den gerichtlichen Händeln die Partheyen fragte, was vor einer Religion eine jede zugethan ſey; ſo verleiteten ihn doch weder dieſe noch andere Umſtände zu ungerechten Urtheilen. Man erzählt zwar auch, er habe manche gemeine Leute, die ihn öffentlich um etwas baten, mit Fauſtſchlägen oder mit den Füßen fortgeſtoßen; allein es könnte auch ſeyn, daß ſie ihm durch ihren Ungeſtüm zu beſchwerlich gefallen ſind. Er erkannte ſeine übereilte Lebhaftigkeit ſelbſt, und erlaubte ſeinen Staatsbedienten oder Hofleuten,

ihm

ihm deswegen Erinnerungen zu geben, die er mit Vergnügen annahm. Als ihm eines Tags die Sachwalter wegen ſeiner ungemeinen Einſichten die gröſsten Lobſprüche beylegten, ſagte er ziemlich gerührt: „Ich würde „mich ſehr freuen und ſtolz darauf ſeyn, wenn mich die„jenigen lobten, die mich auch wegen meiner Verſehen „tadeln könnten.“ Eine Frauensperſon brachte eine Klage vor ſein Gericht; wurde aber beſtürzt, und beſchwerte ſich heftig darüber, da ſie ihren Gegner unter der kaiſerlichen Leibwache nach Art der Römiſchen Soldaten gegürtet ſtehen ſah. Doch Julian redete ſie an: „Fahre immer fort, wenn du glaubſt beleidigt worden „zu ſeyn! denn dieſer iſt nur deswegen gegürtet, damit „er im ſchlimmen Wege deſto beſſer fortkomme; deiner „Sache aber kann er wenig ſchaden.“ In den Geſetzen ſelbſt verbeſſerte er einiges, und hob inſonderheit alles auf, wodurch ihre Deutlichkeit gehindert wurde. Er pflegte wegen dieſer ſeiner Bemühungen nicht ohne Grund zu ſagen, die Göttinn der Gerechtigkeit ſey auf die Erde zurückgekehrt: und noch mit mehrerm Rechte würde er ſich deſſen gerühmt haben, wenn er nicht manches willkührlich, mit Verachtung der Geſetze gethan, und nicht einigemal Fehltritte dabey begangen hätte.

Ueberhaupt war ſein Betragen ſich oft ſo ungleich, daſs man urtheilen mußte, er ſey noch nicht Herr genug über ſich ſelbſt geworden. Er ließ zween Befehlshaber hinrichten, denen bloß ihre Treue gegen den Conſtantius als ein Verbrechen ausgelegt werden konnte. Gerechter war die Verurtheilung des jüngern Marcellus, der ſeine Abſichten auf den Thron gerichtet hatte. Zu einer andern Zeit hingegen vergab er deſto leichter. Romanus und Vincentius, Befehlshaber unter ſeiner Leibwache, wurden von ihm bloß verbannt, ob ſie gleich ebenfals einen ſtrafbaren Ehrgeiz hatten blicken laſſen.

Einige Soldaten von eben diesem Hauffen stifteten eine Verschwörung wider ihn; verriethen sich aber in der Trunkenheit; Julian gab ihnen bloß einen Verweis, und begnadigte sie. Theodotus, der sich in seinen Reden an den Constantius sehr eifrig wider den Julian erkläret hatte, warf sich jezt diesem zu Füßen, als er eben dem Jupiter opferte, und bat ihm das Leben zu schenken. „Deine Reden, antwortete ihm der Kai„ser, sind mir von vielen erzählt worden; aber gehe „nur in völliger Sicherheit und ohne Furcht nach Hau„se! verlaß dich auf die Gnade eines Fürsten, der sich „wohlbedächtig vorgenommen hat, die Zahl seiner Fein„de zu verringern, und gerne immer mehr Freunde be„kommen möchte.“

Am wenigsten behauptete Julian solche vortreffliche fürstliche Gesinnungen gegen die Christen, auch zu Antiochien. Die meisten Einwohner dieser Stadt waren Christen: zwar durch die Arianischè und andere Partheyen unter einander getrennt, auch größentheils üppig in ihren Sitten; aber doch eifrig für ihre Religion. Julian dagegen hatte geglaubt, die Verehrung der Götter daselbst noch beynahe in ihrem alten Glanze zu finden. Er eilte also an dem Feste des Apollo in den berühmten Tempel desselben zu Daphne, einem kleinen ungemein reizend gelegenen Flecken, der gleichsam eine Vorstadt von Antiochien abgab. Allein Statt alles ehemaligen Gepränges fand er bloß einen Priester darinne, der selbst eine Gans hatte mitbringen müssen, damit es dem Apollo nicht an einem Opfer fehlen möchte. Entrüstet über diese Kaltsinnigkeit der Antiochener, gab er ihrem Senat einen scharfen Verweis darüber. „Es ist schändlich, sagte er, daß eine „so große Stadt die Götter so sehr verachtet, als es kein „Flecken an den äußersten Gränzen des Pontus thun „würde,

würde, und daß ſie, da ſie ein ſehr weitläufiges Gebiete beſitzt, bey der Annäherung des Feſtes ihres einheimiſchen Gottes, und nachdem die Götter den Nebel der Gottloſigkeit vertrieben haben, nicht einen Vogel für ſich hergebracht hat, da vielmehr jede Zunft einen Ochſen ſchlachten ſollte. Fiel auch dieſes zu ſchwer, ſo hätte wenigſtens die ganze Stadt dem Gott einen Ochſen opfern ſollen. Ein jeder von euch wendet auf Gaſtmahle und Feſte gerne viele Koſten. — — Aber für euch ſelbſt, und für das Wohl der Stadt, opfert weder einer beſonders, noch alle gemeinſchaftlich. Der Prieſter allein hat geopfert; der doch vielmehr, wie mir däucht, von der Menge eurer Opfer einige Stücke nach Haus hätte nehmen ſollen. Die Götter haben ja den Prieſtern nur befohlen, ſie Statt alles äußerlichen Dienſtes, mit einem ehrbaren und tugendhaften Leben zu verehren, und ihr Amt gehörig zu beobachten. Euch aber gebührt es, glaube ich, beſonders und gemeinſchaftlich Opfer zu bringen. Nun aber erlaubt ein jeder von euch ſeiner Frau, alles den Galiläern zu ſchenken: und indem dieſe die Armen von eurem Vermögen ernähren, ſtellen ſie dieſen Leuten, welche die zahlreichſte Art von Menſchen ſind, ein großes Wunder der Gottloſigkeit dar.“ Nachdem er ihnen nochmals vorgeworfen hatte, daß ſie an einem ſolchen Feſte nicht das geringſte in den Tempel geſchenkt hätten, endigte er mit den gelindern Worten: „Was rechtſchaffene Männer allhier davon denken, weiß ich nicht; aber den Göttern gefällt es keineswegs.“

Seine Forderung an eine chriſtliche Stadt war ſonderbar; allein der Religionseifer glaubt nie etwas zu ſchweres oder ungerechtes zu verlangen. Die Einwohner nahmen auch ſeine Strafrede, die er im Tempel ſelbſt hielt, wohin ſie zuweilen ſeinetwegen kamen, ganz

wider

wider seine Absicht auf. Sie ließen ihm zu Ehren, wie auf den Schauplätzen, ungestüme schreyende Zurufungen hören. Diese Schmeicheleyen verdrossen den Kaiser desto mehr, da sie offenbar zur Verachtung seiner Götter ausschlugen. Er verwies sie also dem Volke, und setzte hinzu, es sey anständiger, sich von den Göttern mit einem ehrerbietigen Stillschweigen etwas Gutes auszubitten, als sie durch Lobsprüche gegen Menschen zu beleidigen; nicht einmal den Göttern sollte man schmeicheln, sondern ihnen mit einer weisen Mäßigung dienen.

Ohngeachtet dieser nicht schlechten Grundsätze, wußte doch Julian selbst am wenigsten dem Ausbruch seiner abergläubischen Andacht Schranken zu setzen. Er war ausschweifend im Opfern: zuweilen ließ er hundert Ochsen auf einmal schlachten, und außerdem eine Menge von anderm Vieh, worunter die seltensten Arten weit her gebracht werden mußten. Man glaubte, es würde beynahe an Ochsen fehlen, wenn er erst von seinem Persischen Feldzuge würde zurück gekommen seyn. Außer den unermeßlichen Kosten, welche dieses verursachte, machte es auch seine Soldaten übermüthiger und wilder, weil sie täglich vom Opferfleische schmauseten, und meistentheils betrunken nach Hause getragen werden mußten. Die Wahrsagerkunst, die sich in der Beobachtung des Flugs der Vögel und der Eingeweide geschlachteter Thiere übte, um das Künftige zu erforschen, wurde nach Julians Beyspiel von sehr vielen ungescheut getrieben. Bey gewissen öffentlichen Aufzügen, die zur Ehre der Götter gehalten wurden, gieng er unter einer Schaar Priester, und vieler verächtlicher und zum Theil unzüchtiger Personen beyderley Geschlechts, welche in den Tempeln dienten, ernsthaft einher; wohnte auch mitten unter ihnen den Opfermahlzeiten bey.

Diese

Dieſe Herablaſſung ſollte den Zuſchauern Ehrerbietung gegen die heydniſche Religion einprägen, denen es auſſerdem wohl bekannt war, daß die Sitten ihres Kaiſers eine weit andere Geſellſchaft verdienten. Es war immer eine ſtarke Ueberwindung ſeiner ſelbſt, ſich aus Eifer für den Götzendienſt dem Gelächter der Chriſten auszuſetzen; aber eine philoſophiſche kann man ſie in dieſem Falle nicht nennen.

Zu gleicher Zeit, ſagen die alten chriſtlichen Schriftſteller, begieng Julian insgeheim noch abſcheulichere Dinge. Er ließ eine Menge Knaben und Jungfrauen ſchlachten, um bey ſeinen nächtlichen Opfern, Hervorforderungen der abgeſchiedenen Seelen, und wahrſagenden Verſuchen, ſich ihrer zerſchnittenen Gliedmaaßen zu bedienen. Auch Chriſten wurden wegen ihrer Frömmigkeit heimlich erwürgt. Man fand daher nach ſeinem Tode ganze mit Menſchenköpfen angefüllte Kaſten in dem Palaſte zu Antiochien, auch viele Leichname in Brunnen und Gruben, diejenigen noch ausgenommen, die er in den Fluß Orontes hatte werfen laſſen. Gleichergeſtalt traf man alsdann in einem Tempel zu Carrä, in welchem er ſich nach ſeiner Abreiſe von Antiochien eine Zeitlang aufgehalten, den er aber nachmals hatte verſchließen und bewachen laſſen, eine bey den Haaren aufgehenkte Frauensperſon mit ausgebreiteten Armen an, in deren Bauche er Vorbedeutungen über den Ausgang ſeines bevorſtehenden Kriegs geſucht haben ſollte. — Es iſt bereits bey dieſen Erzählungen angemerkt worden, daß ſie nach dem Tode eines bey allen Chriſten verhaßten Fürſten ausgebreitet worden ſind, und alſo wo nicht ganz erdichtet, doch ungemein vergröſſert ſeyn möchten. So ſehr auch Julian den heydniſchen Wahrſagerkünſten und geheimen gottesdienſtlichen Cäremonien ergeben war; ſo ſind doch die

die Anführer dieses Aufzugs zu bestrafen. Dieser stellte vergebens vor, die Christen würden sich freuen, für ihre Religion zu leiden: er ließ also einen Jüngling unter denselben einen Tag lang martern, dessen Standhaftigkeit den Kaiser bald bewog, seinen Befehl zu widerrufen. Zuweilen reizte ihn zwar auch ein noch mehr unbesonnener Eifer der Christen zum Zorn; doch wußte er ihn bald zu unterdrücken. Eine christliche Wittwe, die Vorsteherinn einer Gesellschaft von Jungfrauen, welche sich dem ehelosen Stande und unaufhörlichen Andachtsübungen gewidmet hatten, wählte, so oft Julian bey ihrem Hause vorbey gieng, gerade solche Psalmen zum Absingen, in denen die Thorheit des Götzendienstes am lebhaftesten ausgedrückt war. Der Kaiser befohl ihr, künftig zu schweigen, wenn er vorbey käme; allein da sie vielmehr bey gleicher Gelegenheit mit ihren Jungfrauen die Worte des Psalms anstimmte: „Gott mache sich auf, und zerstreue seine Feinde!“ so ließ er sie herauskommen, und durch einen Soldaten von seiner Leibwache ins Gesicht schlagen. Dem ohngeachtet fuhr sie ferner fort, vor den Ohren des Kaisers zu singen; der sich aber, wie er gleich Anfangs hätte thun sollen, weiter nicht merken ließ, daß er sie hörte.

Desto mehr wurde er durch die plötzliche Einäscherung des herrlichen Tempels des Apollo zu Daphne, der entweder vom Blitze gerührt wurde, oder durch ein Versehen der Heyden verbrannte, wider die Christen aufgebracht. Nichts gab zwar einen Beweis gegen diese ab: auch die Diener des Tempels, welche gemartert wurden, sagten nichts wider sie aus; aber Julian glaubte, sie hätten aus Neid und Verdruß Feuer darinne angelegt, weil er eben damals einen prächtigen Säulengang um denselben führen ließ. Er ließ also zur Vergeltung ihre große Kirche zu Antiochien verschliessen,

ſen, und die koſtbaren Kirchengefäße in den kaiſerlichen Schatz bringen. Sein Oheim Julian, der das Chriſtenthum ebenfals verlaſſen hatte, that noch mehr, als wozu ihn dieſer Befehl berechtigte: er ſchloß alle chriſtliche Kirchen in dieſer Stadt zu, und verurtheilte einen von den Geiſtlichen an denſelben zum Tode. Man erzählt, daß der Kaiſer, als er dieſes leztere vernommen, ſeinem Oheim einen hizigen Verweis gegeben habe, weil er wider ſeine Abſicht, welche auf eine ſanfte und vernünftige Bekehrung der Galiläer gerichtet ſey, ſie vor ſeinen Augen zu Märtyrern machte; er habe hinzugeſezt, ſie würden ihn deswegen als einen grauſamen Verfolger in ihren Schriften abſchildern, und er verbiete daher, daß keiner von ihnen bloß wegen der Religion hingerichtet werden ſollte. In dieſen Reden erkennet man den Kaiſer völlig; aber es wird weiter hinzugeſezt, ſein Oheim ſey gleich darauf von einer unheilbaren Krankheit angegriffen, und eben dadurch zur Bereuung ſeiner vielen Verbrechen gegen die chriſtliche Religion gebracht worden; er habe daher den Kaiſer bitten laſſen, die Kirchen wieder zu öffnen, indem er bloß wegen ſeines erfüllten Befehls ſo viel leiden müſſe; dieſer aber habe geantwortet, da er die Kirchen nicht verſchloſſen habe, ſo werde er ſie auch nicht öffnen laſſen, und das Elend ſeines Oheims rühre davon her, weil er den Göttern untreu geworden ſey. Noch andere Umſtände, welche in dieſer Nachricht folgen, machen ſie immer weniger glaubwürdig; ſie ſchreibt ſich auch von keinem Geſchichtſchreiber her, ſondern aus einer Märtyrergeſchichte, in der es wenigſtens viele unächte Zuſäze geben mag.

Während dieſer Begebenheiten und ſchon vorher, war ein großer Theil des Römiſchen Reichs, beſonders die Gegend, wo ſich Julian aufhielt, durch öffentliche Landplagen unglücklich. Nach dem Urtheil der ältern

christlichen Schriftsteller, gab Gott dadurch seinen Zorn gegen den Julian zu erkennen. Aber außerdem, daß darunter so viele tugendhafte Unterthanen zugleich litten, findet man auch eben eine solche allgemeine Noth zuweilen unter der Regierung der besten Fürsten: und dergleichen nur zu gewöhnliche Deutungen der göttlichen Absichten können unerweislich seyn, wie sie es auch meistentheils sind, ohne daß man dadurch gehindert würde, einen nützlichen Gebrauch von dem Unglück, das ein ganzes Land betrifft, zu machen. Im Jahr 362. insonderheit stürzten häuffige Erdbeben eine Menge von Städten um, und erschütterten viele andere. Eine fast allgemeine Dürre zog Hungersnoth und ansteckende Seuchen nach sich. Zu Antiochien fehlte es daher auch, als der Kaiser dahin kam, an Getreyde, und alle Lebensmittel waren sehr theuer geworden.

Da ihm das Volk versicherte, die Reichen hätten Vorrath genug, den sie nur nicht verkauffen wollten: suchte er diese zu bewegen, daß sie ohne Gewinnsucht dem Mangel ihrer Mitbürger abhelfen möchten; er wartete aber bis in den dritten Monath darauf vergebens. Zwar ließ er selbst eine große Menge Getreyde aus Aegypten nach Antiochien kommen, wo er es um einen sehr mäßigen Preis verkaufen ließ. Allein die Reichen kauften von demselben, und verkauften das ihrige heimlich desto theurer. Julian glaubte für die Einwohner nicht besser sorgen zu können, als wenn er alle Lebensmittel auf einen niedrigen Preis herabsetzte. Es half nichts, daß man ihm vorstellte, er werde dadurch die Theurung vergrößern: denn die Menge Soldaten, welche er in der dortigen Gegend zusammen zog, machte es vielmehr nothwendig, die Zufuhr der Bedürfnisse auf alle Art zu erleichtern. Allein er blieb bey seinem Entschluße, und was man vermuthet hatte, geschah:

ſchah: die Kaufleute, welche mit Lebensmitteln handelten, verließen lieber Antiochien, als daß ſie um einen ſo geringen Preis verkauft hätten; daher fiengen die nöthigſten Mittel des Unterhalts gar zu mangeln an. Julian, den der Widerſpruch der obrigkeitlichen Perſonen bereits erzürnt hatte, und der alle dieſe Unordnungen ihren ſchlechten Anſtalten zuſchrieb, ließ ſie ins Gefängniß führen. Doch eine Rede, welche Libanius für ſie hielt, machte es, daß er ihnen an eben demſelben Tage ihre Freyheit wieder ſchenkte.

Bisher war er den Einwohnern von Antiochien ſchon durch ſeinen äußerlichen Aufzug, durch die ſtrenge Lebensart, welche er führte, und durch den übermäßigen Eifer für den Götzendienſt, lächerlich und verächtlich geworden; nun aber brach ihr Haß gegen ihn völlig aus, da ſie durch ſeinen unvorſichtig-guten Willen einer Hungersgefahr ausgeſetzt waren. Sie verfertigten Spottgedichte auf ihn, worinne ſie ihn einen liſtigen Fuchs nannten; ſie machten ſich darüber luſtig, daß er bey ſeiner kleinen Leibesgeſtalt die Schultern hoch in die Höhe reckte, und überhaupt, um größer zu ſcheinen, ſo erhaben einher gienge, als wenn er ein Bruder des Otus und Ephialtes wäre, welche Rieſen Homer beſchrieben hat. Sie ſagten, er trüge einen Bocksbart, aus welchem man Stricke verfertigen könnte. Wegen der unzähligen Opferthiere, die er ſchlachten ließ, nannten ſie ihn einen Schlächter. Auch ſagten ſie, weil er auf ſeinen Münzen einen auf dem Rücken liegenden Ochſen auf einem Altar hatte abbilden laſſen, er habe die Welt umgekehrt. Man verſichert, daß die Antiochener überhaupt zur Spötterey ſehr geneigt geweſen wären; aber man weiß wohl, daß jede große Stadt eine Menge von Müſſiggängern in ſich ſchließe, denen es weder an Zeit, noch an Luſt und Gelegenheit fehlt, über andere zu la-

christlichen Schriftsteller, gab Gott dadurch seinen Zorn gegen den Julian zu erkennen. Aber außerdem, daß darunter so viele tugendhafte Unterthanen zugleich litten, findet man auch eben eine solche allgemeine Noth zuweilen unter der Regierung der besten Fürsten: und dergleichen nur zu gewöhnliche Deutungen der göttlichen Absichten können unerweislich seyn, wie sie es auch meistentheils sind, ohne daß man dadurch gehindert würde, einen nützlichen Gebrauch von dem Unglück, das ein ganzes Land betrifft, zu machen. Im Jahr 362. insonderheit stürzten häuffige Erdbeben eine Menge von Städten um, und erschütterten viele andere. Eine fast allgemeine Dürre zog Hungersnoth und ansteckende Seuchen nach sich. Zu Antiochien fehlte es daher auch, als der Kaiser dahin kam, an Getreyde, und alle Lebensmittel waren sehr theuer geworden.

Da ihm das Volk versicherte, die Reichen hätten Vorrath genug, den sie nur nicht verkauffen wollten: suchte er diese zu bewegen, daß sie ohne Gewinnsucht dem Mangel ihrer Mitbürger abhelfen möchten; er wartete aber bis in den dritten Monath darauf vergebens. Zwar ließ er selbst eine große Menge Getreyde aus Aegypten nach Antiochien kommen, wo er es um einen sehr mäßigen Preis verkaufen ließ. Allein die Reichen kauften von demselben, und verkauften das ihrige heimlich desto theurer. Julian glaubte für die Einwohner nicht besser sorgen zu können, als wenn er alle Lebensmittel auf einen niedrigen Preis herabsetzte. Es half nichts, daß man ihm vorstellte, er werde dadurch die Theurung vergrößern: denn die Menge Soldaten, welche er in der dortigen Gegend zusammen zog, machte es vielmehr nothwendig, die Zufuhr der Bedürfnisse auf alle Art zu erleichtern. Allein er blieb bey seinem Entschluße, und was man vermuthet hatte, geschah:

schah: die Kaufleute, welche mit Lebensmitteln handelten, verließen lieber Antiochien, als daß sie um einen so geringen Preis verkauft hätten; daher fiengen die nöthigsten Mittel des Unterhalts gar zu mangeln an. Julian, den der Widerspruch der obrigkeitlichen Personen bereits erzürnt hatte, und der alle diese Unordnungen ihren schlechten Anstalten zuschrieb, ließ sie ins Gefängniß führen. Doch eine Rede, welche Libanius für sie hielt, machte es, daß er ihnen an eben demselben Tage ihre Freyheit wieder schenkte.

Bisher war er den Einwohnern von Antiochien schon durch seinen äußerlichen Aufzug, durch die strenge Lebensart, welche er führte, und durch den übermäßigen Eifer für den Götzendienst, lächerlich und verächtlich geworden; nun aber brach ihr Haß gegen ihn völlig aus, da sie durch seinen unvorsichtig guten Willen einer Hungersgefahr ausgesetzt waren. Sie verfertigten Spottgedichte auf ihn, worinne sie ihn einen listigen Fuchs nannten; sie machten sich darüber lustig, daß er bey seiner kleinen Leibesgestalt die Schultern hoch in die Höhe reckte, und überhaupt, um größer zu scheinen, so erhaben einher gienge, als wenn er ein Bruder des Otus und Ephialtes wäre, welche Riesen Homer beschrieben hat. Sie sagten, er trüge einen Bocksbart, aus welchem man Stricke verfertigen könnte. Wegen der unzählichen Opferthiere, die er schlachten ließ, nannten sie ihn einen Schlächter. Auch sagten sie, weil er auf seinen Münzen einen auf dem Rücken liegenden Ochsen auf einem Altar hatte abbilden lassen, er habe die Welt umgekehrt. Man versichert, daß die Antiochener überhaupt zur Spötterey sehr geneigt gewesen wären; aber man weiß wohl, daß jede große Stadt eine Menge von Müssiggängern in sich schließe, denen es weder an Zeit, noch an Lust und Gelegenheit fehlt, über andere zu la-

weil wir nicht einmal das Wort dienen hören können, und in allen Stücken frey seyn wollen. Was vor eine Verstellung ist nicht dieses, daß du den Nahmen eines Herrn verwirfst, und uns gleichwohl nöthigst, der Herrschaft der Obrigkeit und der Gesetze unterworfen zu seyn! Ganz unausstehlich ist es, daß du die Reichen in den Gerichten zwingst bescheiden zu seyn, und den Armen die Freyheit zu verleumden nimmst. Dadurch richtest du uns zu Grunde, daß du der Schaubühne und den Tänzern den Abschied giebst. Du erweist uns weiter nichts Gutes, als jene verhaßte Strenge, die wir nun sieben Monathe lang dulden: und wir haben daher unsere Wünsche und unser Gebet um Befreyung von so vielem Elende den alten Weibern aufgetragen, welche sich fleißig bey den Gräbern der Verstorbenen aufhalten;" — vermuthlich eine Spötterey über die Ehrerbietung, welche die Christen den Märtyrern erwiesen. Auf eine ähnliche Art läßt sich Julian seine häufige Besuchung der Tempel, die strenge Erziehung, deren er genossen hatte, und nebst vielem andern, selbst seine Wohlthaten gegen die Einwohner von Antiochien, als unverzeihliche Fehler vorrücken. Ihnen macht er dagegen hin und wieder einige ziemlich ernsthafte Vorwürfe, die von dem herrschenden Ton der ganzen Schrift merklich abweichen. Am Schluß derselben bekennt er, sich alles Uebel selbst verursacht zu haben, weil er Undankbaren Gutes erzeigt hätte; dieses, setzt er hinzu, werde ihn künftig vorsichtiger gegen sie machen; ihnen aber möchten die Götter die Gutthätigkeit und Ehre, die sie ihm öffentlich erwiesen hätten, vergelten.

Weit gefehlt jedoch, daß diese seltsame Schutzschrift die Absicht Julians erreicht hätte; so scheint sie die ehemaligen Spottreden gegen ihn vielmehr wieder aufgeweckt

weckt zu haben. Er erfuhr solches; hielt aber den Unwillen, den er darüber empfand, bey sich zurück. Vielleicht merkte er jezt, daß er mehr witzig als überlegt und scharfsichtig geschrieben habe. Mitten unter der gezwungenen Demüthigung und einem erniedrigenden Geständniß, das er ablegte, schimmerte doch die Zufriedenheit mit sich selbst, und die hohe Meinung von seinen Vorzügen überall hervor. An Statt das Lächerliche zu vermeiden, das man an ihm zu finden glaubte, zeigte er es selbst von einigen Seiten: denn es war vergebens, seine Spötter zu bereden, daß sie dasjenige, was er vor ehrwürdig oder anständig hielt, mit gleichen Augen betrachteten. Etwas mehr Herablassung zu ihren Neigungen, würde ihm vermuthlich eher als alles andere einen Theil ihrer Liebe erworben haben. Er, lauter Ernst und Strenge, immer voll von seiner Philosophie, und von der Begierde etwas Ausnehmendes zu verrichten; sie hingegen nur bemüht, ihr Leben vergnügt zuzubringen, und gewohnt über alles flüchtig wegzusehen: so mußten sie einander beynahe stets mißfallen. Eigentlich wählte zwar Julian nicht übel Satyre gegen Satyre; aber wo Haß und Erbitterung zum Grunde liegen, wie bey seinen Tadlern, da dringen keine Spöttereyen durch. Dieser unauslöschliche Abscheu, den sie gegen ihn gefaßt hatten, rührte bloß von der verschiedenen Religion her, zu der er sich bekannte. Wäre er ein Christ gewesen: so würde ihn eben der lange Bart, und die harte, sonderbare Lebensart, die ihnen zu lustigen Einfällen dienten, bey ihnen, ohngefähr wie die Mönche und Einsiedler, zum Heiligen gemacht haben. Gegen einen heydnischen Fürsten aber vergaßen sie die Ehrerbietung, die sie ihm ohngeachtet seiner Fehler und feindseeligen Gesinnungen schuldig waren.

Neben den Spöttereyen, Verordnungen und zum Theil Gewaltthätigkeiten, welche Julian wider die Chriſten anwandte, fiel er auch auf andere, wenigſtens wohl ausgeſonnene Mittel, entweder der heydniſchen Religion Vorzüge vor der chriſtlichen zu verſchaffen, oder dieſe leztere gar zu ſtürzen. Er hatte gefunden, daß die tugendhaften Sitten der chriſtlichen Lehrer, und ſo viele rühmliche Anſtalten ihrer Kirche, derſelben ungemeinen Ruhm und Beyfall erworben hatten; den Heyden hingegen konnten darüber ſtarke Vorwürfe gemacht werden, daß es ihnen daran größtentheils mangelte. Daher ſuchte er ſeinen Glaubensgenoſſen auch dieſe Vortheile zu geben, da ſie ſchon in dem Beſitze des größten waren, ihn zum eifrigſten Freunde zu haben. Man hat noch ein Schreiben, das er an den Oberprieſter von Galatien Arſacius in dieſer Abſicht geſandt hat: es verdient hier ganz zu ſtehen. „Daß die heydniſche Religion, ſo fängt er daſſelbe an, nicht nach unſerm Wunſche ihren Fortgang hat, daran ſind ſelbſt ihre Bekenner Schuld. Die Gaben der Götter ſind herrlich, groß und vortrefflicher, als man bitten oder hoffen könnte. Was ich ſage, mag die Nemeſis (eine Göttinn, von welcher man glaubte, daß ſie die Uebermüthigen beſtrafe,) wohl aufnehmen! Wenige Zeit vorher hätte ſich niemand erkühnt, eine ſo große Veränderung zu wünſchen. Warum ſcheinen wir uns aber hieran zu begnügen, und ſehen nicht vielmehr auf dasjenige, wodurch die gottloſe Religion der Chriſten ſo ſehr zugenommen hat? theils auf ihre Leutſeligkeit gegen Fremde, (oder ihre Gaſtfreyheit;) theils auf ihre Sorgfalt die Todten zu begraben; theils auf ihre verſtellte Ehrbarkeit des Lebens. Jedes dieſer Dinge müſſen wir, wie ich glaube, in der That ausüben. Es iſt auch nicht genug, daß man ſich hierinnen anſtändig bezeigt; ſondern ich verlange, daß du alſo

„Prie-

„Prieſter in Galatien, entweder durch Drohungen „oder durch Ueberredung zu einem ſittſamen Leben brin„geſt, oder ſie ihres prieſterlichen Amtes entſetzeſt, wenn „ſie nicht mit ihren Weibern, Kindern und Bedienten „den Dienſt der Götter fleißig beobachten. Sie ſollen „auch nicht zugeben, daß die Knechte, Kinder oder „Weiber der Galiläer, ſich unehrerbietig gegen die „Götter aufführen, und die Gottloſigkeit der Frömmig„keit vorziehen. Weiter ermahne einen jeden Prieſter, „daß er ſich bey den Schauſpielen nicht einfinde, in kei„ner Schenke trinke, noch irgend eine ſchändliche Kunſt „oder ein garſtiges Handwerk treibe. Diejenigen, wel„che dir gehorchen, ehre; die widerſpänſtigen aber be„raube ihrer Stelle. In jeder Stadt lege viele Gaſt„häuſer an, damit die Fremden unſerer gütigen Nei„gung genießen: und nicht bloß unſere Religionsver„wandte, ſondern auch andere, wenn ſie Geld bedür„fen. Ich bin vor der Hand auf Mittel bedacht gewe„ſen, durch welche du dieſes ausführen könneſt. Denn „ich habe befohlen, daß jährlich in Galatien dreyßig„tauſend Scheffel Weitzen und ſechszigtauſend Maaß „Wein hergegeben werden ſollen. Der fünfte Theil „davon ſoll den Dienern der Prieſter; das übrige aber „den Fremden und Bettelnden ertheilt werden. Denn „es iſt ſchändlich, daß, da unter den Juden niemand „bettelt, und die gottloſen Galiläer nicht allein ihre, „ſondern auch unſere Bettler ernähren, die unſrigen der „Hülfe zu entbehren ſcheinen, die ihnen von uns gelei„ſtet werden ſollte. Belehre daher die Heyden, daß „ſie freywillig zu dieſer Abſicht Geld hergeben, und ih„re Dörfer, daß ſie den Göttern die Erſtlinge der Früch„te darbringen; gewöhne ſie an dieſe Gutthätigkeit, und „erzähle ihnen, daß wir ehemals dieſe Anſtalten geſtiftet „haben. Denn Homerus legt dem Eumäus folgen„de Worte in den Mund: „Wenn irgend ein ſchlech-

„ter Fremdling zu mir kommen ſollte, ſo wür
„de ich ihn nicht übel empfangen. Denn ſie
„kommen alle vom Jupiter, reiche und ar
„me; meine Gabe iſt gering, aber doch lich
„reich. Wir wollen alſo nicht zulaſſen, daß uns a
„dere durch die Nachahmung unſers Guten übertreffe
„und wir durch unſere Nachläßigkeit beſchämt werden
„oder vielmehr, daß es das Anſehen gewinne, als wen
„wir Verräther an der Verehrung der Götter werden
„wollten. Ich werde mich ſehr freuen, wenn ich hö
„daß du dieſes fleißig beſorgſt. Die Statthalter beſu
„che ſelten in ihrem Hauſe; deſto öfter aber ſchreib
„Briefe an ſie. Wenn ſie in die Stadt kommen, ſo
„ihnen kein Prieſter entgegen gehen; ausgenommen
„wenn ſie ſich in die Tempel der Götter begeben, un
„auch daſelbſt nur im Vorhofe. Bey dieſem ihrem
„Eingange ſoll kein Soldat vor ihnen hergehen; wer
„aber will, kann hinter ihnen hergehen. Denn ſobald
„einer von ihnen den Tempel betreten hat, ſo wird e
„eine Privatperſon, weil du ſelbſt, wie du wohl weiſ
„über alle, welche ſich darinn befinden, die Aufſicht
„führſt: und dieſes fordert auch das Geſetz der Götter.
„Diejenigen, welche dir gehorchen, ſind würklich fromm;
„die ſich aber dir aus Stolz widerſetzen, ſind Prahler
„und auf eine eitle Art ehrbegierig.“ Julian endigt
ſein Schreiben mit einer Erklärung über die Einwohner
von Peßinus, die man bereits oben (S. 285.) gele
ſen hat.

Dieſe ſeine Bemühungen, die Religion, die Tem
pel und Götzenprieſter der Heyden ehrwürdiger zu ma
chen, waren in der That ein ſtillſchweigendes erzwun
genes Bekenntniß, daß die Chriſten, deren Beyſpiel
er zur Nacheiferung empfielt, nicht ſo gottlos geweſen
ſind, als er ſie gerne wollte angeſehen wiſſen. Ihre
Feinde

nde ſelbſt alſo fanden ihre Religionsanſtalten nachah-
ngswürdig: und dieſes gieng noch viel weiter. Es
noch ein großes Stück von einer Rede oder einem
hreiben des Kaiſers, vermuthlich auch an einen heyd-
hen Oberprieſter, übrig, worinne er weitläufige
rſchriften über die Sitten und Pflichten eines heyd-
hen Prieſters ertheilt, auch demſelben jede Ehrerbie-
g zu erweiſen befiehlt. „Die Prieſter, ſchreibt er
er andern, müſſen ſich nicht allein vor allen laſter-
ten Handlungen, ſondern auch vor unzüchtigen Re-
und muthwilligen Scherzen hüten. Sie dürfen
ıt den Archilochus oder Hipponax, noch auf eine
liche Art geſchriebene Schauſpiele, ſondern Philoſo-
n, und unter dieſen wieder ſolche leſen, deren Schrif-
liebenswürdige Begriffe von den Göttern machen,
) Frömmigkeit einflößen. Einige unter unſern Dich-
ı hatten eben dieſes gelehrt; allein man hat ſie ver-
tet; da hingegen die Jüdiſchen Propheten, welche
e Lehren mit völliger Gewißheit behauptet haben, von
unglücklichen Galiläern bewundert werden. Wir
ſſen auch keine erdichtete, am wenigſten Liebes-Ge-
chten leſen, (er zählt ſich ſelbſt mit Rechte unter die
bniſchen Prieſter, als den Hohenprieſter dieſer Re-
on,) ſondern bloß wahre, weil jene die Begierden
heftig entzünden. Die Lehrſätze der Epikureer und
rrhonier dürfen bey uns gar keinen Zugang finden:
r wohl haben die unſterblichen Götter dieſe Sekten
gehoben, ſo daß auch ihre meiſten Bücher verloren
angen ſind. Wir müſſen ſelbſt böſe Gedanken ver-
lden. Es müſſen daher Lobgeſänge der Götter aus-
ndig gelernt werden, deren es viele und ſchöne giebt;
nders ſolche, die beym Gottesdienſte geſungen wer-
ı: denn ſie ſind von den Göttern ſelbſt eingegeben
rden. Der Prieſter muß öffentlich und insgeheim
zu den Göttern beten; wenigſtens zweymal bis drey-

mal

mal des Tages. Wenn ihn die Reihe der Amtsverrichtungen im Tempel trifft: ſo darf er denſelben gar nicht verlaſſen, und muß ſich auf die ſtrengſte Art reinigen und vorbereiten; iſt aber dieſe Zeit vorbey, ſo kann er ſeine Freunde wieder beſuchen, auch bey dem Statthalter ſich der Armen annehmen. Im Tempel muß er die prächtigſten Kleider tragen; außer denſelben aber nur gemeine, damit jener heilige Schmuck nicht befleckt, noch der Prieſter zum Stolze verleitet werde. Mit Schauſpielern und Tänzern darf er gar keine Gemeinſchaft haben. Ueberhaupt müſſen die rechtſchaffenſten Männer in einer Stadt zu Prieſtern gewählt werden: beſonders ſolche, die vor allen andern Gott und die Menſchen lieben; ſie mögen nun arm oder reich ſeyn. An der Ehrfurcht gegen Gott iſt es ein Merkmal, wenn jemand alle, mit denen er umgeht, zur Frömmigkeit gegen die Götter anführt. Die Menſchenliebe aber erkennt man daran, wenn er von einem geringen Vermögen den Armen gerne etwas mittheilt, und an ſehr vielen ſeine Freygebigkeit ausübt. Hierauf muß man beſonders Acht haben, und dieſem Umſtande abzuhelfen ſuchen. Denn weil die Armen von den Prieſtern vernachläßigt wurden, haben die gottloſen Galiläer, welche ſolches bemerkten, ſich dieſer Art von Menſchenliebe deſto mehr befleißigt, und unter dem Schein einer guten Handlung ein ſehr ſchlimmes Mittel ergriffen. So wie diejenigen, welche Kinder in ihre Gewalt zu bekommen ſuchen, ſie durch Kuchen an ſich locken: ſo machen die Galiläer mit ihren Agapen oder Liebesmahlen, und ihrer Mildthätigkeit gegen die Armen, den Anfang, die Gläubigen zur Gottloſigkeit zu verführen.“

Daß Julian ſchlau gegen die Chriſten verfuhr, und ſie gleichſam mit ihren eigenen Waffen zu beſtreiten ſuchte, kann ihm eben nicht verargt werden; aber überall

blickt

blickt auch ſeine ungemeine Erbitterung wider dieſelben, und ein Hang, alles, was ſie thaten, übel auszulegen, hervor. Gleichwohl gefielen ihm ſo viele ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche. Er war Willens, die innere Einrichtung ihrer Kirchen in den Tempeln der Heyden einzuführen; unter dieſen ebenfals einen öffentlichen Unterricht über die Religion, beſtimmte Tage und Stunden zum Gebete, Klöſter für beyderley Geſchlechter, Armenhäuſer, und dergleichen mehr, anzuordnen. Eben dieſen Vorſatz hatte er in Anſehung der bey den Chriſten gewöhnlichen Kirchenbuße gefaßt: man lieſet ſogar noch eines ſeiner Schreiben an einen heydniſchen Prieſter, in welchem er denſelben wegen eines begangenen Verſehens, auf drey Monathe ſeines Amtes entſetzt. Vor allen aber bewunderte er die ſogenannten canoniſchen oder kirchlichen Briefe, die von den Biſchöfen mit gewiſſen nur unter ihnen bekannten Kennzeichen ausgefertigt wurden, und den reiſenden Chriſten dazu behülflich waren, daß ihre Glaubensgenoſſen ſie in allen Gegenden der Welt auf die gütigſte Art bewirtheten. In einem Schreiben an den Theodorus, Oberprieſter in klein Aſien, vergleicht der Kaiſer auch unter andern die Sitten der Chriſten und Heyden zum offenbaren Vortheil der erſtern mit einander. Er geſteht, daß die Bereitwilligkeit der Chriſten, für ihre Religion zu ſterben, bey den Heyden nicht anzutreffen ſey, und daß ſie den höchſten wahren Gott verehrten, den auch die Heyden unter mancherley Nahmen anbeteten; aber nur darinne, glaubt er, irrten die Chriſten, daß ſie die übrigen Götter keiner Ehrfurcht werth ſchätzten.

Vermuthlich würden alle von den Chriſten geborgte Einkleidungen, wenn ſie Julian bey der Religion, dem Gottesdienſte und den Prieſtern der Heyden zu Stande gebracht hätte, dieſen wenig Ehre oder Nutzen verſchaffet haben.

aher auch deſtoweniger das vorgeſetzte Ziel. Allein
enn Julian eine Religion beſtritt, mit welcher er ſo
ohl bekannt war, und welcher er eine nicht mehr, wie
u den Zeiten jener Schriftſteller, herrſchende, ſondern
aſt zu Boden geſtürzte Religion vorgezogen hatte: ſo
nnte man wichtige und ernſthafte Gründe erwarten.
r ſchrieb dieſes Werk in den Winterabenden, die er
u Antiochien zubrachte: von Philoſophen umgeben,
nd vielleicht auch mit einigem Beyſtande derſelben, ſo
eit ein Herr von ſo großen Gaben deßelben benöthigt
ar. Die Chriſten beantworteten es nicht ſogleich:
ntweder weil ſie es verachteten, und glaubten, diejeni-
en Schriften, welche ſie jenen ältern Feinden des Chri-
enthums entgegen geſetzt hatten, wären auch für die-
n hinlänglich; oder weil ſie ihre eigenen Streitigkeiten
nter einander und andere Umſtände daran hinderten.
Würklich hatte auch ſchon ehemals Apollinaris ein
Buch wider den Kaiſer und die heydniſchen Philoſophen,
loß aus Beweiſen der Vernunft verfertigt; allein Ju-
ian ſpottete darüber, indem er es den anſehnlichſten
Biſchöfen mit den Worten zuſchickte, die eine Art von
Wortſpiel in ſich faßten: „Ich habe es geleſen, unter-
ucht und verurtheilt.“ Vierzig Jahre nach Juliano
Tode ohngefähr fieng man an, ſein Werk in beſondern
Schriften zu widerlegen. Die berühmteſte derſelben
chreibt ſich vom Cyrillus, Patriarchen von Alexan-
rien, her: darinne ſind auch viele Abſätze des gedach-
en Werks aufbehalten worden, das man keineswegs
ätte unterdrücken oder untergehen laſſen ſollen. Doch
elbſt dieſe Ueberbleibſale ſind für die Nachkommenſchaft
ehrreich.

„Es ſcheinet dienlich zu ſeyn, ſagt der Kaiſer gleich
im Anfange, allen Menſchen die Urſachen anzuzeigen,
warum ich glaube, daß die Religionswiſſenſchaft der

„Ga-

„Galiläer eine gottlose menschliche Erdichtung sey, „die nichts Göttliches in sich begreift; sondern sich Fa„beln bedient, und die kindische Einbildungskraft über„redet hat, wunderbare Erzählungen an Statt der „Wahrheit anzunehmen. Da ich aber von allen ihren „Lehren handeln will, so muß ich vorher erinnern, daß „diejenigen, welche mir widersprechen wollen, wie vor „Gerichte, nichts sagen dürfen, was nicht zur Sache „gehört, noch weniger Gegenbeschuldigungen vorbrin„gen, ehe sie sich gegen die Vorwürfe vertheidigt ha„ben.“ Er gestehet, daß die Griechen unglaubliche und seltsame Fabeln von den Göttern erfonnen haben. Aber er glaubt doch, daß, wenn man die Erzählungen des Moses und Plato von der Schöpfung der Welt mit einander vergleiche, der leztere gewiß den Vorzug gewinnen werde. Moses sage nichts von der Schöpfung des Abgrundes, der Finsterniß und des Wassers; auch nicht wie Engel hervorgebracht worden: er lasse Gott nur körperliche Dinge bilden. Plato hingegen lasse den höchsten Gott die Götter der Götter anreden, das heißt die unsichtbaren Wesen, welche in und mit ihm vorhanden sind, und die durch die sichtbaren Götter, Sonne, Mond, Sterne und Himmel, abgebildet werden; und ihnen lasse er Gott befehlen, nachdem er selbst das Unsterbliche geschaffen, nunmehr auch das Sterbliche, nemlich Menschen, Thiere und Pflanzen hervorzubringen. Da jedermann beym Beten die Hände gen Himmel erhebe, auch Schwörende ihre Augen dahin richteten: so sey dieses ein Beweis, daß man den Himmel und die Gestirne auch vor Götter halte, zumal weil sie gar keiner Veränderung unterworfen wären. Er findet es weiter sonderbar, daß Eva, die Gott dem Adam zur Gehülfinn gegeben, ihm vielmehr zum Unglück geworden sey; gleichsam als wenn Gott dieses nicht hätte vorher wissen können. Und in was vor einer

Spra-

Sprache, fragt er, hat wohl die Schlange mit ihr geredet? Wodurch unterſcheidet ſich dieſes wohl von den Fabeln der Griechen? Wie ungereimt iſt es nicht zu behaupten, Gott habe den Menſchen die Kenntniß des Guten und Böſen verboten, da ſie doch ohne dieſelbe immer Thoren hätten bleiben müſſen! Außerdem, ſagt er, ſtelle Moſes Gott neidiſch vor, der die Menſchen aus dem Paradieſe vertreibe, ſobald ſie klug geworden wären. Was in der Schöpfungsgeſchichte noch richtig ſey, wäre von den Heyden geborgt worden. Moſes hätte auch von dem Geiſte Gottes etwas hinzugeſetzt; aber nicht gemeldet, ob dieſer ungeſchaffen oder gemacht wäre.

Eben dieſen Schriftſteller tadelt Julian, daß er den Schöpfer der Welt bloß für das jüdiſche Volk Sorge tragen laſſe; der übrigen Völker aber, und von was vor Göttern ſie regiert würden, gar nicht gedenke. Jeſus von Nazareth, und der größeſte aller Betrüger, Paulus, habe dieſes gleichfals gelehrt. Zwar hätte der leztere nach ſeiner unbeſtändigen Lehrart verſichert, Gott ſey auch der Heyden Gott. Aber wenn dieſes wahr ſey, könnte man ihn fragen, warum denn Gott den Juden allein Propheten und Wunder ertheilt, warum er alle Völker bis auf ein einziges geringes, das erſt vor zweytauſend Jahren einen Theil von Paläſtina eingenommen, ſo viele Jahrhunderte in einer ſo tiefen Unwiſſenheit gelaſſen habe. Es ſey auch eine partheyiſche Vorſtellung, Gott einen Eiferer zu nennen, der die Sünden der Eltern an den Kindern ſtrafe. Weit vernünftiger ſey die Lehre der Heyden, daß der Schöpfer der Welt zwar der gemeinſchaftliche Vater und König der Menſchen ſey; aber die Völker und Städte beſondern Göttern zur Regierung übergeben habe, aus deren verſchiedenen Gaben und Kräften ſich auch der Unter-

scheid in den Fähigkeiten der Völker herleiten ließ. Auch von der Verschiedenheit der Sprachen gebe Moses eine sehr fabelhafte Ursache an, die man mit derjenigen vergleichen könne, was Homerus von den Riesen erzähle, welche drey Berge über einander thürmten, um in den Himmel dringen zu können. Es sey unmöglich, daß das ganze menschliche Geschlecht eine Stadt aufbaue, die bis an den Himmel reiche. Gleich unsinnig sey es zu glauben, daß Gott sich vor den Unternehmungen der Menschen gefürchtet habe, wenn sie einmüthig und im Gebrauch Einer Sprache sich den Weg in den Himmel bahnen könnten; daß er deswegen sich auf die Erde habe begeben müssen, um eine Sprachenverwirrung hervorzubringen, als wenn er es nicht auch im Himmel hätte thun können. Uebrigens rede Moses nur von der Entstehung der Sprachen; aber von dem weit wichtigern Ursprunge der Gesetze und Sitten bey den Völkern, sage er gar nichts. Aus diesem allen müsse man schließen, daß der Gott, von welchem Moses rede, bloß über das Jüdische Land die Aufsicht geführt habe. Und eben dieser Geschichtschreiber gebe dadurch, daß er erzählt, es wären neben dem Schöpfer noch andere auf die Erde herabgekommen, eine Mehrheit der Götter zu erkennen.

Hierauf beurtheilt Julian die Gesetze und andere Nachrichten Mosis mit gleicher Härte. Was in den zehn Geboten enthalten ist, sagt er, wird bey allen Völkern beobachtet, wenn man die beyden Vorschriften ausnimmt: Du sollst keine andern Götter anbeten, und: Gedenke des Sabbaths! Durch den Zusatz aber zu der ersten Vorschrift: Gott ist ein Eiferer, legt Moses Gott tadelhafte menschliche Leidenschaften bey. Wenn andere Götter wider den Willen Gottes verehrt werden: so fehlte ihm entweder die Macht solches zu verhindern,

welches

welches gottlos ſeyn würde zu ſagen; oder der Wille, die wir gerne zugeben. Will Gott aber niemanden außer ſich angebetet wiſſen, warum betet ihr denn dieſen Sohn an, den er nie vor den ſeinigen erkannt hat? Sehr unanſtändig ſind auch der Zorn und die Rachbegierde, welche Gott zugeſchrieben werden, da er wegen eines Hauffens Verbrecher, die von den Moabitern verführt wurden, ſo viele tauſend Iſraeliten umbrachte, und oft das ganze Volk vertilgen wollte. Die griechiſchen Geſetzgeber, und die Römer ſelbſt, ſind gegen Miſſethäter weit gelinder. Und an Statt daß die Juden an Gott den hitzigſten Zorn zur Nachahmung vorgeſtellt ſehen, lehren uns die Philoſophen, die Götter durch eine von allen Leidenſchaften freye Betrachtung der Dinge nachzuahmen. Gott hat ſo wenig für die Juden allein geſorgt, daß er uns vielmehr weit vortrefflichere Dinge verliehen hat, als ihnen, nemlich Gelehrſamkeit, Künſte, Tapferkeit, und andere Gaben. Wir können ein ganzes Volk von Philoſophen, Künſtlern und Geſetzgebern aufſtellen, und die Iſraelitiſchen Könige ſind gegen unſere berühmten Fürſten ſehr unbeträchtlich.

Da er hievon Gelegenheit nimmt, aus der älteſten heydniſchen Geſchichte Beyſpiele von dieſer Art anzubringen: ſo vergleicht er mit denſelben den Heyland der Welt. „Jeſus, ſchreibt er, iſt ſeit ohngefähr drey„hundert Jahren bekannt worden, nachdem er wenige „von euch, und darunter gerade die ſchlechteſten, über„redet hatte. In ſeinem ganzen Leben hat er gar nichts „merkwürdiges verrichtet: man müßte es denn vor große „Thaten halten, Lahme und Blinde zu heilen, und die „Beſeſſenen in den Flecken Bethſaida und Bethania „zu beſchwören.“ Nachdem er die Stiftung Roms erzählt hat, verſichert er, Jupiter habe dieſer Stadt den weiſen Numa zum Könige gegeben, der mit den

Göttern vertraut umzugehen pflegte, und ihr die Vorschriften der Religion ertheilt habe. Den vom Himmel gefallenen Schild, und den auf dem Berge ausgegrabenen Kopf, wovon dieser Sitz des Jupiter seinen Nahmen erhalten, müsse man auch unter die wichtigen Geschenke desselben rechnen. Ihr hingegen, so redet er die Christen an, ihr höchst unglückliche Menschen weigert euch den Schild anzubeten und zu verehren, den Jupiter oder Mars uns als ein Unterpfand der ewigen Dauer unserer Stadt zugeschickt hat; gleichwohl aber betet ihr das Holz des Kreuzes an, bildet das Zeichen desselben an eurer Stirne ab, und mahlt es an den Eingang eurer Häuser. Muß man nicht billig die Klugsten unter euch haßen; oder mit den Unverständigen von eurer Parthey Mitleiden haben, die, indem sie ihnen nachfolgen, sich in ein so großes Verderben stürzen, daß sie die ewigen Götter verlassen, dagegen aber sich zu den Todten der Juden, (so nennt er Christum,) gewandt haben!

Er findet noch mehrere große Vorzüge der Heiden vor den Christen. Die seltene göttliche Begeisterung, sagt er, hat bey den Juden und Aegyptiern aufgehört, und selbst die ächten Götterausspruche scheinen an gewisse Zeitpunkte gebunden zu seyn. Da dieses der menschenfreundliche Jupiter bemerkt hat: so hat er uns, damit wir nicht ohne alle Gemeinschaft mit den Göttern seyn möchten, die Ausübung der heiligen Künste gegeben, (er meint die Weissagungs- und Zauberkünste,) mit welchen wir zu allem, was wir brauchen, eine hinlängliche Hülfe haben möchten. Das größte Geschenk aber der Sonne und des Jupiter ist Aeskulapius, den Jupiter aus sich selbst gebohren hat. Dieser ist auf der Welt in menschlicher Gestalt erschienen, und hat an allen Gegenden seine heilende Kraft bewiesen: noch ist er

Ter überall, und kommt nicht zu einem von uns beſon-
ers; ſondern zu allen, beſſert die laſterhaften Seelen
nd die ſchwachen Körper. Was vor eines ähnlichen
öttlichen Geſchenks aber können ſich die Juden rühmen,
i denen ihr von uns abgefallen ſeyd? Hättet ihr ihnen
ehorcht, ſo wäret ihr nicht ganz unglücklich: zwar in
nem etwas ſchlechtern Zuſtande, als da ihr euch unter
ns befandet; aber doch noch in einem erträglichen.
Denn ihr würdet nicht Statt vieler Götter Einen Men-
hen, oder vielmehr viele elende Menſchen, (er zielt
if Chriſtum und die Märtyrer) verehren. Zwar
ürdet ihr unter einem harten, rauhen und barbariſchen
eſetze leben; aber euer Gottesdienſt würde doch heili-
r und unſchuldiger ſeyn. Ihr wißt nicht einmal, ob
an die Heiligkeit gedacht haben; ſondern ihr ahmt
ir ihre Wuth in der Zerſtörung der Tempel und Alt-
nach. Nicht nur diejenigen habt ihr umgebracht,
elche bey ihrem väterlichen Gottesdienſte geblieben ſind;
ch ſelbſt die Ketzer, welche einerley Irrthum mit euch
gethan ſind, aber nicht eben ſo wie ihr den Todten
weinen. Dieſe Aufführung iſt euch jedoch ganz eigen.
enn weder Jeſus noch Paulus haben euch etwas
rgleichen befohlen. Die Urſache iſt dieſe, weil ſie
ht einmal gehofft haben, daß ihr jemals ſo mächtig
rden würdet. Denn ſie ſelbſt begnügten ſich daran,
Mägde und Knechte, und durch dieſe wieder Frauen
d Männer, wie den Cornelius und Sergius, zu
trügen. Hat einer von ihnen unter die anſehnlichen
erſonen dieſer Zeit gehört, nemlich unter der Regie-
ng des Tiberius und Claudius: ſo möget ihr mich
erhaupt einen Lügner nennen.

Wie kommt es, fragt Julian die Chriſten weiter,
iß ihr mit Verachtung unſerer Götter zu den Juden
ergelaufen ſeyd? Etwan deswegen, weil die Götter

Rom zur Beherrſcherinn der Welt gemacht, den Juden hingegen auf eine kurze Zeit die Freyheit, und hat eine beſtändige Knechtſchaft unter auswärtigen Völkern zugetheilt haben? Abraham lebte in fremden Ländern. Jacob diente bis in ſein Alter verſchiedenen Nationen. In Aegypten waren die Juden Knechte; in Paläſtina haben ſie ihre Verfaſſung eben ſo oft verändert, als ein Chamäleon ſeine Geſtalt. Nachdem ſie etwas über vierhundert Jahre unter ihren Königen in ihrem Lande gelebt hatten, ſind ſie unter die Gewalt der Aſſyrier, der Meder, der Perſer, und endlich in die unſrige gerathen. Jeſus war einer von des Kaiſers Unterthanen: denn er wurde bey der Schätzung unter dem Cyrenius mit aufgezeichnet. Was hat er aber, nachdem er gebohren worden, ſeinen Anverwandten vor Gutes gethan? Sie haben ihm, ſagt man, nicht gehorchen wollen. Wie hat denn dieſes hartnäckige Volk dem Moſes gehorcht? Jeſus aber, der den Geiſtern gebot, und auf dem Meere herumgieng, und die Teufel austrieb, und Himmel und Erde geſchaffen hat, als ihr behauptet, (denn Johannes allein unter ſeinen Schülern hat ſich unterſtanden, dieſes zu ſagen, und auch dieſer nicht einmal recht deutlich,) dieſer hat gleichwohl die Geſinnungen der Menſchen nicht zum Beſten ſeiner Freunde und Anverwandten wenden können. Welches von beyden iſt nun beſſer? über die Welt herrſchen? oder andern unterthänig ſeyn? Auch die wenigen bekannten heydniſchen Fürſten ſind bewunderungswürdiger als alle berühmte Männer, welche die Juden jemals gehabt haben. Dieſe leztern haben ſtets eine ſchlechte Staatsverfaſſung gehabt, und nie iſt die Gelehrſamkeit bey ihnen in Aufnahme gekommen; ſie haben nicht einmal eine Vernunftlehre oder Arzneywiſſenſchaft gehabt. Wer kann den weiſeſten Salomo mit einem Phocylides oder Socrates vergleichen? Sei-

ne

ne Sittensprüche werden gewiß durch die sittlichen Reden des Isokrates übertroffen. Es heißt zwar, er sey in dem Dienste Gottes geübt gewesen. Allein hat er nicht unsere Götter verehrt? und hat ihn nicht ein Weib betrogen? Wenn dieses ist, so nennt ihn weiter keinen Weisen. Wollt ihr ihn aber dennoch ferner vor einen Weisen halten: so glaubt nicht, daß ihn ein Weib verführt habe; sondern vielmehr, daß er durch seine eigene Beurtheilung und Einsicht, auch durch die Belehrung des Gottes, der ihm erschienen war, bewogen worden sey, die übrigen Götter ebensals zu verehren.

Nun verfällt Julian auf seinen alten Vorwurf gegen die Christen. Warum kostet ihr die griechische Gelehrsamkeit, schreibt er, wenn ihr an dem Lesen eurer Schriften genug habt? Jene hättet ihr vielmehr den Menschen verbieten sollen, als das Essen des Götzenopfers. Denn dieses schadet demjenigen nichts, der es isset, wie auch Paulus sagt. Aber das Gewissen des Bruders, der es sieht, wird, wie ihr sagt, dadurch geärgert. O ihr klugen Leute! Durch unsere Gelehrsamkeit wird jeder Mensch, der gute Gaben besitzt, von eurer Gottlosigkeit abgezogen. Eure Wissenschaft macht niemanden zu einem tapfern oder auch nur rechtschaffenen Manne; durch die unsrige aber wird jedermann gebessert, und zu allen Lebensarten geschickt gemacht. Laßt auserlesene Knaben von eurer ganzen Parthey sich mit der Untersuchung eurer heiligen Schriften beschäftigen. Wenn diese bey reifern Jahren besser als Sclaven geworden sind: so mögt ihr immer denken, daß ich unsinnig bin. Gleichwohl seyd ihr so unglücklich und unvernünftig, jene Schriften vor göttlich zu halten, durch welche niemand klüger und besser wird; solche Schriften aber, welche Tugend, Klugheit und Gerechtigkeit ertheilen, schreibt ihr dem Satan und seinen Verehrern

zu. Gleichwohl lehren uns die Götter selbst Künste und Wissenschaften: Aesculapius hat mich auch oft geheilt, und mir die Arzneymittel angezeigt, wovon Jupiter Zeuge ist. Warum seyd ihr also von uns abgetreten, da wir euch von allen Seiten überlegen sind?

Ihr habt ohne Ursache, fährt er fort, das Gesetz und die Religion der Juden verlassen, und seyd mehr von ihnen als von uns unterschieden. Eure Gottlosigkeit ist aus der Kühnheit der Juden, und aus der Gleichgültigkeit und Verwirrung der Heyden zusammengesezt. Was die Juden Gutes haben, habt ihr nicht angenommen, nemlich ihre scharfen Gesetze, und unzählichen Vorschriften, welche doch das heiligste Leben wirken. Da aber ihr Gesetzgeber befohlen hat, nicht allen Göttern, sondern nur Einem, zu dienen, und noch hinzugesetzt hat: „Du sollst den Göttern nicht fluchen!“ so haben die schlimmen und verwegenen Nachkommen daraus, weil man den Göttern nicht dienen müße, geschloßen, man dürfe sie lästern. Dieses einzige habt ihr mit den Juden gemein. Von unsrer Religion hingegen habt ihr die Verehrung jedes beßern Wesens, und die Liebe zu den väterlichen Gebräuchen, weggeworfen; bloß die Freyheit alles zu eßen, habt ihr aus derselben beybehalten. Diese Verwirrung habt ihr noch zu vermehren gesucht, und eure Religion nach allen Völkern und Lebensarten, nach Schenkwirthen, Zöllnern, Tänzern, und solchen Leuten mehr bequemt. Daß auch die ersten Christen Leute von dergleichen Sitten gewesen sind, gesteht Paulus selbst, indem er an die Christen zu Corinth schreibt, sie wären sehr lasterhaft gewesen; aber sie wären abgewaschen, und im Nahmen Jesu Christi geheiligt worden. Das Wasser also, von welchem er redet, nimmt zwar den Aussaz und andere Krankheiten nicht weg; wohl aber Ehebruch, Diebstahl

stahl und alle andere Sünden. Vergebens sagen die Christen, sie wären wahre Israeliten, und glaubten dem Moses und den übrigen jüdischen Propheten. Moses hat von Christo nichts geweissagt: er befiehlt sehr oft, nur Einen Gott zu verehren; wenn er einen künftigen Propheten verkündigt, der ihm gleich seyn soll, so sieht man eben daraus, daß er einen Menschen meine; und die Stelle von der Erhaltung des Scepters bey Juda, geht auf das Königreich Davids. Jesus stammt nicht einmal von Juda her, sondern er ist aus dem heiligen Geist gebohren worden; ja die Christen haben nicht einmal das Geschlechtsregister Josephs geschickt genug ausgesonnen, indem Matthäus und Lucas darinne von einander abweichen. So verwirft Julian auch andere Stellen des Alten Testaments, welche die Christen als Weissagungen von Christo ansehen, und wirft ihnen vor, daß sie mehrere Götter verehrten, ingleichen, daß sie die Jungfrau Maria eine Gottesgebährerinn nenneten, da sie doch nur ein Mensch sey, und also Gott nicht gebähren könne. Er leugnet, daß Maria, als eine Verehlichte, eine Jungfrau habe seyn können. Er sucht auch zu beweisen, daß Moses Gott nicht Einen, sondern viele Söhne beylege, unter welche Gott die Herrschaft über die Völker ausgetheilt habe.

Besonders viel scheint Julian dem Einwurfe zuzutrauen, daß die Christen, ob sie sich gleich auf den Moses berufen, doch sehr weit von seiner Denkungsart abgewichen wären: in welcher Absicht er die Gesetze desselben von den Opfern, ingleichen von reinen und unreinen Speisen, nennt, auch die Erscheinung verspottet, welche Petrus sah, ehe er sich zum Cornelius begab. Es ist falsch, setzt er hinzu, daß Gott ein doppeltes Gesetz gegeben habe, wie die Christen behaupten,

davon das eine auf eine Zeitlang ein Vorbild des andern gewesen sey: denn Moses versichert, sein Gesetz sollte stets fortdauern, und dürfte nicht verändert werden; sogar in dem Schreiben der Gemeine zu Jerusalem an die Christen zu Antiochien wird gesagt, der heilige Geist billige die Aufhebung des Mosaischen Gesetzes nicht.

Er beschuldigt außerdem die Christen, daß sie nicht einmal bey demjenigen geblieben wären, was die Apostel gelehrt hätten. Weder Paulus, noch die drey ersten Verfasser des Lebens Jesu, hätten sich erkühnt, ihn Gott zu nennen; allein der gute Johannes habe sich zuerst unterstanden es zu sagen, nachdem er bemerkt hätte, daß bereits viele Leute in den griechischen und italiänischen Städten von dieser Krankheit wären ergriffen worden, und da er vermuthlich hörte, daß auch die Grabmähler des Petrus und Paulus verehrt würden. Dieser habe also zwar geschrieben: „Das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns;“ er habe aber nicht gesagt, wie dieses geschehen, und weder Jesum noch Christum genannt, sondern seine Leser hintergangen, indem er erzählte, Johannes der Täuffer habe bezeugt, daß Jesus Christus Gott, das Wort, sey. Dennoch widerspreche er sich selbst, wenn er sage, niemand habe jemals Gott gesehen: denn dieses sey falsch, sobald man glauben müße, daß Jesus Christus Gott sey. Zu diesem schlimmen Irrthum, fährt Julian fort, habt ihr abscheuliche Zusätze gemacht. Ihr habt alles mit Gräbern und Grabmählern angefüllt; obgleich nirgends in euren Schriften verordnet wird, daß man Gräber verehren soll. Ihr seyd so schlimm geworden, daß ihr euch nicht einmal mehr an die Worte des Jesus von Nazareth kehret, der selbst die Gräber unrein genannt, und einem seiner Jünger verboten hat,

bey

bey dem Begräbnisse seines Vaters gegenwärtig zu seyn. Warum wälzt ihr euch also um die Gräber herum? Die Ursache mag euch Jesaias sagen: „Sie schlafen „in Grabmählern und Höhlen wegen der Träume.“ Das haben vermuthlich eure Apostel nach dem Tode ihres Lehrers gethan, und künstliche Gaukeleyen dabey vorgenommen. Julian kommt immer wieder darauf zurück, daß er beweisen will, die Christen hätten die Opfer und andere Cärimonien aus dem Alten Bunde beybehalten sollen. Unter andern behauptet er, das Opfer des Cain sey darum von Gott verworfen worden, weil er es von Früchten, nicht von belebten Thieren, gebracht hätte; die Beschneidung habe nicht können aufgehoben werden, weil sie Gott zu einem Zeichen des Bundes mit dem Abraham gesetzt habe; und Christus selbst habe gelehrt, das Gesetz Mosis müße beobachtet werden, indem er sagte, er sey nicht gekommen es aufzuheben, sondern zu erfüllen. Endlich glaubt er auch darthun zu können, daß Abraham der Sterndeuterey und der Wahrsagerkunst aus dem Fluge der Vögel ergeben gewesen sey.

So weit gehen die Stellen und Auszüge, die Cyrillus aus dem Werke Julians wider die Christen aufbehalten hat. Freylich kann man sich daraus noch keinen ganz vollkommenen Begriff von dem Inhalte desselben machen. Socrates hat sogar eine unter diesen nicht befindliche Stelle angeführt, worinne Julian sagt, wenn man viele menschliche Vorstellungen von Gott, die in der heiligen Schrift vorkommen, nicht in einem geheimen Verstande nehme, so hätten sie das Ansehen der Gottlosigkeit. Allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß Cyrillus den merkwürdigern Theil dieses Buchs ziemlich erschöpft habe. Er hat zwar dasselbe lange nicht mit gleicher Zierlichkeit des Ausdrucks,

viel-

Denſelben herleiten, vor nichts zu achten: und eben hier würde eine genaue Prüfung aller dieſer Wunder an ihrem Platze geſtanden haben. Er hätte eben ſo wenig vergeſſen ſollen, den Unterricht ſelbſt durchzugehen, den Jeſus den Menſchen gab, und zu zeigen, daß derſelbe weder in Anſehung der Erkenntniß Gottes, noch der menſchlichen Pflichten etwas vorzügliches an ſich gehabt habe. Faſt unbegreiflich iſt es, wie Julian fabelhafte Erzählungen von den Göttern, unglaubliche Wunder, zauberiſche und weiſſagende Künſte, auch Muthmaaßungen der Philoſophen von der Schöpfung der Welt und andern Werken Gottes, vor erweislich gewiſſen jüdiſchen und chriſtlichen Geſchichte habe vorziehen können; allein faſt lächerlich kann man es nennen, daß er Moſen, den großen Feind der Abgötterey, vielen Götter lehren läßt. Er fordert die Chriſten auf, einen anſehnlichen Mann anzugeben, der ihrer Religion gleich beym Urſprunge derſelben zugethan geweſen wäre: nicht anders als wenn die Wahrheit einer Religion nach dem Stande ihrer Bekenner müßte beurtheilt werden; oder als wenn das Chriſtenthum nicht gar bald Freunde von einigem Anſehen in der Welt gefunden hätte. Den Ruhm, auf welchen er ſich am meiſten einbildet, von Macht, ausgebreiteter Herrſchaft, blühenden Künſten und Wiſſenſchaften unter den Heyden; an welchem allem es den Juden und Chriſten gefehlt hätte, kann man überhaupt einräumen, ohne daß eine nachtheilige Folge für den Glauben der leztern daraus entſtünde. Doch dieſer Ruhm wird auch über alle Gränzen hinaus getrieben. Die Verſicherung, daß nur die Schriften der Heyden ihre Leſer weiſe und tugendhaft machten, iſt ohne Grund hingeſchrieben: und Ehre war es für die chriſtliche Religion, daß ſie ſich ohne Beyhülfe der Gelehrſamkeit und der Künſte, welche die Griechen und Römer berühmt gemacht haben, weit

umher in der Welt festgesetzt hat. Auch hatte Julian kein Recht, es den Christen zu verargen, daß sie sich mit den heydnischen Wissenschaften bekannt machten. Denn diese waren so wenig ein Eigenthum gewisser Völker oder Religionsparteyen, daß sich vielmehr jedermann, der Verstand und Witz besaß, derselben als eines gemeinen Guts bedienen durfte. Julian macht endlich auch den Christen solche Vorwürfe, die eines treffender sind. Aber er irrt sich, wenn er glaubt, daß dieselben bis auf ihre Religion reichen. So tadelte sie nicht ohne Ursache, daß sie bey den Gräbern der Märtyrer eine abergläubische Verehrung blicken ließen, daß sie Heyden und Ketzer zu grausam verfolgt hätten, daß sie den unschicklichen Nahmen einer Gottesgebärerinn oder Mutter Gottes von der Jungfrau Maria gebrauchten. Die Christen konnten damals und noch einige Zeit darauf, alles dieses entschuldigen; zum wenigsten noch leidliche Erklärungen darüber geben. Wenn es aber auch völlig so fehlerhaft war, als Julian behauptete, oder wenn ihr Betragen noch einen gerechten Tadel verdiente; so gab solches noch keine Klage gegen ihre Religion selbst ab; und diese wollte er doch eigentlich bestreiten. Schlimm genug war es freylich für die Christen seiner Zeit, daß die unglückliche Mischung von Religion und Aberglauben, in die sie es schon so weit gebracht hatten, ihren schlauen Feinden einen ziemlichen Vortheil über sie verschaffte. Eine Anmerkung, die man noch bey seinem Angriffe auf das Christenthum machen kann, fällt sehr leicht in die Augen. Es ist diese, daß viele von Julians bloß witzigen Spöttereyen; die zuversichtliche Art, mit welcher er jede seiner Meinungen, auch die unrichtigsten und ungewissesten, vorträgt, und der Mangel an einer schärfern philosophischen Methode, auch wohl mit etwas Arglist verbunden; daß dieses sehr oft auch in den neuern

euern Zeiten die Eigenschaften derjenigen Anfälle ge-
esen sind, welche man auf die ächte christliche Reli-
ion, wohl unterschieden von dem Lehrbegriffe, und der
)enkungsart oder Aufführung einzeler Christen, ge-
agt hat. Eben uns eine solche Vergleichung zu beför-
ern, ist dieser Auszug sehr treu und vollständig einge-
chtet worden: denn er betrifft eine Religion, welche
ch nicht scheuen darf, alles was an ihr getadelt wird,
lbst die bittersten Scherze über sich, bekannt werden
u laßen.

Unter allen Versuchen aber, welche Julian anstell-
, das Heydenthum über die christliche Religion zu er-
eben, würde vielleicht keiner, wenn er glücklich gera-
hen wäre, wichtigere Folgen gehabt haben, als sein
Befehl, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen.
Die Trümmern, in welchen derselbe schon so lang dar-
ieder lag, und das ganze Schicksal des jüdischen Volks
it seiner Zerstörung, waren ein bewundernswürdiger
Beweis für die Wahrheit des Christenthums: und die-
r Beweis dauert bis auf unsere Zeiten fort. Jesus
atte diese immerwährende Strafen des hartnäckigen
nglaubens der Juden noch deutlicher als der Prophet
Daniel vorhergesagt. Den Tempel also, den Gottes-
ienst und Sitz der Juden in Palästina wieder herstel-
en, hieß nichts geringers, als eine der berühmtesten
Weissagungen Jesu augenscheinlich zu Schanden ma-
hen, die Christen in Verwirrung setzen, und den Ju-
en, ihren ältesten und hitzigsten Feinden, Muth und
Belegenheit geben, sie gemeinschaftlich mit den Heyden
u verspotten. Julian, dem dieses nicht unbekannt
eyn konnte, hat ohne Zweifel auch einen solchen End-
weck vor Augen gehabt. Damit lassen sich auch ande-
e Absichten, welche ihm beygelegt werden, vereinigen.
Ammianus versichert, er habe jenen herrlichen Tem-
pel

vielmehr oft zu redneriſch und weitſchweifig beantwortet; aber es fiel ihm auch leicht, gegen Julians Einfälle vieles zu ſagen: und in der Hauptſache des Streits iſt er faſt durchgehends glücklich. Bey einer Menge Einwürfe des Kaiſers muß man ſich ungemein verwundern, daß er es der Mühe werth geachtet habe, ſie dem Chriſtenthum entgegen zu ſetzen. So wenig man leugnen kann, daß einige Stellen für ganz ungeübte Leſer einen blendenden Schein haben könnten, und die häufige Anführung von Schriftſtellen, auch die ganze Einkleidung ihre Reizungen habe; ſo iſt es doch gewiß, daß die allermeiſten Stellen falſche Begriffe und Verdrehungen des chriſtlichen Glaubens, oder dreiſtes Leugnen wider die offenbare Wahrheit, manche eine recht merkliche Bemühung, die Abſicht der heiligen Schriftſteller nicht zu verſtehen, wieder andere bloß einen beiſſenden Witz in ſich faſſen. Nichts iſt leichter, als ein ernſthaftes zuſammenhängendes Lehrgebäude bald von dieſer, bald von einer andern Seite, mit Kunſtgriffen von einigem Erfolge anzugreifen, oder auch zu verſpotten. Aber es von Grunde aus niederzureißen, nachdem man alle Stützen deſſelben umgeſtürzt hat, dieſes iſt dem Julian nicht gelungen; man kann noch mehr ſagen: es iſt nicht einmal von ihm verſucht worden. Ihm ſcheint das Verhältniß der jüdiſchen und chriſtlichen Religion gegen einander gänzlich unbekannt zu ſeyn: ſo ſeltſame Forderungen thut er in Anſehung der erſtern an die Chriſten. Noch mehr als kühn behauptet er, daß kein Prophet von Chriſto geweiſſagt, und nur Ein Geſchichtſchreiber ſeines Lebens ihn vor einen Gott erklärt habe. Daß Chriſtus nichts wichtiges gethan habe, iſt ein gezwungen verächtliches Urtheil; aber der Verfaſſer widerlegt es ſogleich ſelbſt, indem er die Wunder deſſelben geſteht. Was er flüchtig zur Verkleinerung derſelben ſagt, iſt für die Größe des Beweiſes, den die Chriſten

aus

denselben herleiten, vor nichts zu achten: und eben hier würde eine genaue Prüfung aller dieser Wunder an ihrem Platze gestanden haben. Er hätte eben so wenig vergessen sollen, den Unterricht selbst durchzugehen, den Jesus den Menschen gab, und zu zeigen, daß derselbe weder in Ansehung der Erkenntniß Gottes, noch der menschlichen Pflichten etwas vorzügliches an sich gehabt habe. Fast unbegreiflich ist es, wie Julian fabelhafte Erzählungen von den Göttern, unglaubliche Wunder, zauberische und weissagende Künste, auch Muthmaaßungen der Philosophen von der Schöpfung der Welt und andern Werken Gottes, der erweislich gewissen jüdischen und christlichen Geschichte habe vorziehen können; allein fast lächerlich kann man es nennen, daß er Mosen, den großen Feind der Abgötterey, viele Götter lehren läßt. Er fordert die Christen auf, einen ansehnlichen Mann anzugeben, der ihrer Religion gleich beym Ursprunge derselben zugethan gewesen wäre: nicht anders als wenn die Wahrheit einer Religion nach dem Stande ihrer Bekenner müßte beurtheilt werden; oder als wenn das Christenthum nicht gar bald Freunde von einigem Ansehen in der Welt gefunden hätte. Den Ruhm, auf welchen er sich am meisten einbildet, von Macht, ausgebreiteter Herrschaft, blühenden Künsten und Wissenschaften unter den Heyden, an welchem allem es den Juden und Christen gefehlt hätte, kann man überhaupt einräumen, ohne daß eine nachtheilige Folge für den Glauben der leztern daraus entstünde. Doch dieser Ruhm wird auch über alle Gränzen hinaus getrieben. Die Versicherung, daß nur die Schriften der Heyden ihre Leser weise und tugendhaft machten, ist ohne Grund hingeschrieben: und Ehre war es für die christliche Religion, daß sie sich ohne Beyhülfe der Gelehrsamkeit und der Künste, welche die Griechen und Römer berühmt gemacht haben, weit

umher

zuher in der Welt festgesetzt hat. Auch hatte Julian kein Recht, es den Christen zu verargen, daß sie sich mit den heydnischen Wissenschaften bekannt machten. Denn diese waren so wenig ein Eigenthum gewisser Völker oder Religionsparteyen, daß sich vielmehr jedermann, der Verstand und Witz besaß, derselben als eines gemeinen Guts bedienen durfte. Julian macht endlich auch den Christen solche Vorwürfe, die etwas empfindlicher sind. Aber er irrt sich, wenn er glaubt, daß dieselben bis auf ihre Religion reichen. So tadelt er sie nicht ohne Ursache, daß sie bey den Gräbern der Märtyrer eine abergläubische Verehrung blicken ließen; daß sie Heyden und Ketzer zu grausam verfolgt hätten; daß sie den unschicklichen Nahmen einer Gottesgebärerinn oder Mutter Gottes von der Jungfrau Maria gebrauchten. Die Christen konnten damals und noch einige Zeit darauf, alles dieses entschuldigen; zum wenigsten noch leidliche Erklärungen darüber geben. Wenn es aber auch völlig so fehlerhaft war, als Julian behauptete, oder wenn ihr Betragen noch andern gerechten Tadel verdiente; so gab solches noch keine Anklage gegen ihre Religion selbst ab; und diese wollte er doch eigentlich bestreiten. Schlimm genug war es freylich für die Christen seiner Zeit, daß die unglückliche Mischung von Religion und Aberglauben, in der sie es schon so weit gebracht hatten, ihren schlauen Feinden einen ziemlichen Vortheil über sie verschaffte. Eine Anmerkung, die man noch bey seinem Angriffe auf das Christenthum machen kann, fällt sehr lebhaft in die Augen. Es ist diese, daß viele von Julians bloß witzigen Spöttereyen; die zuversichtliche Art, mit welcher er jede seiner Meinungen, auch die unrichtigsten und ungewissesten, vorträgt, und der Mangel an einer schärfern philosophischen Methode, auch wohl mit etwas Arglist verbunden; daß dieses sehr oft auch in den

neuern

neuern Zeiten die Eigenschaften derjenigen Anfälle gewesen sind, welche man auf die ächte christliche Religion, wohl unterschieden von dem Lehrbegriffe, und der Denkungsart oder Aufführung einzeler Christen, gewagt hat. Eben um eine solche Vergleichung zu befördern, ist dieser Auszug sehr treu und vollständig eingerichtet worden: denn er betrifft eine Religion, welche sich nicht scheuen darf, alles was an ihr getadelt wird, selbst die bittersten Scherze über sich, bekannt werden zu laßen.

Unter allen Versuchen aber, welche Julian anstellte, das Heydenthum über die christliche Religion zu erheben, würde vielleicht keiner, wenn er glücklich gerathen wäre, wichtigere Folgen gehabt haben, als sein Befehl, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen. Die Trümmern, in welchen derselbe schon so lang darnieder lag, und das ganze Schicksal des jüdischen Volks seit seiner Zerstörung, waren ein bewundernswürdiger Beweis für die Wahrheit des Christenthums: und dieser Beweis dauert bis auf unsere Zeiten fort. Jesus hatte diese immerwährende Strafen des hartnäckigen Unglaubens der Juden noch deutlicher als der Prophet Daniel vorhergesagt. Den Tempel also, den Gottesdienst und Sitz der Juden in Palästina wieder herstellen, hieß nichts geringers, als eine der berühmtesten Weissagungen Jesu augenscheinlich zu Schanden machen, die Christen in Verwirrung setzen, und den Juden, ihren ältesten und hitzigsten Feinden, Muth und Gelegenheit geben, sie gemeinschaftlich mit den Heyden zu verspotten. Julian, dem dieses nicht unbekannt seyn konnte, hat ohne Zweifel auch einen solchen Endzweck vor Augen gehabt. Damit lassen sich auch andere Absichten, welche ihm beygelegt werden, vereinigen. Ammianus versichert, er habe jenen herrlichen Tem-

pel

der Stadt begleiteten, ihm eine siegreiche Zurückkunft wünschten, und sich gnädigere Gesinnungen von ihm ausbaten, antwortete er ihnen zornig, er werde sie niemals wieder sehen, und den künftigen Winter zu Tarsus zubringen. Dieses traf auch gewissermaaßen ein, als sein Leichnam in die leztere Stadt gebracht wurde. Libanius nahm sich damals wiederum der Einwohner von Antiochien bey dem Kaiser an. Er bediente sich der ungemeinen Gewogenheit, in welche er sich bey demselben gesezt hatte, sehr uneigennüzig: nur ausdrücklich gerufen kam er an den Hof, an welchem ihn Julian täglich zu sehen wünschte; hielt zwar in Gegenwart desselben eine Lobrede auf ihn, gegen welche derselbe seinen Beyfall mit Geberden selbst bezeigte; nahm aber gar keine Geschenke von ihm an. Julian fand zulezt keine andere Belohnung für ihn, als daß er den Ausspruch that, Libanius sey ein eben so grosser Philosoph als Redner. Jezt drohte er auch ihm, auf deßen Fürsprache sich die Stadt Antiochien noch wollte, derselben zu entziehen.

Zu Berroea, wohin Julian bald auf seiner Reise kam, und wo er eine glückliche Vorbedeutung des Jupiter beobachtet haben wollte, gab er sich vergebliche Mühe, die Obrigkeit zum Heydenthum zu verführen. Sie lobte seine Anrede; wenige Mitglieder derselben gaben ihm Beyfall; diese hatten es aber schon ehemals gethan, und blieben nach seiner Abreise nicht dabey. Da der vornehmste des Raths seinen Sohn aus dem Hause verstoßen hatte, weil er ein Heyde geworden war, beklagte sich derselbe bey dem Kaiser. Dieser ließ zu einem Gastmahle, welches er den vornehmsten Einwohnern gab, auch den Vater des jungen Menschen einladen, und beyde neben sich sitzen. Plözlich sagte er zu dem Vater: „Mir däucht, daß man niemals

verachtete er die Religion der Juden ungemein; allein er war jezt im Begriff, sich ihrer gegen die Christen zu bedienen. Er ließ also die vornehmsten Juden vor sich kommen, und fragte sie, warum sie nicht mehr opferten, da ihnen doch solches ihr Gesetz befehle. Sie antworteten, es sey ihnen nicht erlaubt, dieses außerhalb Jerusalem zu thun. Darauf versprach er, ihren Tempel wieder zu bauen, ertheilte seinen Beamten Befehl, alle nöthige Bedürfnisse dazu herzugeben, und trug die Aufsicht darüber einem seiner ansehnlichsten Staatsbedienten, dem Alypius, auf.

Diese Unterstützung Julians erzeugte einen unbeschreiblichen Eifer bey den Juden. Aber indem sie eben daran arbeiteten, einen neuen Grund für den Tempel zu Jerusalem zu legen, brachen Feuerflammen aus der Erde hervor, verbrannten die Arbeitsleute mehr als einmal, und nöthigten endlich die Juden, diese ganze Unternehmung fahren zu lassen. Man weiß nicht vollkommen, was Julian bey dieser Begebenheit, die selbst der heydnische Geschichtschreiber Ammianus erzählt, gedacht habe. Allem Ansehen nach betrachtete er sie als einen natürlichen Vorfall, der sich an mehrern Orten ohne eine besondere Absicht zutragen könnte. An Statt daß ihm die ungehinderte Ausführung dieses Baues vermuthlich dazu würde gedient haben, die jüdischen und christlichen Weissagungen zu verlachen, wandte er auch den schlechten Ausgang desselben gegen die jüdische Religion. „Was werden, schreibt er in einem abgerissenen Stücke eines seiner Werke, die Jüdischen Propheten von ihrem Tempel sagen, welcher dreymal zerstört worden ist, und bis jezt nicht wieder aufgerichtet wird? Ich sage dieses nicht, um ihnen Vorwürfe zu machen, indem ich diesen Tempel nach einem so langen Zwischenraum, zu Ehren des Gottes, der daselbst

der Stadt begleiteten, ihm eine siegreiche Zurückkunft wünschten, und sich gnädigere Gesinnungen von ihm ausbaten, antwortete er ihnen zornig, er werde sie niemals wieder sehen, und den künftigen Winter zu Tarsus zubringen. Dieses traf auch gewissermaaßen ein, als sein Leichnam in die leztere Stadt gebracht wurde. Libanius nahm sich damals wiederum der Einwohner von Antiochien bey dem Kaiser an. Er bediente sich der ungemeinen Gewogenheit, in welche er sich bey demselben gesezt hatte, sehr uneigennüzig: nur ausdrücklich gerufen kam er an den Hof, an welchem ihn Julian täglich zu sehen wünschte; hielt zwar in Gegenwart desselben eine Lobrede auf ihn, gegen welche derselbe seinen Beyfall mit Geberden selbst bezeigte, nahm aber gar keine Geschenke von ihm an. Julian fand zulezt keine andere Belohnung für ihn, als daß er den Ausspruch that, Libanius sey ein eben so großer Philosoph als Redner. Jezt drohte er auch ihm, auf dessen Fürsprache sich die Stadt Antiochien noch verließ, derselben zu entziehen.

Zu Berroea, wohin Julian bald auf seiner Reise kam, und wo er eine glückliche Vorbedeutung des Jupiter beobachtet haben wollte, gab er sich vergebliche Mühe, die Obrigkeit zum Heydenthum zu verführen. Sie lobte seine Anrede; wenige Mitglieder derselben gaben ihm Beyfall; diese hatten es aber schon ehemals gethan, und blieben nach seiner Abreise nicht dabey. Da der vornehmste des Raths seinen Sohn aus dem Hause verstoßen hatte, weil er ein Heyde geworden war, beklagte sich derselbe bey dem Kaiser. Dieser ließ zu einem Gastmahle, welches er den vornehmsten Einwohnern gab, auch den Vater des jungen Menschen einladen, und beyde neben sich sitzen. Plözlich sagte er zu dem Vater: „Mir däucht, daß man niemals

Julians zu kriegen angegeben. Von den Weissagungen der heydnischen Philosophen eingenommen, sagt er, zweifelte der Kaiser nicht, daß er den Ruhm Alexanders des Großen übertreffen werde: er bildete sich sogar nach der Meinung des Pythagoras und Plato ein, die Seele jenes Helden wohne jezt in ihm. Mehrere Völker boten ihm damals ihren Beystand im Kriege an; aber an Statt denselben anzunehmen, versicherte er vielmehr, daß es den Römern unanständig sey, ihr Reich mit fremder Hülfe zu beschützen; schicklicher sey es, daß sie ihren Freunden und Bundsgenossen beystünden. Doch bediente er sich einiger Hülfsvölker der Saracenen und Gothen. Die erstern beleidigte er indessen dadurch, daß er auf ihr Verlangen, ihnen den Sold und die Geschenke, welche sie sonst bekommen hatten, noch ferner auszahlen zu lassen, zur Antwort gab, ein kriegerischer und wachsamer Fürst habe nur Eisen, aber kein Gold. Eine Menge derselben trat daher in die Dienste der Perser. Dem Arsaces, Könige von Armenien, schrieb Julian allein, mit seinem Heere an den Gränzen Persiens zu ihm zu stoßen. Zugleich aber gedachte er in seinem Schreiben des Constantius sehr schimpflich, mit welchem dieser christliche König verwandt war, und sezte die Drohung hinzu, sein Gott sollte ihn vor der Strafe nicht schützen, wenn er seine Befehle vernachläßigte.

Als Julian selbst, dessen Kriegsvölker bereits gegen den Euphrates zogen, Antiochien verließ, setzte er zum Denkmal seines Hasses gegen diese Stadt, den Alexander, einen heftigen und grausamen Mann, zum Statthalter Syriens. Dieser verdient es zwar nicht, sagte er; allein für die geizigen und schmähsüchtigen Antiochenser schickt sich ein solcher Richter. Auch da ihn die Obrigkeit und eine große Schaar Einwohner aus

der Stadt begleiteten, ihm eine siegreiche Zurückkunft wünschten, und sich gnädigere Gesinnungen von ihm ausbaten, antwortete er ihnen zornig, er werde sie niemals wieder sehen, und den künftigen Winter zu Tarsus zubringen. Dieses traf auch gewissermaaßen ein, als sein Leichnam in die leztere Stadt gebracht wurde. Libanius nahm sich damals wiederum der Einwohner von Antiochien bey dem Kaiser an. Er bediente sich der ungemeinen Gewogenheit, in welche er sich bey demselben gesezt hatte, sehr uneigennützig: nur ausdrücklich gerufen kam er an den Hof, an welchem ihn Julian täglich zu sehen wünschte; hielt zwar in Gegenwart desselben eine Lobrede auf ihn, gegen welche derselbe seinen Beyfall mit Geberden selbst bezeigte; nahm aber gar keine Geschenke von ihm an. Julian fand zulezt keine andere Belohnung für ihn, als daß er den Ausspruch that, Libanius sey ein eben so grosser Philosoph als Redner. Jezt drohte er auch ihn, auf deßen Fürsprache sich die Stadt Antiochien noch verließ, derselben zu entziehen.

Zu Berroea, wohin Julian bald auf seiner Reise kam, und wo er eine glückliche Vorbedeutung des Jupiter beobachtet haben wollte, gab er sich vergebliche Mühe, die Obrigkeit zum Heydenthum zu verführen. Sie lobte seine Anrede; wenige Mitglieder derselben gaben ihm Beyfall; diese hatten es aber schon ehemals gethan, und blieben nach seiner Abreise nicht babey. Da der vornehmste des Raths seinen Sohn aus dem Hause verstoßen hatte, weil er ein Heyde geworden war, beklagte sich derselbe bey dem Kaiser. Dieser ließ zu einem Gastmahle, welches er den vornehmsten Einwohnern gab, auch den Vater des jungen Menschen einladen, und beyde neben sich sitzen. Plözlich sagte er zu dem Vater: „Mir däucht, daß man niemals

mals suchen müsse, die Neigung eines Menschen zu zwingen. Laß deinem Sohne die Freyheit, eine von der deinigen verschiedene Religion zu bekennen, so wie ich dir gleichfals diese Freyheit lasse; ob ich dir gleich deine Religion leicht entreißen könnte." Hierauf antwortete der Vater nur durch heftige Vorwürfe und Schimpfworte. Julian ersuchte ihn, sich zu mäßigen, und sagte zu dem Sohne: „Ich werde mich deiner annehmen, weil es dein Vater nicht thun will, so sehr ich ihn auch bitte." Hier war der Sieg der Sanftmuth völlig auf Julians Seite.

Weit anders begegnete man ihm zu Batnä. Der Geruch vom Weyhrauch erfüllte daselbst alles, und überall sah man Opfer zugerichtet; allein so vieles Vergnügen auch der Kaiser daran fand; so kam ihm doch diese Andacht zu rauschend gezwungen vor. Er hatte freylich auch selbst den Götzendienst auf diese Art ausgeübt, und die schmeichelnden Einwohner suchten nur ihm zu gefallen. Sein Heer war nun bey Hierapolis am Euphrates versammelt: er suchte noch die Christen in demselben zum Abfall von ihrer Religion zu bewegen; fand aber bey den meisten einen starken Widerstand. Ueberhaupt scheint er niemals mehr zur Unzeit eine solche Bemühung angewandt zu haben, als da er der gemeinschaftlichen Treue aller seiner Soldaten vorzüglich benöthigt war. Hierauf rückte er noch im März des Jahrs 363. mit seinen Kriegsvölkern über den Euphrates, und kam immer noch sehr unerwartet in diesen Gegenden an. Zu Carrä verrichtete er geheime Cärimonien in einem Tempel: daselbst gab er auch vor dem Altar seinem Anverwandten Procopius, der allein zugegen war, seinen purpurfarbenen Feldherrnrock, mit dem Auftrage die Regierung zu übernehmen, wenn er in diesem Feldzuge umkommen sollte. Man versichert we-

wigstens, ein Götterausspruch habe ihn belehret, daß er zwar die Perser demüthigen, aber auch das Leben dabey verlieren würde. In Mesopotamien ließ er, um das Reich gegen die Streifereyen der Perser zu bedecken, und ihn beym weiterm Fortrücken zu unterstützen, eine Anzahl Kriegsvölker zurück, die Procopius und ein anderer Feldherr anführten, mit denen sich auch Arsaces vereinigen sollte.

Um in das feindliche Gebiet zu bringen, hatte er zween Wege vor sich: den einen zur rechten Hand, längs dem Euphrates durch Assyrien; den andern zur linken über den Tigris durch Adiabene. Er hatte alle Anstalten treffen laßen, als wenn er den leztern nehmen würde; unvermuthet aber wandte er sich auf den ersten. Ein kleiner Zufall mit einem Babylonischen Pferde, das niederfiel, und seinen Schmuck verunreinigte, schien ihm eine so glückliche Vorbedeutung zu seyn, daß er öffentlich vor mehrern ausrief, Babylon sey zur Erde gefallen, und aller seiner Zierrathen beraubt worden. Unterdessen kam auch seine Flotte auf dem Euphrates an, welche aus mehr denn eilfhundert Schiffen bestand. Sechshundert derselben waren aus Holz gezimmert, und fünfhundert von Häuten verfertigt; die meisten trugen Bedürfnisse von aller Art; funfzig waren eigentliche Kriegsschiffe, und eben so viele dienten, Brücken damit zu schlagen. Sein Heer, das noch aus fünf und sechszig tausend Mann bestand, war das zahlreichste, das je ein Römischer Kaiser wider die Perser gebraucht hatte. Alles war in der That vereinigt, was dieser Unternehmung den besten Erfolg versprechen konnte. Nur keine Nahrung der Ueppigkeit wollte Julian dabey dulden: und da er einst eine Anzahl Cameele ansichtig wurde, welche mit Wein und andern starken Getränken beladen waren, gab er nicht zu, daß sie dem

Heer

überall, mit Hülfe der ewigen Gottheit, als Feldherr, als Anführer kleiner Hauffen, ja als gemeiner Soldat, unter glücklichen Vorbedeutungen, wie ich glaube, bey euch ſeyn. Sollte mich aber das veränderliche Glück in irgend einem Treffen zu Boden werfen: ſo iſt es mir genug, mich wie die alten Curtier und Mutier, und wie das berühmte Geſchlecht der Decier, für das Römiſche Reich aufgeopfert zu haben. Wir müſſen endlich dieſes gefährliche Volk ausrotten, an deſſen Schwerdtern das Blut unſerer Anverwandten noch nicht vertrocknet iſt. Unſere Vorfahren haben mehrere Zeitalter darauf verwandt, diejenigen Staaten von Grund aus zu zerſtören, welche ſie beunruhigten. So iſt es Carthago und Numantia gegangen, auch einigen kriegeriſchen Städten in Italien. Ich habe euch nur dieſe einzige Erinnerung zu geben, daß ein jeder ſich der Begierde nach Beute, welche den Römiſchen Soldaten oft zum Unglück gereicht hat, entſchlage, und ſich von dem Heere nicht trenne, damit er, wenn ein Treffen geliefert werden muß, ſeiner Fahne folgen könne: bleibt er irgendwo zurück, ſo wird man ihn, nachdem man ihn wird gelähmt haben, liegen laſſen. Denn ich fürchte nichts, als die betrügeriſchen Nachſtellungen unſerer zu liſtigen Feinde. Uebrigens verſpreche ich allen, daß ich, wenn erſt dieſer Krieg glücklich wird geendigt ſeyn, ohne mich des Vorrechts der Fürſten zu bedienen, welche alle ihre Ausſprüche vor gerecht halten, einem jeden, der es verlangt, Rechenſchaft von meinen guten oder ſchlechten Anſtalten geben werde. Erhebt alſo jezt, ich bitte euch darum, euren Geiſt zu der beſten Hoffnung! ihr werdet gemeinſchaftlich mit mir alle Beſchwerlichkeiten ertragen, und könnt daraus ſchon einen günſtigen Schluß ziehen, daß die Gerechtigkeit ſtets mit dem Siege verbunden iſt.

Auf diese Anrede Julians erhub sich ein freudiges Zurufen seines Heeres, welches unter andern versicherte, nichts sollte ihm gefährlich oder schwer unter einem Feldherrn werden, der sich mehr Arbeit auflegte als den Soldaten. Besonders thaten sich die gallischen Soldaten, die unter ihm so viele Siege erfochten hatten, durch ein munteres Geräusche hervor. Julian theilte dem Heere ein Geschenk an Gelde aus, und rückte dann auf in Assyrien ein. Damit das Heer in diesem unbekannten Lande sicher gegen allen Hinterhalt oder plötzlichen Anfall seyn möchte, ließ er es auf alle vier Seiten gewandt fortziehen, und schickte funfzehnhundert leicht bewaffnete ab, welche vorne her und an beyden Seiten alle Zugänge untersuchen mußten. Er wußte auch, nach dem Beyspiel, welches man ehemals am Pyrrhus bewundert hatte, seinem Heere eine solche Stellung zu geben, daß es den Feinden, wenn sie es von ferne sahen, weit zahlreicher als es würklich war, vorkam. Das Gerächte, und alles was weniger wehrhaft war, vertheilte er zwischen die beyden Flügel des Heeres. Er selbst führte das Fußvolk in der Mitte an. Zu seinen Feldherren aber gehörte auch Hormisdas, der ältere Bruder des Königs von Persien, der, nachdem ihn die Großen dieses Reichs von der Regierung verdrungen hatten, zu dem Kaiser Constantin geflüchtet, und ein Christ geworden war.

So wie Julian in Assyrien fortrückte, ließ er alle Lebensmittel, die er antraf, und nicht mitnehmen konnte, verwüsten; doch versorgte sich der Soldat vorher davon, und der Vorrath, welcher sich auf der immer neben her schiffenden Flotte befand, wurde geschont. Eine Festung auf einer Insel des Euphrates ergab sich ihm auf Zureden des Hormisdas: diese ließ er anzünden, nachdem er die Einwohner in das Römische Ge-

überall, mit Hülfe der ewigen Gottheit, als Feldherr, als Anführer kleiner Hauffen, ja als gemeiner Soldat, unter glücklichen Vorbedeutungen, wie ich glaube, bey euch seyn. Sollte mich aber das veränderliche Glück in irgend einem Treffen zu Boden werfen: so ist es mir genug, mich wie die alten Curtier und Mutier, und wie das berühmte Geschlecht der Decier, für das Römische Reich aufgeopfert zu haben. Wir müssen endlich dieses gefährliche Volk ausrotten, an dessen Schwerdtern das Blut unserer Anverwandten noch nicht vertrocknet ist. Unsere Vorfahren haben mehrere Zeitalter darauf verwandt, diejenigen Staaten von Grund aus zu zerstören, welche sie beunruhigten. So ist es Carthago und Numantia gegangen, auch einigen kriegerischen Städten in Italien. Ich habe euch nur diese einzige Erinnerung zu geben, daß ein jeder sich der Begierde nach Beute, welche den Römischen Soldaten oft zum Unglück gereicht hat, entschlage, und sich von dem Heere nicht trenne, damit er, wenn ein Treffen geliefert werden muß, seiner Fahne folgen könne: bleibt er irgendwo zurück, so wird man ihn, nachdem man ihn wird gelähmt haben, liegen lassen. Denn ich fürchte nichts, als die betrügerischen Nachstellungen unserer zu listigen Feinde. Uebrigens verspreche ich allen, daß ich, wenn erst dieser Krieg glücklich wird geendigt seyn, ohne mich des Vorrechts der Fürsten zu bedienen, welche alle ihre Aussprüche vor gerecht halten, einem jeden, der es verlangt, Rechenschaft von meinen guten oder schlechten Anstalten geben werde. Erhebt also jezt, ich bitte euch darum, eureu Geist zu der besten Hoffnung! ihr werdet gemeinschaftlich mit mir alle Beschwerlichkeiten ertragen, und könnt daraus schon einen günstigen Schluß ziehen, daß die Gerechtigkeit stets mit dem Siege verbunden ist.

einen beweglichen hohen Thurm, den er hatte aufführen laſſen, ſich ihm zu ergeben. Bey dieſem Angriffe hatte er ſich ſelbſt der äußerſten Gefahr ausgeſetzt. Deſto mehr ergrimmte er des andern Tages, als man ihm die Nachricht brachte, ſeine zur Kundſchaft ausgeſchickten Soldaten hätten ſich von den Feinden überfallen, in die Flucht ſchlagen, und ſich eine Fahne abnehmen laſſen. Sogleich ſtand er von der Mahlzeit auf, fiel gegen die Feinde, trieb ſie zurück, und entriß ihnen die Fahne wieder. Die beyden Oberſten, denen dieſer Unfall begegnet war, entſetzte er ihrer Stellen, und von denen ihnen untergebenen Soldaten ließ er den zehnten Mann, nach den alten Kriegsgeſetzen richten; ob er gleich ſelbſt, indem er dieſe Strafe vollzog, nicht drey Mann von ſeiner Leibwache um ſich hatte.

Von der Eroberung der Stadt Piriſabora nahm Julian Gelegenheit, eine neue Rede an ſein Heer zu halten, demſelben für die bewieſene Tapferkeit zu danken, und jedem Soldaten ein Geſchenk zu verſprechen. Als er aber merkte, daß ſie mit der geringen Summe, die er nannte, unzufrieden, in aufrühriſche Reden ausbrachen, ſagte er mit einem edeln Unwillen zu ihnen: „Hier ſeht ihr die Perſer, welche an allem Ueberfluß „haben; dieſe können uns reich machen, wenn wir ihnen „gleich tapfer fechten. Glaubt mir, das Römiſche Reich „iſt, nachdem es unermeßliche Schätze beſeſſen, durch „diejenigen in Dürftigkeit verſetzt worden, welche, um „ſich zu bereichern, die Fürſten gelehrt haben, den „Frieden durch Geld von den Barbaren zu erkaufen, „und ſo zurück zu kehren. Die Schatzkammer, die „Städte, die Provinzen, alles iſt erſchöpft und ausge„leert. Mir iſt weder Geld noch ſind mir Verwandte „übrig geblieben, ob ich gleich von vornehmer Her„kunft

kunft bin: ich habe nur noch ein unerschrockenes Herz. Auch schämt sich ein Feldherr, der allen seinen Ruhm in den Gaben des Geistes sezt, nicht, seine ehrliche Armuth zu bekennen. Die Fabricier waren ebenfals arm, und führten doch die wichtigsten Kriege mit großer Ehre. Alles dieses wird uns reichlich zu Theil werden, wenn ihr muthig von Gott, und, so weit es die menschliche Fähigkeit erlaubt, auch von mir vorsichtig angeführt, euch mit mehr Sittsamkeit betragt. Gehorcht ihr aber nicht, und kehrt zu euren vorigen schändlichen Empörungen zurück: so fahrt immer fort! Ich will allein, wie es einem Feldherrn gebühret, wenn ich den Lauf dieser großen Absichten werde vollendet haben, stehend sterben; ich werde ein Leben verachten, das mir ein einziges Fieber rauben kann. Wenigstens will ich mich wegbegeben: denn ich habe nicht so gelebt, daß ich nicht wieder in den Privatstand treten könnte. Ich rühme mich auch dessen, und freue mich darüber, daß wir hier vortreffliche Feldherren haben, welche in der Kriegskunst vollkommen erfahren sind." Eine Rede voll von so bescheidenen und zugleich großmüthigen Gesinnungen rührte die Soldaten: sie bewunderten ihren Kaiser von neuem, versprachen ihm unterthänig zu seyn, und klopften zum Zeichen des Beyfalls laut auf ihre Schilde. Er vergrößerte auch dadurch seinen Muth, daß er oft bey seiner wichtigen Unternehmung schwur. So gewiß als ich die Perser überwinden werde! sagte er, so gewiß als ich das erschütterte Reich wieder in Aufnahme bringen will!

Als er mit dem Heere fortzog, fand er, daß die Feinde das Land unter Wasser gesezt hatten: man rieth ihm daher, sich in eine ganz trockene Gegend zu begeben. Ich will lieber naß werden, antwortete er, als vor Durst umkommen. Er gieng also voraus, um

selbst

einen beweglichen hohen Thurm, den er hatte aufsetzen lassen, sich ihm zu ergeben. Bey diesem Angriffe hatte er sich selbst der äußersten Gefahr ausgesetzt. Desto mehr ergrimmte er des andern Tages, als man ihm die Nachricht brachte, seine zur Kundschaft ausgesandten Soldaten hätten sich von den Feinden überfallen, in die Flucht schlagen, und sich eine Fahne abnehmen lassen. Sogleich stand er von der Mahlzeit auf, fiel gegen die Feinde, trieb sie zurück, und entriß ihnen die Fahne wieder. Die beyden Obersten, denen dieser Unfall begegnet war, entsetzte er ihrer Stellen, und von denen ihnen untergebenen Soldaten ließ er den zehnten Mann, nach den alten Kriegsgesetzen richten; ob er gleich selbst, indem er diese Strafe vollzog, nicht drey Mann von seiner Leibwache um sich hatte.

Von der Eroberung der Stadt Pirisabora nahm Julian Gelegenheit, eine neue Rede an sein Heer zu halten, demselben für die bewiesene Tapferkeit zu danken, und jedem Soldaten ein Geschenk zu versprechen. Als er aber merkte, daß sie mit der geringen Summe, die er nannte, unzufrieden, in aufrührische Reden ausbrachen, sagte er mit einem edeln Unwillen zu ihnen: „Hier seht ihr die Perser, welche an allem Ueberfluß „haben; diese können uns reich machen, wenn wir ihnen „gleich tapfer fechten. Glaubt mir, das Römische Reich „ist, nachdem es unermeßliche Schätze besessen, durch „diejenigen in Dürftigkeit versetzt worden, welche, um „sich zu bereichern, die Fürsten gelehrt haben, den „Frieden durch Geld von den Barbaren zu erkaufen, „und so zurück zu kehren. Die Schatzkammer, die „Städte, die Provinzen, alles ist erschöpft und ausgeleert. Mir ist weder Geld noch sind mir Verwandte „übrig geblieben, ob ich gleich von vornehmer Ab-

„kunft

„kunft bin: ich habe nur noch ein unerschrockenes Herz. „Auch schämt sich ein Feldherr, der allen seinen Ruhm „in den Gaben des Geistes sezt, nicht, seine ehrliche „Armuth zu bekennen. Die Fabricier waren eben„falls arm, und führten doch die wichtigsten Kriege mit „großer Ehre. Alles dieses wird uns reichlich zu Theil „werden, wenn ihr muthig von Gott, und, so weit es „die menschliche Fähigkeit erlaubt, auch von mir vor„sichtig angeführt, euch mit mehr Sittsamkeit betragt. „Gehorcht ihr aber nicht, und kehrt zu euren vorigen „schändlichen Empörungen zurück: so fahrt immer fort! „Ich will allein, wie es einem Feldherrn gebührt, wenn „ich den Lauf dieser großen Absichten werde vollendet „haben, stehend sterben; ich werde ein Leben verachten, „das mir ein einziges Fieber rauben kann. Wenigstens „will ich mich wegbegeben: denn ich habe nicht so ge„lebt, daß ich nicht wieder in den Privatstand treten „könnte. Ich rühme mich auch dessen, und freue mich „darüber, daß wir hier vortreffliche Feldherren haben, „welche in der Kriegskunst vollkommen erfahren sind.“ Eine Rede voll von so bescheidenen und zugleich groß-müthigen Gesinnungen rührte die Soldaten: sie bewunderten ihren Kaiser von neuem, versprachen ihm unterthänig zu seyn, und klopften zum Zeichen des Beyfalls sanft auf ihre Schilde. Er vergrößerte auch dadurch ihren Muth, daß er oft bey seiner wichtigen Unternehmung schwur. So gewiß als ich die Perser überwinden werde! sagte er, so gewiß als ich das erschütterte Reich wieder in Aufnahme bringen will!

Als er mit dem Heere fortzog, fand er, daß die Feinde das Land unter Wasser gesezt hatten: man rieth ihm daher, sich in eine ganz trockene Gegend zu begeben. Ich will lieber naß werden, antwortete er, als vor Durst umkommen. Er gieng also voraus, um

selbst

brachte den Kaiſer ſo wenig aus ſeiner Faſſung, daß vielmehr vorgab, das Feuer, welches dieſe Schiffe zündete, wäre ein ihnen anbefohlnes Merkmal, durch welches ſie anzeigten, daß ſie am Ufer gelandet wären. Man muß nur eilen, ſie zu unterſtützen, ſagte er: und gleich ließ er die ganze übrige Flotte nachfolgen. Durch dieſe Entſchloſſenheit rettete er die angezündeten Schiffe, und die Soldaten ſprangen nun aus allen übrigen mit ihm an das ſteile Ufer heraus, behaupteten ſich nicht allein gegen die fürchterlichen perſiſchen Küraßiere und Elephanten, ſondern trieben endlich auch die Feinde bis nach Cteſiphon zurück. Nach dieſem Siege, der gegen den Mittag des andern Tages entſchieden war, verſammelten ſich die Soldaten um das Zelt des Kaiſers, und dankten ihm mit den rühmlichſten Worten dafür, daß er durch ſeine Tapferkeit, (denn man muß ihn in dem Treffen als Befehlshaber und Soldaten zugleich betrachten können,) ſo viel dazu beygetragen hätte. Es war würklich eine ſeiner größten Thaten, daß die ihm nur ſiebzig Mann koſtete, da die Feinde drittehalb tauſend verloren. Er ſeiner Seits rief auch die meiſten Soldaten, welche ſich dabey hervorgethan hatten, nahmentlich auf, und beſchenkte ſie.

Dankbar, und begierig einen fernern gleichen Erfolg durch den rächenden Mars, wie er glaubte, zu erlangen, ließ Julian zehn der ſchönſten Stiere herbeyführen, welche er dieſem Gotte opfern wollte. Alle neun derſelben fielen noch eher als ſie an den Altar gekommen waren, todt darnieder; der zehnte riß ſich von ſeinen Banden loß, konnte mit genauer Noth wieder ergriffen werden: und als man ihn endlich geſchlachtet hatte, fand man in ſeinen Eingeweiden, wie es den Wahrſagern zu deuten beliebte, die ſchlimmſten Anzeichen. Ueber alles dieſes gerieth Julian in einen ent-

ſetz-

ßlichen Zorn gegen seinen Kriegsgott, und rief den Jupiter zum Zeugen an, daß er demselben kein Opfer mehr darbringen wollte: er hielt auch diese Drohung. Hier sieht man den Philosophen wieder verschwinden, und einen gemeinen Menschen an seine Stelle treten, der aus lächerlichen Widersprüchen zusammengesetzt ist; ungefähr wie derjenige, von welchem die Fabel erzählt, daß er seinen Götzen, mit welchem er unzufrieden war, in Stücken zerschmissen habe. Wenn Julian seiner selbst würdig handeln wollte: so mußte er entweder, nachdem er so vielen Eifer für den Dienst der Götter bezeigt hatte, den Mars zu besänftigen suchen; oder mit philosophischer Einsicht sie alle für erdichtet erklären. In den Augen der Heyden war es ein unerhörter Einfall, Krieg zu führen, und den Gott des Kriegs nicht allein zum Feinde zu haben; sondern sich auch trotzig vor einen Verächter desselben zu bekennen.

Jezt war die wichtigste Frage für den Kaiser diese, ob er Ctesiphon belagern, oder tiefer in das Land dringen sollte? Sein Ruhm hieng zum Theil davon ab, das erstere zu thun, und es war auch gefährlich, eine solche Stadt hinter sich in feindlichen Händen zu lassen. Allein sie war so groß und fest, mit so zahlreichen Vertheidigern versehen, und man erwartete auch so bald den persischen König selbst mit einem starken Heere in der Nähe, daß Julian den Rath seiner Feldherren annahm, keinen Versuch auf dieselbe zu wagen. Vergebens forderte er die Einwohner zu einem Treffen auf: sie antworteten auf seine Vorwürfe, wenn er Lust zu fechten hätte, möchte er ihren König angreiffen. Diese schien bisher eine Schlacht auf freyem Felde vermieden zu haben, um die Römer auf andere Art zu schwächen, und zu beunruhigen. Plötzlich aber erschienen Gesandte von ihm, die sich an den Hormisdas wandten,

the seiner Befehlshaber nichts übrig, als
de Gegend verheeren zu lassen.

Ein so schläfriger Feldzug schickte sich
gen Geist des Kaisers nicht. Er besch
Feldherren, daß sie ihm durch ihre Anschläg
fast eroberte persische Reich aus den Händen
ten, und zog längst dem Tigris, den er zu
hielt, wieder hinauf: vermuthlich um de
gegen zu gehen, das ihm seine beyden Fel
Arsaces zuführen sollten; oder überhaupt
genheit zu einem entscheidenden Unternehme
Man glaubt auch, daß ihn wohl die Begie
sen Weg könnte geleitet haben, Arbela zu
ehemals Alexander den Darius besiegt h
fänglich führten ihn einige Gefangene durch
bare Gegend; ob ihn gleich die Feinde öfters
Zuge anfielen. Darauf aber überließ er
Verlegenheit, in welcher er allem Ansehen
dem Vorschlage, den ihm ein Ueberläufer
in das Land hinein zu dringen. Ein alter
entschlossen war, sich für sein Vaterland aufzu
erzählt diese Geschichte Gregorius von T
allein ganz ausführlich,) dieser Perser von a
Stande, ließ sich von den Römern gefange

seßlichen Zorn gegen seinen Kriegsgott, und rief den Jupiter zum Zeugen an, daß er demselben kein Opfer mehr darbringen wollte: er hielt auch diese Drohung. Hier sieht man den Philosophen wieder verschwinden, und einen gemeinen Menschen an seine Stelle treten, der aus lächerlichen Widersprüchen zusammengesetzt ist; ohngefähr wie derjenige, von welchem die Fabel erzählt, daß er seinen Götzen, mit welchem er unzufrieden war, in Stücken zerschmissen habe. Wenn Julian seiner selbst würdig handeln wollte: so mußte er entweder, nachdem er so vielen Eifer für den Dienst der Götter bezeigt hatte, den Mars zu besänftigen suchen; oder mit philosophischer Einsicht sie alle für erdichtet erklären. In den Augen der Heyden war es ein unerhörter Einfall, Krieg zu führen, und den Gott des Kriegs nicht allein zum Feinde zu haben; sondern sich auch trotzig vor einen Verächter desselben zu bekennen.

Jezt war die wichtigste Frage für den Kaiser diese, ob er Ctesiphon belagern, oder tiefer in das Land dringen sollte? Sein Ruhm hieng zum Theil davon ab, das erstere zu thun, und es war auch gefährlich, eine solche Stadt hinter sich in feindlichen Händen zu lassen. Allein sie war so groß und fest, mit so zahlreichen Vertheidigern versehen, und man erwartete auch so bald den persischen König selbst mit einem starken Heere in ihrer Nähe, daß Julian den Rath seiner Feldherren annahm, keinen Versuch auf dieselbe zu wagen. Vergebens forderte er die Einwohner zu einem Treffen auf: sie antworteten auf seine Vorwürfe, wenn er Lust zu fechten hätte, möchte er ihren König angreiffen. Dieser schien bisher eine Schlacht auf freyem Felde vermieden zu haben, um die Römer auf andere Art zu schwächen, und zu beunruhigen. Plötzlich aber erschienen Gesandte von ihm, die sich an den Hormisdas wand-

die Schiffe verlaſſen, noch Lebensmittel aus denſelben hoffen könnten.

Julian gab alſo Befehl, die Flotte ſollte mit allem Vorrathe, den ſie in ſich faßte, angezündet werden. Kaum aber hatte man ihm gehorcht, ſo öffnete er ſich die Augen über den begangenen Fehler. Das Heer bezeigte eine allgemeine Unzufriedenheit: es hatte nun alle Zuflucht und Rettung verloren, wenn unfruchtbare oder unwegſame Gegenden es aufhielten, oder andere Zufälle betrafen. Alle Gemeinſchaft mit dem Römiſchen Reiche war durch den Zug, den Julian genommen hatte, längſt verloren: nun ward es noch ſchwerer dieſelbe herzuſtellen. Er hatte keine Nachricht von beyden Feldherren, die in Meſopotamien geblieben waren, noch von dem Arſaces, der ſich mit ihnen vereinigen ſollte; die erſtern waren unter ſich uneins, der letztere hatte weniger bekannte Abſichten; aber wenn auch ihr Heer dem Kaiſer zu Hülfe gekommen wäre, ſo ſcheint es, daß ſie den Mangel an Lebensbedürfniſſen nur beſchleunigt haben würden. Nach dieſen und andern Umſtänden, muß man Julians eigene Verblendung ſeiner Flotte, eine der größten Unbeſonnenheiten nennen, die jemals ein erfahrner Feldherr begangen hat. Der Betrüger, der ihn dazu verleitete, war, wie man erzählt, entflohen; die andern Ueberläufer, welche vermuthlich das Vorgeben deſſelben bekräftigt hatten, bekannten, da man ſie marterte, ihre Falſchheit. Man verlangte einmüthig, daß das Feuer gelöſcht werden ſollte; aber es konnten nur zwölf Schiffe erhalten werden.

In dieſem beſchämenden und traurigen Zuſtande verließ den Kaiſer, ſo weit man aus äußern Merkmalen urtheilen konnte, ſeine Standhaftigkeit nicht. Er hatte

ıtte ſein nun ſehr ſtark verſtärktes Heer auf längere
eit mit Lebensmitteln verſehen, als die Ueberläufer
ehen, und noch gieng es durch ein fruchtbares Land
rt: vielleicht alſo, konnte man hoffen, würde es bald
ı Stande ſeyn, den erlittenen Verluſt zu erſetzen. Al-
n die Perſer zündeten das Gras und die ſchon reifen
eldfrüchte an: dadurch ſahen ſich die Römer genöthigt,
nige Tage ſtille zu liegen. Zugleich wurden ſie von
n Feinden auf mehrern Seiten beunruhigt. Um Brü-
en zu ſchlagen, fehlte es ihnen an Schiffen: und je
eiter ſie in das feindliche Land kamen, deſto weniger
orrath von Bedürfniſſen konnten ſie erwarten. Ju-
n ſuchte ihren Muth dadurch aufzurichten, daß er
nen die Feinde verächtlich machte. Er ließ die Ge-
ngene vor das Heer ſtellen, welche, wie faſt alle Per-
, nicht allein von Natur klein und mager waren;
ıdern durch ihre Gefangenſchaft ein noch mehr ausge-
hrtes Anſehen bekommen hatten. „Seht dieſe unge-
ıkten Ziegen, ſagte er dabey, die von unſern Kriegern
r Männer gehalten werden! Man hat es ſchon oft
nug erfahren, daß ſie ihre Waffen wegwerfen, und
h auf die Flucht begeben, ehe ſie noch gefochten ha-
n.“ Nachdem man aber dieſen leeren Troſt geſchöpft
tte, mußte man berathſchlagen, wohin ſich das Heer
nden ſollte, um bey immer abnehmenden Lebensmit-
n dem Hunger zu entgehen.

Den ſchreyenden Soldaten, man müſſe auf dem
ege zurückkehren, auf welchem man gekommen ſey,
gten der Kaiſer und ſeine Befehlshaber leicht, wie
möglich dieſes ſey. Auf jenem Wege war alles ver-
ert oder verbrannt: die ausgetretenen Flüſſe und die
eere von Mücken, vor welchen man ſich bey der bren-
nden Hitze der damaligen Jahreszeit nicht ſchützen
nnte, ſchröckten eben ſo ſehr von demſelben ab. Ob

die Schiffe verloſſen, noch Lebensmittel aus denſelben hoffen könnten.

Julian gab alſo Befehl, die Flotte ſollte mit allem Vorrathe, den ſie in ſich faßte, angezündet werden. Kaum aber hatte man ihm gehorcht, ſo öffnete er ſchon die Augen über den begangenen Fehler. Das Heer bezeigte eine allgemeine Unzufriedenheit: es hatte nun alle Zuflucht und Rettung verloren, wenn unfruchtbare oder unwegſame Gegenden es aufhielten, oder andere Zufälle betrafen. Alle Gemeinſchaft mit dem Römiſchen Reiche war durch den Zug, den Julian genommen hatte, längſt verloren: nun ward es noch ſchwerer dieſelbe herzuſtellen. Er hatte keine Nachricht von den beyden Feldherren, die in Meſopotamien geblieben waren, noch von dem Arſaces, der ſich mit ihnen vereinigen ſollte; die erſtern waren unter ſich uneins, der leztere hatte weniger bekannte Abſichten; aber wenn auch ihr Heer dem Kaiſer zu Hülfe gekommen wäre, ſo ſcheint es, daß ſie den Mangel an Lebensbedürfniſſen nur beſchleunigt haben würden. Nach dieſen und andern Umſtänden, muß man Julians eigene Vernichtung ſeiner Flotte, eine der größten Unbeſonnenheiten nennen, die jemals ein erfahrner Feldherr begangen hat. Der Betrüger, der ihn dazu verleitete, war, wie man erzählt, entflohen; die andern Ueberläufer, welche vermuthlich das Vorgeben deſſelben bekräftigt hatten, bekannten, da man ſie marterte, ihre Falſchheit. Man verlangte einmüthig, daß das Feuer gelöſcht werden ſollte; aber es konnten nur zwölf Schiffe erhalten werden.

In dieſem beſchämenden und traurigen Zuſtande verließ den Kaiſer, ſo weit man aus äußern Merkmalen urtheilen konnte, ſeine Standhaftigkeit nicht. Er

hatte

als die Ankunft des überaus großen perſiſche
heeres machte, daß ſie inne hielten. Julian
Soldaten immer noch voll Begierde zu f
ſtrafte auch, obgleich wegen ſeiner jetzigen E
was gelinder als ſonſt, diejenigen, welche ih
keine Genüge thaten. In allen kleinen Gefe
che täglich vorfielen, behielten die Römer die
auch in einer Schlacht, die zwiſchen beyden
Maranga geliefert wurde, und auf welch
tägiger Stillſtand folgte. Allein der Man
bensmitteln fieng an ſich ſchröcklicher unter ih
gen. Man mußte bereits den Soldaten e
von dem Vorrathe der Befehlshaber überla
der Kaiſer ſelbſt, welcher ſich an einem ſchle
begnügte, mit welchem ein Soldat nicht zu
weſen wäre, überließ ihnen gerne, was m
aufbehalten hatte.

Einſt wachte Julian in einer Nacht auf,
er wenig und unruhig geſchlafen hatte; er ſe
auf nach ſeiner Gewohnheit einiges, und
gewiſſe philoſophiſche Lehrſätze. Unter dieſer
tigung erſchien ihm, nach ſeiner Erzählung,
mals in Gallien, der Schutzgeiſt des Reich

von Furcht, empfol er sein künftiges Schicksal den göttlichen Schlüssen. Er stand von seinem Bette auf, das auf die Erde hingebreitet war, und opferte den Göttern, um das angedeutete Uebel von sich abzuwenden. Nicht lange darnach sah er ein sehr helles Feuer, das wie ein Stern vom Himmel zu fallen schien, und sich in der Luft verlor. Dieser Anblick schröckte ihn erst: er befürchtete, es möchte das drohende Gestirn des Mars seyn. Noch vor Anbruch des Tages also ließ er die Etruscischen Wahrsager kommen, um ihre Meinung darüber zu sagen. Sie versicherten, diese Erscheinung zeige an, daß man weder ein Treffen liefern, noch sonst etwas ähnliches vornehmen dürfe. Als der Kaiser diese Warnung verachtete, baten sie ihn, seinen Zug wenigstens einige Stunden zu verschieben. Aber auch daran kehrte er sich nicht, und ließ das Heer am frühesten Morgen weiter ziehen. Ohne Zweifel glaubte er nicht genug eilen zu können, um in eine vortheilhaftere Verfassung zu kommen. Man muß sich unterdessen wundern, daß er fortfuhr die Wahrsager zu befragen, nach deren Aussprüchen er sich doch niemals richtete.

Während daß er mit seinem Heere fortrückte, und vor demselben her die Wege untersuchte, fielen die Feinde, welche sich vor einem stehenden Gefechte nunmehr scheueten, aber desto lieber solche Angriffe wagten, von denen sie sich geschwind zurück ziehen konnten, den Nachtrab an. Julian war, man weiß nicht warum, ohne Rüstung; er eilte aber, sobald man ihm dieses meldete, bloß mit einem Schilde bedeckt, dahin. Gleich darauf rief man ihn an den Ort, den er kaum verlassen hatte, und der in eben solcher Gefahr stand. Endlich hörte er auch, daß die Feinde in die Mitte des Kriegsheeres einzubrechen suchten. Er bemühte sich überall

gegenwärtig zu seyn: die Perser wurden auch bald zurück geschlagen; Julian setzte den Flüchtlingen nach, und munterte seine Soldaten durch Worte und Beispiele zur Tapferkeit auf. Seine Leibwache, die ihn hitzig und unbedeckt unter die Feinde dringen sah, eilte ihm zu spät zu, sich zu schonen: er wurde durch einen Wurfspieß, der in die linke Seite bis an die Leber drang, tödtlich verwundet. Zwar versuchte er denselben herauszuziehen; aber er zerschnitt sich an dem spitzigen Eisen die Finger, fiel ohnmächtig vom Pferde, und ward auf einem Schilde in sein Zelt getragen.

Wer ihm diese Wunde beygebracht habe, und andere Umstände dieser Begebenheit, sind ungemein streitig. Das Natürlichste war zu sagen, daß ein Perser die Ursache seines Todes gewesen sey. Allein obgleich der persische König demjenigen große Belohnungen versprechen ließ, der solches gethan hätte; so machte doch keiner unter seinen Soldaten darauf Anspruch. Viele mehrere glaubten, daß ihn ein Römischer Soldat umgebracht habe; entweder überhaupt aus Rache, weil er sein Heer in solchen Mangel gestürzt hatte; oder ein christlicher Soldat, der den Verfolger seiner Religion aus dem Wege räumen wollte. Das lezztere hatte so viele Wahrscheinlichkeit, daß Libanius es zuversichtlich behauptete, und in einer besondern Rede den Kaiser Theodosius den Großen aufforderte, Julians Tode zu rächen. Noch mehr: Sozomenus setzt, nachdem er die Stelle des heydnischen Sophisten angeführt hatte, hinzu, dieses Vorgeben könnte wohl wahr seyn; es sey glaublich, daß ein Christ unter dem Heere durch die hohen Lobsprüche angefeuert worden sey, die man zu allen Zeiten denen beygelegt habe, welche Tyrannen tödteten, und dadurch ihr eigenes Leben für das gemeine Beste einer augenscheinlichen Gefahr aussetzten.

Man

Man kann gewiß, sagt eben dieser Geschichtschreiber noch unvorsichtiger, denjenigen nicht leicht tadeln, der um Gottes und seiner Religion willen eine muthige That verrichtet hat. — Wenn es würklich ein Christ war, der dem Kaiser den tödtlichen Streich versetzt hat, wie man aus dieser Vergleichung von zween so verschieden denkenden Schriftstellern beynahe schließen muß: so hätten seine Glaubensgenossen auf immer davon schweigen, sein Verbrechen nicht entschuldigen, auch keine öffentlichen Freudensbezeigungen über Julians Todt anstellen sollen.

Die übrigen Erzählungen von den Umständen der Verwundung des Kaisers sind alle partheyisch und unglaublich; aber nicht unerwartet bey einem Fürsten, den die eine Hälfte seiner Unterthanen haßte, die andere beynahe anbetete. Insonderheit erdichteten die Christen eine Menge der seltsamsten Einfälle zur Schande seines Andenkens: und da ihre Parthey nun völlig wieder die herrschende ward, so fand alles leichten Glauben. Bald sollte ein Heer von Engeln wider den Julian gestritten, und einer derselben ihn erlegt haben. Bald sollte er, als er von einem Hügel herab sein Kriegsheer betrachtete, und es weit zahlreicher fand als er geglaubt hatte, ausgerufen haben: Wie schimpflich wäre es für mich, wenn ich sie alle in das Römische Reich zurück führte! und dieses hätte einen Soldaten, der es hörte, bewogen, ihm sein Schwerdt in den Leib zu stoßen. Viele Christen wollten göttliche Erscheinungen und Offenbarungen empfangen haben, durch welche ihnen Julians Todt vorher verkündigt, zum Theil zu der Zeit selbst, da er vorfiel, gezeigt worden wäre. Man hat alles dieses bis beinahe auf unsere Zeiten ernsthaft wiederholt; ob es gleich weder dem übrigen Verhalten Gottes gegen die Christen der ersten Jahrhunderte ge-

mäß ist, noch auf hinlänglichen Zeugnissen beruhe, und dagegen mit sehr ungereimten Zusätzen vermischt ist. Man hat auch die Worte eines Kinderlehrers zu Antiochien aufbehalten, der vom Libanius spöttisch gefragt, was der Sohn des Zimmermanns machte? geantwortet haben sollte: Er macht einen Sarg für den Kaiser. Die Heyden drohten den Christen mit der Zurückkunft Julians von seinem Feldzuge; diese fürchteten sie, und wünschten seinen Todt: die Verwegenheit, mit welcher er sich unter die Feinde zu wagen pflegte, ließ immer vermuthen, daß sie ihm einst das Leben kosten dürfte; und wenn es ein Christ gewesen ist, der ihm dasselbe geraubt hat, wenn vielleicht mehrere derselben entschlossen waren, solches zu thun, so ist es nicht zu verwundern, daß die übrigen seinen Todt vorhergesagt haben.

Dahin gehört auch die berühmte Sage, daß Julian, nachdem er von dem tödtlichen Streich getroffen worden, eine Hand voll Blut aus seiner Wunde gen Himmel geworfen, und Christum mit den Worten angeredet habe: „Du hast überwunden, du Galiläer!“ Selbst Sozomenus und Theodoretus, welche dieses erzählen, geben es nur vor ein Gerücht aus, und Gregorius von Nazianzus, der nichts vorbey ließ, wodurch er den Kaiser verabscheuungswürdig machen konnte, gedenkt nichts davon. Vermuthlich war es eine Erzählung, welche die christlichen Soldaten ausgestreuet hatten. Man blieb aber auch bey derselben nicht: denn andere versicherten, Julian habe eben dieses gegen die Sonne, (welche seine vornehmste Gottheit war,) gethan, und ihr zugerufen: „Sättige dich an meinem Blute!“ er habe auch die übrigen Götter böse und schädlich gescholten. Wie geneigt man gewesen sey, wunderbare Nachrichten von diesem Kaiser vor

vor wahr aufzunehmen, ſieht man unter andern an dem Beyſpiel des Sozomenus. „Daß Julian, ſchreibt er, damals würklich Chriſtum geſehen habe, kann ich nicht als gewiß behaupten, weil es nur wenige melden; ich unterſtehe mich aber auch nicht, es als eine Unwahrheit zu verwerfen: denn es iſt glaublich, daß ſich bey dieſer Gelegenheit noch bewundernswürdigere Dinge zugetragen haben, zu einem Beweiſe, daß die chriſtliche Religion nicht durch menſchliche Bemühung feſtgeſezt worden ſey.“ Er erinnerte ſich nicht, daß dieſe Religion ſchon genug ſolcher Beweiſe gehabt hatte, deren Kraft nicht untergienge, und daß ſie alſo keiner neuen bedurfte. Noch iſt der oftgenannte Biſchof Gregorius der einzige, der dem Julian ein lächerliches Beſtreben beylegt, nach ſeinem Tode vor einen Gott gehalten zu werden. Julian ſchämte ſich, ſagt er, ſeines unrühmlichen Ausganges aus der Welt, und da er ſich erinnerte, daß viele vor ſeinen Zeiten gewußt hätten, ſich durch gewiſſe Künſte dem Anblicke der Menſchen zu entziehen, um vor mehr als Sterbliche angeſehen zu werden: ſo wollte er ſich mit Hülfe einiger ſeiner getreueſten Vertrauten in den Fluß ſtürzen, an welchem er verwundet lag. Aber einer von den Verſchnittenen an ſeinem Hofe erfuhr ſolches, und hinderte es, indem er auch andern dieſen Vorſaz bekannt machte. — Julian duldete, wie man geſehen hat, keine Verſchnittene um ſich: und wenn man auch unter dieſem Nahmen einen Hofbedienten überhaupt verſtehen wollte; ſo würde doch der Bericht eines einzigen Schriftſtellers, der überdieß gegen den Kaiſer ſo übel geſinnt war, immer vor nichts zu achten ſeyn.

Wahrheitsliebender und glaubwürdiger als alle dieſe Chriſten, hat Ammianus, wiewohl ein Heyde, die lezten

lezten Stunden des Kaiſers beſchrieben: er diente unter der Leibwache deſſelben, und ſeine Erzählung iſt der Denkungsart dieſes Fürſten vollkommen gemäß. Nach derſelben hatte man Julians Wunde kaum verbunden, ſo verlangte er ſeine Waffen und ſein Pferd, um von neuem in das Treffen zu eilen. Allein ſein Wille war ſtärker als ſeine Kräfte: und da er hörte, daß der Ort, wo er ſich befand, Phrygia hieß, verlor er alle Hoffnung länger zu leben, weil ihm ein Götterausſpruch verkündigt haben ſollte, er würde in Phrygia ſterben. Mittlerweile fochte ſein Heer mit der äußerſten Tapferkeit gegen die Perſer fort; Schmerz und Rachbegierde über das Unglück ſeines Fürſten gaben demſelben Muth bis zur Verzweifelung, und die Feinde erlitten einen überaus großen Verluſt. Aber zugleich näherte ſich Julian dem Tode. Er fühlte es, und redete ſeine umſtehenden traurigen Freunde mit gelaſſenem Geiſte folgendergeſtalt an: „Die Zeit iſt nun gekommen, mei„ne Freunde, und ſehr gelegen, daß ich das Leben ver„laſſen muß: ich gebe es der Natur, die es zurück for„dert, als ein ehrlicher Schuldner freudig wieder: nicht, „wie einige glauben, betrübt und niedergeſchlagen. „Denn die allgemeinen Lehren der Philoſophen haben „mich überzeugt, wie weit glücklicher die Seele als der „Körper ſey; und ich ſehe wohl ein, daß man ſich viel„mehr freuen müſſe, ſo oft der edlere Theil des Men„ſchen von dem ſchlechtern getrennt wird. Ich denke „auch darauf, daß die Götter manchen rechtſchaffenen „Männern den Todt als die höchſte Belohnung ertheilt „haben. Dieſes Geſchenk, wie ich gewiß weiß, er„halte ich ebenfals, damit ich nicht unter harten Schwie„rigkeiten erliegen, oder jemals mich zu niederträchti„gen Handlungen herablaſſen dürfe: ich habe es erfah„ren, daß alle Schmerzen die trägen Seelen nach Ge„fallen

„fallen zerrütten; aber den standhaften weichen. Auch „reuen mich meine Handlungen nicht; mich ängstigt „nicht das Andenken eines groben Verbrechens, weder „aus der Zeit, da ich fern vom Hofe in einigen Win„keln erzogen wurde; noch seitdem ich zur Regierung „gelangt bin. Diese, welche von den Göttern selbst „herstammt, glaube ich unbefleckt erhalten zu haben; „indem ich die bürgerlichen Angelegenheiten mit Mäßi„gung verwaltete, und nur aus geprüften Gründen „Kriege anfieng, oder abwehrte; wenn gleich Glück „und nützliche Maaßregeln nicht überall verbunden wa„ren, weil sich die himmlischen Mächte den Ausgang „der Unternehmungen vorbehalten haben. Da ich be„dachte, daß das Wohl der Unterthanen der vornehm„ste Endzweck einer gerechten Regierung sey: so bin „ich, wie ihr wißt, immer geneigter zu einer ruhigen „Verfassung gewesen; ich habe mich vor einer zügello„sen Aufführung, welche Geschäfte und Sitten ver„dirbt, gehütet, und ich freuete mich, wenn ich es „kaum erfuhr, so oft mich der Staat, als ein gebiete„rischer Vater, den Gefahren ausezte: da stand ich „fest, und schon gewohnt, alle widerwärtige Zufälle „zu überwältigen. Ich scheue mich auch nicht es zu „gestehen, daß ich lange aus Wahrsagungen gewußt „habe, ich würde durch das Schwerdt umkommen. „Daher danke ich dem ewigen Gotte dafür, daß ich „nicht durch heimliche Nachstellungen, noch durch eine „lange schmerzliche Krankheit, oder als ein verurtheil„ter Uebelthäter sterbe; sondern mitten in dem Lauf ei„nes blühenden Ruhms diesen rühmlichen Abschied aus „der Welt nehmen kann. Denn wenn man richtig ur„theilen will, so ist es eben so wohl Furchtsamkeit und „Trägheit, sich nach dem Tode zu sehnen, wenn die „Zeit desselben noch nicht da ist, als ihn zu fliehen,

„wenn

„wenn man sterben soll. Hier muß ich aufhören zu re-
„den, weil sich meine Kräfte verlieren. Mit gutem
„Bedachte sage ich nichts von der Wahl eines neuen
„Kaisers, damit ich nicht etwan unvorsichtiger Weise
„den würdigen übergehe; oder indem ich denjenigen
„nenne, den ich vor geschickt halte, und ihm ein ande-
„rer vorgezogen wird, den leztern in Gefahr stürze.
„Aber als ein rechtschaffener Bürger wünsche ich, daß
„man nach mir einen guten Regenten haben möge.“

Will man argwöhnisch seyn, und das nicht gar ohne Grund, so kann man mit einem neuern Schriftsteller muthmaaßen, Julian habe diese Rede eine geraume Zeit vorher verfertigt, um, wie in seinem ganzen Leben, also auch im Tode, eine gewisse Würde und Hoheit zu beobachten. Man könnte mit eben demselben sagen, der Kaiser habe die Art, wie Sokrates gestorben, nur etwas gezwungen, nachzuahmen versucht. Genug, seine philosophische Heiterkeit verließ ihn nicht in Worten, noch in Handlungen, bis an sein Ende. Indem er hierauf sein besonderes Vermögen unter seine liebsten Freunde vertheilte, vermißte er den Staatsbedienten Anatolius, der eben in der Schlacht umgekommen war. Sallustius sagte ihm, Anatolius sey glücklich geworden; diese bey den Alten gewöhnliche Umschreibung des Todes verstand Julian, und beklagte den Todt seines Freundes heftig, ob er gleich den seinigen gleichgültig betrachtete. Alle Anwesende weinten; er aber verwies es ihnen, daß sie um einen Fürsten trauerten, der nun bald unter die Gestirne versezt werden sollte. Nachdem er sie beruhigt hatte, fieng er mit den Philosophen Maximus und Priscus ein tiefsinniges Gespräch über die Erhabenheit der menschlichen Seele an. Seine Wunde öffnete sich; das Athemho-

len

len ward ihm ſchwerer; er forderte kaltes Waſſer, und dieſes erleichterte ihm den Tod, der in der Nacht vor dem 27. Junius des Jahrs 363. erfolgte, als er das zwey und dreyßigſte Jahr ſeines Alters noch nicht völlig zurückgelegt hatte. Man begrub ſeinen Leichnam, wie er befohlen hatte, zu Tarſus, und ſezte ihm folgende Grabſchrift, zu welcher Homer die zweyte Hälfte hergegeben hatte: „Hier liegt Julian, der am ſchnellen Tigris ſtarb: beydes ein guter Fürſt, und ein tapferer Feldherr."

Dieſer Lobſpruch hat außer ſeiner bündigen Kürze, auch den Vorzug, daß er überhaupt genommen wahr iſt. Man kann jezt aus der vorhergehenden Geſchichte urtheilen, daß Julian, auch ohngeachtet ſeiner Fehler, ein trefflicher Regent geweſen ſey. Er beſaß ſo ungemeine Gaben, und hatte ſich ſo mannichfaltige ſchäzbare Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben; er war ſich auch in ſeinem Betragen ſtets ſo gleich und unveränderlich, daß bey den erſten Blicken auf ſein Bild, nur wenig daran fehlt, um ihn unter die größten Männer aller Zeiten rechnen zu können. Mit Conſtantin dem Großen verglichen, iſt er es, der dieſen Beynahmen zwar nicht gänzlich an ſich reißt; doch dieſem ſehr ſtreitig macht. Er war größer als Conſtantin im Kriege, in der Enthaltſamkeit von Pracht, Ueppigkeit, und ſelbſt von den gemeinen Vergnügungen des Lebens; er war es auch an Wiz, Gelehrſamkeit, und ſchriftſtelleriſcher Kunſt: und in einem Alter, da Conſtantin ſich erſt der Welt zu zeigen anfieng, endigte er bereits ein Leben, das er mit großen oder merkwürdigen Thaten ausgefüllt hatte. In der ſchönſten Blüte ſeiner Jahre hingeriſſen, war er lange ſchon ein ſehr berühmter Held und Weiſer geweſen; aber in eben dieſem Alter,

er, das der Sieger gegen sich selbst so wenig sähig ist, war er würklich Herr über seine meisten Leidenschaften, und erhob sich durch einen philosophischen Geist über gemeinen Fürsten; da hingegen Constantin auch mit in einem zweyfach längern Leben zu keiner ausnehmenden Stärke der Seele gelangt ist.

Wenn man jedoch sieht, daß Julian von einer unbeschreiblich grossen Eitelkeit und Einbildung auf seine Vorzüge regiert worden sey; daß er offenbar viel gethan habe, um sich Aufsehen, Bewunderung und Lob zuzuziehen: so muß man gestehen, daß die Quelle seiner Tugenden nicht immer die reinste gewesen sey. Zu sehr gefällt er sich mit seiner philosophischen Miene und Lebensart: überall erscheint der Philosoph, der bemerkt werden will; an Statt daß er, durch kein Gepränge kenntlich, hätte aufgesucht werden sollen. Der feine und scharfsinnige Geist, der er auch in Ansehung der Religion seyn wollte, war er am allerwenigsten. Will er von dieser Seite Constantin dem Grossen entgegen gesezt werden: so muß man weder allein auf den Glauben sehen, den ein jeder derselben bekannte: denn beyde wollten den ihrigen aus tiefer Ueberzeugung angenommen haben; noch bloß auf ihr Verhalten gegen die Anhänger einer andern Religion: denn sie haben dieselben beyde verfolgt; endlich nicht einmal auf die Ausschweifungen des heydnischen Götzendienstes, denen sich Julian überließ: denn Constantin selbst ist in einen ziemlich verächtlichen Aberglauben verfallen. Allein Julian entehrte sich durch seinen Eifer für das Heydenthum weit mehr, weil er ein Philosoph seyn wollte; und Constantin, der nach diesem Ruhme nicht strebte, folgte doch einer weit besser zusammenhängenden Denkungsart über die Religion. Setzt man noch hinzu, daß

daß die Staatsklugheit des leztern ein glänzenderes Werk zu Stande gebracht hat; ingleichen daß Julians einziger und sehr großer Fehler in seinem lezten Feldzuge, dergleichen Constantin nie begangen hat, in die schimpflichsten Folgen für das Römische Reich nach seinem Tode ausgebrochen ist; so scheint sich in der That die Wagschale etwas zum Vortheile Constantins zu senken, wenn er gleich immer in gewissen Betrachtungen unter dem Julian bleiben dürfte.

Doch die Beurtheilung dieses Fürsten wird freyer, wenn sie nicht nach dem Gange einer solchen Vergleichung fortschreitet. Man kann von ihm allein aufgestellt sagen, daß ihm weder eine uneingeschränkte Verehrung, noch Haß oder Verachtung gebühren. Seine Tugenden verdienen alle Lobsprüche; aber einige derselben, wie Güte, Redlichkeit und Gerechtigkeit, verließen ihn, wenn er sie gegen seine christlichen Unterthanen am nothwendigsten brauchte. Er, der sich dem gemeinen Besten so willig aufopferte, wollte doch einen Theil der Bürger des Staats seiner wichtigsten Freyheit berauben, und nach seinen besondern Einsichten zwingen; mit elenden Spöttereyen und Künsten griff er ihr theuerstes Eigenthum an. Selbst ohne ein Christ zu seyn, sieht man das Unedle und Harte in diesem Betragen. Was die Religion anbetrifft, die er ausübte und empfol, so hatte sein Eifer von dieser Art zwar etwas Außerordentliches und Großmüthiges an sich; aber er war auch mit niedrigen Schwachheiten und Widersprüchen vermengt. Oft wurde dieser Fürst nur seltsam und gezwungen, wenn er groß und bewunderswürdig seyn wollte. Gleichwohl muß man ihm die Anstrengung aller seiner Kräfte zu Absichten, welche er vor rühmlich ansah, meistentheils als verdienst-

voll anrechnen. Wer ihn einen Böſewicht nennt, ſagt weit mehr als er beweiſen kann; aber wer ihn als das Muſter eines vollkommenen Fürſten anpreiſet, vergißt, daß er ein Verfolger unſchuldiger Menſchen, und oft in eben dem Beyſpiele, durch welches er lehren und rühren wollte, theils unvorſichtig, theils keiner Nachahmung werth geweſen iſt. Es iſt wahr, Julian hat verſpottet und drückte diejenige Religion, die wir aus groſſen Urſachen und nach einer langen Erfahrung für die richtigſte, für das menſchliche Geſchlecht anſtändigſte und wohlthätigſte halten; er verließ dieſelbe ſogar, nachdem er ſie bereits völlig gefaßt hatte. Aber ihn darum allein als den Abſcheu aller folgenden Zeiten vorzuſtellen, war der Geſchichte nicht erlaubt. Sie war gezwungen, es durch den Beynahmen des Abtrünnigen zu thun, der ihm ſo viele Jahrhunderte hindurch beygelegt worden iſt; aber ſie hat angefangen, denſelben wieder aufzuheben. Ein ſolcher Schandflecken, als dem Nahmen eines Fürſten unzertrennlich angehängt verbleibt, hebt alle freye und ruhige Unterſuchung auf. Wäre die Geſchichtbeſchreibung im Römiſchen Reiche, und nachmals in Europa überhaupt, das Eigenthum heydniſcher Gelehrten geworden: ſo würden ſie vielleicht den erſten Conſtantin den Abtrünnigen genannt, und den Julian unter dem Ehrennahmen des Groſſen auf die Nachwelt gebracht haben. Den Uebertritt des leztern zur Abgötterey, erklärt die Vernunft ſelbſt unverſchimpflich: an ſeinen Vorurtheilen wider das Chriſtenthum, und an allen ſeinen Handlungen, die daraus entſprangen, erkennt man den ſcharfſichtigen, gemäßigten und menſchenfreundlich denkenden Mann gar nicht, der er würklich war. Aber man ſieht auch ſeine Bemühungen, ſich aus dieſer Verlegenheit auf eine würdige Art herauszuwickeln; zugleich ein Philoſoph und ein

Eifrer

rer für ein unphilosophisches Religionsgebäude zu
, das ihm die Schicksale seiner ersten Jahre werth
acht hatten. Man würde ohne Bedenken sagen
ien, daß er mehr bedauert als angeklagt werden
se, wenn seine Abneigung gegen die Christen, und
Irrthümer, nicht auch sein Herz sehr oft ver-
ärzt und verbittert hätten.

Einer der besten Kenner von Julians Charakter,
mianus Marcellinus, hat denselben noch voll-
diger ausgemahlt, als es in der Geschichte seines
is geschehen konnte. Die vier Haupttugenden,
er, Mäßigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und Ta-
feit, fanden an ihm alle einen glücklichen Verehrer.
war so keusch, daß er nie in den Verdacht von einer
dentlichen Liebe gefallen ist: sein sparsamer Gebrauch
Nahrung und Schlaf gab dazu ein sehr gutes Hülfs-
l ab. In den Feldzügen aß er meistentheils sie-
, und nach einer kurzen nächtlichen Ruhe stand er
um die Schildwachen zu besuchen; alsdenn aber
) er sich gleich den Wissenschaften. Entfernt vom
g und Uebermuth, suchte er leutseelig zu seyn, ob-
nächtlich zu werden; war ein scharfer Sittenrich-
sah mit Gelassenheit auf Geld und alle menschliche
r herab, und pflegte zu sagen, es sey eine Schan-
r einen weisen Mann, Vorzüge des Leibes zu su-
, da er doch einen Geist hätte. Er war fürchter-
aber nicht grausam; die Laster bemühte er sich
) die Bestrafung einiger weniger zu hemmen, und
ohte mehr mit dem Schwerdte, als daß er sich des-
n bedient hätte. Zu seinen Fehlern gehört es, daß
chtig und übereilt war, wiewohl er sich gerne bes-
ließ; sehr schnell und vieles sprach, der Wahrsa-
mst überaus ergeben, und mehr abergläubisch als

ein genauer Beobachter der gottesdienstlichen Cerimonien war. Auch gefiel ihm der Beyfall des Volks selbst aus Kleinigkeiten suchte er mit unmäßiger Begierde Lob zu erhaschen, und zwang sich oft, um herablassend gegen seine Unterthanen zu scheinen, mit unachtungswerthen Leuten zu reden. Er hatte eine mittelmäßige Länge, Haare, welche weich herabflossen, einen rauhen zugespitzten Bart, schöne funkelnde Augen, eine gerade Nase, einen etwas großen Mund, die untere Lippe getheilt, einen starken und gekrümmten Nacken, breite Schultern, und überhaupt einen ebenmäßigen wohlgeübten Körper. Zuletzt rühmt ihn Ammianus wegen der vortrefflichen Wiederherstellung und Vertheidigung des Reichs gegen die Barbaren, und rechtfertigt ihn geschickt, daß er den persischen Krieg angefangen habe. Andere seiner Anmerkungen über den Julian sind bereits gelegentlich angeführt worden; wiewohl man von ihm, als von einem heydnischen Schriftsteller, nicht alles erwarten kann; so urtheilt er doch auch von Julians Betragen gegen die Christen nicht partheyisch.

Diese Abbildung bestätigen Eutropius und Aurelius Victor. Der erstere lobt noch insonderheit Julians große Beredsamkeit und herrliches Gedächtniß; sagt, daß er in manchen Stücken einem Philosophen, und besonders dem Marcus Aurelius ähnlich gesehen habe, gegen seine Freunde freygebig, aber nicht so aufmerksam und sorgfältig in andern Dingen gewesen sey, als es einem so großen Fürsten geziemte. Der leztere aber bemerkt, daß Julian in der Wahl seiner Staats- und Kriegsbedienten nicht glücklich, und viel zu gefällig in seiner Nachsicht gegen sie gewesen sey.

Als Gelehrter und Schriftsteller hat sich zwar Ju-
an oft bereits in dieser Geschichte gezeigt; aber es sind
ch mehrere Schriften von ihm übrig, welche gekannt
werden verdienen. Die beträchtlichste darunter ist
ine Spottschrift auf seine Vorgänger in der kaiserli-
en Regierung, die er unter der Aufschrift: Die Kais
r, aufgesetzt hat, und von welcher in Constantius
ben (S. 175. fg.) eine Probe mitgetheilt worden ist.
an hat sie auch vor kurzem nebst dem Misopogon
s Kaisers geschickt ins Deutsche übersezt. Man liest
ese witzige aber bittere Satyre nicht ohne Vergnügen:
d vielleicht errathet man die Absicht ihres Verfassers
n besten, wenn man sagt, er habe darinne zeigen
llen, daß Marcus Aurelius und er die beyden
ßesten Kaiser gewesen wären. Seine zwo Lob-
den auf den Kaiser Constantius, die er in jün-
en Jahren schrieb, als er seines Schutzes noch
durfte, sind beredte und schmeichelhafte Arbeiten,
e die meisten von dieser Gattung; ob es ihnen
ich an reifern Früchten des Nachdenkens nicht
st. Mehr spricht das Herz in einer Rede, die
zur Ehre seiner großen Wohlthäterinn, der Kai-
inn Eusebia, geschrieben hat. In einer andern
er, die an den Sallustius gerichtet ist, hat er
ıtläufig, und ohngefähr wie in der schon beschrie-
nen Rede auf die Cybele, die großen Eigenschaf-
n der Sonne, die seine ehrwürdigste Gottheit
r, nach der Erklärungsart der neuern Platoni-
r. gepriesen. Endlich ist auch außer den enge-
hrten Briefen Julians, noch eine beträchtliche
nzahl derselben vorhanden, deren anmuthige Ab-
chselung, scherzhafter Ton und freye Erklärung
ner Gesinnungen sie empfelen. Sie enthalten
er auch eben sowohl als seine andere Schriften,

viele Spuren von Gelehrsamkeit und philosophischer Untersuchung, in der einnehmendesten Schreibart. Zuweilen mochte sich Julian seine Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern und Philosophen zu freygebig haben merken lassen: und daß er oft mehr rednerisch oder witzig als gründlich schreibe, kann ebenfals leicht erwiesen werden. Nach der Ausgabe aller seiner Schriften durch den Jesuiten Dionysius Petavius, (welche zu Paris 1630. 4. erschienen ist,) hat der Freyherr Ezechiel von Spanheim dieselben (zu Leipzig 1696. Fol.) mit Petavs und seinen Anmerkungen, auch sehr feinen Beobachtungen über den Geist, Witz und die Schreibart des Verfassers, und noch mit dem Werke des Alexandrinischen Cyrills wider den Julianus vermehrt, ans Licht gestellt.

* * *

Julian selbst ist der erste Zeuge seiner Geschichte in vielen Stellen seiner Schriften, wo er entweder Begebenheiten seines Lebens erzählt, oder sich durch andere Züge abschildert. Man kann ihm jedoch nicht wohl von der Begierde freysprechen, manches, das ihn betrifft, wenigstens durch einen leichtern Anstrich zu verschönern. Er hatte eine Geschichte seiner Kriege in Gallien verfertigt; aber es ist nicht einmal gewiß, ob sie in der Welt bekannt geworden sey. Callistus, einer seiner Hofbedienten, hatte auch sein Leben in einem Gedichte beschrieben, das längstens untergegangen ist.

Die

Diesen Verlust ersetzt Ammianus Marcellinus, dessen schon so oft gedacht worden ist, reichlich. Er ist einer von den wenigen Geschichtschreibern, die der Wahrheit getreu verblieben sind; und er hatte gleichwohl starke Reizungen partheyisch zu seyn, da er nicht allein ein Heyde war, sondern auch in Julians Diensten stand. Daher erleichtert er uns das Urtheil über seinen Kaiser so sehr. Eben an einem solchen Schriftsteller fehlt es der Geschichte Constantins: und darum wird es so schwer, den Mittelweg in derselben zu gehen. Ammianus war ein gebohrner Grieche: man vergiebt ihm daher gerne die rauhe lateinische Schreibart, auch eben so leicht verschiedene lange Ausschweifungen, die doch lehrreich sind.

Eutropius hatte den Julian ebenfals auf seinem Feldzuge gegen die Perser begleitet: er berichtet uns aber von demselben, seiner Absicht gemäß, überaus wenig. Doch kann man von ihm und von dem Aurelius Victor, dessen Erzählung eben so unfruchtbar ist, sagen, daß sie den Kaiser von mehr als Einer Seite betrachtet haben. Auch der christliche Dichter Prudentius hat eine kurze, aber nicht übel gerathene Schilderung Julians hinterlassen; sie ist in der That historisch wahr. „Ein „sehr tapferer Feldherr! sagt er; ein sehr berühmter Gesetzgeber! der Rathgeber seines Vaterlandes „mit Mund und That! aber nicht der Rathgeber „der vorzüglichern Religion! indem er dreymal hundert tausend Götter liebte.“

In den übrigen Schriftstellern aber des vierten und fünften Jahrhunderts, aus denen wir

Nachrichten von diesem Fürsten ziehen müssen, herrscht eine fast unerträgliche Partheylichkeit. Sind es Christen: so sammlen sie alles, was ihn verhaßt machen kann. Keiner hat ihn unerbittlicher verfolgt, als der Bischof Gregorius von Nazianzum in Reden, die mit gleicher Stärke und Heftigkeit abgefaßt sind. Als ein Zeitgenosse Julians verdient er alle Aufmerksamkeit; aber da er zugleich ein Feind desselben ist, der nichts von Schonung und kaum von Billigkeit weiß: so darf ihm nur dasjenige geglaubt werden, was entweder die übrigen Schriften und Handlungen dieses Fürsten, oder der Beytritt mehrerer Schriftsteller, auch wohl besondere Umstände, wahrscheinlich machen.

Die eigentlichen Geschichtschreiber, Socrates, Sozomenus, Theodoretus und Philostorgius, schreiben etwas glimpflicher: der erste darunter besonders. Sie haben zwar auch einige unwahrscheinliche Nachrichten beygebracht, und überhaupt zu eingenommen und leichtgläubig diese Geschichte bearbeitet. Aber ihnen deswegen, weil sie Christen waren, alle Glaubwürdigkeit in Julians Leben abzusprechen, würde eben so viel heißen, als die rühmlichen Zeugniße heydnischer Schriftsteller von ihm darum zu verwerfen, weil sie Heyden waren. Sie erzählen allein vieles Nachtheilige von ihm: man vergleiche den Ammianus und die Schriften Julians selbst mit ihnen; und man wird finden, daß beyde Theile nicht immer so sehr weit von einander abgehen, und manchmal der ganze Unterscheid hier auf ein allgemeines Geständniß, dort auf umständlich erzählte Beyspiele ankomme.

Von

Von der andern Seite, wo Heyden schrieben, ommt desto mehr Lob und Bewunderung. So richt der Freund und Lehrer Julians, Liba- ius, in seinen Reden und Briefen von ihm; be- nders in zwo Reden, die er dem Andenken des- lben widmete. Er hatte keine Belohnungen von em Kaiser empfangen: und er wünschte sie auch icht. „Du hast mir, schreibt er an ihn, aus iebe zum gemeinen Besten nichts gegeben. Du rchtetest, ich möchte, wenn ich reich wäre, mei- e Kunst vernachläßigen.“ Gleichwohl wurde er in hitzigster Lobredner: gerade das Gegentheil von em Bischof Gregorius. Nicht viel anders hat Eunapius in den Lebensbeschreibungen der So- histen vom Julian geschrieben. Zosimus in sei- er Geschichte beschreibt die Regierung dieses Für- en meistentheils mit Genauigkeit und guter Beur- rtheilung; aber es fällt wiederum in die Augen, ie partheyisch ihn seine Religion gemacht habe. r wußte beynahe nichts als Schandthaten vom onstantin dem Großen zu erzählen: und vom ulian nichts als rühmliche Gaben und Hand- ungen.

Unter den Neuern hat zuerst Johann Leun- lavius (oder Löwenklau) in seiner Schutzschrift ir den Zosimus, den Kaiser Julian sehr billig, eigentlich nur von seiner rühmlichen Seite, ohne inige Rücksicht auf Religion, beurtheilt. Nachher at auch Gottfried Arnold (in seiner unpartheyi- chen Kirchen- und Ketzerhistorie) versucht, diesem ürsten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er würde durch seine zum Theil sehr richtigen Anmer- ungen mehrern Eindruck gemacht haben, wenn er

nicht bey einer zu flüchtigen Prüfung einige
Fehler begangen, und um gegen diesen Fürsten
partheyisch zu seyn, eine zu bittere Partheylich
gegen die Christen seiner Zeit geäußert hätte.

Auch in der Geschichte dieses Kaisers hat T
lemont den ungemein sorgfältigen Fleiß angewen
durch welchen er so berühmt geworden ist. I
indem man seine reichen Sammlungen mit D
annimmt, bedauert man es, daß er so geneigt g
sen ist, alles, was den Julian betrifft, von
schlimmsten Seite anzusehen, und gehäßige Bem
tungen über ihn anzustellen; hingegen alles,
den Christen und ihrer Religion zur Ehre gere
sogar bisweilen, wenn es Mährchen ähnlich
sollte, geschwind zu glauben, auch wohl oft in
Ausdrücken des Gregorius von Nazianzus
der den Kaiser zu declamiren.

Der von ihm aus allen Schriftstellern z
mengetragenen Nachrichten, hat sich de la B
terie, doch nicht ohne eigene Untersuchungen,
dient, um Julians Leben französisch zu beschrei
und sein Buch ist auch in die deutsche Spra
übersetzt; von ihm aber noch mit der Uebersetzu
einiger Schriften Julians vermehrt worden. D
se Lebensbeschreibung ist sehr wohl gerathen: d
Schriftsteller hatte vorher so billig und gemäßi
vom Julian geurtheilt, ohne seine Fehler zu v
decken. Kleinere Versehen gegen die Genauigkei
zu französische Ausschmückungen der alten Schrif
steller, oder Erweiterungen kurzer Stellen zu ganz
Reden, und ähnliche seltnere Flecken, verdunkeln e
den Ruhm dieses Werkes nicht.

D

Da es die erste vollständige, beredt und angenehm abgefaßte Lebensbeschreibung Julians war, die sich leicht weglesen ließ, weder durch Schmeicheley, noch durch theologische Heftigkeit anstößig ward: so that sie eine Würkung, deren Früchte wir noch sehen. Viele witzige Köpfe wurden durch dieselbe in den Stand gesezt, über den gedachten Kaiser in der Geschwindigkeit zu urtheilen, ohne ihn und die ersten Geschichtschreiber seines Lebens gelesen zu haben. Diese Bearbeitung seiner Geschichte hatte den Reiz der Neuigkeit; lebhaften und sinnreichen Lesern kostete es nur einen Sprung, um noch viel weiter zu gehen, und die Begierde, sich den gemeinen Begriffen gerade entgegen zu stellen, machte, daß sie ihn würklich thaten. Seitdem ist also Julian von vielen, besonders französischen Schriftstellern, als der vollkommenste Fürst abgebildet, durchaus vertheidigt oder entschuldigt, und jede Beschuldigung der Christen wider ihn vor eine Verleumdung erklärt worden. So wie man ihn erhob, so suchte man Constantin den Grossen zu erniedrigen: beydes auch nicht selten in der Absicht, um eifrige Schriftsteller der Christen lächerlich zu machen. Eines der ersten Beyspiele dieser Mode hat Voltaire (Oeuvres Tome VIII. edit. de Dresde, pag. 88. seq.) gezeigt: mit einer verführerischen Kunst für diejenigen, welche es nicht bemerken, wie kühn er die Geschichte mißhandle.

Die Sammlung der Ueberbleibsale von dem Werke dieses Kaisers gegen die christliche Religion, welche der Marquis d'Argens veranstaltet, und mit vielen Anmerkungen begleitet hat, gehöret ziemlich

sich auch in diese Classe; obgleich der Herausgeber noch andere Endzwecke dadurch zu erreichen suchte. Sie hat Gottl. Friedrich Meiern zu einer lesenswürdigen Beurtheilung der Betrachtungen des Marquis über den Julian, (Halle, 1764. in 8.) und dem Herrn D. Crichton zu sehr gründlichen Betrachtungen über Julians Abfall von der christlichen Religion, und Vertheidigung des Heydenthums, (Halle, 1765. 8.) Gelegenheit gegeben.

Leben des Papstes Adrian des Sechsten.

Gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte zu Utrecht ein Handwerksmann, Florentius oder Florus. Man weiß weder das Gewerbe, durch welches er sich nährte, noch sogar seinen Familiennahmen mit Gewißheit mehr; obgleich nachmals, da sein Sohn der ehrwürdigste Mann unter den Christen geworden war, viele Untersuchungen über die Lebensart deßelben angestellt worden sind, und vornehme Geschlechter ihn vor ihren Anverwandten erklärt haben. Aus der Ehe dieses Florentius, der allem Ansehen nach kleine Schiffe und Kähne zimmerte, und seiner Frau, Gertrud, kam den zweyten März des Jahrs 1459. ihr Sohn Adrian auf die Welt. Beyde Eltern werden wegen ihrer Rechtschaffenheit und Frömmigkeit gelobt. Daher führte auch die Mutter ihres Sohnes Erziehung glücklich fort, nachdem sein Vater sehr frühzeitig gestorben war. Sie warnete ihn besonders vor Lügen, Stehlen, Zank und Händeln, auch vor dem Umgange mit Lasterhaften, lehrte ihn die Kirchen besuchen,

den Geiſtlichen bey der Meſſe aufwarten, die Predigten anhören, und was er von denſelben behalten hatte, zu Hauſe erzählen. Einſt fand er ein Stück Geld auf der Straße, und brachte es frölich nach Haus. Sogleich gieng ſie in einer Art von Unwillen mit ihm an den Ort, wo er es gefunden hatte: dahin nöthigte ſie ihn es wieder zu legen, um auch einen unſchuldigen Anfang zu ungerechter Habſucht bey ihm zu erſticken. Dieſe redlichen Anweiſungen einer Frau von ganz geringen Kenntniſſen; die aber ihren Sohn ſo ſehr liebte, daß ſie den Armen viele Wohlthaten erwies, um dadurch, wie ſie glaubte, die Erhaltung deſſelben ſich von Gott zu erbitten, ſcheinen bey demſelben eben ſo bleibende Würkungen hinterlaſſen zu haben, als der Unterricht ſeiner Lehrer.

In einem Alter von fünf Jahren lernte Adrian (der ſich nach der Weiſe des gemeinen Volks in Holland nur nach ſeinem Vater Adrianus Florentius nannte) mit großer Geſchwindigkeit leſen. Da er ſeinen Lehrmeiſter alle Buchſtaben fertig zu nennen gewußt hatte, warf er das Buch, worinne ſie ſtanden, verächtlich fort, und verſicherte ſeinem Vater, ſein Lehrmeiſter kenne die Nahmen der Buchſtaben nicht ſo gut als er, und brauche nun ſelbſt Unterweiſung. Dieſe gab ihm daher den ſcherzhaften Nahmen Magiſter Adrian, der ihm lange verblieb. Zu Deventer oder zu Zwoll erlernte er mit gleichem Fortgange die Anfangsgründe der Gelehrſamkeit; er ließ immer ſeine Mitſchüler weit hinter ſich zurück. Hierauf ward er auf die hohe Schule zu Löwen geſchickt: und weil ihn ſeine Mutter in dieſer Entfernung nicht unterhalten konnte, erlangte er eine Freyſtelle in einem der dortigen Collegien. Sein Fleiß war daſelbſt ungemein: man ſah ihn oft des Nachts an dem Scheine der Lichter, welche

welche die Kirchen und Straßen erleuchteten, lesen. Besonders ergab er sich der Philosophie mit dem größten Eifer. Er wurde während dieser Bemühungen im Jahr 1488. zum Magister der freyen Künste ernannt, und bald darauf war zu Löwen niemand, der an philosophischer und mathematischer Wissenschaft mit ihm verglichen werden konnte. In der Mathematik hatte er die schwersten Lehren ohne fremde Hülfe eingesehen. Als daher der berühmte Gelehrte, Hermolaus Barbarus, einer von den Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien, auf einer Reise nach Löwen kam, und verlangte, man möchte ihm irgend einen scharfsinnigen Philosophen zur Unterredung ausfuchen, empfohl man ihm den Adrian. Er bewunderte auch die Gedichte desselben so sehr, daß er von ihm begehrte, er möchte ihm die Stellung der Gestirne zur Zeit seiner Geburt abgezeichnet übersenden, um ihm, wie man sagt, die Nativität daraus zu stellen. Adrian that solches jedoch nicht: entweder aus Bescheidenheit, oder weil er glaubte, daß Hermolaus länger zu Löwen bleiben würde.

Darauf wandte er sich zur Theologie, wie sie damals gelehrt wurde, und zur bürgerlichen sowohl als päpstlichen Rechtsgelehrsamkeit. Er las fast alle Kirchenlehrer, ingleichen die scholastischen Schriftsteller, und die Ausleger der Rechte: auch in diesen Wissenschaften kam er zu einer ausnehmenden Stärke. Nichts fehlte ihm mehr als Uebungen der Dichtkunst und Beredsamkeit: und nur diese Nahrung oder Bildung seines Geistes verschmähte er. Man glaubt, daß seine natürliche Ernsthaftigkeit, und die Abneigung gegen die freyen Scherze der Dichter, das meiste dazu beygetragen haben. Bey dieser Anstrengung seiner Kräfte, gieng er doch niemals bis zur Ermüdung, und

beobachtete immer eine genaue Ordnung, um heite
bleiben; ſo daß er auch nur aus ſehr dringenden U
chen nach der Abendmahlzeit gelehrte Beſchäftigu
übernahm.

Beliebt und hochgeſchäzt wegen dieſer Fähig
ten, auch wegen ſeiner ausnehmenden Leutſeeligkeit
Höflichkeit, lehrte er nunmehr zu Löwen mit g
ſem Beyfall. Die Herzoginn von Burgund Ma
garetha, Wittwe des Herzogs Karl, der man
als einer wohlthätigen Gönnerinn der Gelehrten,
pfolen hatte, ließ ihn im Jahr 1491 auf ihre Ko
Doctor der Theologie werden, nachdem er ſchon m
rere Jahre öffentlicher Lehrer dieſer Wiſſenſchaft ge
ſen war. Sie ertheilte ihm zugleich, alles für ihn
unvermuthet, die Stelle eines Predigers in der St
Goeree in Seeland, mit einer anſehnlichen Be
dung. Dieſe ließ er nicht nur, weil er Löwen
ganz verlaſſen durfte, durch einen geſchickten
verwalten, den er reichlich belohnte; ſondern be
auch ſeine Gemeine jährlich öfters, und erfüllte
denn jede Pflicht ſeines Amtes bey derſelben.

Nach einiger Zeit wurde er zum Dechant
Domherren zu Löwen gewählt, mit welcher Würd
das Amt eines Vicekanzlers der Univerſität verbunden
war. Nun machte er es ſich mehr als jemals zur Vor
ſchrift, noch nachdrücklicher durch ein lehrreiches Leben,
als durch Ermahnungen, die Geiſtlichkeit, deren
Oberhaupt er war, zur Tugend anzuführen. Er blieb
auch jezt, wie bisher, da er weniger Reizungen dazu
überwinden durfte, frey von Ueppigkeit und Wolluſt.
Seine Tafel war anſtändig, aber nicht prächtig beſtel
keinen ſeiner Gäſte nöthigte er zum Trinken; nicht ein
mal von vornehmen Herren oder vertrauten Freunden,
lieſ

ließ er sich Gesundheiten zutrinken, obgleich der Wohlstand solches zu fordern schien; auch blieb er nie länger mit seinen Gästen als eine Stunde bey Tische: und sogar einen Theil dieser kurzen Zeit hindurch, ließ er etwas aus der heiligen Schrift vorlesen. So gern er auch sittsame Scherze vorbrachte, und auch von andern hörte; so wenig duldete er den geringsten unzüchtigen Flecken in Worten und Handlungen.

Einen solchen Aufseher brauchten seine Domherren. Oft gab er ihnen bey der feyerlichen Versammlung scharfe Verweise wegen ihrer Trunkenheit und Spielsucht; besonders wandte er alle Mühe an, die Beyschläferinnen fortzuschaffen, welche sie hielten; aber einige von den ältesten und ansehnlichsten widersetzten sich ihm hierinnen so hartnäckig, daß er, zumal da er keine Zwangsmittel in Händen hatte, diese Absicht größtentheils aufgeben mußte. Sie kostete ihm sogar beynahe das Leben: denn eine solche schändliche Gesellschafterinn eines von den Domherren, der ihn zu Gaste gebeten hatte, brachte ihm in der ersten Speise Gift bey. Sogleich wurde sein ganzer Körper dadurch erschüttert und verändert; eine heftige Krankheit folgte darauf, und erst nach vielen Jahren gelangte er wieder zu seiner ersten Gesundheit. Dieses und der Haß überhaupt, den ihm seine Strenge zuzog, machten endlich, daß er sich begnügte, sein Mißfallen über die Ausschweifungen der Domherren zu bezeigen. Zugleich aber sagte er, die Schuld davon, daß dieselben im Schwange giengen, sey nicht den Vorstehern der Stifter beyzumessen, welche über Leute gesetzt würden, bey denen die Laster zur Gewohnheit worden wären; sondern den Bischöfen und ihren Verwesern, weil sie ohne alle Untersuchung des geführten Lebens und Prü-

ſung, einem jeden den Zutritt zum geiſtlichen Ein
verſtatteten.

In deſto größerm Anſehen hingegen ſtand Adr
bey allen rechtſchaffenen und gelehrten Mänr
In den öffentlichen Berathſchlagungen der Univer
erhielt ſeine Meinung ordentlich einen ausgezeichn
Beyfall. Theologen und Rechtsgelehrten, Pfa
und Mönche, baten ſich bey zweifelhaften Fällen ſei
Rath häufig aus. Wenn eine Zwiſtigkeit von
manden beygelegt werden konnte, war er es, de
glücklich endigte; und oft brachten diejenigen, wel
glaubten, daß ihnen durch den Ausſpruch einer nie
Obrigkeit Unrecht geſchehen ſey, ihre Sache vor
er verbeſſerte ſodann meiſtentheils das Urtheil, w
ches zuweilen ſehr anſehnliche Männer wider die B
lichkeit gefällt hatten, ohne ſich um den Zorn daſſ
zu bekümmern. Aus Holland, Flandern, Hen
Seeland, und andern benachbarten Ländern, m
ten ſich ungemein viele an ihn, um ſeine weiſ
achten zu nützen. Außer dem akademiſchen
betrat er auch manchmal die Kanzel nicht ohne
wiewohl die Fertigkeit auf derſelben zu lehren, au
ner ſchon gedachten Urſache, bey ihm nur mittelmä
war. Aber ſeine Vorleſungen, die er mit ausneh
der Gründlichkeit und Anmuth hielt, gereichten ih
inſonderheit zur Ehre, und wurden ſelbſt von gelehr
und angeſehenen Männern beſucht. Bey den akad
miſchen Streitübungen zeigte er die ſeltne Kunſt, m
wenigen Worten die Hauptſache dergeſtalt zu treffen,
daß dem Gegner faſt nichts zu ſagen übrig blieb: und
er wuſte den ſchlechteſten Einwürfen einen großen Sch
von Stärke zu ertheilen.

E manche Leſer auch die Lebensbeſchreibungen onſtantins und Julians zu mühſam, ſchwerlig und weitläufig geſchrieben nennen; ich verage aber nichts mehr, als daß ſie eben dieſelbe rage an ſich ergehen laſſen, die ich mir ſelbſt rgelegt habe, ohne ihnen eine gleiche Antwort ſzudringen.

Eben darauf könnte ich auch denjenigen mſtrichter verweiſen, der bey der öffentlichen eurtheilung des dritten Theils von dieſem Wer, es überhaupt viel zu weitſchweifig, zu überden mit kleinen Umſtänden, und die Schreibt deſſelben zu ſchleppend gefunden hat. Schon ar ich auf dem Wege, mich in eine lange Beantwortung dieſes Tadels einzulaſſen; und der nfang dazu war würklich gemacht, indem ich m gröſten Theil dieſer Vorrede bereits vor einm halben Jahre ſchrieb. Jezt aber da dieſelbe endigt werden ſollte, trägt es ſich glücklicher Weiſe zu, daß ich die periodiſche Schrift, in welher jene Beurtheilung ſteht, nicht mehr in dieſer Stadt zu meinem Gebrauche erhalten kann. Ich ge, glücklicher Weiſe: denn ich erſpare dadurch en Leſern und mir eine Vertheidigung, in welher manches unangenehme, ſogar manches vorommen mußte, daß ich mich beynahe ſchämte inem Manne vorzuhalten, der die Geſchichte ennen, und hiſtoriſche Schriften verbeſſern will. Es iſt wahr, er hat mich gewiſſermaaßen aufgeordert, auf ſeine Erinnerungen zu antwo ten.

ſung, einem jeden den Zutritt zum geiſtlichen Stu
verſtatteten.

In deſto größerm Anſehen hingegen ſtand Adria
bey allen rechtſchaffenen und gelehrten Männe
In den öffentlichen Berathſchlagungen der Univerſit
erhielt ſeine Meinung ordentlich einen ausgezeichne
Beyfall. Theologen und Rechtsgelehrten, Pfar
und Mönche, baten ſich bey zweifelhaften Fällen ſei
Rath häufig aus. Wenn eine Zwiſtigkeit von m
manden beygelegt werden konnte, war er es, di
glücklich endigte; und oft brachten diejenigen, we
glaubten, daß ihnen durch den Ausſpruch einer nie
Obrigkeit Unrecht geſchehen ſey, ihre Sache vor ih
er verbeſſerte ſodann meiſtentheils das Urtheil, w
ches zuweilen ſehr anſehnliche Männer wider die G
ligkeit gefällt hatten, ohne ſich um den Zorn dera
zu bekümmern. Aus Holland, Flandern, Hen
Seeland, und andern benachbarten Ländern, w
ten ſich ungemein viele an ihn, um ſeine weiſe Be
achten zu nützen. Außer dem akademiſchen Lehr
betrat er auch manchmal die Kanzel nicht ohne Nu
wiewohl die Fertigkeit auf derſelben zu lehren, au
ner ſchon gedachten Urſache, bey ihm nur mittelmäß
war. Aber ſeine Vorleſungen, die er mit ausnehm
der Gründlichkeit und Anmuth hielt, gereichten ih
inſonderheit zur Ehre, und wurden ſelbſt von gelehr
und angeſehenen Männern beſucht. Bey den akad
miſchen Streitübungen zeigte er die ſeltne Kunſt, m
wenigen Worten die Hauptſache dergeſtalt zu treff
daß dem Gegner faſt nichts zu ſagen übrig blieb: a
er wuſte den ſchlechteſten Einwürfen einen großen Sch
von Stärke zu ertheilen.

Vorrede.

zur

zweyten Auflage.

Die neue Durchſicht dieſes Theils wurde dadurch ſehr erleichtert, daß ich, nach der Ausgung deßelben, die Lebensgeſchichte der beiden iſer, welche darinne vorkommen, in einem andern erke (Chriſtl. Kirchengeſch. Th. V. und Th. VI.) neuem, zwar nur, ſo weit ſie im Verhältniß der Geſchichte des Chriſtenthums ſteht, aber deswegen von ihrer wichtigſten und lehrreichſten ite, bearbeitet, und mich daſelbſt, nicht wie , daran hatte begnügen dürfen, die Quellen zu benützen, ſondern ſie auch ſorgfältiger hatte ſen, und beſtimmt anführen müßen. Schon es hat zu beträchtlichen Verbeßerungen Gelegengegeben. Andere ſind aus der ſchuldigen Strenwachſen, mit welcher ich Wahl und Erzählung Begebenheiten, Urtheile und Schreibart unter, und überall, wo es nöthig zu ſeyn ſchien, verert habe. So haben zum Beiſpiel, die fehleren Stellen der erſten Ausgabe, S. 132. Bey allem rühmt ihn ein Geſchichtſchreiber ſeiWerks, u. ſ. w. S. 255. nach vieler einmigen Meinung, und andere mehr, ihre Verung erhalten. Auch ſind manche nicht unerliche Zuſätze, wie S. 180. von Gibbons Wer. S. 396. vom Lewenklau, und andere in der-

Geſchichte ſelbſt, hinzugekommen. Ich war beinahe geſonnen, einen für das Leben Conſtantins und Julians beſonders ſchicklichen beizufügen: eine ausführlichere Erörterung der vermeinten neuen und weiſen Entdeckung, die, weil ſie zumal von Ausländern zu uns übergegangen iſt, deſto leichter und zuverſichtlicher angenommen wurde, daß nemlich die chriſtliche Religion das Sinken und Fallen des Römiſchen Reichs hauptſächlich befördert habe. Allein ſo wenig Mühe es koſten dürfte, zu zeigen, daß diese Meinung, ohngeachtet einiger Scheingründe, mit dem erweislichen Lauf der Geſchichte ſtreite, worüber ich anderwärts (Chriſtl. KGeſch. Th. VII. S. 260-262.) einige Anmerkungen gemacht habe; ſo hielt ich es doch vor überflüßig, mich bey derſelben hier aufzuhalten. Wer an der neueſten Methode die Geſchichte zu behandeln, das heißt, an künſtlichen Vermuthungen, neu ausgeſonnenen Urſachen und Abſichten der Handlungen, witzigen Wendungen, und declamatoriſcher Darſtellung, ſein Vergnügen findet, der wird jene Meinung, die den auf dieſem Wege hervorgeſproßen iſt, gewiß nicht fahren laßen. Wem aber die gerade hiſtoriſche Straße, ſo weit ſie nur durch jedes bedachtſames Mittel gebahnt werden kann, ohne Flug oder Seitenſprünge, beßer gefällt, der wird dieſelbe von ſelbſt nach ihrem Werthe zu ſchätzen verſtehen. Wittenberg, am 15. September des Jahrs 1786.

Lebr

Da er um diese Zeit beträchtliche Einkünfte besaß, ntschloß er sich aus Liebe zum gemeinen Besten, und ankbar für die in einem Collegio der Universität genos- nen Wohlthaten, selbst ein solches öffentliches Ge- äude aufzurichten. Gleichwohl lachten viele, als er en Bau desselben anfieng, darüber, weil sein Ver- ögen zu einem solchen Aufwande immer noch unzu- inglich zu seyn schien. Er aber sah vermuthlich mehr uf die Größe seines edlen Entwurfs, und hoffte viel- icht auch, daß derselbe von andern würde unterstützt erden. In diesem Collegio sollten arme Jünglinge, ie sich der Theologie ergaben, nachdem sie sich in den Vorbereitungswissenschaften bereits geübt hatten, frey nterhalten werden. Er wandte alles Geld, dessen r entrathen konnte, auf dasselbe, und hinterließ ihm uch in seinem Testamente ein starkes Vermächtniß. So kam es endlich gegen das Ende seines Lebens zu Stande: es führt noch den Nahmen des päpstlichen Collegii. Bald darauf, nachdem es zu einiger Voll- ommenheit gebracht worden war, reiste der Cardinal Carvajal, als außerordentlicher Gesandter des Pap- tes, durch Löwen, und bewunderte es, mißver- nügt über sich selbst, daß er eine so treffliche Unter- ehmung, auf die er schon lange bedacht gewesen war, noch nicht hatte ausführen können, da sie indessen ein Mann von weit geringern Glücksumständen, so rühm- ich vollendet hatte. Carvajal, der zugleich den Adrian um vieler andern Ursachen willen seiner Hoch- chtung und Liebe würdig fand, empfol ihn, da er ach Rom zurückgekommen war, dem Papste Ju- ius dem Zweyten so eifrig, daß ihn dieser mit den ortheilhaftesten Bedingungen an seinen Hof rief. Adrians Neigung würde ihn auch dahin geführt haben: denn ob er gleich zu Löwen mit vielem Ver-

gnügen

gnügen unter seinen gelehrten Freunden lebte; so hatte doch eine Stadt noch mehr reizendes für ihn, in welcher ein so grosser Zusammenfluß von Geistlichen aus ganz Europa anzutreffen war. Aber ein Antrag von einer ganz unähnlichen Art, dem er nicht widerstehen konnte, riß ihn an einen andern Hof, in die grosse Welt und zu Beschäftigungen hin, zu denen er sich niemals bestimmt hatte.

Ende des vierten Theils.

Stanford University Libraries
3 6105 013 454 322
CT
152
.S42
v.

DATE DUE			